



historia scribere

Jahrgang 8
Juni 2016

Online Zeitschrift der Institute für Alte Geschichte und Altorientalistik, Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie sowie Zeitgeschichte der Universität Innsbruck zur Publikation studentischer Arbeiten

Vorwort zur achten Ausgabe 2016	Gunda Barth Scalmani, Irene Madreiter, Eva Pfanzerler	I–VI
Best-Paper-Awards 2016		
Pro-Seminare	Philipp Ebell	11–26
	Dominique Karner	27–44
Bachelor-Seminare	Julian Degen	47–82
	Tobias Leo	83–124
Seminare	Maria Buck	127–156
Best-Paper-Award & UNO Center Austria Preis in transatlantischer Geschichte 2016	Lisa-Marie Gabriel	159–182
Runner-Up-Awards 2016		
Bachelor-Seminare	Jakob Kathrein	187–222
Seminare	Julia Tapfer	225–248
Runner-Up-Award & Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2016		
Bachelor-Arbeit	Thomas Walli	253–286
Seminare	Nele Gfader	289–318
Lobende Erwähnungen 2016		
Bachelor-Seminare	Emanuel Simonini	323–358
	Anna Anderlan	359–388
Seminare	Maximilian Oswald	391–408
Varia	Sarah Oberbichler	411–432

Vorwort zur achten Ausgabe von *historia.scribere* (2016)

Historia.scribere geht in die achte Runde – dieses für uns erfreuliche Ereignis ist Anlass für eine kurze Bestandsaufnahme beziehungsweise Zwischenbilanz. Wir starteten 2009 mit dem Ziel, sehr gute studentische Arbeiten vor dem Vergessen zu bewahren und sie stattdessen anderen Studierenden und interessierten LeserInnen zugänglich zu machen. Die dadurch entstandene Best-Practice-Sammlung umfasst mittlerweile mehr als viertausend Druckseiten. Den anfänglichen Vorbehalten der Kollegschaft gegenüber dem Sinn unseres Unterfangens konnten wir – so hoffen wir jedenfalls – zum Großteil den Wind aus den Segeln nehmen, nicht zuletzt durch ihre Einbindung in den Reviewprozess. Dieser Aspekt ist uns sehr wichtig, da *historia.scribere* auch integrierend wirken und unsere Fächer in ihrer Gesamtheit repräsentieren möchte.

2016 sind die Zitierrichtlinien von *historia.scribere* Standard an den historischen Instituten und die bisher publizierten Arbeiten finden immer wieder Eingang in verschiedene Lehrveranstaltungen. Die Anzahl der Zugriffe auf unsere Homepage (www.historia.scribere.at) steigt kontinuierlich, wie die einschlägigen Statistiken belegen: Die *unique visitors* haben sich auf über 8.000 erhöht und auch die *hits* stiegen um ein Viertel auf beinahe 40.000 Zugriffe. Von Seiten der Universität erfuhren wir Wertschätzung, indem die Zeitschrift mit einem **Lehre-Preis** ausgezeichnet wurde. Wir haben bislang Vorzeigbares erreicht – also weitermachen? Die Antwort ist zumindest zweigeteilt: Einerseits wollen wir weitermachen, weil es (immer noch) Freude bereitet, sich mit den eingereichten Arbeiten beziehungsweise den Themen auseinanderzusetzen, da die studentischen Aufsätze oft auch unseren eigenen intellektuellen Horizont erweitern. Wann beschäftigte sich sonst etwa eine Althistorikerin mit der historischen Entwicklung des Energieträgers Gas im Zürich des beginnenden 20. Jahrhunderts? Auf der anderen Seite wollen wir zumindest noch eine weitere Ausgabe auf den Weg bringen, weil es auch um den Aspekt der Nachhaltigkeit geht: Eine möglichst fundierte Ausbildung unserer Studierenden ist nicht nur eine Investition in deren Zukunft sondern auch in die Zukunft unserer Fächer. Eines der Ziele der historischen Institute ist es, hoch qualifizierte AbsolventInnen auszubilden, die nicht nur in den Klassenzimmern als Lehrende, sondern auch als Nachwuchs-WissenschaftlerInnen ihr Wissen weitergeben. In diesem Sinne verstehen wir *historia.scribere* auch als ein Medium der Nachwuchsförderung.

All diese Punkte sind es unserer Meinung nach wert, die Steine, die uns manchmal den Weg versperren, immer wieder wegzuräumen. Einer dieser „Steine“, nämlich das notorische Problem der Finanzierung der Zeitschrift, hat sich insofern entschärft, als wir dank

des Engagements des Dekans der philosophisch-historischen Fakultät, Klaus Eisterer, erstmals über mehr als ein Studienjahr hinaus planen können. Dies erleichtert unsere Arbeit ungemein!

Auf Anregung einiger unserer Emeriti, schien es gerechtfertigt, nach acht Jahren die Art der Preise und die Höhe der Preisgelder von *historia.scribere* zu überdenken und anzupassen. Neben Geldpreisen gibt es außerdem auch dieses Mal Büchergutscheine der Wagner'schen Buchhandlung. Das Land Vorarlberg stiftete für die achte Ausgabe einen zweiten, zusätzlichen Preis für eine Arbeit mit Vorarlberg-Bezug. Zudem konnten wir dankenswerterweise drei neu emeritierte KollegInnen als Spender gewinnen: o. Univ.-Prof. Dr. Brigitte Mazohl, o. Univ.-Prof. Dr. Reinhold Bichler sowie Univ.-Prof. Dr. Christoph Ulf. Erstmals vergibt das UNO Center Austria zudem einen Preis in transatlantischer Geschichte. Für die spontane Zusage unseres Kollegen an der UNO, Günther Bischof, für diesen Preis, danken wir besonders herzlich und können schon so viel verraten: Es soll Wiederholungen geben.

Die Änderungen schlugen sich auch in einer Neu-Benennung der bisherigen Kategorien an eingereichten Arbeiten nieder: Neben den Best-Paper-Awards gibt es nun auch Runner-Up Awards (also zweite Preise bzw. Sonderpreise) und Lobende Erwähnungen. Diese Dreiteilung, so schien es uns jedenfalls, kommt den feinen aber doch bemerkbaren Unterschieden in der Qualität der Arbeiten entgegen. Dieser Adaptierungsprozess führte schließlich zur Entscheidung, heuer nur noch die so ausgezeichneten Arbeiten zu publizieren. Noch sind wir mit den Umgestaltungen nicht am Ende, weiterer Wandel im nächsten Jahr ist programmiert.

Bevor wir kurz auf die ausgezeichneten Arbeiten eingehen, ein Blick auf die Veränderungen im studentischen Redaktionsteam: Brigitte Albu, die seit der sechsten Ausgabe dabei ist, wird uns nach der Betreuung der achten Ausgabe aus beruflichen Gründen verlassen – so sehr wir uns mit ihr freuen, so sehr werden wir ihre kompetente Mitarbeit und ihre Coolness (besonders in stürmischen Zeiten) vermissen! Zum zweiten Mal konnten wir wieder auf Franz Kurz als studentischen Mitarbeiter bauen, dessen akribischer Blick auf die eingereichten Arbeiten so manch versteckten Fehler ans Tageslicht brachte. Als studentische MitarbeiterInnen in Form einer auch im Lehrplan Geschichte vorgesehenen Praxis als Wahlfach waren bei dieser Ausgabe Jakob Kathrein und Lisa-Marie Gabriel dabei. Bereits zum achten Mal müssen bzw. dürfen wir folgenden jeweils ähnlich klingenden Satz schreiben: Ohne das Engagement unserer Studierenden hinge das Erscheinen auch der achten Ausgabe an einem weniger als seidenen Faden. Möge dieses tolle Engagement so bleiben!

Mit Ende der Einreichfrist im Dezember 2015 gab es 34 Einreichungen, von denen es die Hälfte nicht über die erste Begutachtungsphase hinaus schaffte. Von den verbliebenen 17 Arbeiten mussten drei noch nach der zweiten Überarbeitungsphase ausscheiden, sodass es schlussendlich 14 Arbeiten sind, die auf den folgenden Seiten publiziert werden. Dennoch ist der Gesamtumfang der achten Ausgabe im Vergleich zu früheren

Ausgaben nur wenig geringer, da hauptsächlich BA-Arbeiten (sechs) und SE-Arbeiten (fünf) eingereicht wurden.

Der erste Reviewprozess der Einreichungen wurde wie gewohnt einerseits vom studentischen Redaktionsteam (Brigitte Albu, Franz Kurz, Jakob Kathrein, Lisa-Marie Gabriel), verstärkt durch DissertantInnen und ProjektmitarbeiterInnen (Martin Ager, Karoline Döring, Nele Gfader, Gertraud Margesin, Franziska Niedrist, Sarah Oberbichler, Jack Schropp, Julia Tapfer, Nikolaus Hagen) und andererseits vom Herausgeberinnenteam unterstützt durch KollegInnen (Ingrid Böhler, Elisabeth Dietrich-Daum, Stefan Ehrenpreis, Sabine Fick, Margret Friedrich, Ute Hasenöhl, Patrick Kupper, Hermann Kuprian, Christian Mileta, Dirk Rupnow, Kordula Schnegg) vorgenommen. Herzlichen Dank an alle, die uns wieder ihre eigene knapp bemessene Zeit schenkten und uns in dieser ersten Phase durch fachkundige Reviews unterstützten!

Durch die Neuerungen in der Zuordnung der Preise ergibt sich ein (nicht nur optisch im Inhaltsverzeichnis ersichtliches) anderes Bild als in den vorangegangenen Ausgaben. Erstmals werden neben sechs Best-Paper-Awards (davon ein Sonderpreis) auch drei Runner-Up-Awards (davon zwei Sonderpreise) vergeben. Tendenziell lässt sich erneut ein inhaltlicher Schwerpunkt in den Bereichen Neuzeit und Zeitgeschichte beobachten, wobei in dieser Ausgabe besonders lokale sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte dominieren. Werfen wir einen kurzen Blick auf die zehn ausgezeichneten Arbeiten:

Ein Best Paper in der Rubrik **Proseminare** erhält Philipp Ebell für „Die ‚Wende‘ 1989 in der Wahrnehmung der Ostdeutschen. Eine Mentalitätsgeschichte.“ Der Autor untersucht darin anhand von Interviews, wie die Ereignisse in der Zeit der Wende von der DDR-Bevölkerung empfunden wurden. Positiv hervorzuheben ist die Verwendung von selbst durchgeführten Interviews und sogar einer quantitativen Befragung, – beides ist für Proseminararbeiten ungewöhnlich.

Dominique Karner untersucht in „Totale Institutionen – Psychiatrien im 19. Jahrhundert am Beispiel der k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol“ anhand eines vorgegebenen Kriterienkataloges und auf breiter Literaturlbasis die Frage, ob die Anstalt in Hall als totale Institution zu werten ist. Die ReviewerInnen lobten an dieser Arbeit vor allem auch ihren hohen Reflexionsgrad, der über dem geforderten Maß einer herkömmlichen Proseminararbeit liegt.

Zwei Best-Papers fallen in die Kategorie der **BA-Seminare**: Eine vorbildliche Symbiose von rezeptionsgeschichtlicher und althistorischer Analyse verschiedener Quellengenres in unterschiedlichen Epochen gelingt Julian Degen in seiner BA-Arbeit „*Les Reines de Perse aux pieds d’Alexandre*. Rezeption des *exemplum virtutis* von Curtius Rufus bis Charles le Brun.“ Die Arbeit zeichnet sich durch die hohe kritische Analysefähigkeit und außerordentlich differenzierte Quellenarbeit des Autors aus. Zudem zeigt sie die Möglichkeiten der Anwendung narrativer Konzepte auf historische Phänomene.

Ausgehend von Antonio Gramscis Hegemoniebegriff analysiert Tobias Leo in „Der Nazis neue Kleider“ die Vereinnahmung jugendlicher Subkulturen durch die extreme Rechte in Deutschland von den 1960er-Jahren bis in die Gegenwart. Der Autor hat sich intensiv mit dem geschichts- und sozialwissenschaftlichen Forschungsstand zum Rechtsextremismus auseinandergesetzt sowie eigene Quellenstudien zur Nutzung neuer Medien und der Bedeutung von Musik als Identitätsträger und Werbemittel durchgeführt. Die Arbeit bietet damit neue Erkenntnisse zum Wandel der rechten Szene und ihrer Handlungsstrategie, der „Eroberung“ des unpolitischen Felds.

In der Kategorie **Seminare** wird eine Arbeit mit einem Best-Paper ausgezeichnet: Maria Buck zeigt in ihrer Arbeit „Von Fakiren, Bajadern und Maharadschas. Der koloniale Blick in der frühen Porträtfotografie Indiens“ die Möglichkeiten und Grenzen der historischen Fotografie-Forschung auf. Das gewählte Beispiel Indien verdeutlicht eindrucksvoll den „kolonialen Blick“ der europäischen Fotografen: Sie inszenierten vor allem Bilder „orientalischer“ Exotik, die mit der zeitgenössischen Realität Indiens im 19. Jahrhundert jedoch wenig bis nichts gemein hatten.

Den erstmals verliehenen **UNO-Center-Austria-Preis in transatlantischer Geschichte** 2016 (und zugleich Best Paper Award) erhält Lisa-Marie Gabriel für ihre Seminararbeit „Neuzeitliche Kolonialismen: Der Aufstieg des spanischen Kolonialreiches an der Wende zur Frühen Neuzeit“. Die Autorin untersucht auf Basis einer beachtlichen Menge an Literatur die Ursachen für den Erfolg Spaniens als Kolonialmacht. Neben der klar aufgebauten, diachronen Gliederung der Arbeit ist es auch die Definition zentraler, oftmals in der Forschung strittiger Begriffe, die die Arbeit zu einem Gewinn für die studentischen LeserInnen dieser Zeitschrift macht.

Drei **Runner-Up-Awards** 2016 werden für die BA-Arbeit Jakob Kathreins und die SE-Arbeit von Julia Tapfer vergeben. Jakob Kathrein untersucht unter Einbeziehung eigener Interviews in seiner Arbeit die „Walliser off Galtüre“, die Gründe und Motive der Wanderungsbewegung der ursprünglich schweizerischen Walser ins Tiroler Galtür. Die ReviewerInnen lobten besonders die gelungene Struktur der Arbeit, den hohen Reflexionsgrad des Autors und seinen unpräzisen Stil. Dadurch weckt die Arbeit eindeutig das Interesse an Lokalgeschichte. Julia Töpfers „Schloss Hartheim – von der Pflege- zur Tötungsanstalt: Historischer Abriss und exemplarische Quellenarbeit mit Briefen von Angehörigen der Ermordeten“ bietet einen guten Überblick über die Geschichte der NS-Euthanasie mit einem Schwerpunkt auf der Tötungsanstalt Hartheim. Durch die Teilanalyse von ausgewählten Briefen findet hier auch eindeutig eigenständige Forschung statt.

Auch in dieser Ausgabe findet sich wieder ein Beitrag zur Geschichte der Arbeitsmigration in Österreich, dieses Mal mit Fokus auf Vorarlberg, wofür eine **Runner-Up-Award** und **Sonderpreis des Landes Vorarlberg** vergeben wird. Nele Gfader („Arbeitsmigration in Österreich mit Blick auf Vorarlberg“) bindet die spezifische Situation in Vorarlberg in den größeren gesamtösterreichischen Kontext ein, womit ihr ein nuanciertes Bild der

Motive und Ursachen dieses Phänomens gelingt. Eine weitere Arbeit, die sich mit dem NS-Euthanasieprogramm befasst, wird ebenfalls mit einem **Runner-Up Award** und zugleich **Sonderpreis des Landes Vorarlberg** ausgezeichnet. Thomas Wallis Bachelor-Arbeit mit dem Titel „Wir kommen unter die Metzger: Die Umsetzung des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms im Reichsgau Tirol-Vorarlberg“ bietet eine gute Einordnung des Themas in einen theoretischen Rahmen. Zugleich behandelt der Autor diese sensible Thematik auf sprachlich und wissenschaftlich angemessene Art und Weise.

Schwer fiel den ReviewerInnen und dem Redaktionsteam die Auswahl, weshalb wir gerne auch noch drei Auszeichnungen in Form von **Lobenden Erwähnungen** vergeben für die Arbeiten von Emanuel Simonini, Anna Anderlan, Maximilian Oswald und Sarah Oberbichler. Was uns zur Hervorhebung dieser Aufsätze bewogen hat, ist leicht durch ein Hineinschnuppern in die Arbeiten selbst nachzulesen.

Last but not least ein paar Worte zu unseren „Financiers“ und Gönnern: Der Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät, ao. Univ.-Prof. Dr. Klaus Eisterer sowie die Fakultätsstudienleiterin der Philosophisch-Historischen Fakultät, ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Monika Fink, ermöglichten auch diesmal die finanzielle Abgeltung zweier StudienassistentInnen. Traditionsgemäß übernahm die Philosophisch-Historische Fakultät das Sponsoring der Best-Paper-Awards, zwei Preise übernahmen die Vorarlberger Landesregierung und einen das University of New Orleans Center Austria. Unsere Emeriti haben wie üblich unkompliziert ihren Beitrag geleistet: Ihnen allen sei noch einmal gedankt für die anhaltende Unterstützung unserer Studierenden und des Faches. Noch einmal dankenswert erwähnt sei die Zusammenarbeit mit *innsbruck university press* für die Layoutierung der Beiträge. Damit einher ging auch dieses Mal die finanzielle Unterstützung des Vize-Rektorats für Forschung in Person von Univ.-Prof. Dr. Sabine Schindler. Von den außer-universitären Sponsoren blieb uns unter neuer Leitung die Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, Markus Renk, gewogen. Hierfür sei allen herzlich gedankt!

Erneut enden wir mit der symbolischen Bedeutung, dieses Mal der Zahl Acht. In der christlichen Zahlensymbolik des Mittelalters ist sie Zahl des glücklichen Anfangs, des Neubeginns nach den sieben Tagen der Schöpfung. In der Mathematik ist sie in liegender Form das Zeichen für Unendlichkeit. Ohne diese Begrifflichkeiten überstrapazieren zu wollen, sehen wir doch positiv in die Zukunft. Wenn Sie (wenigstens einige) der Beiträge dieser Ausgabe gelesen haben, werden Sie wissen warum!

Gunda Barth-Scalmani, Irene Madreiter, Eva Pfanzerter

Best-Paper-Awards 2016

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät und den Emeriti Reinhold Bichler, Brigitte Mazohl, Helmut Reinalter, Rolf Steininger, Christoph Ulf sowie der Wagner'schen Buchhandlung

Pro-Seminare 2016

Die „Wende“ 1989 in der Wahrnehmung der Ostdeutschen. Eine Mentalitätsgeschichte.

Philipp Ebell

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Mag.^a Dr.ⁱⁿ Ingrid Böhler

eingereicht im Semester: WS 2014/2015

Rubrik: PS-Arbeit

Abstract

The „Turning“ 1989 in the Perception of the Eastern Germans. A History of Mentality

The following paper examines the question of how Eastern German people perceived the „turn“ in the 1980s and 90s. Six people from various social backgrounds were interviewed. In addition, the interviews were analyzed and compared to historical data in order to find out how and why people experienced the „turning point“ in different ways. It will be shown that former citizens of the GDR still have mixed feelings and associations about that great historical change.

Einleitung

Vor etwas mehr als 25 Jahren beendete die nächtliche Öffnung der Grenzübergänge in Berlin die damals etwa vierzig Jahre währende Teilung Deutschlands, Europas und der Welt. Der 11. November 1989 hat sich seitdem tief im historischen Gedächtnis der Weltöffentlichkeit verankert und löst mit seinen Bildern auch im Jahr 2015 noch Gänsehaut aus.¹ Seit 1989 können in den Medien jedes Jahr im Herbst diverse Dokumentationen zum Thema der friedlichen Revolution verfolgt werden. Tatsächlich befassen sich die meisten dieser Infotainment-Produktionen ausschließlich mit den bequemerer Inhalten der Wende. Der Begriff Infotainment bezeichnet dabei ein Medianangebot, bei dem

1 Interview mit Egon Bahr, in: Heribert Schwan/Rolf Steiniger (Hrsg.), Mein 9. November 1989, Düsseldorf 2009, S. 29–34, hier S. 30.

das Publikum gleichzeitig informiert und amüsiert werden soll.² Eine differenzierte Sicht auf die Ereignisse zwischen 1988 und 1990 gibt in den meisten Fällen nur die historische Fachliteratur. Dieser Bereich zeichnet sich mittlerweile durch eine große Anzahl von Autoren aus, die sich auf das Thema der komplexen Geschichte der Wiedervereinigung spezialisiert haben. Der größte Teil der wissenschaftlichen Arbeiten befasst sich dabei mit der Analyse der politischen Geschichte. Im Zuge dieser Forschungen entstand eine Vielzahl an Zeitzeugeninterviews und Erlebnisberichten, die neben ereignisgeschichtlichen Informationen auch Auskünfte über die unterschiedliche Wahrnehmung des Umbruchs in Ostdeutschland enthalten. Mit dieser Wahrnehmung beschäftigt sich die vorliegende Arbeit. Es wird die Frage geklärt, wie die Ereignisse in der Zeit der Wende von der DDR-Bevölkerung empfunden wurden. Grundsätzlich wird angenommen, dass die Wirren der Wende zunächst als unkoordiniertes Durcheinander wahrgenommen wurden und durch den Wandel im Staatssystem Ängste und Hoffnungen entstanden. Um diese Thesen zu belegen, nimmt der Text Bezug auf bereits veröffentlichte Interviews und Kommentare von Personen, die direkt in die Geschehnisse des politischen Umbruchs 1988–1990 involviert waren. Außerdem stehen sieben unveröffentlichte Zeitzeugengespräche zur Verfügung, die vom Autor dieser Arbeit mit ehemaligen DDR-BürgerInnen geführt wurden.³ Alle InterviewpartnerInnen hielten sich im untersuchten Zeitraum auf dem Gebiet des heutigen Freistaates Sachsen auf. Diese Zeitzeugeninterviews ermöglichen eine detailliertere Darstellung der Wendeeindrücke einzelner DDR-BürgerInnen.

Zur umfassenden Beschreibung dieser Eindrücke wird in den folgenden Kapiteln zunächst auf den Begriff der Wende an sich eingegangen. Im Anschluss daran widmet sich die Arbeit den unterschiedlichen Wahrnehmungen der Vorwendezeit, der Hochwendezeit und der Nachwendezeit. Unter der Vorwendezeit ist dabei der Zeitraum vom subjektiv eingeschätzten Beginn der Revolution bis zum Herbst 1989 zu sehen. Mit der Hochwendezeit werden die Ereignisse im Oktober und November 1989 verbunden und in die Nachwendezeit fallen alle Empfindungen, die sich aus der Wiedervereinigung ergeben haben.

2 Bibliographisches Institut GmbH, Duden.de, 2016, [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Infotainment>], eingesehen 3.4.2016.

3 Bei den Interviews handelt es sich um qualitative Befragungen mit offenen Fragen. Sie wurden vom Autor der Arbeit persönlich durchgeführt. Alle interviewten Personen sind aus dem familiären Umfeld bzw. dem Bekanntenkreis des Autors, weil davon auszugehen war, dass sich dadurch eine gewisse Offenheit einstellt. Es wurde darauf geachtet, dass InterviewpartnerInnen aus jedem Geschlecht, jedem sozialen Stand und jeder relevanten Altersklasse an der Befragung teilnahmen. Die Interviews fanden in jedem Fall bei den Befragten Personen Zuhause statt. Andere Personen hielten sich zum Zeitpunkt der Gespräche nicht in den Räumlichkeiten auf. Zunächst wurde den Interviewten ein Einblick in den Hintergrund des Interviews gegeben und erfragt, ob von Seiten des Interviewleiters private Fragen erlaubt sind. Anschließend wurden nacheinander die vier Hauptfragen gestellt. Die erste Frage bezog sich darauf was persönlich unter dem Begriff Wende verstanden wird. Mit der zweiten Frage wurde die Wahrnehmung der Vorwendezeit, mit der dritten die der Hochwendezeit und mit der vierten die der Nachwendezeit erfragt. Wenn die InterviewpartnerInnen nichts zu ihren damaligen Lebensumständen äußerten, wurden diese – sofern zuvor vereinbart – durch detaillierte Fragen zu Beruf, Familienstand und Lebenszufriedenheit in Erfahrung gebracht. Der zeitliche Aufwand eines Gesprächs variierte im Bereich von 26 bis zu 72 Minuten. Alle Interviews wurden mit Hilfe eines Tonbandgerätes aufgezeichnet. Diese Aufzeichnungen dienen dem Autor als Quelle.

Als größte Schwierigkeit und gleichzeitig großer Mehrwert dieser Arbeit ist das spärliche Angebot an Fachliteratur zu sehen. Es finden sich, wie oben schon erwähnt, Unmengen an Sammelbänden, Aufsätzen und Monographien, die sich generell mit der Thematik Wende und Wiedervereinigung befassen. Eine wissenschaftliche Arbeit, die sich mit der Mentalitätsgeschichte der Wendezeit befasst und mit der die hier erarbeiteten Ergebnisse verglichen werden können, wurde trotz intensiver Recherche nicht entdeckt. Diese Lücke soll durch die vorliegende Arbeit zum Teil geschlossen werden. Dazu werden in den nächsten Kapiteln verschiedenste Aussagen und Erkenntnisse aus den bereits erwähnten Interviews in den historischen Kontext gesetzt. Durch diesen Vorgang ergibt sich im Endeffekt ein schlüssiges Gesamtbild, das die Wendementalität der Ostdeutschen charakterisiert, ohne sich der stereotypischen Bilder des Mauerfalls zu bedienen.

Was ist die Wende?

Befasst sich eine wissenschaftliche Arbeit mit dem Thema der Mentalitätsgeschichte im Zeitraum der Wende 1989, ist vorab zu bestimmen, was unter dem Begriff „Wende“ zu verstehen ist. Eine im Zuge dieser Arbeit durchgeführte Stichprobenbefragung unter Studierenden der Universität Innsbruck kommt zu dem Ergebnis, dass dreizehn von zwanzig befragten Personen mit dieser Begrifflichkeit lediglich die Grenzöffnung vom 9. November verbinden.⁴ Eine Erklärung für diese Ansicht findet sich in der medialen Inszenierung des Mauerfalls. Die Medien sind sich der Wirkung der Bilder dieses Ereignisses bewusst und nutzen diese gezielt, um möglichst viele ZuschauerInnen zu erreichen. Durch diese Tatsache entwickelt sich eine einseitige Berichterstattung. Obwohl das Publikum in manchen Fällen wüsste, dass die Öffnungen der Grenzübergänge in Berlin nur einen kleinen Teil der Ereignisse dargestellt haben, entwickelte sich im Laufe der Zeit ein gefilterter Blick auf die Wende.⁵

Die Zeitzeugeninterviews mit ehemaligen DDR-BürgerInnen⁶ offenbarten auf die Frage, was die Wende für sie sei, eine etwas andere Sichtweise. Aus den Aussagen der InterviewpartnerInnen war ohne Ausnahme herauszulesen, dass der 9. November als etwas Historisches empfunden wurde. Die systemerschütternde Kraft konnte zu dieser Zeit aber noch keiner erkennen. Aus diesem Grund wurde der Mauerfall von den Zeitzeugen durchweg als ein zweitrangiges Erlebnis dargestellt. Dies macht zum Beispiel die Aussage von Grit König deutlich: „Ich kann mich gar nicht daran erinnern, wie ich den Mauerfall miterlebt habe. Ich glaube, ich bin abends ins Bett gegangen und hab’ am nächsten Morgen erst in der Schule davon erfahren.“⁷

4 Es handelt sich um eine quantitative Befragung von 20 stichprobenartig ausgewählten Personen. Die Befragung wurde am 15. Januar 2015 zwischen 10:46 Uhr und 13:04 Uhr auf dem Universitätscampus Innsbruck durchgeführt. Von 20 befragten Personen brachten 13 die Wende in Deutschland direkt mit dem Mauerfall in Verbindung, vier hatten eine abweichende Vorstellung, was unter der Wende zu verstehen sei und drei enthielten sich gänzlich.

5 Gerhard Jens Lüdeker/Dominik Orth, Zwischen Archiv, Erinnerung und Identitätsstiftung. Zum Begriff und zur Bedeutung von Nach-Wende-Narrationen, in: Gerhard Jens Lüdeker/Dominik Orth (Hrsg.), Nach-Wende-Narrationen. Das wiedervereinigte Deutschland im Spiegel von Literatur und Film (Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien 7), Göttingen 2010, S. 7–17, hier S. 10 f.

6 Im Besitz des Verfassers.

7 Interview mit Grit König, durchgeführt von Philipp Ebell, Siegsdorf, 3.1.2015.

Entgegen der oben bereits angeführten Meinung, die Wende sei ein punktuelles Ereignis gewesen, waren sich die Befragten einig, dass die Revolution bereits viel früher begonnen hatte. Unterschiede gab es nur in der genauen Datierung eines Anfangs und eines Endes. Für manche begann der Umbruch erst mit den Protesten im Oktober 1989.⁸ Andere waren der Meinung, bereits 1988 eine wachsende Wut in der Bevölkerung wahrgenommen zu haben.⁹ Unter dem Begriff der „Wende“ sind in dieser Arbeit also alle Ereignisse subsumiert, die von den Zeitzeugen emotional mit dem systemischen Umbruch in Verbindung gebracht wurden.

Die Wahrnehmung der Vorwendezeit

Im Zuge der Untersuchung stellte sich heraus, dass die desolante Lage, in der sich die DDR-Wirtschaft befand, durchaus wahrgenommen wurde. Der damals selbständige Schlosser und Metallbauer Eberhard König beschrieb die Situation folgendermaßen: „Wir sind zu DDR-Zeiten eigentlich immer nur schwierig an Material herangekommen. [...] Umso mehr es auf die Wende zuing, so ab 1986/87, hast du gar nichts mehr gekriegt.“¹⁰ Herr König sah in der Zeit vor dem Umbruch dennoch keine Belastung. Durch die ländliche Lage seines Unternehmens konnte er auf einen Kundenstamm zurückgreifen, der durch Ausbesserungs- und Reparaturarbeiten weiterhin für eine gute Auslastung im Dreimannbetrieb sorgte.¹¹ Trotzdem setzte er den Beginn der Wende mit der Verschlechterung der ökonomischen Lage Mitte der 1980er-Jahre gleich. Aufgrund seiner politischen Neutralität, Herr König bezeichnete sich weder als Anhänger noch als Gegner des politischen Systems der DDR,¹² war die wirtschaftliche Situation seiner Meinung nach das Einzige, was sich hätte ändern müssen, um Ruhe und Frieden im Land wahren zu können.

Dem größten Teil der DDR-BürgerInnen offenbarte sich die wirtschaftliche Krise des Landes nicht durch Engpässe in der Materialbeschaffung, sondern durch eine als unzureichend empfundene Konsum- und Luxusgüterbereitstellung. Hohe Preise, mit denen die Nachfrage gesteuert werden sollte, machten es den Menschen in der Regel sehr schwer, am Konsum von Luxusgütern teilzunehmen. Das durchschnittliche Monatsgehalt eines Oberstufenlehrers im Jahr 1989 lag bei etwa neunhundert DDR-Mark. Ein Farbfernseher, der als Luxusgut eingestuft wurde, konnte im gleichen Jahr für den Preis von 3.500 Mark erstanden werden.¹³ Dieses Beispiel zeigt, dass die von Erich Honecker seit 1971 angestrebte „Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus des Volkes“¹⁴ nicht realisiert werden konnte. Da sich die Bevölkerung aber über den westlichen Rundfunk mit kapitalistischen Lebensentwürfen auseinandersetzte, entbrannte

8 Interview mit Andreas Friedrich, durchgeführt von Philipp Ebell, Dresden, 19.12.2014.

9 Interview mit Jan Ebell, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 27.12.2014.

10 Interview mit Eberhard König, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 21.12.2014.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Interview mit Ute Ebell, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 27.12.2014.

14 André Steiner, Zwischen Konsumversprechen und Innovationszwang. Zum wirtschaftlichen Niedergang der DDR, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), Weg in den Untergang. Der innere Zerfall der DDR (Sammlung Vandenhoeck), Göttingen 1999, S. 153–192, hier S. 155.

immer mehr der Wunsch nach Konsum.¹⁵ Unter den DDR-Bürgern wuchs eine Unzufriedenheit, die sich in einer vermehrten Anzahl an Ausreisearträgen nieder- bzw. in Wut gegen das System umschlug.¹⁶

Jan Ebell, der Ende September 1989 freiwillig seine Offizierslaufbahn bei den Luftstreitkräften der Nationalen Volksarmee beendete, nahm die tief sitzende Frustration über die schwache Wirtschaft und die Innovationslosigkeit der DDR zum ersten Mal 1988 auf der Leipziger Herbstmesse wahr. Hintergrund dieser Erfahrung war die groß angekündigte und sehnlichst erwartete Präsentation des neuen Wartburgmodells. Den Ausführungen Ebells zufolge erwartete sich die DDR-Bevölkerung einen wirtschaftlichen Aufschwung durch die Produktion und den Export des neuen PKWs. Entsprechend ernüchert waren die Anwesenden, als sich herausstellte, dass es sich bei dem neuen Fahrzeug lediglich um die alte Karosserie handelte, die mit einem stärkeren VW-Motor ausgestattet war.¹⁷ Herr Ebell erinnerte sich im Gespräch daran, wie er nach der Premiere des Wagens durch das Präsentationszelt auf dem Messegelände gegangen sei und kein einziger der etwa tausend Besucherinnen und Besucher einen positiven Gedanken äußern konnte.¹⁸ Seit diesem Vorfall, betonte er weiter, hätten die Menschen in der DDR auf die kleinsten politischen Entscheidungen, wie das Verbot des Magazins *Sputnik*, überaus sensibel reagiert.¹⁹ Bei ihm löste die Wahrnehmung der Wut in der Gesellschaft ein Gefühl des Unbehagens aus. Er sah die Gefahr, dass im Falle eines Aufstands die Armee und damit er selber zum Einsatz hätte kommen können, um Aufstände niederzuschlagen. Dass Sorgen dieser Art durchaus legitim waren, zeigte sich in der Reaktion der chinesischen Regierung auf die Studentenproteste 1989. Die Staatsmacht ließ die Demonstrationen von Peking in der Nacht vom 3. zum 4. Juni blutig niedergeschlagen und auch die Folgetage waren durch brutale militärische Aktionen gegen die Demonstrierenden gekennzeichnet.²⁰

Das Massaker in Peking entfachte in der DDR eine Diskussion darüber, wie weit ein Staat gehen darf, um die sozialistischen bzw. kommunistischen Werte zu schützen. Exemplarisch für diese Debatte und den Mentalitätswandel sind die Aussagen von Grit König und Ute Ebell. Frau König, die 1989 die achte Klasse einer Mittelschule besuchte, berichtete von Entsetzen und der geschlossenen Ablehnung der Ereignisse in ihrer Klasse. Sie selbst war empört darüber und empfand die Tatsache, dass eine sozialistische Regierung ihren Machtanspruch mit Waffengewalt durchsetzen musste, als den

15 Stefan Wolle, *Der Traum vom Westen. Wahrnehmung der bundesdeutschen Gesellschaft in der DDR*, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Weg in den Untergang. Der innere Zerfall der DDR* (Sammlung Vandenhoeck), Göttingen 1999, S. 195–211, hier S. 197 f.

16 Herbert Wagner, *Die Novemberrevolution 1989 in Dresden. Ein Erlebnisbericht*, in: Konrad Löw (Hrsg.), *Ursachen und Verlauf der deutschen Revolution 1989* (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschland Forschung 33), Berlin ²1993, S. 9–15, hier S. 9.

17 Interview mit Jan Ebell.

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Cable, From: U.S. Embassy Beijing, To: Department of State, Wash DC, *What Happened on the Night of June 3/4?, 22.6.1989* (Document 31), in: Jeffrey T. Richelson/Michael L. Evans (eds.), *Tiananmen Square, 1989: The Declassified History* (National Security Archive Electronic Briefing Book No. 16), 1.1.1999, [<http://www2.gwu.edu/~nsarchiv/NSAEBB/NSAEBB16/>], eingesehen 21.1.2015.

Beginn der eigentlichen Wende.²¹ Auch Frau Ebell, die damals als Gymnasiallehrerin beschäftigt war, fiel auf, dass ihre SchülerInnen häufiger Fragen stellten. Dabei ging es meist darum, wie sich die Lehren des Sozialismus und Gewalt gegen das eigene Volk vereinbaren lassen. Sie selbst war der Meinung, dass „ein Staat der auf seine Jugend schießt, seine Daseinsberechtigung verspielt hat.“²² Lehrkörper, betonte sie, mussten bei der Verbreitung einer solchen Einstellung allerdings Vorsicht walten lassen. Grund dafür war, dass die Ereignisse auf dem Tiananmen-Platz in der DDR nicht öffentlich geächtet wurden. Lehrpersonen, die wie Frau Ebell eine ablehnende Haltung zur Reaktion der chinesischen Regierung vertraten, hatten sich im Allgemeinen vor höheren politischen Institutionen zu rechtfertigen und im schlimmsten Fall ein Berufsverbot zu befürchten.²³ Angesichts einer solchen Gewaltverharmlosung entwickelte sich auch bei ihr eine Grundeinstellung, die das ostdeutsche System in Frage stellte. Gleichzeitig hatte sie Angst, dass es in der DDR im Zuge der Demonstrationen zu einem ähnlichen Vorgehen hätte kommen können wie in der Volksrepublik China.²⁴

Die Situation der Vorwendezeit wurde im Großen und Ganzen als eine unruhige Phase des Umbruchs gesehen. Es war spürbar, dass es innerhalb der Bevölkerung gäerte, wodurch Wut und Ablehnung stetig wuchsen. Unterdessen manifestierten sich aber auch Ängste und eine Ungewissheit über das, was die Zukunft bringen würde. Diese unterschiedlichen Gefühle und Eindrücke ebneten den Weg für die weiteren Etappen der friedlichen Revolution.

Die Wahrnehmung der Hochwendezeit

Wie einleitend bereits erwähnt, wird unter der Hochwendezeit in dieser Arbeit der Herbst 1989 verstanden. Die Mentalitätsgeschichte in dieser Periode setzt sich demzufolge aus der Analyse dreier Aspekte zusammen. Es handelt sich bei diesen Aspekten um die Wahrnehmung von Demonstrationen, die Aufnahme von politischen Entscheidungen und die Beurteilung des Mauerfalls durch die Bevölkerung.

Charakteristisch für den Wendeherbst war das öffentliche Zutagetreten des aufgetauten Unmutes. Während es bis September 1989 kaum öffentliche Oppositionsbewegungen gab, formierten sich in Leipzig, Dresden, Halle an der Saale, Magdeburg und anderen Städten seit September Großdemonstrationen, die allesamt für eine Veränderung der DDR eintraten. Den ersten Höhepunkt erreichten die Proteste in Dresden. Dabei kam es in der Nacht des 4. Oktobers im Gebiet des Hauptbahnhofes zu Protesten, bei denen es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen DemonstrantInnen und staatlichen Sicherheitskräften kam.²⁵ Ursache für diese Eskalation war ein Flüchtlingszug, der DDR-BürgerInnen aus der Prager Botschaft nach Westdeutschland bringen sollte. Aufgrund einer Anweisung des Politbüros der DDR durfte der Zug nicht

21 Interview mit Grit König.

22 Interview mit Ute Ebell.

23 Ebd.

24 Ebd.

25 Wagner, Novemberrevolution, S. 10.

über Nachbarländer in die BRD fahren, sondern musste den direkten Weg durch die Deutsche Demokratische Republik wählen.²⁶ Den Aussagen Andreas Friedrichs zufolge fasste die demonstrierende Bevölkerung diese Machtdemonstration als Provokation auf. Laut ihm konnten die Menschen nicht verstehen, warum die Flüchtlinge noch einmal durch ostdeutsches Staatsgebiet gefahren wurden. Die DemonstrantInnen waren der Meinung, die Regierung wolle beweisen, dass sie nach wie vor Herrin der Lage sei und kein Handlungsbedarf bestünde. Herr Friedrich, ein damals 33-jähriger Ingenieur, nahm selbst an einigen der Demonstrationen in Dresden teil. Die Zurschaustellung der Flüchtlinge wurde von ihm und anderen Anwesenden als tiefe Demütigung derjenigen empfunden, die nicht ausreisen konnten. Dadurch entstand eine besorgniserregende Spannung in den Reihen der Demonstranten.²⁷ Hinzu kam, dass Ausreisewillige aus Dresden und der ganzen Republik im angekündigten Zug ihre letzte Möglichkeit sahen, das Land in Richtung Westen zu verlassen. Dieser Umstand führte ebenfalls zu einer Steigerung des Aggressionspotenzials.²⁸ Jan Ebell berichtete im Interview von den Erfahrungen seines jüngeren Bruders Christian Ebell, der 1989 als Schüler an der Polizeischule in Dresden tätig war. Den Ausführungen ist zu entnehmen, dass die Absicherung des Bahnhofes und des passierenden Zuges ein traumatisierendes Ereignis für den jungen Polizisten war. Zur Sprache kamen beispielsweise Briefe, die der Bruder an seine Mutter geschrieben hatte. In diesen Briefen wurden die Ereignisse des 4. Oktobers als anarchistisch und kriegsähnlich beschrieben. Außerdem berichteten die Schriftstücke von großer Unsicherheit sowie Hilflosigkeit in der Konfliktsituation mit den DemonstrantInnen.²⁹ Dieser Erlebnisbericht deckt sich sehr gut mit dem Text von Herbert Wagner, in dem von „zum Teil [...] Wehrpflichtigen [...], die den Eindruck von Unsicherheit hinterließen“,³⁰ die Rede ist. Die Ausschreitungen in Dresden sollten die einzigen Proteste der Wende bleiben, bei denen Gewalt von den Aufständischen ausging.

In den nächsten Tagen verlagerten sich die Demonstrationen in das Stadtzentrum. Obwohl sich noch keine Führung der Protestbewegung formiert hatte, gab es den einheitlichen Wunsch, gewaltfrei zu demonstrieren. Trotzdem, so betonte Zeitzeuge Andreas Friedrich, wirkten die Menschenansammlungen spontan und unstrukturiert. Er selbst fühlte sich in der Menge der Protestierenden zwar einigermaßen sicher, doch drangen immer wieder Informationen durch, wonach die Ordnungskräfte zum Teil wahllos Menschen verhaften ließen und Versammlungen auflösten.³¹ Den offiziellen Berichten zufolge belief sich die Zahl der Verhaftungen zwischen dem 4. und 5. Oktober 1989 auf etwa 1.103 Personen.³²

Eine mögliche Interessensvertretung der Dresdner Opposition entstand erst nach den staatlich verordneten Jubiläumsfeiern zum 40. Jahrestag der DDR-Gründung. Die Er-

26 Wagner, *Novemberrevolution*, S. 10.

27 Interview mit Andreas Friedrich.

28 Wagner, *Novemberrevolution*, S. 10.

29 Interview mit Jan Ebell.

30 Wagner, *Novemberrevolution*, S. 10.

31 Interview mit Andreas Friedrich.

32 Wagner, *Novemberrevolution*, S. 12.

nennung dieser Interessensvertretung, die später auch „Gruppe der 20“ genannt wurde, ist ein Indiz für die Impulsivität der Wendebestrebungen, da alle zwanzig Mitglieder aus den Reihen der Demonstranten kamen und auf der Straße durch Akklamation gewählt wurden.³³ Durch diese Vorgehensweise konnte sichergestellt werden, dass die „Gruppe der 20“ eine repräsentative Volksvertretung darstellte. Um diese Repräsentativität belegen zu können, baten die Mitglieder der „Gruppe der 20“ jeden Bürger der Stadt Dresden um die Spende einer symbolischen Mark, sofern er sie als rechtmäßige Interessensvertretung akzeptierte. Innerhalb kürzester Zeit kamen auf diese Art und Weise über 100.000 DDR-Mark und damit über 100.000 Stimmen für die „Gruppe der 20“ zustande.³⁴

Generell waren die Prozesse des Zusammenschlusses in Dresden von einer breiten Einigkeit und dem allgemeinen Wunsch nach Veränderung in der Bevölkerung geprägt. In Leipzig, der Stadt der „Montagsdemonstrationen“, bei denen ab September 1989 bis zu 500.000 Menschen³⁵ für Freiheit und Demokratie auf die Straße gingen, war die Situation nicht anders. Die Lage am 9. Oktober, dem nächsten Höhepunkt der Oppositionsbewegungen dieses Herbstes, hätte nicht gespannter sein können, denn „Staatlicherseits [wurde] die ‚chinesische Lösung‘ [für Leipzig] vorbereitet.“³⁶ Trotz des Schießbefehls, der zumindest in einigen Teilen der Bevölkerung bekannt war, gingen an diesem Abend allein in Leipzig etwa 70.000 friedliche Demonstranten auf die Straße. Als sich die bewaffneten Organe dieser Übermacht gegenübergestellt sahen, wurde klar, dass eine Auflösung der Demonstration selbst unter dem Einsatz von Schusswaffen nicht mehr möglich war.³⁷ Wie ungewiss der Ausgang dieses Tages und wie unsicher die Leipziger Bevölkerung eigentlich war, wird an folgendem Zitat einer unbekanntenen Leipzigerin klar: „Am 9. Oktober haben wir uns von den Kindern verabschiedet und uns gesagt: Also wir wissen jetzt nicht, wie’s weitergeht, wir gehen aber.“³⁸ Die Äußerung offenbart, ergänzend zu der bereits angesprochenen Unsicherheit, die enorme Entschlossenheit Veränderungen im Land herbeizuführen. Die Option, Gewalt am eigenen Leib zu erfahren, wurde dabei in Kauf genommen. Auch führende Persönlichkeiten der Montagsdemos wie Kurt Masur (Gewandhauskapellmeister und Mitglied der „Leipziger Sechs“³⁹) oder Christian Führer waren trotz ihrer Forderungen nach friedlichen Protesten nicht davon überzeugt, dass der Abend des 9. Oktobers ohne Blutvergießen auskommen würde.⁴⁰ Umso euphorischer wurden der friedliche Ausgang

33 Wagner, Novemberrevolution, S. 13.

34 Ebd.

35 o. A., Trotz des neuen Reisegesetzes in der DDR: Der Zorn der Bürger wächst, in: *Hamburger Abendblatt*, 7.11.1989, [www.abendblatt.de/archive/1989/pdf/19891107.pdf], eingesehen 30.3.2016.

36 Martin Jankoski, Der Tag, der Deutschland veränderte. 9. Oktober 1989 (Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen 7), Leipzig 2007, S. 81.

37 Ebd., S. 111.

38 Jankoski, 9. Oktober 1989, S. 80.

39 Die „Leipziger Sechs“ waren eine Gruppe prominenter Leipziger, die für einen friedlichen Weg der Revolution eintraten. Mitglieder der Gruppe waren Kurt Masur (Gewandhauskapellmeister), Dr. Peter Zimmermann (Pfarrer), Bernd-Lutz Lange (Kabarettist) sowie Dr. Kurt Meyer, Jochen Pommert und Dr. Roland Wötzel (Sekretäre der SED-Bezirksleitung). Siehe Erhart Neubert, Leipzig, 9. Oktober 1989. „Wir sind das Volk!“, 7.10.2007, [<http://www.spiegel.de/einestages/leipzig-9-oktober-1989-a-948186.html#>], eingesehen 3.4.2016.

40 Jankoski, 9. Oktober 1989, S. 74, 80.

und die dadurch bewiesene Macht der Masse aufgenommen: „Die Nachricht, dass die Demonstration in Leipzig friedlich verlaufen war, löste in der gesamten DDR eine kaum zu beschreibende Freude aus.“⁴¹

Dennoch lösten die Proteste in Teilen der Bevölkerung auch negative Gefühle aus. DDR-BürgerInnen, die weder unter politischer Verfolgung durch das Regime noch der wirtschaftlich schwachen Lage der DDR zu leiden hatten, konnten mitunter nicht verstehen, warum die demonstrierende Masse nach Freiheit und vor allem Einheit verlangte. Herr Ebell war beispielsweise seit frühester Kindheit Hochleistungssportler im politischen System der DDR gewesen. Kurze Zeit nach Beendigung seiner Karriere begann er an der Offiziershochschule in Kamenz ein Studium der Gesellschaftswissenschaften. Für ihn war der Westen, die BRD, schon immer ein Feindbild, was sich durch intensive Propaganda, der er im Laufe der Jahre ausgesetzt war, weiter verfestigte. Er selbst sagte zu seiner politischen Einstellung im Interview: „Zu Beginn der Demonstrationen 1989 war ich von den Geschehnissen angeekelt, als dann aber immer mehr herauskam, was im Hinterstübchen der DDR überhaupt passierte, begann ich meine Einstellung zu überdenken.“⁴²

Ein weiterer DDR-Bürger, bei dem die Wendezeit und besonders der Abend des 9. November negative Gefühle hervorgerufen hatten, war Oberstleutnant Harald Jäger. Laut Hertle sorgte er mit seiner Entscheidung, den Schlagbaum am Grenzübergang der Bornholmer Straße zu öffnen, für den Zusammenbruch der innerdeutschen Grenze.⁴³ Diese Aussage ist jedoch kritisch zu betrachten. Im Gespräch mit der „Tageszeitung“ schilderte er, dass er sich in der Nacht des Mauerfalls von seinen Vorgesetzten und der militärischen Führung der DDR im Stich gelassen fühlte. Er ist der Meinung, dass sich Günter Schabowski nicht im Klaren darüber gewesen sei, was seine Äußerungen zur sofortigen und unverzüglichen Ausreiseerlaubnis an den Grenzübergängen auslösen würden.⁴⁴ Der massive Menschenauflauf vor den Grenzanlagen der Bornholmer Straße setzte Jäger so stark unter Druck, dass er zum Schutze seiner Mitarbeiter und zur Sicherung des Friedens den Schlagbaum öffnen ließ. Unmittelbar nach dem Öffnen der Grenze stürzte er laut eigener Aussage ins Bodenlose und war von tiefer Trauer erfüllt. Für ihn war die eigenmächtige Niederlegung der Grenzkontrollen das Schlimmste, was er je tun konnte und es dauerte einige Zeit, bevor Jäger begreifen konnte, welche entspannende Wirkung seine Tat auf die Stimmung in der DDR hatte.⁴⁵ Aus den Aussagen Jägers wird klar, dass es ohne den enormen Menschenauflauf am Grenzübergang Bornholmer Straße und die damit verbundene Hektik nicht zu einer so unmittelbaren Grenzöffnung gekommen wäre. Nicht Harald Jäger war es, der die innerdeutsche Grenze zusammenbrechen lies. Die BürgerInnen, die am Abend des 9. Novembers 1989 vor dem Grenzübergang ihre Reisefreiheit forderten und die Menschen, die in den Tagen

41 Ehrhart Neubert, *Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989*, Berlin 1982, S. 854.

42 Interview mit Jan Ebell.

43 Hans Hermann Hertle, *Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989*, Bielefeld 2009¹¹, S. 166.

44 Anne Haeming, „Der Grenzer, der die Mauer öffnete“: Interview mit Harald Jäger vom 5.11.2014, in: *Die Tageszeitung*, [<http://www.taz.de/!148937/>], eingesehen 12.1.2015.

45 Ebd.

zuvor in den Städten der DDR protestierten, waren es, die den Fall der Grenze herbeiführten.⁴⁶

Die Wahrnehmung der Nachwendezeit

Bei der Betrachtung der Nachwendezeit wird deutlich, dass es sich nur theoretisch um eine abgeschlossene Periode handelt. Der aktuelle deutsche Bundespräsident Joachim Gauck, der die „Wende“ als DDR-Bürger miterlebte, ist der Ansicht, dass sich in der Zeit der deutschen Teilung zwei unterschiedliche Kulturen entwickeln konnten. Diese gelte es zu einer Kultur zu vereinen. Er selbst vertritt den Standpunkt, dass dieser Prozess mindestens die gleiche Zeit in Anspruch nehmen würde, wie die deutsche Teilung selbst gedauert habe. Wahrscheinlich müsse sogar mehr Zeit dafür eingeplant werden.⁴⁷ Da es im Rahmen dieser Arbeit unmöglich ist, einen Zeitraum von 25 Jahren Mentalitätsentwicklung darzustellen, bezieht sich der folgende Abschnitt lediglich auf den Zeitraum vom Mauerfall bis 1992.

Die erste Reaktion, die mit dem Mauerfall in Verbindung zu bringen ist, war ein zahlenmäßiger Rückgang von Demonstrationsteilnehmenden bei den „Montagsdemonstrationen“. Die Bevölkerung spürte, dass sie mit der Öffnung der Grenze erheblich an Einfluss gewonnen hatte. Durch diese neue Kraft war es plötzlich nicht mehr nötig, eine halbe Million Menschen auf der Straße zu mobilisieren, um gegen undemokratische Verhältnisse zu demonstrieren. Mit dem Mauerfall war die DDR-Regierung gezwungen, sich der Belange ihrer Bevölkerung anzunehmen. Daraus entstand eine gänzlich neue Verhandlungsbasis. Der Umbruch, der durch den Druck einiger hunderttausend Menschen ins Rollen kam, wurde ab dem 9. November 1989 von vergleichsweise wenigen Tausend weitergeführt. Halb scherzhaft, halb ernst führte Herbert Wagner die Tatsache an, dass die ehemaligen DemonstrantInnen keine Zeit mehr hatten, um zu demonstrieren, da sie in Westberlin bzw. Hof unterwegs waren um einzukaufen.⁴⁸

Von der neu erlangten Reisefreiheit profitierte auch Grit König. Sie gab im Interview zu verstehen, dass sie in der DDR niemals studiert hätte, da die Studienmöglichkeiten einfach nicht ihrer Vorstellung entsprachen. Im wiedervereinigten Deutschland studierte sie dann doch. Laut eigener Aussage kam die Wende für sie genau zum richtigen Zeitpunkt. Sie hatte sich 1989 noch nicht entschieden, in welche Richtung sich ihr Leben weiter entwickeln sollte. Dadurch war Frau König flexibel und konnte rasch auf die veränderte Lebenswelt reagieren.⁴⁹

Etwas anders erging es den Eltern von Grit König. Frau Heidi König assoziierte mit der unmittelbaren Nachwendezeit größtenteils negative Erfahrungen. In ihrem Fall bestätigten sich die Befürchtungen, die sie schon im Laufe der „Vorwendezeit“ hatte, denn sie wurde zum ersten Mal im Leben arbeitslos. Insgesamt empfand Frau König die

46 Antje Hildebrandt, „Der Spitzel macht die Mauer auf“, in: *Zeit Online* 45 (2011), [<http://www.zeit.de/2011/45/S-Jaeger/komplettansicht>], eingesehen 30.3.2016.

47 Paul Schulmeister, *Wende-Zeiten. Eine Revolution im Rückblick*, St. Pölten-Salzburg 2009, S. 131.

48 Wagner, *Novemberrevolution*, S. 14.

49 Interview mit Grit König.

Wiedervereinigung als eine Möglichkeit des Westens, an günstige Arbeitskräfte heranzukommen. Um der Arbeitslosigkeit zu entgehen, wurde ihr empfohlen, sich in Westdeutschland zu bewerben.⁵⁰ Sie traf damit das gleiche Los wie viele andere ehemalige Angestellte, die in DDR-Betrieben beschäftigt waren. Im Zuge der Wiedervereinigung wurde das DDR-Wirtschaftssystem privatisiert und durch westliche Firmen aufgekauft. Für die Produktionsstandorte Ostdeutschlands bedeutete das nicht selten eine Automatisierung der Prozesse, eine Standortverlagerung ins Ausland und oftmals eine gänzliche Stilllegung. Dies führte in den meisten Gebieten der ehemaligen DDR dazu geführt, dass Industriezentren zu strukturschwachen Regionen verfielen. Teilweise hatten solche Landstriche mit sechzig und mehr Prozent Arbeitslosigkeit zu kämpfen.⁵¹ Die Arbeitsplatzunsicherheit führte in der Folge zu einer starken Arbeitsmigration in die alten Bundesländer. Allerdings waren es meist junge, ungebundene Personen, die sich von den vielfältigen Optionen des westlichen Arbeitsmarktes locken ließen. Erwerbslose, die wie Heidi König über Familie oder Wohneigentum stärker an ihren bisherigen Standort gebunden waren, konnten der schlechten Arbeitsmarktsituation nicht ohne weiteres entfliehen.⁵² Diese Situation spiegelt sich in der eher negativen Beurteilung der unmittelbaren Nachwendezeit durch Frau König wider.⁵³ Ihr Mann Eberhard König hatte sich mit seinem Schlossereibetrieb auf eine völlig neue ökonomische Situation einzustellen. Das Geschäft florierte zunächst unter dem Einfluss einer nie zuvor dagewesenen Bautätigkeit privater Investoren, die Zahlungsmoral für erbrachte Leistungen wurde laut Einschätzung Königs dagegen immer schlechter und teilweise blieb der Unternehmer auf seinen Kosten sitzen. Mit der Veränderung des Warenangebots und der Mentalität der Bevölkerung schwanden die Reparatur- und Ausbesserungsaufträge von Jahr zu Jahr. Als später auch die privaten Bauträger ausblieben, konnte der Kleinbetrieb einem Insolvenzverfahren nur mit Mühe entgehen.⁵⁴

Jan Ebell, der nach seinem Austritt aus der Nationalen Volksarmee als ökonomischer Leiter am DTSB-Standort⁵⁵ in Oberwiesenthal eingesetzt wurde, hatte diesen Wandel im wirtschaftlichen Prinzip ebenfalls zu vollziehen. Er hatte als Geschäftsführer für Angestellte und Finanzverwaltung dafür Sorge zu tragen, dass ein leistungsbezogener Lohn durchgesetzt wurde. Die Erinnerungen an diese Umstrukturierung wurden eher als bedrückend empfunden, da die meisten langjährigen Mitarbeiter mit Lohneinbußen konfrontiert wurden und Herr Ebell sich dadurch extremen Anfeindungen aussetzen musste.⁵⁶ Auch die Entlassung aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und die Streichung seiner Arbeitsstelle verursachte ein Gefühl der Verunsicherung. Für ihn schlug diese Verunsicherung allerdings in eine Chance um, da er nach einer Umschulung zum

50 Interview mit Heidi König, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 21.12.2014.

51 Ralf Ahrens/André Steiner, Wirtschaftskrisen, Strukturwandel, und internationale Verflechtungen, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte*, Göttingen 2015, S. 79–116, hier S. 113 f.

52 Winfried Süß, Soziale Sicherheit und soziale Ungleichheit in wohlfahrtsstaatlich formierten Gesellschaften, in: Bösch, *Geteilte Geschichte*, S. 153–194, hier S. 191.

53 Interview mit Heidi König.

54 Interview mit Eberhard König.

55 DTSB = Deutscher Turn- und Sportbund.

56 Interview mit Jan Ebell.

Informatiker mit den Vorkenntnissen eines ökonomischen Leiters eine gern gesehene Arbeitskraft auf dem westdeutschen Arbeitsmarkt darstellte. Heutzutage beschreibt Jan Ebell sein Auftreten bei den ersten Bewerbungsgesprächen in westdeutschen Unternehmen 1991 als sehr naiv. Um diese Naivität mit einem Beispiel zu belegen, schilderte er die Erfahrungen seines ersten Bewerbungsgesprächs. Überwältigt vom Eindruck des Großraumbüros, sei er demnach kaum in der Lage gewesen, ein ernst zu nehmendes Gespräch zu führen.⁵⁷

Alle vier soeben angesprochenen Personen hatten unterschiedliche Ausgangssituationen, die nach der Wende zu einer individuellen Bewältigung des Strukturwandels führten. Was jedoch in allen vier Interviews vorkam und sich glich, ist das Erstaunen über die Produktvielfalt der westlichen Konsumwelt. In den meisten Fällen wurde die Produktvielfalt als ein positiver Aspekt der Wende gesehen. Mitunter gab es aber auch Personen, die sich von der riesigen Auswahl erschlagen fühlten.⁵⁸ Nichtsdestotrotz war unter den interviewten Personen keine, die nicht direkt am Konsum teilnahm. Diese Tatsache ist jedoch keineswegs verwunderlich. Das Konsumverhalten von Ost- und Westdeutschen hatte sich seit den 1960er-Jahren stark in unterschiedliche Richtungen entwickelt. Während die freie Marktwirtschaft im Zuge des Wirtschaftswunders im Westen für einen enormen Anstieg des individuellen Wohlstandes und der Gütervielfalt sorgte, stieg das Wohlstandsniveau in Ostdeutschland nur leicht. Auch die Konsummöglichkeiten hielten sich im östlichen Teil Deutschlands durch die planwirtschaftlichen Produktionsmethoden auf einem vergleichsweise geringen Niveau.⁵⁹ Die BürgerInnen der Bundesrepublik entwickelten zwischen 1960 und 1990 ein Bedürfnis nach Statusgütern und konnten dieses, sofern sie finanziell in der Lage waren, auch befriedigen. In der DDR wurden knappe Güter bewusst als Luxusartikel eingestuft und dadurch für die breite Masse der Bevölkerung unerschwinglich.⁶⁰ Der Wunsch nach dem Konsum solcher Waren verbreitete sich aber dennoch. Als es im Herbst 1989 möglich wurde, die Grenzen nach Westdeutschland zu passieren, bot sich für die DDR-Bevölkerung die Möglichkeit, das Bedürfnis nach Konsumgütern zu stillen.⁶¹

Schluss

Die einleitend aufgestellte These, dass die Wirren der „Wende“ zunächst als ein unkoordiniertes Durcheinander gesehen wurden, durch das Ängste und Hoffnungen entstanden, konnte im Zuge der Arbeit belegt werden. Es wurde gezeigt, dass es sich bei der „Wende“ nicht um einen klar definierbaren Zeitraum handelt. Vielmehr wurden unter dem Begriff Ereignisse zusammengefasst, die einen größeren Wandel im Denken, Handeln und Fühlen der Beteiligten hervorgerufen haben. Mit Blick auf die geführten In-

57 Interview mit Jan Ebell.

58 Interview mit Heidi König.

59 Christopher Neumaier/Andreas Ludwig, Individualisierung der Lebenswelten. Konsum Wohnkultur und Familienstrukturen, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 239–282, hier S. 242.

60 Ebd., S. 255.

61 Ebd., S. 281.

Interviews wird klar, dass jeder Mensch ein eigenes Bild von der Wendezeit hat. Die Fachliteratur tritt in diesem Zusammenhang etwas homogener auf. Aus wissenschaftlicher Sicht geht es meist um die Interaktionen der politischen Akteure. Die Bilder, die sich aus diesen Untersuchungen ergaben, sahen in der Regel sehr einheitlich und chronologisch aus. Erst durch die Verbindung mit individuellen Erlebnissen und Empfindungen bekamen diese einzelnen Abschnitte der Wende ihre komplizierte Färbung. Kein Zeitabschnitt der „Wende“ kann dadurch einfach so für sich stehen. Die Komplexität einer Demonstration vor dem Dresdner Hauptbahnhof im Jahr 1989 wird nicht durch die schlichte historische Darstellung von Fakten begreifbar. Erst die Gegenüberstellung unterschiedlicher Erlebnisberichte aus allen Lagern lässt erahnen, wie durcheinander, angespannt und nervenaufreibend diese Situation war.

Die Arbeit zeigte, wie unterschiedlich ein politischer Umbruch wahrgenommen werden kann. Die damals heranwachsende Grit König sah in der Öffnung der Grenzen eine Chance, die sie in der DDR nie gehabt hätte. Für ihre Eltern wurde das Leben durch die „Wende“ zunächst etwas beschwerlicher. Gemeinsam war allen, dass dieser Wandel Veränderungen herbeirief, die das eigene Leben bis ins kleinste Detail beeinflussen konnten.

Insgesamt lässt sich der Schluss ziehen, dass es sich bei der „Wende“ um ein schwer erfassbares Konstrukt der deutschen Geschichte handelt. Um die Geschehnisse dieses Umbruchs wirklich zu verstehen, genügt es nicht, Fakten aneinander zu reihen. Es ist von essentieller Wichtigkeit, einen Blick hinter die Chronologie der Ereignisse zu werfen und diese mit Emotionen zu verknüpfen. Nur dann wird es möglich zu begreifen, warum sich tausende von Menschen teilweise sogar unter Lebensgefahr für den politischen Wandel in Ostdeutschland einsetzten.

Literatur

Ahrens, Ralf/Steiner, André, Wirtschaftskrisen, Strukturwandel, und internationale Verflechtungen, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 79–116.

Bibliographisches Institut GmbH, Duden.de, 2016, [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Infotainment>], eingesehen 3.4.2016.

Hertle, Hans Hermann, *Chronik des Mauerfalls. Die dramatischen Ereignisse um den 9. November 1989*, Bielefeld 2009¹¹.

Interview mit Egon Bahr, in: Heribert Schwan/Rolf Steininger (Hrsg.), *Mein 9. November 1989*, Düsseldorf 2009, S. 29–34.

Jankoski, Martin, *Der Tag, der Deutschland veränderte. 9. Oktober 1989* (Schriftenreihe des Sächsischen Landesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen 7), Leipzig 2007.

Lüdeker, Gerhard Jens/Orth, Dominik, *Zwischen Archiv, Erinnerung und Identitätsstiftung. Zum Begriff und zur Bedeutung von Nach-Wende-Narrationen*, in: Ders. (Hrsg.),

Nach-Wende-Narrationen. Das wiedervereinigte Deutschland im Spiegel von Literatur und Film (Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien 7), Göttingen 2010, S. 7–17.

Neubert, Ehrhart, *Geschichte der Opposition in der DDR 1949–1989*, Berlin 1998².

Ders., Leipzig, 9. Oktober 1989. „Wir sind das Volk!“, 7.10.2007, [<http://www.spiegel.de/einestages/leipzig-9-oktober-1989-a-948186.html#>], eingesehen 3.4.2016.

Neumaier, Christopher/Ludwig, Andreas, *Individualisierung der Lebenswelten. Konsum Wohnkultur und Familienstrukturen*, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 239–282.

Schulmeister, Paul, *Wende-Zeiten. Eine Revolution im Rückblick*, St. Pölten-Salzburg 2009.

Steiner, André, *Zwischen Konsumversprechen und Innovationszwang. Zum wirtschaftlichen Niedergang der DDR*, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Weg in den Untergang. Der innere Zerfall der DDR (Sammlung Vandenhoeck)*, Göttingen 1999, S. 153–192.

Süß, Winfried, *Soziale Sicherheit und soziale Ungleichheit in wohlfahrtsstaatlich formierten Gesellschaften*, in: Frank Bösch (Hrsg.), *Geteilte Geschichte. Ost- und Westdeutschland 1970–2000*, Göttingen 2015, S. 153–194.

Wagner, Herbert, *die Novemberrevolution 1989 in Dresden. Ein Erlebnisbericht*, in: Konrad Löw (Hrsg.), *Ursachen und Verlauf der deutschen Revolution 1989 (Schriftenreihe der Gesellschaft für Deutschland Forschung 33)*, Berlin ²1993, S. 9–15.

Wolle, Stefan, *Der Traum vom Westen. Wahrnehmung der bundesdeutschen Gesellschaft in der DDR*, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hrsg.), *Weg in den Untergang. Der innere Zerfall der DDR (Sammlung Vandenhoeck)*, Göttingen 1999, S. 195–211.

Quellen

Cable From: U.S. Embassy Beijing, To: Department of State, Wash DC, *What Happened on the Night of June 3/4?*, 22.6.1989 (Document 31), in: Jeffrey T. Richelson/Michael L. Evans (eds.), *Tiananmen Square, 1989: The Declassified History (National Security Archive Electronic Briefing Book No. 16)*, 1.1.1999, [<http://www2.gwu.edu/~nsarchiv/NSAEBB/NSAEBB16/>], eingesehen 21.1.2015.

Haeming, Anne, „Der Grenzer, der die Mauer öffnete“: Interview mit Harald Jäger vom 05.11.2014, in: *Die Tageszeitung*, [<http://www.taz.de/!148937/>], eingesehen 12.1.2015.

Hildebrandt, Antje, „Der Spitzel macht die Mauer auf“, in: *Zeit Online* 45 (2011), [<http://www.zeit.de/2011/45/S-Jaeger/komplettansicht>], eingesehen 30.3.2016.

Interview mit Andreas Friedrich, durchgeführt von Philipp Ebell, Dresden, 19.12.2014.

Interview mit Eberhard König, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 21.12.2014.

Interview mit Grit König, durchgeführt von Philipp Ebell, Siegsdorf, 3.1.2015.

Interview mit Heidi König, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 21.12.2014.

Interview mit Jan Ebell, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 27.12.2014.

Interview mit Ute Ebell, durchgeführt von Philipp Ebell, Oberwiesenthal, 27.12.2014.

o. A., Trotz des neuen Reisegesetzes in der DDR: Der Zorn der Bürger wächst, in: *Hamburger Abendblatt*, 7.11.1989, [www.abendblatt.de/archive/1989/pdf/19891107.pdf/ASV_HAB_19891107_HA_001.pdf], eingesehen 30.3.2016.

Philipp Ebell ist Lehramtsstudent der Fächer Geschichte, Sozialkunde und politische Bildung, Geographie und Wirtschaftskunde und Bewegung und Sport im 11. Semester an der Universität Innsbruck. philipp.ebell@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Philipp Ebell, Die „Wende“ 1989 in der Wahrnehmung der Ostdeutschen. Eine Mentalitätsgeschichte, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 11–26, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Totale Institutionen – Psychiatrien im 19. Jahrhundert am Beispiel der k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol

Dominique Karner

Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum

eingereicht im Semester: WS 2014/15

Rubrik: PS-Arbeit

Abstract

Total Institutions – Mental Asylums in the 19th Century

The following seminar paper is about mental asylums as „total institutions.“ It analyzes the four important aspects of Erving Goffman’s definition of a total institution. Finally, the paper discusses whether the psychiatry Hall can be outlined as one.

Einleitung

„Es gibt nichts Schockierenderes als Idiotie in der Hütte eines irischen Landarbeiters [...]. Werden ein kräftiger Mann oder eine Frau von den Beschwerden befallen, bleibt [den Familienmitgliedern] nichts anderes übrig, als ein Loch in den Boden der Hütte zu graben, nicht so tief, daß ein Mensch aufrecht darin stehen könnte, mit einem Lattengerüst darüber, damit er nicht herausklettern kann. Das Loch ist ungefähr einen Meter fünfzig tief; dort hinein reichen sie dem bedauernswerten Wesen die Mahlzeit, und dort stirbt es im allgemeinen.“¹

Dieses aus dem Jahre 1817 stammende Zitat eines Mitglieds aus dem britischen Unterhaus stellt eine Skizzierung der Verwahrung eines psychisch Kranken in Irland dar, der in keiner Anstalt untergebracht werden konnte, sondern von seinen Familienmitgliedern zu Hause verwahrt wurde. Man kann sich vorstellen, dass diese oder zumindest eine

1 William P. Letchworth, zit. n. Edward Shorter, Geschichte der Psychiatrie, Berlin 1999, S. 13 f.

ähnliche Art der Verwahrung vor dem Aufkommen der psychiatrischen Anstalten im 19. Jahrhundert auch in anderen Gebieten Europas eine gängige Methode dargestellt haben könnte, wie aus Edward Shorters Ausführungen hervorgeht. Er nennt diverse Fälle von Misshandlungen und menschenunwürdiger Behandlung von psychisch gestörten Menschen. Unter anderem berichtet er über einen 16-jährigen Jungen, der aufgrund seines „Irrsinns“ 1798 von seinem Vater im Schweinestall angekettet und wie ein Tier gehalten wurde.² Diese Umstände verdeutlichen zugleich den immensen Wert, den die Herausbildung von Orten der Verwahrung wie der Irren-Heilanstalt im 19. Jahrhundert mit sich brachte. Die Menschen fürchteten sich vor dem Anderssein und ein abnormales, nicht normgerechtes Verhalten wurde mit „autoritäre[r] Intoleranz“³ bestraft. Häusliche Gewalt gegenüber „geisteskranken“ Familienmitgliedern war laut Shorter bis ins 19. Jahrhundert keine Seltenheit.⁴ Mit der Gründung der ersten Anstalten gab es schließlich Institutionen mit Pflege- und Wartpersonal, das sich jener Individuen mit einer kranken Psyche annahm. Dennoch bedurfte es weiterer Jahrzehnte, bis eine optimale und gewaltfreie Behandlung in diesen Institutionen gewährleistet werden konnte.

Die folgende Proseminararbeit skizziert zunächst die historische Entwicklung der Psychiatrie bis zum 19. Jahrhundert. Im Anschluss daran werden die zentralen Inhalte des von Erving Goffman (1922–1982)⁵ beschriebenen Modells der „Totalen Institution“ dargestellt. Im nächsten Kapitel wird überprüft, ob jene vorgestellten Inhalte aus Goffmans „Asylums“ auch auf das gewählte Beispiel der Provinzial-Irren-Heilanstalt zu Hall in Tirol zutreffen und in der Praxis Anwendung gefunden haben. Hierbei soll insbesondere auf den minutiös vorgegebenen Tagesablauf der Insassen und Insassinnen eingegangen werden. Abschließend soll eine Antwort auf die Frage, wie die InsassInnen selbst die in der Anstalt herrschenden strengen Reglementierungen wahrgenommen haben, formuliert werden. Der Untersuchungszeitraum umfasst dabei die Jahre 1830 bis 1900.

Goffmans Werk, das 1961 entstanden ist, zählt zu den Klassikern der Soziologie und ging aus seiner teilnehmenden Beobachtung am St. Elisabeths Hospital in Washington, D.C. von 1955/6 hervor.⁶ Es umfasst vier eigenständige Aufsätze, die einander ergänzen. Der erste Aufsatz mit dem Titel „On the Characteristics of Total Institution“ enthält eine allgemeine Untersuchung des Soziallebens in Orten der Verwahrung. Als veranschaulichende Beispiele setzt Goffman den Fokus auf psychiatrische Kliniken und Gefängnisse. Im zweiten Essay „The Moral Career of the Mental Patient“ werden jene Faktoren untersucht, die auf die sozialen Beziehungen eines Individuums nach dessen

2 Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 15.

3 Ebd., S. 14.

4 Ebd., S. 15.

5 Erving Goffman, *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and other Inmates*, London 1991.

6 Falk Bretschneider/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß, *Machtvolle Bindungen – Bindungen voller Macht. Personal und Insassen in neuzeitlichen Orten der Verwahrung zwischen Konfrontation und Verflechtung*, in: Falk Bretschneider/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß (Hrsg.), *Personal und Insassen von „Totalen Institutionen“ zwischen Konfrontation und Verflechtung (Geschlossene Häuser. Historische Studien zu Institutionen und Orten der Separierung, Verwahrung und Bestrafung 3)*, Leipzig 2011, S. 8.

Einlieferung in eine totale Institution einwirken. In „The Underlife of a Public Institution“ werden die Insassen einer öffentlichen Institution selbst ins Licht gerückt. Der letzte Aufsatz „The Medical Model and Mental Hospitalization“ wiederum stellt das Personal einer psychiatrischen Anstalt in den Mittelpunkt.⁷

Als Quellengrundlage, die parallel zu Goffmans „Asylums“ zur Herausarbeitung des Hauptteils dieser Arbeit genutzt wurde, diente die „Beschreibung“⁸ des ehemaligen Heilanstaltsdirektors Johann Tschallener (1783–1855) über die Irren-Heilanstalt Hall in Tirol. Tschalleners Ausführungen waren zielführend hinsichtlich der Beantwortung der Forschungsfrage, ob Goffmans Aspekte und Merkmale „Totaler Institutionen“ in Bezug auf die Irren-Heilanstalt Hall in Tirol des 19. Jahrhunderts zutreffend sind. Ausgehend von dieser Frage wurde die These formuliert, dass die Haller Anstalt als „Totale Institution“ angesehen werden kann.

Zuletzt sei noch auf das Werk „Psychiatrische Landschaften“⁹ sowie auf den Ausstellungskatalog „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten“¹⁰ hingewiesen. Im erstgenannten Buch geht es um Psychatriegeschichten, die die PatientInnen und das Personal psychiatrischer Einrichtungen in Tirol, Südtirol und im Trentino in den Mittelpunkt rücken. Die HistorikerInnen sprechen aber auch Einzelaspekte zur Geschichte der „psychiatrischen Landschaft‘ im ‚historischen Tirol‘ von 1830 bis zur Gegenwart“¹¹ an. Das Begleitbuch „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten“ zur Ausstellung zur Geschichte der Psychiatrie in Tirol, Südtirol und im Trentino richtet den Fokus insbesondere auf die Patientinnen und Patienten der Anstalten, um die „Psychatriegeschichte aus Patientenperspektive“¹² verfolgen zu können. Diese Lebensgeschichten waren sehr hilfreich, um die Frage zu beantworten, wie die Insassen der Irren-Heilanstalt Hall den streng reglementierten Anstaltsalltag empfunden haben.

Die historische Entwicklung der Psychiatrie

Bereits vor dem 18. Jahrhundert gab es in Europa Verwahranstalten (Gefängnisse, Asyle, Spitäler oder Armenhäuser), die nur für die Unterbringung von Geisteskranken bestimmt waren, aber keineswegs therapeutische Unterstützung boten.¹³ Das im 13. Jahrhundert in London gegründete Priory of St. Mary of Bethlem zählte beispielsweise

7 Goffman, *Asylums*, S. 11 f.

8 Johann Tschallener (Hrsg.), *Beschreibung der k.k. Provincial-Irren-Heilanstalt zu Hall in Tirol mit Rücksicht auf die Statuten der Anstalt, auf die therapeutischen und psychologischen Grundsätze der Behandlung der Geisteskranken und ihre achtjährigen Resultate; mit 19 Krankengeschichten und verschiedenen Andeutungen zum Wohl dieser Unglücklichen; nebst einem Anhang über die Anlage von Zimmern für Irre und Tobende*, Innsbruck 1842.

9 Elisabeth Dietrich-Daum/Hermann J.W. Kuprian/Siglinde Clementi/Maria Heidegger/Michaela Ralsler (Hrsg.), *Psychiatrische Landschaften. Die Psychiatrie und ihre Patientinnen und Patienten im historischen Raum Tirol seit 1830*, Innsbruck 2011.

10 Maria Heidegger/Celia di Pauli/Lisa Noggler/Siglinde Clementi/Michaela Ralsler/Elisabeth Dietrich-Daum/Hermann Kuprian (Hrsg.), *Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten. Eine Ausstellung zur Geschichte der Psychiatrie in Tirol, Südtirol und im Trentino*, Bozen 2012.

11 Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), *Psychiatrische Landschaften*, S. 12.

12 Heidegger et al., *Ich lasse mich*, S. 10.

13 Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 20 f.

zu einem der ersten Krankenhäuser in Europa, das „psychisch Gestörte“ aufnahm und bis ins Jahr 1948 als städtische Irrenanstalt fungierte.¹⁴

Im Zuge der im 18. Jahrhundert aufkeimenden Idee, dass die Anstalt selbst eine therapeutische Funktion innehaben könnte, kam es zur Herausbildung der Psychiatrie.¹⁵ Den Behandlungsfokus legte man neben den medizinischen Anwendungen wie Aderlass, speziellen Diäten und der Verabreichung von Abführ- und pflanzlichen Arzneimitteln auf eine pädagogische Vorgehensweise, die Moral durch strikte Reglementierung, Arbeitszwang, Zucht und Ordnung vermitteln sollte, um geheilte PatientInnen in die Gesellschaft reintegrieren zu können.¹⁶ Die Psychiatrie nahm in der „Geschichte der Disziplin“¹⁷ angesichts der in den Anstalten herrschenden strikten Verordnungen eine entscheidende Rolle ein. Die Historikerin Andrea Chmielewski geht davon aus, dass die Ablehnung von „gefährlichen Irren“ durch die Hospitäler mitverantwortlich für die Gründung von Irrenanstalten im 18. Jahrhundert gewesen sei, da in den Spitälern keine spezielle Beaufsichtigung der „gefährlichen Irren“ gewährt werden konnte.¹⁸ Michaela Ralser wiederum erachtet die Anstalten als sogenannte „Epiphänomene der bürgerlichen Revolutionen“,¹⁹ die in Europa ihren Lauf nahmen und schreibt die Entstehung der Irrenanstalten im 18. und 19. Jahrhundert zugleich der „Medikalisierung der Irrenfrage“²⁰ zu.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts entstand schließlich die „moderne Krankenanstalt als klinisch-therapeutischer Versorgungsraum“,²¹ die für das Heilen, das Verwahren und die Pflege psychisch Erkrankter sorgte. Im historischen Tirol übernahmen diese Aufgabe die beiden „Landes-Irrenanstalten“ in Hall und Pergine.²²

Einen Aufschwung erlebte die Irrenanstalt ab 1860,²³ als sowohl die Anzahl an Einrichtungen selbst als auch die Zahl an InsassInnen drastisch zunahm.²⁴ Stellt man den vielen anderen überfüllten Irrenanstalten²⁵ jedoch die Haller Anstalt gegenüber, fällt auf, dass in Hall ein übermäßig hoher Patientenansturm durch strikte Maßstäbe positiv reguliert wurden, sodass es zu keiner Überfüllung kam. Diese bestanden unter ande-

14 Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 18.

15 Ebd., S. 23.

16 Elisabeth Dietrich-Daum/Maria Heidegger, *Menschen in Institutionen der Psychiatrie*, in: Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), *Psychiatrische Landschaften*, S. 51.

17 Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 61.

18 Alexandra Chmielewski, *Staat und Irrenfürsorge. Badische Psychiatriereformen im 19. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 146 (1998), S. 437–453, hier S. 440 f.

19 Michaela Ralser, *Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900*, München 2010, S. 152.

20 Ebd.

21 Ebd., *Im Vordergrund die Klinik. Das Beispiel der Innsbrucker Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik um 1900*, in: *Geschichte und Region/Storia e Regione* 17 (2008), Heft 2, S. 135–145, hier S. 135.

22 Angela Griessenböck, *Zur Geschichte der psychiatrischen Landschaft im Kronland Tirol: Die „Landes-Irrenanstalten“ in Hall in Tirol und in Pergine*, in: Eberhard Gabriel/Martina Gamper (Hrsg.), *Psychiatrische Institutionen in Österreich um 1900*, Wien 2009, S. 121–134, hier S. 122.

23 Heinz-Peter Schmiedebach, *„Zerquälte Ergebnisse einer Dichterseele“. – Literarische Kritik, Psychiatrie und Öffentlichkeit um 1900*, in: Heiner Fangerau/Karen Nolte (Hrsg.), *Moderne Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert. Legitimation und Kritik (Medizin, Gesellschaft und Geschichte 26)*, Stuttgart 2006, S. 259–281, hier S. 259.

24 Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 60.

25 Überfüllung herrschte in vielen deutschen, französischen, aber auch englischen Anstalten: Shorter, *Geschichte der Psychiatrie*, S. 80–81.

rem in der Differenzierung von heilbaren PatientInnen und „Unheilbaren“ [...] [sowie] ‚blödsinnigen Individuen‘.²⁶ Die zuletzt genannten Gruppen wurden von vornherein abgewiesen, um keine „undifferenzierte, massenhafte Wegsperrung der ‚Irren‘“²⁷ zu praktizieren.

Im 19. Jahrhundert sah sich die Irrenheilanstalt einem Wandel unterzogen: Ausgehend von einem Ort der reinen Verwahrung transformierte sich die Anstalt zu einem Ort der Heilung, der für eine soziale Reintegration Sorge tragen sollte.²⁸ Gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte man auf das Modell der Anstalt als hierarchisch gegliedertes System, das auf den Ideen „von Hausökonomie in der Vormoderne und schichtspezifische[n] Sozialordnungen“²⁹ beruhte. Die Irrenanstalten wurden nach einem paternalistischen Modell geführt und organisiert.³⁰ Am Ende des 19. Jahrhunderts folgte man dem „Programm“ der staatlichen Fürsorge der „Geisteskranken“ in geschlossenen Anstalten, das aus einem „sicherheits-politischen Interesse“³¹ hervorging. Die Anstaltspsychiatrie wurde somit vermehrt auf die „gefährlichen Irren“ mit dem Zweck einer zumeist lebenslänglichen Unterbringung ausgerichtet.³²

Die Psychiatrie als Totale Institution

Die Totale Institution – Eine Definition

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit dem von Erving Goffman geprägten Begriff der „Totalen Institution“, den er ausführlich in seinem bereits vorgestellten Werk „Asylums“ festgehalten hat. Gemäß Goffman ist die „Totale Institution“ ein Wohn- oder Arbeitsplatz. An diesem führt eine große Anzahl von ähnlich gestellten Individuen, die über einen längeren Zeitraum von der breiten Gesellschaft abgeschnitten ist, ein geschlossenes und formal kontrolliertes Leben.³³ Als charakteristisches Beispiel verweist der Soziologe auf das Gefängnis, in dem einem streng reglementierten Alltag nachgegangen wird.³⁴ Genauso können aber auch andere totale Institutionen dazugezählt werden, deren Alltag von diesen Reglementierungen bestimmt sind, wie beispielsweise psychiatrische Kliniken, die den Schwerpunkt von Goffmans Feldforschung bildeten. Mithilfe der teilnehmenden Beobachtung entwickelte er ein „innerperspektivisches, mikroso-

26 Maria Heidegger/Oliver Seifert, „Nun ist aber der Zweck einer Irrenanstalt Heilung...“. Zur Positionierung des „Irrenhauses“ innerhalb der psychiatrischen Landschaft Tirols im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Elisabeth Dietrich-Daum/Rodolfo Taiani (Hrsg.), *Psychiatrielandschaft*, Innsbruck-Wien-Bolzen 2008, S. 24–46, hier S. 31.

27 Heidegger/Seifert, *Zweck einer Irrenanstalt*, S. 31.

28 Maria Heidegger, *Psychiatrische Pflege in der historischen Anstalt. Das Beispiel der „k.k. Provinzialanstalt“ Hall in Tirol 1830–1850*, in: Erna Appelt/Maria Heidegger u.a. (Hrsg.), *Who Cares? Betreuung und Pflege in Österreich. Eine geschlechterkritische Perspektive*, Innsbruck 2010, S. 87.

29 Heidegger, *Psychiatrische Pflege*, S. 87–97, hier S. 87.

30 Ralsler, *Subjekt*, S. 158.

31 Astrid Ley, *Psychiatriekritik durch Psychiater, Sozialreformerische und professionspolitische Ziele der Erlanger Anstaltsdirektors Gustav Kolb (1870–1938)*, in: Fangerau/Nolte (Hrsg.), *Moderne Anstaltspsychiatrie*, S. 199.

32 Ley, *Psychiatriekritik*, S. 199; Christian Müller, *Heilanstalt oder Sicherungsanstalt? Die Unterbringung geisteskranker Rechtsbrecher als Herausforderung der Anstaltspsychiatrie im Deutschen Kaiserreich*, in: Fangerau/Nolte (Hrsg.), *Moderne Anstaltspsychiatrie*, S. 103–115, hier S. 103.

33 Goffman, *Asylums*, S. 11.

34 Ebd.

ziologisch orientiertes Modell von geschlossenen Institutionen, die sich mit der Verwahrung von Personen beschäftigen“.³⁵

Der totale Charakter, mit dem alle Institutionen gekennzeichnet sind, lässt sich durch einschränkende Faktoren, wie Abschottung zur Außenwelt, geschlossene Türen, hohe Mauern oder Stacheldraht, etc. versinnbildlichen.³⁶ Institutionen, die diese freiheitsraubenden Einschränkungen aufweisen, betitelt Goffman als totale Institutionen, die in fünf Gruppen differenziert werden können: Fürsorgeanstalten wie Waisen- oder Armenfürsorgehäuser, Anstalten wie Tuberkulose-Sanatorien oder psychiatrische Kliniken, Institutionen, die zum Wohlergehen der Gesellschaft und des Staates potenziell bedrohliche Personen in Verwahrung nehmen (z.B. Gefängnisse), aber auch Institutionen, die für einen reibungslosen Arbeitsablauf sowie Zucht und Ordnung sorgen (wie Kasernen, Internate, Arbeitslager) sowie religiöse Refugien (unter anderem Abteien, Klöster).³⁷

Des Weiteren sind totale Institutionen geprägt von einem wechselseitigen Verhältnis zwischen Insassinnen und Insassen sowie Personal. Auch in der psychiatrischen Anstalt hängt die Rolle einer jeden Gruppe (die Patientengruppe auf der einen und die des Personals auf der anderen Seite), die in dem System „Totale Institution“ agiert, von der jeweiligen Verordnung ab. Die Verhaltensweisen sind vorgegeben und müssen strikt befolgt werden. Dabei stehen die einzelnen Individuen einer Gruppe (Patienten) in Relation zu jenen agierenden Subjekten (Anstaltspersonal) der anderen. Bei diesen Beziehungen handelt es sich meist um zeitlich begrenzte „Zwangsbeziehungen“, in denen das soziale Gefälle zwischen den AkteurInnen zu asymmetrischen Abhängigkeits- und Machtbeziehungen [führt].³⁸

Zudem geht Goffman davon aus, dass in der modernen Gesellschaft das zentrale Merkmal „Totaler Institutionen“ in der Aufhebung der Barrieren, die die drei Lebensbereiche (Schlaf-, „Spiel“- und Arbeitsplatz) normalerweise trennen, gefunden werden kann³⁹:

Erstens: Alle Aspekte des alltäglichen Lebens werden am gleichen Ort und unter derselben Autorität durchgeführt.

Zweitens: Die Arbeitsabläufe der Institutionsmitglieder werden in Gesellschaft ihrer Genossen ausgeführt, wobei alle gleich behandelt werden und dieselbe Arbeit verrichten.

Drittens: Alle täglichen Aufgabenbereiche, die aus vorherigen Tätigkeiten herausfolgen, sind streng geplant, und werden durch formale Reglementierungen genau vorgegeben und durch Obrigkeiten kontrolliert/überwacht.

35 Martin Scheutz, „Totale Institutionen“ – missgeleiteter Bruder oder notwendiger Begleiter der Moderne? Eine Einführung, in: Ders. (Hrsg.), *Totale Institutionen* (Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 8/1), Innsbruck 2008, S. 3–19, hier S. 4.

36 Goffman, *Asylums*, S. 15.

37 Ebd., S. 16.

38 Dietrich-Daum/Heidegger, *Menschen in Institutionen*, S. 44.

39 Goffman, *Asylums*, S. 17.

Viertens: Die unterschiedlich forcierten Arbeitsabläufe werden zu einem einzigen „rationalen Plan“ zusammengefügt, zur Zweckerfüllung der offiziellen Institutionsziele.⁴⁰

Im nachfolgenden Abschnitt sollen diese vier Merkmale, die nach Goffman eine „Totale Institution“ ausmachen, am Beispiel der Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol untersucht werden. Inwieweit lassen sich die Merkmale in Hall wiederfinden, sodass die Anstalt als „Totale Institution“ bezeichnet werden kann?

Aspekte und Merkmale der Totalen Institution am Beispiel der Irren-Heil-Anstalt Hall in Tirol

Unter Zuhilfenahme der 1842 publizierten „Beschreibung“ über die Haller Anstalt vom damaligen Anstaltsdirektor und Primararzt⁴¹ Dr. Johann Tschallener sollen als nächstes die von Goffman herausgearbeiteten Aspekte und Merkmale einer „Totalen Institution“ am Beispiel der Haller Anstalt untersucht werden.

Ihre Pforten öffnete die „k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt“ Hall in Tirol am 1. September 1830⁴² unter der Leitung von Dr. Anton Pascoli (1788–?). Ab 1834 trat Dr. Johann Tschallener (1783–1855) bis zum Jahre 1854 dessen Nachfolge an.⁴³ Diese Zeitspanne umfasst auch den ungefähren Untersuchungszeitraum (1830–1900) des nachfolgenden Abschnitts.

Bereits mit dem Eintritt des Individuums in das Anstaltsgebäude zeigt sich der totale Charakter, den die Anstalt aufweist, und erste freiheitsraubende Einschränkungen treten in Kraft: Patientinnen und Patienten werden von der Außenwelt abgeschnitten. Diese Trennung zur Außenwelt geht mit einem Rollenverlust einher, indem der Patient/die Patientin ein gewisses Aufnahmeprocedere durchlaufen muss und ihm/ihr das persönliche Hab und Gut genommen wird.⁴⁴ So heißt es in Tschalleners „Beschreibung“, dass das ankommende Individuum in Gegenwart des Wartpersonals und des Sekundär- sowie Hauswundarztes untersucht, gewaschen und nach Einkleidung (entweder mit eigener oder der Anstaltskleidung) und Bestimmung der Diätklasse in die Obhut des zuständigen Wartpersonals gegeben wird⁴⁵, wobei angemerkt werden muss, dass es sich beim Wartpersonal bzw. dem „Irrenwärter“ im 19. Jahrhundert um keinen Ausbildungsberuf handelte.⁴⁶ Der Aufnahmeprozess kann gemäß Goffman eher als „trimming‘ or, programming“⁴⁷ angesehen werden, denn durch seine Isolierung verliert das Individuum ein Stück weit seine Identität, und es wird zu einem Objekt der Verwaltungsmaschinerie der Anstalt gemacht.⁴⁸

40 Goffman, *Asylums*, S. 17.

41 Der Direktor war zugleich Primararzt. Ihm oblag der Oberaufsicht und Leitung der Anstalt: Tschallener, *Beschreibung*, S. 41, §17.

42 Heidegger/Seifert, *Zweck einer Irrenanstalt*, S. 26.

43 Institut der Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie und Institut für Erziehungswissenschaften UIBK, *Psychiatrische Landschaften*, 2009, [http://psychiatrische-landschaften.net/Biografien_der_Direktoren_und_anderer_Angenh%C3%B6riger_des_Anstaltspersonals], eingesehen 1.2.2015.

44 Goffman, *Asylums*, S. 25 f.

45 Tschallener, *Beschreibung*, S. 19.

46 Dietrich-Daum/Heidegger, *Menschen in Institutionen*, S. 56.

47 Goffman, *Asylums*, S. 26.

48 Ebd.

Auch andere einschränkende Faktoren, die Goffman in seinem Aufsatz aufzählt, lassen sich laut der Beschreibung von Tschallener in Hall wiederfinden. So geht daraus hervor, dass dem „Irren“ die physische Freiheit in einem gewissen Maße gewährt wird, sodass er nicht ständig eingesperrt oder angekettet sei. Weiters ist die Rede einer „verlässlichen[n] Versicherung“,⁴⁹ die in eine äußere und innere differenziert wurde. Bei der äußeren handelte es sich zum Beispiel um Einfriedungsmauern, die eine Höhe von acht Schuh (ca. 2,52 m) aufweisen mussten. Des Weiteren wurde darauf geachtet, dass es in den Hofräumen keine Gegenstände gab, die ein Emporklettern ermöglicht hätten.⁵⁰ Unter der inneren Versicherung verstand man die besondere Rücksichtnahme auf jene PatientInnen, die nicht zur gleichen Zeit mit den anderen „Irren“ ins Freie durften. Ihnen wurde der Ausgang durch eine eigene Tagwache, bestehend aus zwei Wärtern, die im Wechsel Aufsicht hatten, versperrt.⁵¹ Ebenso legte man großen Wert auf die Sicherheit in den „Irenzimmern“. Die Türen waren mit einem speziellen Schloss und einer Queröffnung zur Beobachtung der „Irren“ versehen, und die vergitterten Fenster hatten sogenannte Fenstersperren mit Eisenstäben. Zusätzlich waren schließbare Balken daran angebracht, um ein Einschlagen der Fenster zu verhindern.⁵²

Als nächstes werden die im vorherigen Kapitel beschriebenen vier Merkmale einer „Totalen Institution“ bezugnehmend auf die Haller Anstalt skizziert: Goffmans Ausführungen zufolge umfasste der Arbeitsbereich des Personals in totalen Institutionen vielmehr die Funktion des Überwachens als die der Führung.⁵³ Eine Form der Überwachung stellte einerseits die Kommunikationskontrolle⁵⁴ dar, die auch in der Haller Anstalt Anwendung gefunden hat, indem vom Stab bestimmt wurde, an und wie oft PatientInnen Besuch erhalten durften. Es war vorgegeben, dass die BesucherInnen aus naher Umgebung sein mussten (ergo keinen von der Anstalt weit entfernten Wohnsitz besitzen durften) und erst nach Bekanntgabe der Direktion an der Eingangspforte der Heilanstalt empfangen und vom Hauswundarzt herumgeführt wurden.⁵⁵ Die BesucherInnen waren dazu verpflichtet sich in ein sogenanntes „Passantenbuch“⁵⁶ (Name, Charakter, Geburtsort) einzutragen, woraufhin der Direktor die Erlaubnis zum Betreten der Anstalt erteilte.⁵⁷ Andererseits spiegelte sich die permanente Überwachung in der Hausordnung der Anstalt wider. Sie hatte eine detaillierte Zusammenstellung von Regeln zum Inhalt, an die sich sowohl InsassInnen als auch Wartpersonal halten mussten. Diese Verordnung gab den exakten Tagesablauf wieder.⁵⁸ In ihr lassen sich dabei die ersten drei Merkmale der totalen Institution (alle alltagsbezogenen Faktoren finden am gleichen Ort unter derselben Autorität statt, die Arbeitsabläufe der Institutionsmitglieder werden in Gesellschaft ihrer Genossen ausgeführt, und die Aufgabenbereiche sind

49 Tschallener, Beschreibung, S. 12.

50 Ebd., S. 13.

51 Ebd.

52 Ebd., S. 13 f.

53 Goffman, Asylums, S. 18.

54 Ebd., S. 19.

55 Tschallener, Beschreibung, S. 57.

56 Ebd.

57 Ebd., S. 58.

58 Tschallener, Beschreibung, S. 51.

präzise vorgegeben und werden von einer Obrigkeit überwacht) wiederfinden. Diese werden im Folgenden anhand der Haller Tagesordnung zusammenfassend erläutert:

Tag	Vormittägige Beschäftigungen	Nachmittägige Beschäftigungen
So	<u>06.00-07.30</u> Aufstehen, Morgengebet, Aufbetten und Zimmerfegen <u>07.30-08.00</u> Frühstück (Speisesaal) <u>08.00-08.30</u> Heilige Messe <u>08.30-10.00</u> Ärztliche Ordination <u>10.00-11.00</u> Bewegung im Freien <u>11.00-11.30</u> Mittagessen (Speisesaal)	<u>13.30-14.00</u> Rosenkranzandacht <u>14.30-16.00</u> Bewegung im Freien <u>16.00-17.30</u> Singschule <u>17.30-18.00</u> Abendessen (Speisesaal) <u>18.00-19.00</u> Spielveranstaltungen (Speisesaal)
Mo	<u>06.00-10.00</u> Wie am Sonntag <u>10.00-11.00</u> Religionsunterricht für Deutsche Unterricht des Wartpersonals über die Krankenpflege <u>11.00-11.30</u> Mittagessen (Speisesaal)	<u>13.00-14.30</u> Schneider-, Schuster- und Tischlerarbeiten (Werkstätte) Schreibschule (Speisesaal) <u>14.30-15.30</u> Bewegung im Freien <u>15.30-16.00</u> Rosenkranzandacht <u>16.00-17.30</u> Singschule <u>17.30-18.00</u> Abendessen (Speisesaal) <u>18.00-19.00</u> Spielveranstaltungen (Speisesaal)
Di	<u>06.00-11.30</u> Wie am Sonntag	<u>13.00-14.30</u> Wie am Montag Statt Schreibschule Leseübungen <u>14.30-16.00</u> Bewegung im Freien <u>16.00-17.30</u> Singschule <u>17.30-19.00</u> Wie am Montag
Mi	<u>06.00-11.30</u> Wie am Sonntag	<u>13.00-14.30</u> Wie am Montag
Do	<u>06.00-11.30</u> Wie am Sonntag	<u>13.00-19.00</u> Wie am Dienstag

Fr	<u>06.00-10.00</u> Wie am Sonntag <u>10.00-11.00</u> Religionsunterricht für Italiener Diverse Hausarbeiten für Deutsche <u>11.00-11.30</u> Mittagessen (Speisesaal)	<u>13.00-14.30</u> Schneider-, Schuster- und Tischlerarbeiten (Werkstätte) Schreibschule (Speisesaal) <u>14.30-15.30</u> Zimmerreinigung <u>15.30-16.00</u> Rosenkranzandacht <u>16.00-17.30</u> Zimmerreinigung <u>17.30-18.00</u> Abendessen (Speisesaal)
Sa	<u>06.00-10.00</u> Wie am Sonntag <u>10.00-11.00</u> Zimmerreinigung <u>11.00-11.30</u> Mittagessen (Zimmer)	<u>13.00-14.30</u> Schneider-, Schuster- & Tischlerarbeiten (Werkstätte) Schreibschule (Speisesaal) <u>14.30-17.00</u> Zimmerreinigung <u>17.30-18.00</u> Abendessen (Zimmer)

Abbildung 1: Tagesordnung für die Männer der Provinzial-Irrenheilanstalt Hall/Tirol (Wintermonate)⁵⁹

Bei der Tagesordnung unterschied man zwischen männlichen und weiblichen Insassen, da die Anstalt, wie andere Einrichtungen zu dieser Zeit auch, eine geschlechter-spezifische Trennung vornahm.⁶⁰ Die in dieser Arbeit abgebildete Tagesordnung stellt den Ablauf einer ganzen Woche für die männlichen Insassen der Haller Anstalt während der Wintermonate dar. Wie aus der Tabelle hervorgeht, begann der Tag um 06.00 Uhr morgens, gefolgt vom Morgengebet, dem Aufbetten sowie dem Zimmerfegen. Nachdem um halb acht das Frühstück im Speisesaal eingenommen wurde, besuchten die männlichen Insassen samt dem Wartpersonal die Heilige Messe in der anstaltseigenen Kapelle. Daraufhin erfolgte die allvormittägliche Ordination, die bei den Männern im Gegensatz zu den Frauen, die den Arzt auf ihren Zimmern empfangen,⁶¹ im ärztlichen Ordinationsraum stattfand. Der morgendliche Ablauf bis 10.00 Uhr blieb an allen Tagen gleich. Nach 10.00 Uhr gab es unterschiedliche Aktivitäten, wie beispielsweise die Zimmerreinigung am Samstag oder den getrennten Religionsunterricht von deutsch- und italienischsprachigen Patienten am Montag sowie am Freitag. Am Nachmittag ging das Beschäftigungsprogramm weiter, indem unter anderem die Teilnahme zur Andacht, Spaziergänge im Garten/Hof und an manchen Tagen Schreib- und Leseübungen vorgesehen waren. Gerade das Lesen war in den Anstalten eine beliebte und oft angewandte Methode, die nicht nur als „Beschäftigung, [zur] Bildung [und]

59 Bei der in Tschalleners Beschreibung abgebildeten Originaltabelle befindet sich kein Datum. Da die Beschreibung jedoch 1842 publiziert wurde, kann davon ausgegangen werden, dass die Tagesordnung frühestens zu Tschalleners Amtsantritt (1834) und spätestens bis 1842 gültig gewesen ist. Tschallener, Beschreibung, S. 46 f.

60 Dietrich-Daum/Heidegger, Menschen in Institutionen, S. 58.

61 Tagesordnung für die Frauen (Wintermonate), in: Tschallener (Hrsg.), Beschreibung, S. 48 f.

[dem] Vertreiben von ‚morbiden Gedanken‘⁶² dienen sollte, sondern den InsassInnen und dem Wartpersonal auch die Chance bot sich über die Belletristik auszutauschen. Tschallener selbst verweist in seiner Beschreibung auf die hauseigene Bibliothek der Anstalt, die, was die Bücheranzahl betrifft, jedoch „zu wünschen übrig lässt“.⁶³ Des Weiteren mussten sowohl die weiblichen als auch die männlichen Insassen diverse Arbeiten verrichten. Bei den Frauen handelte es sich um für diese Zeit typische Hausfrauenarbeiten, denen sie im Arbeitszimmer nachgingen.⁶⁴ Diese Arbeiten reichten vom „Stricken, Spinnen, Nähen [...], [über] [das] Putzen [...] [bis hin] [zur] Mithilfe in der Küche bzw. bei der Wäsche“⁶⁵ unter Aufsicht des weiblichen Wartpersonals. Die Männer hingegen mussten in der Werkstatt verschiedene Schneider-, Schuster- und Tischlerarbeiten ausführen, wie aus der Tabelle zu entnehmen ist. Man ließ die PatientInnen nicht ohne Grund arbeiten, denn Arbeit wurde seit 1800 nicht nur als „Teil der Therapie“⁶⁶ angesehen, sondern zugleich mit dem aus der absolutistischen Epoche wurzelnden „Nützlichkeitsgedanken“⁶⁷ in Verbindung gesetzt. Auch wenn die Patientinnen und Patientinnen „für ihre Arbeit nach Maßgabe ihrer Verwendung [...] belohnt w[ur]den“,⁶⁸ kann die Vermutung aufgestellt werden, dass der Arbeitseinsatz der InsassInnen nicht nur als Beschäftigungs- und Heilungsmethode diente, sondern auch zur Personalkosteneinsparung und Finanzierung der Anstalt, da die PatientInnen eine weit geringere Entlohnung erhielten als das Personal.⁶⁹

Abschließend kann gesagt werden, dass anhand der Tagesordnung ersichtlich wird, dass es durch die minutiös vorgegebenen Abläufe zur Verletzung der Autonomie des Handelnden selbst kam, dass jeder Schritt der InsassInnen überwacht und bei Verstoß gegen die Regeln durch Sanktionen der Funktionsträger bestraft wurde.⁷⁰ Man sprach von disziplinierenden Maßnahmen, die zum Einsatz kamen, um andere Institutionsmitglieder zu schützen und „einen ‚normalen‘ Anstaltsbetrieb [...] gewährleisten [zu können]“.⁷¹ In der „Beschreibung“ der Haller Irren-Heilanstalt steht beispielhaft, dass „von den Strafen in einer Irrenanstalt niemals ganz Umgang genommen werden kann“,⁷² jedoch oblag dem Direktor als einzigem die Veranlassung von Strafen, „hiebei [sollte] aber mit aller Klugheit und mit Vermeidung eines jeden Scheines von Leidenschaft vorzugehen [sein], damit diese moralischen Heilmittel ihren Zweck nicht verfehlen, und die Uebel [sic!] nicht ärger machen“.⁷³

62 Ursula A. Schneider/Annette Steinsiek, „Die Lektüre der Pfinglinge“. Ein literaturwissenschaftlicher Blick auf die historische Bibliothek des Psychiatrischen Krankenhauses Hall, in: Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), *Psychiatrische Landschaften*, S. 100.

63 Tschallener, *Beschreibung*, S. 7.

64 Tagesordnung für die Frauen (Wintermonate), in: ebd., S. 48 f.

65 Maria Heidegger, Maria M. Das Dienstmädchen, in: Heidegger et al., *Ich lasse mich*, S. 226.

66 Ebd., S. 210.

67 Ebd.

68 Tschallener, *Beschreibung*, S. 5.

69 Ebd., S. 6.

70 Goffman, *Asylums*, S. 43.

71 Marietta Meier, Zwang und Autonomie in der psychiatrischen Anstalt. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde aus historischer Sicht, in: Wulf Rössler/Paul Hoff (Hrsg.), *Psychiatrie zwischen Autonomie und Zwang*, Heidelberg 2005, S. 69–87, hier S. 76.

72 Tschallener, *Beschreibung*, S. 57.

73 Ebd.

Bevor dieser Teil der Arbeit mit dem letzten Merkmal „Totaler Institutionen“ abschließt, soll noch kurz auf die Frage eingegangen werden, wie die PatientInnen den durch Reglementierung streng vorgegebenen Anstaltsalltag empfunden haben. Hierzu lassen sich viele „Egodokumente“ finden, die Aufschluss auf die Gefühlslage der InsassInnen geben.⁷⁴ Um den Rahmen dieser Arbeit jedoch nicht zu sprengen, müssen hierfür drei ausgewählte Beispiele aus dem Begleitbuch zur Ausstellung „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten“ genügen.

So berichtet die Historikerin Maria Heidegger von dem Fall des Patienten Franz S. aus dem Jahre 1834. Dieser litt als Dritte-Klasse-Patient⁷⁵ in Hall unter ständigem Hunger, da er nie mehr als eine „Drittel-Portion, bestehend aus Semmelbrot und zum Abendessen einer Suppe“⁷⁶ erhielt. Erschwerenderweise gab es für Franz S. von Zeit zu Zeit überhaupt keine Nahrung, um ihn zu maßregeln. Zuerst reagierte er mit Zerstörungswut, später mit einem Hungerstreik, den er weniger schlimm empfand als seinen Freiheitsentzug, respektive das Wegsperrten aus Strafe.⁷⁷ Einen anderen Fall, den Heidegger untersuchte, stellte die 46-jährige Anna K. dar, die 1855 in die Haller Anstalt eingewiesen wurde, und durch mehrmalige Nahrungsverweigerung Widerstand gegen die Obrigkeit leistete.⁷⁸ Ein Grund dafür fand sich unter anderem in ihrem Drang nach Freiheit beziehungsweise Entlassung, die sie nicht nur für sich, sondern ebenso für ihre „Leidensgenossen“ einzufordern versuchte.⁷⁹ Das dritte Beispiel handelt von Josef B., der aufgrund von chronischem Alkoholismus 1903 zuerst in die Psychiatrische Klinik Innsbruck und nur einen Monat später wie Franz S. als Dritte-Klasse-Patient nach Hall kam. Er schimpfte über Hunger sowie Kälte, über das Gefühl zu Unrecht eingesperrt worden zu sein und verkündete, dass er sich nicht länger für einen Narren halten lassen würde.⁸⁰

Anhand dieser drei Auszüge lässt sich bereits erkennen, dass die PatientInnen weit davon entfernt waren, sich in der Anstalt „zu Hause“ und somit wohl zu fühlen. Der instinktive Drang nach Freiheit, der den InsassInnen verwehrt wurde, ist allen drei gemeinsam. Dieses Freiheitsgefühl und die in ihrem Verständnis ungerechten disziplinierenden Maßnahmen mündeten in wiederholten Widerstandsaktionen durch die Patienten und Patientinnen. Zusätzlich beeinträchtigte das Hungerleiden den Gemütszustand von Franz S. und Josef B.

Zum Schluss soll nun das vierte Merkmal „Totaler Institutionen“ beleuchtet werden, nämlich, dass die unterschiedlich forcierten Arbeitsabläufe zu einem einzigen rationalen Plan zusammengefügt werden, um die offiziellen Institutionsziele bzw. primären Ziele erfüllen zu können: Das offizielle Ziel der Irren-Heilanstalt Hall bestand einerseits

74 Diverse Beispiele finden sich in: Heidegger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*.

75 Man differenzierte zwischen Erste-, Zweite- und Dritte-Klasse-Patienten, wobei letztere in Hall gratis versorgt wurden. Tschallener, *Beschreibung*, S. 10 f.

76 Maria Heidegger, Franz S. *Klage stets über Hunger*, in: Heidegger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*, S. 256.

77 Heidegger, Franz S., S. 258.

78 Maria Heidegger, Anna K. *12.037 mal künstlich ernährt*, in: Heidegger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*, S. 266.

79 Ebd., S. 268.

80 Andreas Oberhofer, Josef B. *Ich lasse mich nicht mehr für einen Narren halten*, in: Heidegger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*, S. 144–146.

in der Pflege und der Heilung von Patienten,⁸¹ um sie anschließend wieder in die Gesellschaft eingliedern zu können, andererseits in der Verwahrung von „gefährlichen Irren“.⁸² Auch wenn die Prämisse der Heilung geltend gemacht wurde, ging es aber in erster Linie um die „Abgrenzung“⁸³ zu anderen existierenden psychiatrischen Einrichtungen, die für eine Seelenheilung der Erkrankten weniger zielführend gewesen wären als die Irrenanstalt selbst.⁸⁴ Als sekundäres, respektive verdecktes Institutionsziel kann die Sicherung der Gesellschaft angeführt werden, die insbesondere vor den „gefährlichen Irren“ geschützt werden sollte.⁸⁵ Die Historikerinnen Dietrich-Daum und Heidegger schreiben der Haller Anstalt eine „Zwischenposition zwischen ‚Totaler Institution‘ und paternalistischer Fürsorgeeinrichtung“⁸⁶ zu. Diese Aussage findet mit Abschluss dieser Untersuchung auf jeden Fall Zustimmung. Denn wie die herausgearbeiteten Ergebnisse in dieser Proseminararbeit verdeutlichen, trafen sowohl die freiheitseinschränkende Aspekte als auch die vier Merkmale, die Goffman einer „Totalen Institution“ zuschreibt, auf die Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall zu. Was den paternalistischen Charakter der Fürsorgeeinrichtung angeht, weisen die beiden Historikerinnen auf die „zahlreichen Formulierungen über die Rolle des Personals oder der ‚Insassen‘“⁸⁷ hin, die sich an „sprachliche Muster hausväterlicher Familienkonzeptionen“⁸⁸ anlehnen.

Fazit

Die historische Entwicklung der Psychiatrie hat gezeigt, dass die üblichen Verwahranstalten des 18. Jahrhunderts allmählich durch Einrichtungen, die auf die Verwahrung und Heilung von „psychisch Kranken“ spezialisiert waren, abgelöst wurden. Den ausschlaggebenden Punkt bildete dabei die Idee, dass die Anstalt eine heilende Funktion übernehmen sollte. Hinzu kamen die disziplinierende und erzieherische Rolle, die die Verwahranstalt über ihre PatientInnen ausübte, um Heilung herbeizuführen.

Das, was solche „Orte der Verwahrung“ ausmachte, versuchte Erving Goffman mithilfe seines Konzeptes der „Totalen Institution“ zu beschreiben. Wie sich während den Untersuchungen in dieser Arbeit herausstellte, lassen sich die von Goffman genannten Aspekte anhand des Beispiels der Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol belegen. So weist die Haller Anstalt beispielsweise einen totalen Charakter durch einschränkende Faktoren auf, die wiederum durch die Abschottung der InsassInnen von der Außenwelt, die hohen Mauern sowie die gesicherten Türen und Fenster in den „Irenzimmern“

81 Angela Griessenböck, Zur Geschichte, S. 122.

82 Dietrich-Daum/Heidegger, Die k.k. Provinzial, in: Scheutz (Hrsg.), Totale Institutionen, S. 68–85, hier S. 72.

83 Heidegger/Seifert, Zweck einer Irrenanstalt, S. 30.

84 Ebd.

85 Rainer Fiedl, Von den Irrenanstalten zur modernen Psychiatrie, in: Scheutz (Hrsg.), Totale Institutionen, S. 130–134, hier S. 133.

86 Dietrich-Daum/Heidegger, Hall im Vormärz, S. 84 f.

87 Ebd., S. 85.

88 Ebd.

versinnbildlicht wurden. Durch diese Absonderung von der Außenwelt ging zusätzlich ein sozialer Rollenverlust einher und das Individuum verlor durch seine Isolierung nicht nur ein Stück weit seine Identität, sondern wurde zugleich zu einem Objekt der Verwaltungsmaschinerie der Anstalt gemacht.

Zudem treffen auch die vier Merkmale „Totaler Institutionen“ auf die Anstalt zu. Anhand der vorgestellten Tagesordnung für die Männer in Hall wurde ersichtlich, dass die ersten drei Merkmale in der Anstalt anzufinden sind, nämlich: Alle den Alltag betreffenden Aspekte finden am gleichen Ort und unter derselben Autorität statt. Die Arbeitsabläufe der Institutionsmitglieder werden in Gesellschaft ihrer GenossInnen ausgeführt und die Aufgabenbereiche sind streng geplant, genau vorgegeben und werden von einer Obrigkeit überwacht sowie kontrolliert. Sobald vom Tagesablauf abgewichen wurde, drohten den PatientInnen verschiedene Straf- und Disziplinierungsmaßnahmen. Außerdem sah die Tagesordnung verschiedene Arbeitsschritte vor, die die Patienten und Patientinnen für die Anstalt gegen einen geringen Lohn auszuführen hatten. Auch wenn die Arbeit als Teil des Heilkonzeptes gesehen wurde, setzte man die InsassInnen vermutlich als „billige Arbeitskräfte“ ein, um Personalkosten einsparen zu können.

Für die in der Anstalt untergebrachten Individuen bedeutete dies vor allem, ein Leben unter ständiger Fremdkontrolle führen zu müssen. Die drei Patientenbeispiele, die in dieser Arbeit genannt wurden, verdeutlichten dies.

Hinsichtlich des letzten Merkmals, das die Institutionsziele betrifft, verstand sich die Anstalt offiziell als ein Ort der Verwahrung und Heilung. Durch therapeutische und disziplinierende Methoden wie Zucht und Ordnung, aber auch Arbeit und Strafmaßnahmen sollte das Primärziel der Heilung und somit eine erfolgreiche Reintegration der geheilten PatientInnen in die Gesellschaft gewährleistet werden. Als sekundäres Ziel wurde die Sicherung der Gesellschaft gesehen.

Literatur

Bretschneider, Falk/Scheutz, Martin/Weiß, Alfred Stefan, Machtvolle Bindungen – Bindungen voller Macht. Personal und Insassen in neuzeitlichen Orten der Verwahrung zwischen Konfrontation und Verflechtung, in: Falk Bretschneider/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß (Hrsg.), Personal und Insassen von „Totalen Institutionen“ – zwischen Konfrontation und Verflechtung (Geschlossene Häuser. Historische Studien zu Institutionen und Orten der Separierung, Verwahrung und Bestrafung 3), Leipzig 2011, S. 7–24.

Chmielewski, Alexandra, Staat und Irrenfürsorge. Badische Psychiatrie-Reformen im 19. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins* 146 (1998), S. 437–453.

Dietrich-Daum, Elisabeth/Heidegger, Maria, Die k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol im Vormärz – eine Totale Institution?, in: Martin Scheutz (Hrsg.), Totale Institutionen (Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 8/1), Innsbruck 2008, S. 68–85.

Dies./Heidegger, Maria, Menschen in Institutionen der Psychiatrie, in: Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Psychiatische Landschaften, S. 43–68.

Dies./Kuprian, Hermann/Clementi, Siglinde/Heidegger, Maria/Ralser, Michaela, Psychiatische Landschaften. Die Psychiatrie und ihre Patientinnen und Patienten im historischen Raum Tirol seit 1830, Innsbruck 2011.

Fiedl, Rainer, Von den Irrenanstalten zur modernen Psychiatrie, in: Martin Scheutz (Hrsg.), Totale Institutionen (Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 8/1), Innsbruck 2008, S. 130–134.

Goffman, Erving, Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and other Inmates, London 1991.

Griessenböck, Angela, Zur Geschichte der psychiatrischen Landschaft im Kronland Tirol: Die „Landes-Irrenanstalten“ in Hall in Tirol und in Pergine, in: Eberhard Gabriel/Martina Gamper (Hrsg.), Psychiatische Institutionen in Österreich um 1900, Wien 2009, S. 121–134.

Heidegger, Maria, Anna K. 12.037 mal künstlich ernährt, in: Heidegger et al. (Hrsg.), Ich lasse mich nicht, S. 266–271.

Dies./di Pauli, Cealia/Noggler, Lisa/Clementi, Siglinde/Ralser, Michaela/Dietrich-Daum, Elisabeth/Kuprian, Hermann (Hrsg.), Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten. Eine Ausstellung zur Geschichte der Psychiatrie in Tirol, Südtirol und im Trentino, Bozen 2012.

Dies., Franz S. Klagte stets über Hunger, in: Heidegger et al. (Hrsg.), Ich lasse mich, S. 256–265.

Dies./Noggler, Lisa, Historischer Blickwinkel. Blickwechsel in der Ausstellung, in: Heide-

gger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*, S. 10–13.

Dies., Maria M. Das Dienstmädchen, in: Heidegger et al. (Hrsg.), *Ich lasse mich*, S. 224–231.

Dies./Seifert, Oliver, „Nun ist aber der Zweck einer Irrenanstalt Heilung...“. Zur Positionierung des „Irrenhauses“ innerhalb der psychiatrischen Landschaft Tirols im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Geschichte und Region/Storia e Regione* 17 (2008), Heft 2, S. 24–46.

Dies., Psychiatrische Pflege in der historischen Anstalt. Das Beispiel der „k.k. Provinzialirrenanstalt“ Hall in Tirol 1830–1850, in: Erna Appelt/Maria Heidegger/Max Preglau/Maria A. Wolf (Hrsg.), *Who cares? Betreuung und Pflege in Österreich. Eine geschlechterkritische Perspektive*, Innsbruck 2010, S. 87–97.

Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie und Institut für Erziehungswissenschaften UIBK, *Psychiatrische Landschaften*, 2009, [http://psychiatrische-landschaften.net/Biografien_der_Direktoren_und_anderer_Angeschlossener_des_Anstaltspersonals], eingesehen 1.2.2015.

Ley, Astrid, *Psychiatriekritik durch Psychiater, Sozialreformerische und professionspolitische Ziele des Erlanger Anstaltsdirektors Gustav Kolb (1870–1938)*, in: Heiner Fangerau/Karen Nolte (Hrsg.), *„Moderne Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik (Medizin, Gesellschaft und Geschichte 26)“*, Stuttgart 2006, S. 195–219.

Meier, Marietta, *Zwang und Autonomie in der psychiatrischen Anstalt. Theoretische Überlegungen und empirische Befunde aus historischer Sicht*, in: Wulf Rössler/Paul Hoff (Hrsg.), *Psychiatrie zwischen Autonomie und Zwang*, Heidelberg 2005, S. 69–87.

Müller, Christian, *Heilanstalt oder Sicherungsanstalt? Die Unterbringung geisteskranker Rechtsbrecher als Herausforderung der Anstaltspsychiatrie im Deutschen Kaiserreich*, in: Fangerau/Nolte (Hrsg.), *Moderne Anstaltspsychiatrie*, S. 103–115.

Oberhofer, Andreas, Josef B. *Ich lasse mich nicht mehr für einen Narren halten*, in: Heidegger et al., *Ich lasse mich*, S. 144–149.

Ralser, Michaela, *Im Vordergrund die Klinik. Das Beispiel der Innsbrucker Psychiatrisch-Neurologischen Universitätsklinik um 1900*, in: *Geschichte und Region/Storia e Regione* 17 (2008), Heft 2, S. 135–145.

Dies., *Das Subjekt der Normalität. Das Wissensarchiv der Psychiatrie: Kulturen der Krankheit um 1900*, München 2010.

Scheutz, Martin, „Totale Institutionen“ – missgeleiteter Bruder oder notwendiger Begleiter der Moderne? Eine Einführung, in: Martin Scheutz (Hrsg.), *Totale Institutionen (Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit 8/1)*, Innsbruck 2008, S. 3–19.

Schmiedebach, Heinz-Peter, „Zerquälte Ergebnisse einer Dichterseele“. Literarische Kritik, Psychiatrie und Öffentlichkeit um 1900, in: Heiner Fangerau/Karen Nolte (Hrsg.), „Moderne Anstaltspsychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert – Legitimation und Kritik (Medizin, Gesellschaft und Geschichte 26), Stuttgart 2006, S. 259–281.

Schneider, Ursula A./Steinsiek, Annette, „Die Lektüre der Pflinglinge“. Ein literaturwissenschaftlicher Blick auf die historische Bibliothek des Psychiatrischen Krankenhauses Hall, in: Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Psychiatrische Landschaften, S. 99–107.

Shorter, Edward, Geschichte der Psychiatrie, Berlin 1999.

Quelle

Tschallener, Johann (Hrsg.), Beschreibung der k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt zu Hall in Tirol mit Rücksicht auf die Statuten der Anstalt, auf die therapeutischen und psychologischen Grundsätze der Behandlung der Geisteskranken und auf ihre achtjährigen Resultate; mit 19 Krankengeschichten und verschiedenen Andeutungen zum Wohl dieser Unglücklichen; nebst einem Anhang über die Anlage von Zimmern für Irre und Tobende, Innsbruck 1842.

Dominique Karner ist Studentin der Geschichte (MA) im 3. Semester sowie studentische Mitarbeiterin am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie der Universität Innsbruck. dominique.karner@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Dominique Karner, Totale Institutionen – Psychiatrien im 19. Jahrhundert am Beispiel der k.k. Provinzial-Irren-Heilanstalt Hall in Tirol, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 27–44, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Bachelor-Seminare 2016

Les Reines de Perse aux pieds d'Alexandre. Rezeption des exemplum virtutis von Curtius Rufus bis Charles le Brun

Julian Degen

Kerngebiet: Alte Geschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sabine Müller

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: Seminararbeit

Abstract

Les Reines de Perse aux pieds d'Alexandre. Reception of the exemplum virtutis from Curtius Rufus to Charles le Brun

The history of Alexander the Great was from his time on a very popular historiographical medium for facts and also commonly known fictions. Alexander's history and its representation thus became particularly interesting for later rulers such as Louis XIV. He ordered Charles le Brun to paint a representative passage of Alexander's history, which le Brun achieved by reading Curtius Rufus' *historia Alexandri Magni*. This paper is about the literary and visual transformation and reception of antique sources and their intentions from the late antiquity to 17th century France.

Einleitung

„Each age makes its own Alexander [...]“¹ Die literarische Verarbeitung des historischen Alexanders in der antiken Historiographie führte zu einem variablen Alexanderbild, das je nach Entstehungskontext der einzelnen Alexanderhistoriographien verändert und in differenzierter Intensität rezipiert wurde. Auf diese Problematik machte schon der 17-jährige Jacob Burckhardt aufmerksam:

„Es wäre merkwürdig, die Gestaltung der Geschichte Alexanders bei den verschiedenen Völkern und Schriftstellern zu untersuchen; die historische bei Arri-

1 Richard Stoneman, *The Greek Alexander Romance*, New York 1991, S. 2.

an, die romanhafte bei Curtius, die mythische bei den Persern und Indern und endlich die der aus dieser Quelle geflossenen Romane und die der deutschen Geschichte zu vergleichen.“²

Burckhardt thematisierte den zeitlichen Abstand der einzelnen Alexanderhistoriographen als ein entscheidendes Problem für die Rekonstruktion der Geschichte Alexanders III. Besonders durch den weitgehenden Verlust von Primärquellen ist die althistorische Forschung auf deren Bruchstücke angewiesen. Diese Fragmente sind überliefert, aber „[...] entsprechend der (Darstellungs-)Interessen der späteren Literaten den einstigen Gesamtwerken entnommen [...]“³ worden. Gerade die Betrachtung der langen Tradition der Auseinandersetzung mit dem Alexanderstoff von der Antike bis hin zur Untersuchung durch die moderne Geschichtswissenschaft kann die Veränderungen des literarischen Alexanderbildes aufzeigen. Dabei ist der Blickwinkel auf den jeweiligen Umgang mit der Antike als Epoche selbst von großer Bedeutung, was zu der Frage nach der Wahrnehmung von Narrativität⁴ im Sinne der kulturellen Sinnstiftungsfunktion Alexanders in den einzelnen Überlieferungen führt. Dies impliziert für den modernen Historiker in weiterer Folge das Suchen nach kultureller Identitätsstiftung – anhand der jeweiligen Alexanderdarstellung – in den verschiedenen Historiographien.⁵ Solche Fragestellungen wurden seit dem *linguistic turn* in der Geschichtswissenschaft vermehrt erörtert.⁶ Ziel des vorliegenden Beitrags ist die Darstellung der Rezeption eines antiken *exemplum* aus der Alexanderhistoriographie, das als Narrativ der römischen Geschichtsschreibung durch die europäische bildende Kunst rezipiert wurde.

2 Jacob Burckhardt, Briefe, 48, zit. n. Florens Deuchler, Heldenkult im Mittelalter, in: Margaret Bridges/Johann Ch. Bürgerl (Hrsg.), *The Problematics of Power. Eastern and Western Representations of Alexander the Great* (Schweizer Asiatische Studien 22), Berlin u. a. 1996, S. 15–26, hier S. 19.

3 Sabine Müller, *Alexander, Makedonien und Persien* (Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge 18), Berlin 2014, S. 29.

4 Der Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften bietet auf seiner Homepage folgende Definition: „Narratologie (die Wissenschaft vom Erzählen) geht davon aus, dass dieselbe Story auf vielfältige Weisen in Erzählungen umgesetzt werden kann. Der Inhalt des Erzählten (histoire) und seine Präsentation (discours) stehen dabei in ständiger Wechselwirkung. Den Mittelpunkt der narratologischen Untersuchung bildet jedoch die Analyse der Erzählung selbst und die Herausarbeitung ihrer Struktur.“ [<http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/littheo/methoden/narratologie/index.html>], eingesehen 29.3.2016. Von dieser Prämisse geht auch Albert Koschorke, *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*, Frankfurt a. M. 2013, S. 9–13 aus, wenn er dem Menschen als einen ‚*homo narrens*‘ bezeichnet.

5 Philosophisches Forschungscluster der Universität Konstanz, mit dem Titel „Narrativität und der Wissenschaftsanspruch der Geschichtswissenschaft“, [<https://scikon.uni-konstanz.de/projekte/890/>], eingesehen 20.1.2015. Ergänzend dazu Anna Heinze, Einleitung, in: Dies./Albert Schirrmeyer/Julia Weitbrecht (Hrsg.), *Antikes erzählen. Narrative Transformationen von Antike in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Transformationen der Antike 27), Berlin-Boston 2013, S. 1–6, hier S. 2: „Jeweils steht die Bestimmung von Prozessen kultureller Sinnstiftung im Mittelpunkt, innerhalb derer Narrative als kognitive Schemata zu verstehen sind, die Personen, Räumen und Ereignisse ordnen, indem sie temporale und kausale Verknüpfungen stricken. [...] Die Konkretisierung solcher Narrative [...] werden im Sinne eines ‚phänomenologische[n] und kognitive[n] Modus der Selbst- und Welterkenntnis [eingeor-dnet].“

6 Axel Rütth, *Narrativität in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung*, in: Matthias Aumüller (Hrsg.), *Narrativität als Begriff. Analysen und Anwendungsbeispiele zwischen philologischer und anthropologischer Orientierung*, Berlin-Boston 2012, S. 21–46, hier S. 22 u. Ernst Hanisch, *Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur*, in: *Geschichte und Gesellschaft* (1996), Sonderheft 16, S. 212–230, hier S. 212–214.

Einen zentralen Punkt in der Kritik an der antiken Anekdote nimmt die diesbezügliche Forschungsgeschichte mit ihren unterschiedlichen Bewertungen ein.⁷

Zum Ausgangspunkt der Betrachtung: Der Maler Charles Le Brun wurde 1661 von Ludwig XIV. beauftragt ein beliebiges Sujet aus der Geschichte Alexanders des Großen zu malen. Als literarische Vorlage dienten ihm die „Historien“ des Quintus Curtius Rufus. Im darauffolgenden Jahr stellte er *Les Reines de Perse aux pieds d’Alexandre* fertig, das erste Bild des fünfteiligen Alexanderzyklus, den Le Brun für den französischen König schuf.⁸ Das Gemälde versinnbildlichte die Wertvorstellungen der Aristokratie Frankreichs zur Zeit des Absolutismus, unter der Heranziehung der königlichen Identifikationsfigur Alexander.⁹ Visualisiert wurde diese Maxime durch die so genannte Zeltszene, in der Alexander am Tag nach der Schlacht von Issos 333 v. Chr. der gefangengenommenen persischen Königsfamilie begegnete und sich nach Auffassung antiker makedonischer, griechischer und römischer Moralvorstellungen äußerst tugendhaft verhielt.¹⁰ Grundlegend für die positive Konnotation dieser ‚Anekdote‘ war die anschließende selbstlose Reaktion Alexanders auf die Verwechslung mit seinem Gefährten Hephaestion durch die persische Königsmutter Sisygambis. Dieses Verhalten wurde in der antiken Historiographie literarisch als ein *exemplum virtutis* verarbeitet, ein Beispiel durch das die Wesensart des Makedonen positiv konnotiert werden sollte und das ihn als legitimen Eroberer des persischen Reiches qualifizieren sollte.¹¹ Wie nach einer weiteren Betrachtung des Entstehungskontextes des *exemplum* festgestellt werden kann,¹² wurde damit ein äußerst positives literarisches Alexanderbild geschaffen, das sich im weiteren Verlauf der „Historien“ von Quintus Curtius Rufus ins Gegenteil verwandelte.

Im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit sollte das Aufgreifen des Tugendbeweises Werte vermitteln, die nicht den Darstellungsabsichten der antiken Autoren entsprachen. Ziel dieses Beitrags ist daher die kritische Diskussion der verschiedenen Narrative des *exemplum* von der Antike bis zur Frühen Neuzeit. Dabei steht die Frage nach den jeweiligen sozio-kulturellen Implikationen als Gründe für die Rezeption der Zeltszene

7 Die Kontroversen von Wolfgang Will, *Alexander der Große*, Berlin-Köln-Mainz 1986; Hans-Joachim Gherke, *Alexander der Grosse*, München 2009; Franz Hampl, *Alexander der Grosse (Persönlichkeit und Geschichte 9)*, Göttingen/Zürich 1992; Nicholas Hammond, *Alexander der Große. Feldherr und Staatsmann*, München-Berlin 2001; Elizabeth D. Craney, *Women in Alexander’s Court*, in: Joseph Roisman (Hrsg.), *Brill’s companion to Alexander the Great*, Leiden-Boston 2003, S. 227–252; Joseph Roisman, *Honor in Alexander’s campaign*, in: Joseph Roisman (Hrsg.), *Brill’s Companion to Alexander the Great*, Leiden-Boston 2003, S. 279–321; Pedro Barceló, *Alexander der Große (Gestalten der Antike)*, Darmstadt 2007; Alexander Demandt, *Alexander der Grosse. Leben und Legende*, München 2009; Stoneman, *Alexander Romance* und Sabine Müller, *Der doppelte Alexander der Grosse?*, in: *Amaltea. Revista de mitocritica* 3 (2011), S. 115–138 gelten als maßgebende Literatur zu dieser Debatte und werden im nachfolgenden Kapitel diskutiert.

8 David Posner, *Charles Lebrun’s Triumphs of Alexander*, in: *The Art Bulletin* 41 (1959), S. 237–248, hier S. 237–239; Thomas Noll, *Alexander der Große in der nachantiken bildenden Kunst*, Mainz am Rhein 2005, S. 36 f.

9 Bernard Aikema, *Exemplum Virtutis: „The Family of Darius before Alexander“ in Renaissance and Baroque Art*, in: Nicos Hadjinicolaou (Hrsg.), *Alexander the Great in European Art*, Ausstellungskatalog zur Ausstellung *Alexander the Great in European Art*, vom 22. September 1997 bis zum 11. Januar 1998, Thessaloniki 1997, S. 162–186, hier S. 170; Noll, *Nachantike Kunst*, S. 36 f.; Müller, *Doppelter Alexander*, S. 127.

10 Für eine mögliche makedonische Sichtweise sind die Fragmente folgender historiographischen Werke von Makedonen selbst entscheidend: *Der Feldzugsteilnehmer und spätere Herrscher über Ägypten Ptolemaios I.* (FGrH 138) und *Alexanders Hoff historiograph Kallisthenes* (FGrH 124).

11 Von Moos, *Geschichte als Topik*, S. 70; Müller, *Doppelter Alexander*, S. 134.

12 Das nachfolgende Kapitel der vorliegenden Arbeit widmet sich dieser Erörterung.

von Curtius und die Ausbildung von jeweils neuen Narrativen im Vordergrund. Durch die Betrachtung der literarischen und kunsthistorischen Rezeption¹³ der Episode aus den „Historien“ des Curtius' wird ein Untersuchungsraum geschaffen, in dem folgende Hypothese erörtert werden soll: Die unterschiedlichen Darstellungen der Zeltszene rühren von dem Bedürfnis¹⁴ her, die Erinnerung an Alexander dem jeweiligen mentalitätsgeschichtlichen Kontext als Identifikationsfigur anzupassen. In weiterer Folge war die Alexandergeschichte die Projektionsfläche von zeitgeschichtlichen Tugend- und Wertvorstellungen.

Die Zeltszene als antikes *exemplum virtutis*

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet hierbei der römische Historiograph Quintus Curtius Rufus. Dieser schrieb vermutlich im frühen Prinzipat sein aus zehn Büchern bestehendes Geschichtswerk.¹⁵ Dabei benutzte er die Alexandergeschichte von Kleitarchos als Quelle, die vermutlich zeitnah zum Alexanderfeldzug entstand.¹⁶ Die moderne Forschung wirft dem romanhaft geschriebenen Geschichtswerk von Curtius Rufus jedoch „lapidare“ Objektivität vor.¹⁷ Hinzugefügte eigene Empfindungen, Gedanken und Reflexionen des Autors sollten den „Historien“ objektive Gestalt und Gültigkeit verleihen. Dabei handelt es sich um einen Kunstgriff, der auf die rhetorische Bildung des Autors hinweist.¹⁸ Curtius steht mit dem zentralen Thema seines Werkes, der Erörterung der Relation von *fortuna* und *virtus*,¹⁹ in der Tradition der römischen Geschichtsschreibung. Durch fortwährendes Glück wurde Alexanders Charakter verdorben, was der Autor als einen längerfristigen Wandel darstellte: Zu Beginn seiner Herrschaft galt Alexander als idealistisch und noch unverdorben, der immerwährende Erfolg verwandelte ihn nach Curtius' Auffassung zu einem östlichen Herrscher mit zügellosem und

13 Für eine mögliche Definition des breiten Forschungsfeldes Rezeption siehe Lorna Hardwick, *Reception Studies (Greece & Rome 33)*, Oxford 2003, S. 2: „One strand in classical scholarship has been what was called, the classical tradition'. This studied the transmission and dissemination of classical culture through the ages, usually with the emphasis on the influence of classic writers, artists and thinkers on subsequent intellectual movements and individual works.“

14 Um Bedürfnisse der Herrschaftsrepräsentation historisch fassbar zu machen, wird folgende Hypothese aufgestellt, die es im Zuge der Erörterung zu verifizieren gilt: Das Bedürfnis sich als herrschende Persönlichkeit anhand von historischen Vorbildern zu repräsentieren hängt von individuellen Problemen in der Legitimationsstrategie ab und soll anhand der Symbolik, Auffassung und Wertigkeit des historischen Vorbildes durch etwaige Angleichung Legitimation stiften.

15 Auf Grund der fehlenden *praefatio* und der teilweisen fragmentarischen Überlieferung des Geschichtswerkes von Curtius Rufus ist eine verlässliche Datierung nicht möglich. In den Altertumswissenschaften wird und wurde darüber sehr intensiv diskutiert. Dietmar Korzewiewsky, *Die Zeit des Quintus Curtius Rufus*, phil. Diss. Frankfurt a. M. 1959 führte den bisherigen Forschungsstand an, bereicherte die entbrannte Diskussion und datierte Curtius Rufus anhand stilistischer Untersuchungen in den frühen Prinzipat, ebd., S. 71. Stoneman, *Alexander Romance*, S. 11. Dagegen datiert ihn Will, *Alexander*, S. 21 auf Grund von Parallelen mit Tacitus in das 2. Jahrhundert. Eine ausführliche Bibliographie zu diesem Thema bietet John E. Atkinson, *Curtius Rufus. Histories of Alexander the Great Book 10*, Oxford 2009, S. 30.

16 Demandt, *Alexander*, S. 7 f.; Stoneman, *Alexander Romance*, S. 11.

17 Korzewiewsky, *Zeit des Curtius*, S. 71; Will, 1986, S. 21; Robert Porod, *Der Literat Curtius. Tradition und Neugestaltung: Zur Frage der Eigenständigkeit des Schriftstellers Curtius*, phil. Diss. Graz 1987, S. 107; Jakob Seibert, *Alexander der Grosse (Erträge der Forschung 10)*, Darmstadt 1990, S. 25; Stoneman, *Alexander Romance*, S. 11.

18 Ebd., S. 71.

19 Müller, *Doppelter Alexander*, S. 118.

dekadentem Wesen, zu einem neuen Xerxes.²⁰ Ein fortwährender Verfall der Charaktereigenschaften diene zur Erhöhung der Spannung des Werkes und konnte kulturelle Wertungen vermitteln. Curtius las wie andere römische Historiographen Herodots „Historien“ und übernahm Elemente aus dessen Bewertungen des Ostens.²¹ Grund für die Stilisierung Alexanders ist die historiographische Tradition des „Furchtmotives“, über das die römische Geschichtsschreibung den ehemaligen hellenistischen Osten negativ darstellte.²² Weiters werden in der senatorischen Geschichtsschreibung auch der intensive Kontakt von Römern mit dem ‚Osten‘ – und die damit verbundene Übernahme von dekadenten Verhaltensweisen – als Beginn des Tugendverfalls angesehen. Als historische Beispiele fungieren hier die Zerstörung Karthagos und der römische Sieg in der Schlacht von Pydna 168 v. Chr. gegen die Makedonen.²³

Gemäß römischer Moralauffassung waren auch Beispiele für adäquates und tugendhaftes Handeln gemäß des *mos maiorum* im Alexanderstoff enthalten, die dann ausführlicher beschrieben wurden. Diese so genannten *exempla* stellen meistens unhistorische Ereignisse dar, die pädagogischen Zwecken dienen oder in verschiedenen Kontexten eine Beweisführung unterstützen sollten.²⁴ Die Herkunft der *exempla* ist in einem Grenzgebiet zwischen Geschichte, Rhetorik und Weltanschauung zu verorten,²⁵ eigneten sich deshalb als „[...] Maßqualitäten, mit denen man, abgelöst von jeder konkreten historischen Situation, operieren und die man deshalb quer durch Zeiten und Räume, einander gegenüberstellen kann.“²⁶ Im antiken Geschichtsverständnis bildeten *exempla* auch wesentliche Elemente der Historiographie, in einem deskriptiv pädagogischen Sinn.²⁷

20 Exemplarisch seien zwei markante Stellen genannt, an denen die Tendenzen des Autors erkennbar sind: Die Hinrichtung des verbündeten Griechen Charidemus durch Dareios III. – den Verurteilten ließ Curtius Rufus folgende Worte an den Perserkönig richten, Curt. 3,2,5: „Tu quidem licentia regni tam subito mutatus documentum eris posteris, homines, cum de permisere fortunae, etiam naturam dediscere.“ (Übers. v. Olef-Krafft: „Du aber, der du im Rausch der Macht so plötzlich ein anderer geworden bist, wirst der Nachwelt Exempler sein, dass Menschen, wenn sie sich dem blinden Glück in die Arme werfen, damit zugleich ihres angeborenen Charakters entraten.“) Bei der Folterung von Betis erwähnt Curtius Rufus nochmals das Glück explizit, Curt. 4,6,28: „Ira deinde vertit in rabiem iam tum peregrinos ritus nova subiciente fortuna.“ (Eigene Übers.: „Jetzt schlug sein Zorn in Wut um, als schon damals sein vom Glück berauschter Sinn ihn fremden Brauch annehmen ließ.“). Die Verwandlung zu einem neuen Xerxes beschreibt Müller, Doppelter Alexander, S. 118.

21 Jürgen Blänsdorf, Herodot bei Curtius Rufus, in: *Hermes* 99 (1971), Heft 1, S. 11–24, hier S. 23.

22 Die Forschungsgeschichte ist hinsichtlich des Furchtmotivs und der Dekadenztheorie bei Jakob Seibert, Invasion aus dem Osten: Trauma, Propaganda oder Erfindung der Römer?, in: Charlotte Schubert/Kai Broderson (Hrsg.), Rom und der griechische Osten: Festschrift für Hatto H. Schmitt zum 65. Geburtstag, Stuttgart 1995, S. 237–248, hier S. 237 sowie in seinem Fazit bei ebd., S. 247 f. einzusehen. Seibert plädiert für eine individuelle Prüfung der historiographischen Einzelfälle.

23 Stephan Schmal, Orientvorstellungen bei römischen Historikern, in: Robert Rollinger/Brigitte Truschnegg (Hrsg.), Altertum und Mittelmeerraum: Die Antike diesseits und jenseits der Levante. Festschrift für Peter W. Haider zum 60. Geburtstag (Oriens et Occidens 12), Stuttgart 2006, S. 749–769, hier S. 753 f. in Bezug auf Sal. Catil. 10,1; Plin. Nat. 17, 244 u. Liv. 34,6,6.

24 Peter von Moss, Geschichte als Topik: Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die historiae im „Policraticus“ Johannes von Salisbury (ORDO. Studien zur Literatur und Gesellschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit 2), Hildesheim-Zürich-New York 1988, S. 70: „Die virtutis exempla sind ihrer Herkunft nach Familienbeispiele und insofern eine wesentliche altrömische Erscheinung. Sie sollen in erster Linie an die hervorragenden Ruhmestaten großer Ahnen des Geschlechts erinnern.“ Und Ebd., S. 71: „Wie jedes Exemplum konnte natürlich auch das römische der von Aristoteles allgemeingültig beschriebenen Beweisfunktion dienen.“

25 Ebd.

26 Otto Weippert, Alexanderimitatio und römische Politik in republikanischer Zeit, phil. Diss. Augsburg 1972, S. 28.

27 Cic. De div. 1,50: „[...] plena exemplorum est historia.“

So wurde von Curtius Rufus die Begegnung Alexanders mit der persischen Königsfamilie als ein erinnerungswürdiges Beispiel für tugendhaftes Handeln eingestuft:

„Erst nach den Leichenzeremonien kündigte Alexander den Gefangenen durch Boten seinen Besuch an, und schon betrat er ohne sein Gefolge nur mit Hephaestion das Zelt. Aus der ganzen Freundesschar war jener dem König bei weitem der liebste; er war mit Alexander aufgewachsen, teilte all seine Geheimnisse und durfte wie kein anderer sonst frei heraus etwaige Zweifel an dessen Tun äußern; das aber handhabte der so, dass es stets wie eine vom König gewährte Gunst aussah, nicht wie ein von ihm selbst beanspruchtes Recht. Er war zwar gleichen Alters wie der König, überragte ihn aber an Körpergröße. Folglich hielten die Königinnen ihn für den Monarchen und bezeigten ihm nach persischer Sitte ihre Ehrerbietung. Einige gefangene Eunuchen klärten sie auf, wer hier Alexander war, und da warf sich Sisigambis [sic!] zu dessen Füßen nieder und entschuldigte sich, sie kenne den König nicht, denn sie habe ihn zuvor noch nie gesehen. Eigenhändig richtete der sie auf mit den Worten: ‚Du hast dich nicht geirrt, Mutter, denn auch er ist Alexander.‘“²⁸

Die Szene beinhaltet zwei Hauptthemen: die gnädige Behandlung der Gefangenen durch Alexander und dessen Vergebung für die Verwechslung mit Hephaestion durch Sisigambis, was als Zurückhaltung oder Selbstüberwindung zu interpretieren ist. Eine besondere Stellung nimmt die Szene deshalb innerhalb der „Historien“ von Curtius ein, weil Alexanders *moderatio* durch seinen später einsetzenden moralischen Verfall verloren gehen wird.²⁹ Curtius Rufus bietet einige Beispiele zur Behandlung von Gefangenen, beispielsweise die Folterung des Betis aus Tyros³⁰ oder die Kreuzigung des Ariamazes.³¹ Die Behandlung der Königsfamilie durch Alexander galt im Fortlauf der „Historien“ von Curtius als großmütig und tugendhaft, denn noch ließ der Historiograph den charakterlichen Verfall der Hauptfigur aus.³²

Im Anschluss an die Zeltszene wurde der Autor bei der Beschreibung der Großzügigkeit Alexanders ausführlicher und benannte die Schönheit der Perserinnen, um Alexanders Tugend der Selbstbeherrschung in ungeahnte Höhen zu stilisieren:

28 Curt. 3,12,31

29 Curtius verwendet bei dieser Beschreibung das Adverb moderate (Curt. 3,12,20), das nur noch ein einziges Mal bei der Rede des Meders Gobares (Curt. 7,4,12) vorkommt. Als Stilisierungselement benutzte Curtius auch den Substantiv moderatio, der durch den anhaltenden moralischen Verfall Alexanders nur noch als Kritik an Alexander verwendet wurde (Curt. 8,8,10 u. 6,6,1). Hierzu richtungweisend Otto Eichert, Vollständiges Wörterbuch zu dem Geschichtswerke des Quintus Curtius Rufus über die Taten Alexanders des Großen, Hannover 1893, S. 163.

30 Curt. 4,6,28.

31 Curt. 7,11,43.

32 Um verschiedene Ansätze der Interpretation aufzuzeigen, an welchen Stellen Alexander östliche Handlungsweisen aufnahm: Robert Rollinger, Die Philotas-Affäre, Alexander III. und die Bedeutung der Dexiosis im Werk des Q. Curtius Rufus, in: *Gymnasium* 116 (2009), Heft 3, S. 257–273, hier S. 262 sieht die beginnende „Orientalisierung“ Alexanders durch die symbolische Geste der dexiosis, dem Reichen der rechten Hand zum Vertragsschluss, einem originär aliorientalischen Gestus mit Rechtscharakter. Deutlich erwähnt Curtius die „Orientalisierung“ Alexanders ab der Übernahme der persischen Tracht, Curt. 6,6,2. Interessant ist hierbei die Untersuchung von Diana Spencer, Perspective and Poetics in Curtius' Gorgeous East, in: *Acta Classica* 48 (2005), S. 121–140, hier S. 132 der den Beginn des charakterlichen Verfall von Alexander bei Curtius genau dort festmacht, als das makedonische Heer die östlichen Grenzen des späteren Imperium Romanum überschreitet.

„Die wunderhübschen Prinzessinnen waren für ihn so unantastbar, als wären sie vom selben Vater wie er selbst gezeugt; der Gattin und zugleich Schwester des Dareios, der größten Schönheit jener Zeit, tat er nicht nur keinerlei Gewalt an, er ging noch weiter und sorgte dafür, dass niemand sich mutwillig an der Gefangenen vergriff. Er veranlasste, den Frauen all ihren Putz zurückzugeben, und damit fehlte denen trotz ihrer Zwangslage nichts aus einstigen Freudentagen, nur ihr Selbstwertgefühl.“³³

Curtius benutzt die Personenbeschreibung des gerechten, sich selbst überwindenden Alexanders weiter. Nach der Folterung des Tyriotes, der in Folge der Ereignisse Dareios den guten Umgang der persischen Damen versicherte, weinte der persische Großkönig und rief folgendes aus: „Ihr Götter meiner Väter, meine erste Bitte ist, befestigt mir meine Herrschaft! Mein anderes Gebet aber, lasst, wenn es schon um mich geschehen ist, keinen anderen König über Asien werden als diesen meinen so gerechten Feind und so barmherzigen Sieger!“³⁴ Grund für dieses Gebet ist die Benachrichtigung vom natürlichen Tod von Stateira, der Gattin Dareios.³⁵

Die Selbstbeherrschung Alexanders ist bei Curtius ein wesentlicher Faktor in der diplomatischen Kommunikation mit den Persern und Makedonen. Alexanders *continentia* war laut Curtius ausschlaggebend für die Friedensangebote des Dareios.³⁶ Eine zweite Möglichkeit der Interpretation ist der Zusammenhang von *continentia* und dem absoluten Herrschaftsanspruch Alexanders, was durch das Gebet des Dareios zum Ausdruck kommt.³⁷ Dies impliziert die Qualifikation des Makedonen als Eroberer des Perseerreiches und legitimiert diesen – zweitrangig nach dem militärischen Erfolg – als geeigneten Herrscher.

Nicht nur Curtius stellte Alexanders Tugenden so ausgiebig dar. In der Antike erfreute sich die Zeltszene großer Beliebtheit bei einer Vielzahl von Autoren. In seinen Parallelbiographien, die um die Jahrhundertwende vom 1./2. Jhd. n. Chr. verfasst wurden,³⁸ verglich der unter römischer Herrschaft lebende Grieche Plutarch das Leben Alexanders mit dem von Cäsar. Er bestätigte die Tugendhaftigkeit von Alexanders Verhalten gegenüber den Frauen. In seiner Alexanderbiographie fehlt die Verwechslungsszene mit Hephaestion, aber er stilisierte wie Curtius Rufus die *moderatio* des Makedonen hoch.

„Aber als er zum Abendessen ging, hörte er von der Gefangennahme von Dareios Mutter und Frau sowie von zwei seiner unverheirateten Töchter [...]. Nach einer Weile, da ihn mehr deren Trübsal als sein Erfolg beschäftigte, sandte er Leonnatos zu ihnen, um ihnen mitzuteilen, dass Dareios nicht tot sei und dass

33 Curt. 3,12,23.

34 Curt. 4,10,34.

35 Curt. 4,10,26–34.

36 Curt. 4,11,1: „Obwohl er also nach zwei vergeblichen Friedensanträgen alle seine Gedanken auf Krieg gerichtet hatte, so schickte er dennoch, durch die Selbstbeherrschung seines Gegners besiegt, zehn Gesandte, die Vornehmsten seiner Verwandtschaft, um neue Friedensvorschläge zu überbringen.“

37 Hartmut Wulfram, Der Übergang vom persischen zum makedonischen Weltreich bei Curtius Rufus und Walter von Châtillon, in: Ulrich Mölk (Hrsg.) Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters (Literatur und Kulturräume im Mittelalter 2), Göttingen 2002, S. 40–76, hier S. 41.

38 Tomas Hägg, *The Art of Biography in Antiquity*, Cambridge 2012, S. 239–244.

sie kein Leid von Alexander befürchten müssen, der gegen ihn [Dareios, J.D.] nur des Herrschaftsgebietes wegen Krieg führe; ihnen sollte alles, was sie von Dareios gewohnt waren zu haben, bereitgestellt werden. [...] Er verringerte nicht deren Besitz, oder die Aufmerksamkeit und den Respekt, der ihnen vormals gezollt wurde, und bestimmte größere Unterkünfte als sie zuvor hatten. Aber der tugendhafteste und höchst königliche Akt ihrer Behandlung war, dass er diese berühmten Gefangenen nach ihrer Tugend und ihrem Charakter behandelte, so dass er nicht befürchten müsse, dass sich diese wegen Unannehmlichkeiten beschweren konnten. So wirkte es auf sie so, als wären sie in irgendeinem Tempel, oder in heiligen Kammern für Jungfrauen, wo sie ihre Privatsphäre und Ungestörtheit genießen konnten, untergebracht worden, als im Quartier des Feindes. Nichtsdestoweniger galt Dareios Frau zu Lebzeiten als die schönste Prinzessin, ihr Mann als der größte und schönste Mann seiner Zeit, und die Töchter standen ihren Eltern um nichts nach. Aber Alexander, der es mehr schätzte, empfand es als königlicher sich selbst zu beherrschen als seine Feinde zu besiegen [...].³⁹

In frühaugusteischer Zeit beschrieb Pompeius Trogus, der nur durch die Epitome des im 4. Jahrhundert n. Chr. lebenden Justin fassbar ist, ebenfalls Alexanders tugendhaftes Verhalten:⁴⁰

„Alexander, berührt von der respektvollen Besorgnis der Prinzessinnen für Dareios, versicherte ihnen, dass der König noch am Leben sei, und nahm ihnen so die Befürchtungen seines Todes; im selben Moment befahl er, dass diese wie königliche Gefangene behandelt werden sollten, und stellte den Töchtern der Ehre ihres Vater ebenbürtige Ehemänner in Aussicht.“⁴¹

Justin-Trogus, Curtius Rufus und Plutarch entwarfen ein Narrativ des – bis zu diesem literarischen Zeitpunkt – moralisch noch nicht verdorbenen Alexanders als ein Beispiel für königliche Tugendhaftigkeit. Auf die Frage, warum Alexander bei Curtius vor der Eroberung Persiens noch positiv dargestellt wurde, können die Konsulatsreden Ciceros eine Antwort geben: 60 v. Chr. veröffentlichte dieser im Corpus seiner Konsulatsreden auch einige, die er im Zusammenhang mit den Umtrieben Catilinas gehalten hatte. Erklärte seine Mitbürger auf, welche moralischen Kräfte und Tugenden in einem Kampf gegen moralisch Verdorbene gegenüberstehen:⁴² *Continentia* gegen *libido* und *temperantia* gegen *luxuria*. C. Classen sieht darin typisch griechische Moralvorstellungen,

39 Plut. Alex. 21 (Eigene Übers.).

40 Otto Seel, Pompeius Trogus und das Problem der Universalgeschichte, in: Wolfgang Haase (Hrsg.), Aufstieg und Niedergang der römischen Welt 30,2, Berlin-New York 1982, S. 1363–1423, hier S. 1381 f. In wie weit dieser Autor im römischen Kontext über die Makedonen schreibt wurde in Ralf Urban, „Historiae Philippicae“ bei Pompeius Trogus: Versuch einer Deutung, in: *Historia* 31 (1982), S. 82–96, S. 95 f. besprochen. Josè M. Núñez, An Augustan World History. The «Historiae Philippicae» of Pompeius Trogus, in: *Greece & Rome* 34 (1987), Heft 1, S. 56–72, hier S. 66 plädiert darauf, dass auch bei Pompeius Trogus Alexander nach der Eroberung Persiens moralisch verdorben war, Just. 12,3,8–12.

41 Just. 11,9,16 n. eigener Übers.

42 Carl J. Classen, Zur Literatur und Gesellschaft der Römer, Stuttgart 1998, S. 243 in Bezug auf Cic. Att. 2,1.

die von den Römern übernommen wurden.⁴³ Deutet man diese Eigenschaften in ihrer auftretenden Paarung auf die Geschehnisse im Jahr 60 v. Chr. in Rom, so wird der Antagonismus zwischen den rechtschaffenen Bürgern und den, aus Ciceros Sicht, moralisch verwerflichen Anhängern des Catilina ersichtlich. Die Darstellungen Alexanders in den Werken der oben genannten, im römischen Kontext wirkenden Historiographen/Biographen weisen mit Fortlauf ihrer Handlungen einen dem ciceronischen Catilina ähnlichen Verfall der Moral und Tugend auf.

Bei Curtius ist dies nachvollziehbar durch die Verweigerung der Inbesitznahme der persönlichen Gegenstände der Perserinnen⁴⁴ und erinnert in seinem Lob über Alexanders Verhalten an die Gegenüberstellungen von negativen und von positiven charakterlichen Kräften, Stärken und Eigenschaften an Cicero: „[...] *moderate et prudenter* [...]“⁴⁵ gegen „[...] *fortuna* [...] (das) seinen Sinn überwältigt(e) [...] während er gegen Ende hin dessen Überfülle nicht zu fassen vermochte“ sowie anschließend von „[...] *continentia et clementia* [...]“⁴⁶ gegen *subergia* und *ira*.⁴⁷ Curtius benutzte bewusst Darstellungskonzepte des Sittenverfalls der späten römischen Republik, um Alexander negativ zu stilisieren.⁴⁸ Seine vermutliche rhetorische Bildung lässt auf die Kenntnis von Cicero schließen. Der Rückgriff auf Letztgenannten lässt sich nicht nur philologisch veranschaulichen, sondern auch durch die Bezugnahme Curtius' auf mögliche vergangene und bekannte Ereignisse aus dem eigenen historischen Kontext, was sich in der Darstellung Alexanders äußert. Es handelt sich also um eine bewusste Transformation des Alexanderbildes durch Curtius, um nach römischem Verständnis dessen Moralverfall verständlich zu machen. R. Kosselleck nennt dieses Verfahren das Konzept der „geschichtlichen Zeit“⁴⁹ indem der Autor selbstgemachte Erfahrungen und Erwartungen für seine Leserschaft aufbereitet.

Zweites Thema des *exemplum* bildet die Verwechslung von Hephaestion mit Alexander durch Sisygambis. In der antiken Literatur des griechischen und römischen Kulturkreises wurde das Thema des Alter Egos des Öfteren literarisch verarbeitet, prominentes Beispiel bilden die homerischen Helden Achilles und Patroklos. Alexander stammte mütterlicherseits von Herakles ab, da sich die Molosser auf diesen als Stammvater be-

43 Carl J. Classen, *Zur Literatur und Gesellschaft der Römer*, Stuttgart 1998, S. 243 f. u. 252.

44 Curt. 3,12,23; „Er veranlasste den Frauen all ihren Putz zurückzugeben.“

45 Curt. 3,12,20.

46 Curt. 3,12,21.

47 Curt. 3,12,19.

48 Darstellungskonzept daher, weil andere Autoren dasselbe Narrativ benutzen. Vergleiche dazu die Darstellung der Verschwörung des Catilina bei Sall. Catil. 10: „Und so wuchs zunächst die Gier nach Geld, dann die nach der Herrschaft. [...] Denn die Habgier untergrub die Verlässlichkeit, die Rechtschaffenheit und die anderen guten Eigenschaften; statt ihrer lehrte sie Überhebung, Grausamkeit, die Götter zu vernachlässigen [...]“; Ebd., S. 13: „Denn die Lust an Unzucht, Schlemmerei und dem übrigen Luxus war in nicht geringerem Maße eingerissen [...]“

49 Reinhart Kosselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 1979, S. 12: „Die Hypothese ist dabei, daß sich in der Differenzbestimmung zwischen Vergangenheit und Zukunft, oder anthropologisch gewendet, zwischen Erfahrung und Erwartung, so etwas wie ‚geschichtliche Zeit‘ formen lässt.“

riefen.⁵⁰ Auch berichten antike Geschichtswerke von der Verehrung des Achilles durch Alexander und der „Ilias“ als dessen Lieblingslektüre.⁵¹

Alexanders Verhalten gegenüber seinem Freund ist auf die gemeinsame Erziehung der beiden Makedonen durch Aristoteles zurückzuführen. Ausdrücklich wird durch das *exemplum* auf die erste Form der Freundschaft der aristotelischen Lehre angespielt, nach dieser basiere wahre Freundschaft auf der charakterlichen Vortrefflichkeit der beiden Freunde und stellt den Grund für die gegenseitige Zuneigung dar.⁵² Hintergrund für die Beschreibung Alexanders durch Curtius ist der Gedanke des idealen, charakterlich nicht verdorbenen Herrschers – eines Philosophen auf dem Thron –, dessen Wesen tugendhaft ist.⁵³ Dies stellt womöglich einen Hinweis auf eine Lektüre des Aristoteles durch Curtius dar.

In der althistorischen Forschung wurde die Historizität der Anekdote bezweifelt sowie deren Herkunft und Klassifizierung als *exemplum virtutis* vielfach diskutiert. W. Will⁵⁴ und E. Carney⁵⁵ werteten die Episode als historisch und sahen darin Alexanders politisches Kalkül, da dieser die persische Königsfamilie als Faustpfand verwenden wollte; so auch H.-U. Wiemer⁵⁶ und P. Barceló.⁵⁷ Eine gegenteilige Argumentation vertrat F. Hampl,⁵⁸ der darin eine in späterer Zeit hinzugefügte, Fiktion der antiken Autoren vermutete, was nach A. Demandt⁵⁹ den Anspruch des Geschichtswerkes erhöhen sollte. Ebenso argumentierte R. Hammond,⁶⁰ der die Entstehung der Anekdote bei Kleitarchos vermutete. J. Roisman klassifizierte das *exemplum* als Ausfluss des alexandrinischen Ehrbegriffs, da Selbstkontrolle nach außen Exzellenz und *aretê* verkörpern sollte. Diese Maximen weisen speziell auf die griechische Politik und Ehrempfindung Alexanders hin.⁶¹ Sabine veranschaulichte, dass die Anekdote bis zur Verwendung bei Curtius Rufus schablo-

50 Müller, Doppelter Alexander, S. 121.

51 Bspw. der Besuch von Achilles Grab in Troja (Just. 11,5,12; Diod. 17,17,3 u. Plut. Alex. 15,4-5) und die Aufbewahrung einer Abschrift der „Ilias“, die Aristoteles Alexander schenkte, in einer kostspieligen Kiste von Dareios (Plut. Alex. 26, 1-2). Gehrke 2009, S. 20 bejaht die umstrittene Achilles-Imitatio. Die alexandrinische Achilles-Imitatio wurde erörtert bei Sabine Müller, Alexander der Grosse als neuer Achilles, in: Stephan Jaeger/Christer Pertersen (Hrsg.), Ideologisierung und Entideologisierung (Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien 2), Kiel 2006, S. 263–294, hier S. 268–278.

52 Konrad Utz, Freundschaft und Wohlwollen bei Aristoteles, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 57 (2003), S. 543–570, hier S. 543.

53 Curt. 3,12,32.

54 Will, Alexander, S. 72: „Deren großherzige und ehrenvolle Behandlung durch Alexander, von der die Quellen nicht wunders genug berichten können, findet darin, auch wenn psychologische Gründe und politische Absichten mitgespielt haben, eine einfache Erklärung.“ Auch Gehrke argumentierte mit den psychologischen Effekt, Gehrke, Alexander, S. 43 f.

55 Carney, Women in Alexander's Court, S. 240: „It was part of his general approach to dealing with captive royal Persian family to substitute himself for Darius within the family.“

56 Hans-Ulrich Wiemer, Alexander der Große, München 2005, S. 103.

57 Barceló, Alexander, S. 123.

58 Hampl, Alexander, S. 26 f.: „Die persönliche Begegnung zwischen Alexander und den königlichen Frauen, von der spätere Autoren erzählen, ist offenbar Legende, sie dürfte zu dem romanhaften Beiwerk gehören, mit dem man die Berichte über Alexanders Taten bald auszuschmücken begann.“

59 Demandt, Alexander, S. 146: „Direkte Begegnungen bedeutender Personen machen stets einen erzählerischen Prägnanzeffekt und werden daher auch berichtet, wo sie nicht stattgefunden haben.“

60 Hammond, Alexander, S. 140.

61 Roisman, Honor, S. 286: „Moderation or self-control, mostly *sôphrosunê*, was a desirable Greek virtue, which brought respect to its practitioners. [...] In Greek popular morality, self-restraint often meant the ability to control bodily appetits, desires and emotions.“

nenhaft wurde,⁶² was auch die Quantität der Wiedergabe in anderen Geschichtswerken zeigte.⁶³ Diese Vorläufer und Variationen des *exemplum* sind bei – zeitlich vor Curtius Rufus datierbaren – Historiographen auffindbar.

Diodor schrieb im 1. Jahrhundert v. Chr. eine Universalgeschichte, deren 17. Buch die Geschichte von Alexander zum Inhalt hat.⁶⁴

„Als der Tag anbrach, nahm Alexander denjenigen seiner Freunde mit, der ihm am liebsten war, Hephaistion, und ging zu den Frauen. Sie waren beide gleich bekleidet, doch da Hephaistion hochgewachsener und schöner war, hielt Sisymbambis ihn für den König und vollzog die Proskynese vor ihm. Als die anderen Anwesenden ihr Zeichen machten und mit der Hand auf Alexander zeigten, schämte sie sich für ihren Irrtum, machte aber einen neuen Ansatz und vollzog die Proskynese vor Alexander. Doch der König hielt sie auf, indem er sagte: ‚Keine Sorge, Mutter, auch dieser ist Alexander.‘“⁶⁵

Arrian kritisierte im 2. Jahrhundert n. Chr. die Historizität der Episode in seinem Geschichtswerk, doch lobt er das vermeintliche Verhalten Alexanders⁶⁶:

„Darüber hinaus wird erzählt, dass Alexander selbst am nächsten Tag zusammen mit Hephaistion als einzigem seiner Freunde das Zelt betrat. Die Mutter des Dareios, die im Zweifel war, wer von beiden der König sei – beide trugen das gleiche Gewand –, sei vor Hephaistion getreten und vor diesem niedergefallen, denn dieser schien ihr der stattlichere. Als dieser nun zurückwich und jemand aus ihrer Umgebung auf Alexander zeigte, dies sei der König, habe sie sich ihres Irrtums geschämt und sich abgewandt. Doch Alexander meinte, sie habe sich keineswegs geirrt, denn auch dieser sei Alexander. Derartiges soll hier weder als verbürgte Wahrheit noch als völlig unglaubwürdig aufgezeichnet sein.“⁶⁷

Auf Grund der Darstellungsmethodik Arrians – er deutet an dieser Stelle explizit auf die Verwendung von Quellen hin –⁶⁸ vermutete hier F. Jacoby ein Zitat aus dem Geschichtswerk des Kleitarchos (FGrH 137).⁶⁹ Ende des 4. oder zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. schrieb Kleitarchos seine romanhafte Alexandergeschichte,⁷⁰ damit stellt sein fragmentarisch erhaltenes Werk die älteste fassbare Quelle hinsichtlich der Zeltzene dar.

62 Müller, Doppelter Alexander, S. 118.

63 Just. 11,9,12–16; Diod. 17,37,3–38,7; Plut. Alex. 21 u. Arr. Anab. 2,12,3–8

64 Müller, Doppelter Alexander, S. 119.

65 Diod. 17,37,5 f. zit. n. Müller, Doppelter Alexander, S. 119.

66 Müller, Doppelter Alexander, S. 120.

67 Arr. An. 2,12,6–8 zit. n. Müller, Doppelter Alexander, S. 120.

68 Arr. An. 2,12,3: „[...] ἄλλὰ λέγουσι τινες τὸν τῷ Ἀλεξάνδρου γραψάντων τῆς νυκτὸς αὐτῆς [...]“ „[...] manche, die Alexanders Taten niederschrieben sagen, dass [...]“ (Eigene Übers.).

69 Vergleiche dazu den kritischen Apparat zu FGrH 138,7: „[...] Diod. XVII 37–38; Curt. III 12; Justin. XI 9, 11 ff. ist Kleitarchos; ihr Bericht stimmt teilweise wörtlich zu Arrian, hat auch das gleiche Epiphonem und ist nur ausführlicher.“

70 Müller, Doppelter Alexander, S. 118.

Vermutlich nach Curtius Rufus ist die literarische Verarbeitung des Themas bei Valerius Maximus zu finden. Dieser führt die Verwechslung von Hephaestion und Alexander in seiner *exempla*-Sammlung, im 4. Buch mit dem Titel „de moderatione“, als ein beispielhaftes Verhalten Alexanders an und lobt es.⁷¹ Der Verfasser schrieb sein Werk unter Tiberius und versuchte das römische Reich als dem Alexanderreich überlegen darzustellen, was auch die erhöhte Formidabilität des Kaisers gegenüber dem König Alexander beinhaltet.⁷²

Zusammenfassend kann die römische Rezeption des Narratives, eines den *mos maiorum* entsprechenden Alexanders, erschlossen werden. Der Autor Curtius ging mit darstellerischem Geschick an die Tradition heran.⁷³ Zumindest bei ihm erfüllt das *exemplum* der Zeltszene daher eine doppelte Bedeutung: Zum einen eine historiographische Deskription, die Alexander weitaus besser als Dareios darstellen soll und ihn deshalb zum Eroberer des Ostens qualifiziert.⁷⁴ Dafür sprechen der Tugendbeweis dieser Szene und die Identifikation Alexanders als vortrefflicher Herrscher durch die Königmutter Sisygambis.⁷⁵ Zum anderen ein weiteres *exemplum*, das der nach römischer Ansicht moralischen Unzulänglichkeit des persischen Ostens. Dies wird ersichtlich dadurch, dass Sisygambis um Gnade fleht – obwohl Alexander für sie eine hohe Summe hätte auslösen können, die den teuren Feldzug finanzieren hätte können –,⁷⁶ und die Szenerie in einem prunkvollen Zelt spielt.⁷⁷

Nach der Analyse der antiken Alexanderhistoriographie stellt sich die Frage nach dem literarischen Fortleben der Zeltszene in der drauffolgenden Zeit. Besonders unter der Berücksichtigung der Aspekte der Veränderungen und Neukontextualisierungen der Anekdote wird im Folgenden die Alexanderliteratur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit behandelt werden.

71 Val. Max. 4, 7 ext. 2: „Quod ita esse rex Alexander sensit. Darei castris, in quibus omnes necessarii eius erant, potitus Hephaestione gratissimo sibi latus suum tegente ad eos adloquendos uenit. cuius aduentu mater Darei recreata humi prostratum caput erexit Hephaestionemque, quia et statura et forma praestabat, more Persarum adulata tamquam Alexandrum salutauit. admonita deinde erroris per summam trepidationem excusationis uerba quaerebat. cui Alexander «nihil est» inquit «quod hoc nomine confundaris: nam et hic Alexander est. utri prius gratulemur? qui hoc dicere uoluit an cui audire contigit? maximi enim animi rex et iam totum terrarum orbem aut uictoriis aut spe complexus tam paucis uerbis se cum comite suo partitus est.»

72 David Wardle, Valerius Maximus on Alexander the Great, in: *Acta Classica* 48 (2005), S. 141–161, hier S. 141, 153 f.

73 Porod, *Der Literat Curtius*, S. 107.

74 Dagegen die Beschreibung von Dareios bei Issos bei Curt. 3,11,11: „Da sprang der König aus Furcht, lebendig in die Hand der Feinde zu geraten, [von seinem Wagen, J.D.] herab [...]. Dabei warf er sogar die Herrschaftsinsignien, damit sie seine Flucht nicht verrietten, unrühmlich von sich.“

75 Curt. 3,12,24: Sisygambis sprach daher zu ihm: „Oh König, du verdienst es, dass wir das, was wir zuvor für unseren Dareios erbat, für dich erleben, und du bist, wie ich sehe, vertrauenswürdig, da du diesen großen König nicht nur an Glück, sondern an milder Gesinnung übertroffen hast.“

76 Zur Finanzierungsstrategie Alexanders durch die Plünderung von Städten und Auslösungen und zur teils prekären Lage vor Issos arbeitete Daniel Franz, *Kriegsfinanzierung Alexanders des Großen*, in: Holger Müller (Hrsg.), *1000 & 1 Talente. Visualisierung antiker Kriegskosten*, o. O. 2009, S. 115–150, hier S. 126 f.

77 Curt. 3,11,23: „[...] das mit alter Pracht und Reichthumsfülle ausgestatte Zelt [...]“ Der Prunk des persischen Heeres von Curtius Rufus erinnert an die Darstellung des Heerlagers von Xerxes bei Herodot (Hdt. 7,59–100).

Rezeption von der Spätantike bis in die Frühe Neuzeit

Die literarische Rezeption. Vom antiken Alexanderroman bis zu Vaso de Lucena

Curtius Rufus galt in der Antike nicht als einer der meist rezipierten Autoren. Dass sich sein Geschichtswerk erhalten hat, ist wahrscheinlich der „intellektuellen Repräsentation“ von Aristokraten in der Spätantike zu verdanken. Literatur von paganen Autoren wurde in der vermehrt christianisierten Epoche der Spätantike fast ausschließlich von Aristokraten im Privaten gelesen. Das Wissen um möglichst viele Autoren galt nach I. Uytterhoeven als Mittel der interelitären Repräsentation der spätantiken römischen Aristokratie. Nicht ein etwaiger Glaubensdiskurs stand für den Leser im Vordergrund, vielmehr sollte der Besitz dieser Werke den intellektuellen Grad des Besitzers widerspiegeln.⁷⁸ Die Patrizier hatten sich als Mitglieder der römischen Oberschicht der Mühe hinzugeben, die die politische Partizipation und das Studium von Historikern sowie Philosophen ermöglichte. Daher waren die *exempla* speziell an diesen Personenkreis adressiert.

Ausgangspunkt für die Verbreitung des Alexanderstoffes im europäischen Mittelalter war der spätantike griechische Alexanderroman. Dieser stellte eine massentaugliche Erzählung dar, die weder künstlerischen Anspruch noch eine kritische Darstellungsweise verfolgte. Im Zeitraum von 200 v. Chr. bis 300 n. Chr. war die Wiedergabe des Alexanderstoffes vor allem auf die unteren Bildungsschichten der hellenistischen Städte gerichtet, die zwar lesen konnten, aber keine hohe Bildung besaßen. Die jeweilige Anpassung an das Zielpublikum wurde durch die Verschriftlichung der variierenden mündlichen Traditionen erlangt und äußerte sich als Hochstilisierung der Person Alexanders. Der anonym geschriebene Roman wurde in Byzanz der späteren Zeit Kallisthenes von Olynth zugeschrieben, dem von Alexander während seines Feldzuges hingERICHTETEN offiziellen BerichterstatteR seiner Taten. In der Forschung ist deshalb auch die Bezeichnung ‚Pseudo-Kallisthenes‘ für den Alexanderroman geläufig.⁷⁹ Durch die Nennung der Autorität des Kallisthenes, der ein Neffe und Mitarbeiter des Aristoteles war, erlangte der Roman hohe Popularität.⁸⁰ Im byzantinischen Reich waren bis in die Spätphase noch Variationen des Alexanderstoffes im Umlauf.⁸¹ Insgesamt sind achtzig verschiedene Versionen des Alexanderromans fassbar, was für dessen hohe Popularität spricht.⁸² Das *exemplum* weicht dabei von den Erzählungen der antiken Autoren ab:

„Nach einer Verfolgung von sechzig Stadien holte er [Alexander, J.D.] auch den Wagen mit den Waffen des Dareios ein und nahm seine Frau und seine Töch-

78 Inge Uytterhoeven, Know your classics! Manifestations of „classical culture“ in late Antique Elite Houses, in: Peter van Nuffelen (Hrsg.), *Faces of Hellenism. Studies in the history of the eastern mediterranean (4th century B.C. – 5th century A.D.)* (Studia Hellenistica 48), Leuven-Paris-Walpole 2009, S. 321–342, hier S. 332 f.

79 Van Thiel, *Leben und Taten*, XI u. Reinhold Merkelbach, *Die Quellen des griechischen Alexanderromans (Zetemata – Monographien zur klassischen Altertumswissenschaft 9)*, München 1977, S. 93 f.

80 Albrecht Dihle, *Griechische Literaturgeschichte*, München 1991, S. 255.

81 Bspw. *Das Alexandergedicht nach dem codex Marcianus 408*, das im frühen 15. Jahrhundert verfasst wurde. Weiterführend dazu Siegfried Reichmann (Hrsg.), *Das byzantinische Alexandergedicht nach dem codex Marcianus 408* (Beiträge zur klassischen Philologie 13), Meisenheim am Glan 1963, III.

82 Thomas Paulsen, *Geschichte der griechischen Literatur*, Stuttgart 2004, S. 359.

ter und seine Mutter gefangen; [...] Alexander nächtigte in dem erbeuteten Zelt des Dareios. Doch handelte er nicht übermütig, als er so die Feinde überwunden und solche Ehre gewonnen hatte. Er ließ die tapfersten und adeligen Gefallenen der Perser bestatten; Mutter und Kinder des Dareios hielt er bei sich und behandelte sie ehrenvoll.“⁸³

Während der Topos der Tugendhaftigkeit Alexanders noch tradiert wurde, fiel die Verwechslung mit Hephaestion weg. Doch beweist die Tradierung dieser Szene, dass man Alexander als tugendhaften Herrscher in Erinnerung behalten wollte, beziehungsweise die vermittelten Werte aus der Zeltszene in der Spätantike noch gültig waren. Auch eignete sich diese Episode als *exemplum*, um der Leserschaft des kommerzialisierten⁸⁴ Stoffes Anteilnahme an politischen, philosophischen und geschichtlichen Fragen zu ermöglichen.

Das *exemplum* diente nach Auffassung des Verfassers zur Stilisierung und Mystifizierung der Person Alexanders und stellt dadurch den griechischen Alexanderroman in die Tradition der antiken Autorenschaft. Weiters zeigt es die positive Deutung von Alexanders Verhalten im spätantiken Kontext auf.

Trotz der von Merkelbach vorgeworfenen Trivialität⁸⁵ des Alexanderromans nimmt die moderne Forschung eine differenzierte Meinung dazu ein und spricht dem Verfasser beziehungsweise den Verfassern ein hohes Wissen an der antiken Literatur zu.⁸⁶ Gerade die zeitgerechte Adaption des Alexanderstoffes und die ungemeine Beliebtheit des Alexanderromans, trotz historischer Anachronismen und geographischer Unmöglichkeit,⁸⁷ waren für die weitere Rezeption ausschlaggebend.

Der Inhalt wurde in mehrere Sprachen übersetzt und verbreitete sich in ganz Europa. Eine wichtige Rolle nahm dabei der Archipresbyter Leo von Neapel ein, der im 10. Jahrhundert⁸⁸ während seines Aufenthalts in Byzanz eine Abschrift des griechischen Alexanderromans erstanden hatte. Durch seine Kenntnis des Griechischen konnte er das Werk ins Lateinische übersetzen, kürzte es dabei aber erheblich. Mit seiner Übersetzung übernahm er auch den christlichen Kontext der Alexandergeschichte aus dem

83 Ps.-Kall. 1,41,9 f.

84 Van Thiel spricht von einer Kommerzialisierung der Alexandergeschichte durch den griechischen Alexanderroman, ebd., XI.

85 Merkelbach, Alexanderroman, S. 20–48.

86 Siehe die Einführung der Übersetzung von Stoneman, *Alexander Romance*, S. 2: „It hardly would be an exaggeration to say that the legends of Alexander are as widely disseminated, and as influential on art and literature, as the story of the Gospels. Each age makes its own Alexander [...]“; ebd., S. 4: „The Greek Alexander Romance as we have it represents an advanced stage of development of this kind of legendary material, and the historical framework itself has become very shaky, as well as been overlaid by many layers of fabulous material.“ Auch Christopher Schlamm, Rezension zu: Richard Stoneman, *The Greek Alexander Romance*, New York 1991, in: *The Classical World* 86 (1993), Heft 6, S. 521 befürwortete diese Ansicht.

87 Merkelbach, Alexanderroman, S. 47 contra Stoneman, *Alexander Romance*, S. 2 und Hartmut Kugler, *Der Alexanderroman und die literarische Universalgeographie*, in: Ulrich Schöning (Hrsg.), *Internationalität nationaler Literaturen (Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529)*, Göttingen 2000, S. 102–120, hier S. 103 f.: „Es steckt darin, im Ansatz zumindest, die Utopie der einen, allumfassenden, ungeteilten Welt, in der es unzugängliche und andersartige Orte im Prinzip nicht geben kann.“

88 Zur strittigen Datierung siehe Friedrich Pfister (Hrsg.), *Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo (Sammlung mittellateinischer Texte 6)*, Heidelberg 1913, S. 7–9.

byzantinischen Reich.⁸⁹ Vor allem auf dem normannischen Sizilien fand seine Übersetzung Anklang, von wo aus sie in Europa weit verbreitet wurde.⁹⁰ Leo von Neapel war nicht der erste Übersetzer des Pseudo-Kallisthenes, im 4. Jahrhundert wagte sich Julius Valerius an eine Translation, die aber ohne weitere Rezeption blieb.⁹¹

Besonders im mittelalterlichen Frankreich fand der Alexanderroman großen Anklang bei den geistlichen Literaten. Wegen mangelnden Lateinkenntnissen wurde der Inhalt überwiegend mündlich weitertradiert und zeitgerecht adaptiert. Im Mittelpunkt der Erzählung stand der Held Alexander, der nun für die Christenheit gegen die paganen Perser zog. Als König der Könige und Nobelist der Nobelisten sind seine Taten in die Superlative gesteigert worden. Weniger lag das Augenmerk auf Alexanders Feldzug als auf seiner Erziehung, die nach mittelalterlichem Gesichtspunkt die Quelle für seine Tugendhaftigkeit war. Das Zentrum der europäischen Alexanderrezeption bildete vorwiegend das Frankreich des 12. Jahrhunderts.⁹²

Die Übersetzung Leos von Neapel bildete die Vorlage für weitere Rezeptionen; die altfranzösische Übersetzung von Alberich von Bisinzo und in weiterer Folge das mittelhochdeutsche „Alexanderlied“ des Pfaffen Lambrecht basieren darauf.⁹³ Veränderungen und Kürzungen wurden dabei unternommen, so dass beispielsweise letzteres Werk inhaltlich zwar die Milde Alexanders gegenüber den Frauen beinhaltet, aber nicht die bekannte Zeltszene übernimmt.⁹⁴ Dass diese beiden Werke in der Tradition des spätantiken Alexanderromans stehen, kann somit bewiesen werden.

Weitere bedeutende Literaten dieses Rezeptionsstranges waren Alexandre de Paris und Thomas of Kent. Erstgenannter sammelte und vereinfachte alle ihm zugänglichen Versionen der Alexanderromane und verarbeitete diese in seinem französischen Roman *d'Alexandre*. Ziel seiner Darstellung war die Schaffung einer neuen Alexandergeschichte. Zeitgleich verfasste Thomas of Kent den Roman „De toute chevalerie“, der an

89 Erkentlich wird das im Prolog des Leo: „Die Kämpfe und Siege hervorragender ungläubiger Männer vor der Ankunft Christi, da sie noch Heiden waren, zu hören und zu erkennen ist gut und nützlich für alle Christen, sowohl für die Oberen wie für die Untergebenen, für weltliche wie für geistliche Männer, weil sie alle zu besserem Tun aufruft.“ Zit. n. Friedrich Pfister, *Der Alexanderroman mit einer Auswahl aus den verwandten Texten* (Beiträge zur klassischen Philologie 92), Meisenheim am Glan 1978. Der christliche Kontext der Alexandergeschichte tritt im byzantinischen Raum mit dem dort verbreiteten spätantiken Alexandergedicht ein, siehe Willem J. Aerts, *Die Bewertung Alexanders des Großen in den Beischriften des byzantinischen Alexandergedichts*, in: Margaret Bridges/Johann Ch. Bürgel (Hrsg.), *The Problematics of Power. Eastern and Western Representations of Alexander the Great* (Schweizer Asiatische Studien 22), Bern-Berlin-Frankfurt a. M. 1996, S. 69–85, hier S. 82.

90 Carlotta Dionisotti, *The Medieval West*, in: Kenneth J. Dover (Hrsg.), *Perceptions of the Ancient Greeks*, Oxford 1992, S. 100–127, hier S. 111.

91 Walter Berschin, Einführung, in: Gerhard Streckenbach (Hrsg.), *Walter von Châtillon Alexandreis. Das Lied von Alexander dem Großen*, Heidelberg 1990, S. 11–23, hier S. 19.

92 Laurence Harf-Lancner, *Medieval French Alexander Romances*, in: David Z. Zuwiyya (Hrsg.), *A Companion to Alexander Literature in the Middle Ages* (Brill's Companion to the Christian Tradition 29), Leiden-Boston 2011, S. 201–229, hier S. 201–203; Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 164.

93 Berschin, Einführung, S. 19.

94 Die ausführlichere Straßburger Abschrift des Alexanderromans des Pfaffen Lambrecht beinhaltet die Gefangennahme der persischen Königsfamilie in einem Briefwechsel zwischen Alexander und Dareios. Pfaffe Lambrecht 2463–2470: „Was ich deiner Frau Gutes erwiesen habe, das hat sie meiner Mutter zu verdanken, weil ich ihr zuliebe allen Frauen gerne diene. Deshalb habe ich es gerne getan. Ich will von dir dafür keinen Lohn empfangen.“

den *Roman d'Alexandre* angelehnt ist und im 13. Jahrhundert. in das Mittelenglische übersetzt wurde.⁹⁵

Durch die Verarbeitung des Themas entstand im Mittelalter ein literarischer Mythos, der als eine Art Fürstenspiegel den idealen Herrscher darstellen sollte.⁹⁶ Hauptthemen waren deshalb Heldenmut, Großzügigkeit und Gerechtigkeit Alexanders, aber auch zeithistorische Themen. Im heilsgeschichtlichen Kontext der Alexanderromane spiegelt sich die *translatio imperii* als zentraler Punkt wider; der Übergang vom zweiten Weltreich der Perser auf das Dritte der Makedonen. Dieser Kontext bildete von dort an eine gewichtige Maxime in der mittelalterlichen Rezeption der Alexandergeschichte, waren doch die Kreuzzüge eine äußerst präzente zeithistorische Thematik.

Um die Weltreichslehre im Kontext der Alexandergeschichte weiter auszuführen, eigneten sich die „*Historiae Alexandri Magni*“ des Curtius Rufus. Was zum nächsten Schritt der Rezeption führt: zu der von Walter von Châtillon um 1180/1190 verfassten „*Alexandreis*“. Ihr Autor verwendete nicht mehr den französischen Alexanderroman als Quelle, sondern benutzte neben der Hauptquelle Quintus Curtius Rufus auch die Werke von Justin, Josephus Flavius und Julius Valerius.⁹⁷ Nach dem Philologen H. Wulfram erkannte Walter von Châtillon durch die Verwendung der antiken Literaten den *sensus historicus* beziehungsweise den *sensus litteralis* und den heilsgeschichtlichen *sensus allegoricus* der Alexandergeschichte. Zwar erwähnte – beziehungsweise kannte – Curtius Rufus die heilsgeschichtliche Dimension nicht, aber für das Geschichtsbild des 12. Jahrhunderts war diese Erkenntnis eine logische Schlussfolgerung,⁹⁸ denn nach mittelalterlicher Ansicht rechtfertigte allein die göttliche Inspiration Alexanders Taten. Bis nach Dänemark reichten Übersetzungen in die jeweiligen Sprachen der „*Alexandreis*“.⁹⁹ Mit Walter von Châtillon endete der Überlieferungsstrang der Alexanderromane. Er leitete eine auf antiken Autoren beruhende Alexanderrezeption ein.

Neben der Widmung seines Werkes an den Erzbischof von Reims zeugt auch die lateinische Kunstsprache Walters für eine neue Adressierung des Alexanderstoffes an das lateinisch lesende, gebildete Publikum. Es handelt sich um eine Neuorientierung in der Rezeption: statt Pseudo-Kallisthenes wurde Curtius Rufus verwendet, statt eines Romans wurde ein Versuch unternommen, „Geschichte“ zu schreiben.¹⁰⁰ Dieser Zeitpunkt bildet den Beginn der Neuorientierung des kommerziellen Alexanderverständnisses.¹⁰¹ Auch lässt sich hier wieder das *exemplum* in einer anderen Ausführung wiederfinden:

95 Harf-Lancer, *Medieval french Alexander*, S. 204–215.

96 Zur Definition eines literarischen Mythos äußerte sich Philippe Sellier, „Qu'est-ce qu'un mythe littéraire?“, in: *Littérature* 55 (1984), S. 122–126, hier S. 117: „[...] with their great political myths the heroic model of the imagination always functions in the prevalent fashion: dream of one or more supermen, confronted with all sorts of trials [...] and promise – in spite of the death at the apotheosis.“

97 George Cary, *The medieval Alexander*, Cambridge 1967, S. 63.

98 Wulfram, *Übergang vom persischen zum makedonischen Weltreich*, S. 75.

99 Bspw. Übersetzungen in das Mitteldänische: „*Alexanders Geesten*“ von Jakob von Maerlant, ebenso in das Spanische („*Libro de Alexandre*“) und in das Mittelhochdeutsche (Rudolf von Ems: „*Alexander*“). Cary, *The medieval Alexander*, S. 64–66.

100 Berschin, *Einführung*, S. 19.

101 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 164 lässt dagegen die Neuorientierung des Alexanderverständnisses erst im 16. Jahrhundert beginnen. Dafür würde auch der Druck des den Zehn Geboten nachempfundenen und auf der *Historia de preliis Alexandri Magni* basierenden „*Seelentrost*“ von 1478 und 1483 sprechen. Ebenso Noll, *Alexander*, S. 32.

„Ungeschmälert jedoch an Herrscherwürde und Keuschheit [f]ährt Darius' ganzes Geschlecht, die Mutter, des Königs Gattin, die Schwester, der Sohn (so groß ist die Gnade des Siegers), [h]och auf goldenen Wagen, dahin zum Lager der Dorer. Ganz von Milde zur Mutter erfüllt, bestimmt Alexander [d]iese selbst sich zur Mutter, bezeichnet als Schwester die Gattin, [n]immt auch gütig zum Sohn den siebenjährigen Knaben. So sehr herrscht noch zu jener Zeit im Herzen des Königs Liebe zur Tugend; und hätte er stets eine solche Gesinnung [f]est sich bewahrt, so könne gewiß nicht durch mancherlei Vorwurf [s]chimpfliche Schmähung den ruhmvoll glänzenden Namen verdunkeln.“¹⁰²

Bemerkenswert ist bei Walter von Châtillon, dass der Beginn der moralischen Verwerflichkeit durch Alexander gleich im Anschluss an die Zeltszene gesetzt wurde. Im Gegensatz zu Curtius Rufus wird in der „Alexandreis“ bereits nach der Schlacht von Issos durch den Kontakt mit der von Dekadenz gezeichneten Sisygambis der Verfall des tugendhaften Alexanders eingeleitet.¹⁰³ Dennoch galt Alexander im 12. Jahrhundert als der erfolgreichste bekannte Herrscher, und der rasche Aufstieg und Fall seines Reiches sowie die überlieferten moralischen Verfehlungen machten ihn zum *exemplum* des menschlichen Erfolgs.¹⁰⁴

Durch den Kontext der Kreuzzüge wurden die „Alexandreis“ sowie das Werk von Alexandre de Paris oft tradiert und erweckten das Interesse des burgundischen Hofes des 15. Jahrhunderts an Alexander dem Großen, wo der König der Makedonen bereits im 12. Jahrhundert einen wichtigen Bestandteil der herrschaftlichen Repräsentation bildete.¹⁰⁵ Beispielsweise sendete Philipp der Kühne 1398 Sultan Bajazet I. eine Abschrift der „Histoire du roy Alexandre et de la gaigneur (plus grande) partie de sa vie et de ses conquestes“ um seinen Sohn, der während der Kreuzzüge in dessen Gefangenschaft gelangte, freizukaufen. Im 15. Jahrhundert wurden am burgundischen Hof Wandteppiche und eine eigene *chambre du Alexandre* mit Themen der Alexandergeschichte gefertigt.¹⁰⁶ Besonders die Verbildlichung der Alexandergeschichte sollte die Bedeutung der symbolischen, nonverbalen Kommunikation unterstreichen.¹⁰⁷ In diesem Umfeld setzte die Rezeption des Curtius Rufus ein. Der am Hof Karls des Kühnen tätige Portugiese Vasco de Lucena fertigte anhand von drei vorhandenen interpolierten Manuskripten der „Historiae Alexandri Magni“ eine französische Übersetzung an. Sein Werk war von

102 Alexandreis 3,5,234–244.

103 Ebd., 3,5,245–252: „Aber als seinen Zielen die fürstliche Prunksucht der Perser Grenzen zu setzen beginnt und ihm die Mutter des Luxus, Macht, Erlaubtes und Unerlaubtes sich dreist zu erlauben [a]nrät, verdirbt ihn zuinerst das Glück: zur Umkehr sich wendend, [s]tockt die einstige Flut und säumt an den Klippen des Lasters. Er, der sonst sich der Feinde erbarmt, wird ohne Erbarmen Feind seiner Freunde, und dann, zu Mord sich und häuslichem Hader [w]endend, glaubt er, jedwedes müsse Tyrannen erlaubt sein.“

104 Maura K. Lafferty, Walter of Châtillon's Alexandreis. Epic and the Problem of Historical Understanding (Publications of the Journal of Medieval Latin 2), o. O. u. o. J., S. 13.

105 Ausführliche Bibliographie bei Birgit Franke, Herrscher über Himmel und Erde. Alexander der Große und die Herzöge von Burgund, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 27 (2000), S. 121–169.

106 Franke, Alexander Burgund., S. 121 f.

107 Gerd, Althoff/Ludwig, Siep, Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution. Der neue Münsterer Sonderforschungsbereich 496 (= Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 3), Münster 2001, S. 210–230, hier S. 212: „Formen der nonverbalen, vor allem bildlichen und gestischen Kommunikation, aber auch verbale und literale Kommunikation mit ritualisierten, gewohnheitsmäßigen, zeremoniellen Formen [...]“

Erfolg gekürt, über 24-mal wurde Vasco de Lucenas Translation abgeschrieben. Auch dieses Stadium der Rezeption enthält ein Novum: Eine Abkehr von der Stilisierung der bisher so beliebten Wundertaten Alexanders; in Prolog und Epilog bezeichnete der Autor diese als literarische Lügen.¹⁰⁸ Sein Ziel war es, für Karl den Kühnen eine faktische Alexander-*vita* zu verfassen, in der aber Alexander mit Karl dem Kühnen idealisiert verglichen wurde.¹⁰⁹ Lucenas „Faits du grand Alexandre“ stellen den Zeitpunkt des absoluten Bruchs mit dem Alexanderroman dar. Er füllte die ersten beiden fehlenden Bücher von Curtius Rufus mit Ausführungen von Plutarch, Justin-Trogus und Valerius Maximus.¹¹⁰ Obwohl eine Abkehr bisheriger mittelalterlicher Überlieferungstendenzen der Fall war, übte die Translationstheorie¹¹¹ immer noch großen Einfluss auf die Überlieferung. Historischer Hintergrund ist die Verwicklung der burgundischen Herzöge in die Kreuzzüge, welche einen erneuerten Konflikt zwischen Okzident und ‚Orient‘ darstellten. Die Fähigkeit Alexanders, den Osten zu unterwerfen, wurde literarisch auf die – im Heiligen Land wenig erfolgreichen – burgundischen Herzöge transferiert.¹¹²

Curtius Rufus wurde nicht nur in Burgund rezipiert. So gewann beispielsweise 1521 Domenico Falugio mit seinem Werk „Triompho Magno“ die Dichterkrone von Papst Leo X. Der in *ottava rima* verfassten Erzählung dienten als Hauptquelle vor allem die „Historiae Alexandri Magni“.¹¹³

Die literarische Verarbeitung der Zeltszene durch die Autoren des Mittelalters weist ein ambivalentes Alexanderbild auf. Der Umgang mit der Geschichte des Makedonenkönigs war als Musterbild des idealen höfischen Lebens gedacht und konnte durch den Einfluss von christlichen Wertvorstellungen große Beliebtheit erfahren.¹¹⁴ Hinzugefügte Episoden, wie eine Greifenfahrt durch die Lüfte oder eine Unterwasserexpedition Alexanders, genügen nicht den Ansprüchen eines historisch-kritischen Vorgehens, sondern zeigen vielmehr die Verwendung des historischen Alexander als Vorbild, das zeitgemäß adaptiert wurde. L. Harf-Lancner sieht die Bedeutung der mittelalterlichen Alexanderliteratur darin, dass sie eine Entwicklung von einer literarisch-romantischen Figur wieder zu einer historischen Figur veranschaulicht. Die Alexandergeschichte war für die Kleriker ein literarisches Experimentierfeld, anhand dessen alle vorhandenen Literaturgattungen erprobt werden konnten.¹¹⁵ Von einem durchgehend positiven mittelalterlichen Alexanderbild kann aber nicht die Rede sein, der moralische Verfall durch *superbia* ist in gleicher Weise gegeben, wie bei

108 Cary, *Medieval Alexander*, S. 62 f.

109 Deuchler, *Heldenkult*, S. 19; Harf-Lancner, *Medieval Alexander*, S. 226.

110 Harf-Lancner, *Medieval Alexander*, S. 225.

111 Die Translationstheorie gilt als zentrales „[...] Deutungsschema für den Verlauf der Weltgeschichte“ bei mittelalterlichen Historiographen, siehe dazu Heinz Thomas, *Translatio Imperii*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 8, München 1997, Sp. 943–946, hier Sp. 943.

112 Harf-Lancner, *Medieval Alexander*, S. 226.

113 Cary, *Medieval Alexander*, S. 67.

114 Müller, *Doppelter Alexander*, S. 125; Noll, *Alexander*, S. 10–28.

115 Harf-Lancner, *Medieval Alexander*, S. 226: „The matter of Alexander, because of its diversity, gave to medieval clerics the opportunity to try out all possible literary forms. It offered them the biography of a historic personage, already transformed into the hero of a romance by Pseudo-Callisthenes and inscribed in the mythico-encyclopedic body of the marvels of the Orient. It permitted them to exploit all the resources of verse and prose from the beginnings of literature in French to the end of the Middle Ages.“

den Werken der antiken Autoren. Daher stellt der literarische Umgang des Mittelalters mit Alexander kein Novum im Vergleich zur kaiserzeitlichen Überlieferung dar; die Autoren der Zeit versuchten ebenfalls, den Makedonen moralisch und politisch zu instrumentalisieren.¹¹⁶

In der mittelalterlichen Rezeption erscheint kein einheitliches Alexanderbild, beispielsweise wird sein paganer Glaube teilweise als Mangel empfunden oder gar nicht weiter erörtert. Die Ambivalenz seiner Darstellung im christlichen Kontext vergrößert sich durch die unterschiedliche Bewertung seiner Taten als Gottesgeißel, um Übeltäter zu bestrafen oder als Weltkaiser.¹¹⁷

Das exemplum im frühneuzeitlichen Kontext

Die Antikenrezeption wurde im frühneuzeitlichen Frankreich forciert, beispielsweise entstanden durch Antikensammlungen Gruppenidentitäten für Gelehrte und Aristokraten. Sie dienten als Medien der so genannten halboffiziellen Diplomatie des absolutistischen Zeitalters.¹¹⁸ Der Historiker R. Koselleck sah für diese Epoche ein sich formierendes neues Verständnis von historischer Zeit vor, das eine lange Prozessentwicklung durchwanderte. Essentiell war dabei die Abkehr von den Vorstellungen der Heilsgeschichte, was die Ausbildung von neuen Vergangenheitsverständnissen begünstigte.¹¹⁹ Idealistische Interpretationen von antiken Denkmälern und das Verfassen von Reiseberichten führten im Gegensatz zum Mittelalter zu einem neuen, ästhetisch geprägten Verständnis der Antike.¹²⁰ Eine Vorbildfunktion nahm die griechische Antike in dem Sinne ein, dass sie in immer größerem Maße den Begriff der neuzeitlichen Ästhetik normierte. Interesse entfachte vor allem Homers „Ilias“, und in weiterer Folge wurden Autoren des Altertums im großen Stil gelesen. Besonders sorgte Marlene de Scudéry's zehnbändige Novelle „Artamène ou le Grand Cyrus“ für große Begeisterung an der Antike. Übersetzungen von Plutarch, Arrian, Homer, Tacitus, Thukydides und Xenophon durch Nicolas Perrot d'Ablancourt (1606–1664) wurden sehr populär.¹²¹

Bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts lag das Zentrum der bildlichen Alexanderrezeption in Italien; französische *peintres* bildeten in diesem Zeitraum eine immer größer werdende Konkurrenz in quantitativem und qualitativem Sinne. Italienische Künstler übten eine Vorbildfunktion auf die späteren französischen Meister aus. Beispielsweise begann in Frankreich, wie in Italien zuvor, eine Diskussion über die Freiheit des Künstlers bei der

116 Neben der Wirkung als *exempla* können literarische Rückgriffe auf historische Personen – durch fürstliche Auftragschreiber – und deren erfolgreiches politisches Programm als legitimationsfördernde Prozesse zu verstehen sein. Vergleiche dazu Gerd Althoff, *Inszenierte Herrschaft. Geschichtsschreibung und politisches Handeln im Mittelalter*, Darmstadt 2003.

117 Rüdiger Schnell, *Der „Heide“ Alexander im christlichen Mittelalter* in: Willi Erzgräber (Hrsg.), *Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichungen der Kongreßakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes, Sigmaringen 1989*, S. 45–64, hier S. 62.

118 Gerrit Walther, *Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit*, in: *Historische Zeitschrift* 266 (2009), Heft 2, S. 359–385, S. 385.

119 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 17–38.

120 Tonio Hölscher, *Klassische Archäologie. Grundwissen*, Darmstadt 2006, S. 20.

121 Roger Zuber, *France 1640–1790*, in: Kenneth J. Dover (Hrsg.), *Perceptions of the Ancient Greeks*, Oxford 1992, S. 100–127.

Schaffung des Bildes. Den Anfang der bildlichen Antikenrezeption machte Poussins „Tod des Germanicus“.¹²² Frankreich zeigte großes Interesse an den italienischen Meistern und versuchte durch die Gründung der *Académie Royale de Peinture et de Sculpture* 1648 künstlerisch mit Italien mitzuhalten. Die neugegründete Institution erhielt seit 1655 von königlicher Seite hohe Subventionen und stellte die staatliche Anstalt der französischen Kunstproduktion dar.¹²³

Das *exemplum virtutis* wurde im Frankreich des 17. Jahrhunderts populär, wie das Bild „Continece of Scipio“ beweist.¹²⁴ Interessant ist auch der Alexanderbezug der Gegenspieler des französischen Königshauses, der Habsburger. Alexander erscheint in der Panegyrik als Intellektueller, der im Elysium Berühmtheiten wie Vergil kennenlernte und daher auch des Lateinischen mächtig war. Der Autor Roman Schmiedt verwendete die historische Person Alexander, um einen Fürstenspiegel in Form eines Briefes an den jüngsten Sohn Ferdinands I., Karl II. von Innerösterreich, zu schreiben.¹²⁵ Die Rezeption von Alexander und die „Verwissenschaftlichung“ der Antike in der Frühen Neuzeit lagen dem Interesse der Gelehrten der Zeit an der *studia humanitatis* zu Grunde. Dabei geht es um die Suche nach dem Ideal-Menschlichen in den antiken Werken.¹²⁶

Vermehrt wurde nun das Interesse auf die Konnotation Alexanders in Bezug auf seinen Umgang mit Frauen gelegt, wie in Folge zu lesen sein wird. In den Zeiten zuvor wurde dieser Aspekt marginalisiert.¹²⁷

Die bildliche Rezeption der Zeltszene bis zu Charles le Brun

In diesem Kapitel werden auf Grund der zahlreichen gestalterischen Ausführungen der Zeltszene als Bildthema lediglich die Darstellungen durch die italienische und französische Malerei behandelt.¹²⁸ Besonderen Schwerpunkt wird die Visualisierung Hephaistions als Alexanders Alter Ego bilden. Dieses Motiv wurde in der europäischen Kunst der Renaissance mehrfach aufgenommen.¹²⁹

122 Anton Boschloo, *The Representation of History in Ancient Art Theory in the Early Modern Period*, in: Karl Enekel/Jan L. de Jong/Jeanine de Landsheer (Hrsg.), *Recreating Ancient History. Episodes from the Greek and Roman Past in the Arts and Literature of the Early Modern Period*, Boston-Leiden 2002, S. 1–26, hier S. 9 f.

123 Sylvia Schraut, *Absolutistisches Herrscherbild und Rezeption der Antike im Frankreich Ludwigs XIV.*, in: Reinhard Stupperich (Hrsg.), *Lebendige Antike: Rezeptionen der Antike in Politik, Kunst und Wissenschaft der Neuzeit* (Mannheimer historische Forschungen 6), Mannheim 1995, S. 59–64, hier S. 59 f.

124 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 170.

125 Franz Römer, *Alexandri Magni epistola ad inclitum archiducem Austriae Carolum Divi imperatris Fernandi filium. Literarische Fiktion im Dienste der Habsburgerpanegyrik*, in: Martin Korenjak/Karl-Heinz Tochterle (Hrsg.), *Pontes 1. Akten der ersten Innsbrucker Tagung zur Rezeption der klassischen Antike* (Comparanda 2), Innsbruck 2001, S. 224–243, hier S. 225 in Bezug auf *Alexandri Magni epistola ad inclitum archiducem Austriae Carolum, Divi Imperatoris Ferandi filium autore Roamno Schmiedt sindico vallis loachimicae, Lipsiae* (Johannes Rhambavus excudebat) 1558.

126 Erhard Wiersing, *Geschichte des historischen Denkens. Zugleich eine Einführung in die Theorie der Geschichte*, Paderborn 2007, S. 177.

127 Müller, *Doppelter Alexander*, S. 125; Noll, *Alexander*, S. 34.

128 Die Zeltszene wurde auch vor allem auf Teppichen dargestellt. Dazu Franke, *Herrscher über Himmel, für Burgund und für anderswertige Darstellungen Andor Pigler*, Barockthemen, Budapest 1974.

129 Müller, *Doppelter Alexander*, S. 124.

Der Alexanderstoff war in Italien besonders im Zeitraum vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in Form von Gedichten präsent, die vor allem die „*historia de preliis*“ als Vorlage hatten. Besonders der imperiale Gedanke und die Deutung Alexanders als Ordnungs- und Gerechtigkeitsbringer traten hierbei in den Vordergrund. Adressaten der rühmlich dargestellten Taten Alexanders waren vor allem die italienischen Aristokraten, dafür spricht das einheitliche Reimschema der *ottava*. Dadurch wurde Alexander zum Vorbild der aristokratischen Elite in Italien.¹³⁰

Papst Paul III. ließ um 1545 im Sala Paolina des Castel Sant'Angelo in Rom die Zeltszene von Alexander von Perino del Vaga als Fresko malen. Der Taufname von Paul III., Alessandro Farnese, wird als Hintergrund für den Auftrag dieses Werks angesehen. Literarische Vorlage hierfür war Curtius Rufus, dessen stilisiertes *exemplum* Alexanders im Rahmen des fünfgliedrigen Werks als Zeichen der Milde gegenüber Altgläubigen, die zum Christentum konvertieren wollten, gelten sollte.¹³¹ Die bildliche Verarbeitung Hephaistions als Alexanders Alter Ego geschah etwa zwanzig Jahre nach Perino del Vagas Fresko durch Taddeo Zuccari. Er malte die Verwechslung durch Sisymbria und deren Vergebung durch Alexander im Rahmen einer Serie von Bildern über die Taten Alexanders des Großen im Castello Odescalchi in Bracciano. Bei diesem Gemälde liegen die Hintergründe für den Auftrag im Dunkeln.¹³² Bereits im frühen 16. Jahrhundert war die Zeltszene ein beliebtes Thema der bildlichen Ausgestaltung, wie beispielsweise Il Sodomas Freskos in der Villa Farnesina zeigt. In der Zeit von 1516–1518 schuf der Maler neben der „Familie des Darius vor Alexander“ auch die „Hochzeit von Alexander und Roxane“, deren Auftraggeber der reiche Bankier Agostino Chigi war. Auch hier spricht die Wahl des Alter Ego-Themas für eine Symbolisierung von Gnade und Großzügigkeit sowie der Selbstüberwindung Alexanders, deren literarische Vorlage Curtius Rufus wiederum bildete.¹³³ Grund für die Anfertigung war die Hochzeit des römischen Bankiers, deshalb wird angenommen, dass das Bildthema der Zeltszene nicht wahllos erfolgte, Vorlagen bildeten höchstwahrscheinlich zwei zusammengehörende Hochzeitstruhen aus Florenz, die um 1450 gefertigt wurden. Unter anderem wurde Alexander vor dem Zelt der Perserinnen abgebildet, was wieder auf das großmütige Verhalten des Makedonen bezogen war. Wegen der Funktion der Sodoma-Fresken als *thalamos* werden die Hochzeitstruhen von der Forschung als mögliche Vorlagen angesehen.¹³⁴

Die Wirkung des *exemplum* war nicht nur auf Verhaltensrichtlinien beschränkt, sondern es wurde durch Alexander der Ost-West-Konflikt der Zeit thematisiert. In Venedig

130 Michele Campopiano, *Excelsa monarchia Alexander the Great in Italian Narrative Poems (14th–16th centuries)*, in: *Incontri. Rivista europea di studi italiani* 28 (2013), Heft 2, S. 56–65, hier S. 56 f., bes. S. 63 f.

131 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 164 f. Für diese Deutung spricht sich auch Noll 2005, S. 39 aus: „Der Schlüssel zur Deutung dieses Bildprogramms scheinen toffen bereitzuliegen mit den Namen des hier genannten Papstes [...]; die Verbindung von Szenen aus dem Leben Alexanders des Großen und des Apostels Paulus legt unausweichlich den Gedanken nahe, daß damit einmal über den Tauf-, das andere Mal über den Papstnamen auf den regierenden Pontifex angespielt werde.“ Dagegen Ebd., S. 40: „Das tiefere Verständnis des Programms erschließt sich möglicherweise durch die Einsicht in dessen Doppeldeutigkeit [...] die eine ideale weltliche und eine ideale geistliche Herrschaft vor Augen führt.“

132 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 164. Eine Bibliographie zu diesem Gemälde wird ebd. angeführt.

133 Ebd., 165; Noll, *Alexander*, S. 32–34.

134 Noll, *Alexander*, S. 35 f.

begann sich im Vorfeld des Sieges gegen die osmanische Flotte bei Lepanto 1571 der politische Machtanspruch zu etablieren. Einflussreiche Patrizierfamilien förderten als Mäzene Künstler, in diesem Kontext entstand Paolo Veroneses Gemälde „Die Familie des Darius vor Alexander“. Ob anhand der Kleidung der abgebildeten Perserinnen weitere Bezüge auf politische Umstände gezogen werden können, oder ob es sich um ein theatralisches Darstellungskonzept handelt, ist umstritten.¹³⁵ Als Vorlage fungierte neben der Lektüre von Curtius Rufus das Fresko von Sodoma.¹³⁶

Eine politische und religiöse Instrumentalisierung des Alexanderstoffes, die gegen die Osmanen gerichtet war, ist für die bildenden Künste des 16. Jahrhunderts jedenfalls durch Altdorfers Gemälde „Die Alexanderschlacht“ von 1529 gesichert.¹³⁷

Dagegen enthält Pietro da Cortonas Fresko im Florentiner Palazzo Pitti eindeutigere Anspielungen: Cortona malte für den Großherzog Ferdinand II. de' Medici acht Bilder von antiken Helden, die den sexuellen Versuchungen und der sinnlichen Leidenschaft zu Gunsten ihrer Tugend nicht verfallen sind. Dieses Werk bildet eine Ausnahme, da das Fehlen von Hephaestion auf die Verwendung von Plutarch schließen lässt.¹³⁸

Die europäische Kunst der Renaissance vertrat keine einheitliche Wertung in Bezug auf Alexander. Eine bewusste Verwendung des *exemplums* von Curtius Rufus als Negativbeispiel wurde im Augsburger Rathaus visualisiert. Dort wurde Alexander allerdings gegensätzlich dargestellt: einmal als hochmütiger „Heide“, dann aber im Kreis der „Neun Helden“ und ein weiteres Mal als Protagonist in der bekannten Zeltszene.¹³⁹

Charles le Bruns „Les Reines de Perse aux pieds d'Alexandre“

Als Ludwig XIV. am 9. März 1661, dem Todestag von Mazarin, faktisch die Regierung in Frankreich übernahm, endete die Ära der Herrschaft Frankreichs unter den Kardinälen während der Zeit der Fronde. Diese Zeit war von Bürgerkriegen geprägt, deren Gründe auf Frankreichs Politik während des Dreißigjährigen Krieges zurückzuführen sind. Dadurch, dass die faktische Regierung in den Händen der Kardinäle Mazarin und Richelieu lag, musste der bereits 1654 gekrönte Ludwig mit diesen in Kooperation regieren. Zur Überraschung bestellte der junge König nach dem Tod von Mazarin keinen Prin-

135 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 166: „For one thing, a striking aspect of the picture is the noble attitude of the Persian women, whose rich, Venetian dresses contrast markedly with the fanciful, exotic costumes of the two women whose heads in profile are peeping out at the extreme left hand side of the picture. This makes it rather improbable that the group symbolises the defeated Turkish empire. It has been pointed out that the spectacular variation in dress applied by Veronese in this painting may reflect contemporary theatre praxis, in which, according to contemporary commentators, a similar variation in costumes enhanced the beauty of the play and made it more easy to follow.“ Dagegen erheben sich zahlreiche Meinungen, die Noll, *Alexander*, S. 41 überblicksmäßig darstellt.

136 Noll, *Alexander*, S. 41.

137 Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 17 f.

138 Aikema, *Exemplum Virtutis*, S. 166.

139 Die Negativwertung ist durch eine Bildbeischrift eindeutig: „Dieser Heydnische Koenig hat kein Boden/in deme jhme die gantze Welt zu klein vnd zu eng ware/welchen jedoch nach seinem Todt/ein kleine/von 6. In 7. Schuch lange Todtenbahr gefaßt hat; Wie in seinem Leben zusehen/bey Quinto Curtio vnd andern.“ Matheus Sendel, *Curia Augustanae Reipublicae. Das ist: Außfuehrliche Beschreib- vnd Auslegung Aller Kunstreichen Gemaehl/ Stueck vnd Tafeln/welche in dem Anno 1620. Newerbawten hochansehelichen Rath-Hauß der weitberuehmbten Kayserlichen ReichsStatt Augspurg zusehen, Augsburg 1657, 23 zit. n. Noll, *Alexander*, S. 26.*

zipalminister an seine Seite, sondern regierte von da an im Alleingang.¹⁴⁰ Ludwigs Regierungsstil war von einem Bedürfnis nach Ruhm und Reputation geleitet. Seiner Ansicht nach waren Ruhm, Würde, Größe und Reputation die wichtigsten Maximen seines Handelns.¹⁴¹ Daher wollte er diesen Einstellungen Ausdruck verleihen, indem er sie zum Mittelpunkt der höfischen Repräsentation machte. Alexander diente dabei als die ideale Repräsentationsfigur, deren Geschichte der König gut kannte. Ludwig hatte schon als Kind die Alexandergeschichte gelesen und verlieh Alexander persönliche Würdigung, indem er in Theaterstücken selbst die Rolle seines Vorbildes verkörperte.¹⁴²

Ludwig lud nach der Übernahme der Regierungsgeschäfte 1661 den Maler Charles Le Brun auf sein Schloss in Fontainebleau ein. Der spätere *premier peintre du Roi*, dessen steile Karriere als Maler nun ihren Anfang nahm, wurde mit der Schaffung eines beliebigen Themas aus der Alexandergeschichte beauftragt. Auf Grund eines längeren Studienaufenthaltes Le Bruns in Italien gilt die Annahme, dass Il Sodomas Fresko für „Les Reines de Perse aux pieds d’Alexandre“ die bildliche Vorlage war. Weitere Inspiration konnte sich Le Brun von den Fresken von Primaticcio und Niccolò dell’Abate holen, die Alexander im Schloss von Fontainebleau zuvor gemalt hatten.¹⁴³

In der Entstehungszeit des Gemäldes begutachtete Ludwig täglich die Fortschritte von Le Brun und erteilte Anweisungen. Neben den italienischen Vorlagen benutzte Le Brun Curtius Rufus als Quelle.¹⁴⁴ Die Wahl von Curtius’ „Historien“ wird durch das zentrale Thema des Bildes, die Verwechslung Alexanders mit Hephaestion, nachvollziehbar. Durch Le Bruns Studien der Emotionen und des Lichtspiels wurden Stateira, die Schwestergemahlin des Dareios, und Drypetis und Ochos in den Vordergrund des Blickfeldes gerückt, also nach ihrer Wichtigkeit für die Handlung aufgereiht.¹⁴⁵ Alexanders *modestia* sollte im Gemälde den schönen Frauen gelten, deren Züge Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit ausdrücken. Das vermittelt die Szene bei Curtius Rufus unmittelbar nach der Verwechslung Hephaistions mit Alexander, die mit den Worten des Makedonenkönigs an Sisygambis geschlossen wurde: „Du hast dich nicht geirrt, Mutter, denn auch er ist Alexander.“¹⁴⁶ Hephaestion wurde hinter Alexander abgebildet, dessen Identifikation ließ Le Brun nicht auf den ersten Blick erkennen. Gemäß des literarischen Darstellungskonzepts des Alter Egos wirken Alexander und Hephaestion fast identisch. Curtius beschreibt den Körperbau von Hephaestion als größer und somit königlicher – daher auch die Verwechslung durch Sisygambis.¹⁴⁷ Die antike Überlieferung knüpfte Hephaistions charakterliche Eigenschaften an die Alexanders, was sich bei Curtius

140 Klaus Malettke, Ludwig XIV. von Frankreich: Leben, Politik, Leistung (Persönlichkeit und Geschichte 143), Zürich 1994, S. 40–58.

141 Ebd., S. 69.

142 Posner, Charles Lebrun’s Triumphs, S. 237–239.

143 Ebd.

144 Ebd., S. 239; Noll, Alexander, S. 167 f.; Müller, Doppelter Alexander, S. 126.

145 Amy Schmitter, Representation and the Body of Power in French Academic Painting, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002), Heft 4, S. 399–424, S. 403.

146 Curt. 3,12,31: „Non errasti [...], mater, nam et hic Alexander est.“

147 Ebd.: „Et sicut aetate par erat regni, ita corporis habitus praestabat.“ (Übers. v. Olef-Krafft: „Er war gleichen Alters wie der König, überragte ihn aber an Körpergröße.“)

Rufus als parallel zum moralischen Verfall Alexanders bei seinem Alter Ego äußerte.¹⁴⁸ Dennoch lässt sich Hephaestion bei Le Brun trotz des roten Mantels – als Zeichen der irdischen Macht – als Gefährte Alexanders identifizieren, da er eine zurückweisende Geste mit seiner Hand ausführt und einen Harnisch mit dem Portrait Alexanders trägt. Das Bild impliziert auch Alexanders nicht sexuell motivierte Begeisterung für die schöne Stateira, was bei Curtius genauer geschildert wurde. Neben der Gemahlin von Dareios sticht bei Le Brun auch Dareios kleiner Sohn Ochos in das Blickfeld des Betrachters. Curtius ließ seinen Alexander am Ende des Besuches den kleinen Ochos auf den Arm nehmen, der ihn sofort umarmte, und ließ ihn zu Hephaestion folgendes sagen: „Ach wenn doch Dareios nur etwas von diesem Sprössling hätte!“¹⁴⁹ Ein weiteres Detail ist der Glanz und die Pracht der Kleidung der Perserinnen, die nach Curtius auf Alexanders Anordnung wieder an die Familie retourniert wurde.¹⁵⁰ Warum Le Bruns Alexander nicht den Blick auf Sisygambis warf, ist mitunter daraus zu erklären, dass Il Sodomas Fresko eine direkte Interaktion Alexanders mit der Mutter des Dareios darstellt, denn Curtius beschrieb, dass Alexander Sisygambis aufhalf.¹⁵¹ Da Elemente wie das an Bäumen befestigte Zelt und die Personen im Hintergrund bei den beiden Gemälden Ähnlichkeiten aufweisen, wollte sich Le Brun vielleicht durch das Verhalten seines Alexanders gegenüber Sisygambis von Il Sodoma abgrenzen. Le Brun malte auch sein Werk im Vergleich mit dem italienischen Vorbild spiegelverkehrt.

Für die Interpretation ist die Bildbeischrift des Nachstiches von Gérard Edelinck um 1671 aufschlussreich: „Il est d'un Roy de se vaincre soy-mesme“.¹⁵² Das antike *exemplum virtutis* fand als Identifikation Ludwigs XIV. mit Alexander Einzug in die bourbonische Repräsentation. Grund dürfte hierbei die Ehe mit der spanischen Infantin Maria-Theresia von Österreich (1638–1683) gewesen sein. Auf Grund der Verbesserung der Beziehungen zwischen den Bourbonen und den spanischen Habsburgern wurde diese Ehe auf Drängen Mazarins arrangiert. Ludwig musste aber die Verlobung mit Maria Mancini, einer Nichte von Mazarin, zum Wohle des Staates lösen.¹⁵³ Im Frankreich des 17. Jahrhunderts wurde die Selbstüberwindung Alexanders sehr hochgeschätzt, da Theaterstücke wie „L'art de régner ou le sage gouverneur“ (1645) von Gillet de la Tessonerie die überlieferte Schönheit der Perserinnen hervorhoben. Das Stück wurde zum Zweck der Erziehung Ludwigs geschrieben, um ihn Gerechtigkeit, Milde, Edelmut, Mäßigung und Großzügigkeit zu lehren.¹⁵⁴ Gerade diese Attribute verkörpert der durch Le Brun dargestellte Alexander in seiner Körperhaltung.¹⁵⁵ M. Pfrommer sieht in Le Bruns Alexander Ludwig XIV. abgebildet, was seiner Meinung nach die neuzeitliche Renaissance der

148 Müller, Doppelter Alexander, S. 122.

149 Curt. 3,12,32: „Quam vellem', inquit, Dareus aliquid ex hac indole hausisset!“

150 Ebd.: „Omnem cultum reddi feminis iussit, nec quicquam ex pristinae fortunae magnificentia captivis praeter fiduciam defuit.“ (Übers. n. Olef-Krafft: „Er veranlasste, den Frauen all ihren Putz zurückzugeben, und damit fehlte denen trotz ihrer Zwangslage nichts aus einstigen Freudentagen, nur ihr Selbstwertgefühl.“).

151 Curt. 3,12,31: „Quam manu adlevans rex: [...]“ (Übers.v. Olef-Krafft: „Eigenhändig richtete der sie auf mit den Worten: [...]“)

152 Posner, Charles Lebrun's Triumphs, S. 241; Übers. n. Noll, Alexander, S. 38: „Es ziemt sich für einen König, sich selbst zu besiegen.“

153 Malettke, Ludwig XIV., S. 56.

154 Posner, Charles Lebrun's Triumphs, S. 241.

155 Zu Le Bruns Charakterstudien siehe Schmitter Representation and the Body of Power, S. 416.

antiken *imitatio alexandri* wiedergibt.¹⁵⁶ Das Gemälde war ein großer Erfolg und wurde des Öfteren kopiert, beispielsweise auf einem goldenen Trinkpokal aus Augsburg, der in die Jahre 1670 bis 1692 datiert wird.¹⁵⁷

Alexander als Identifikationsfigur am französischen Hof

Nach „Les Reines de Perse aux pieds d’Alexandre“ folgten noch vier weitere Bilder von Le Brun, die Sujets aus dem Leben Alexanders darstellten, welche aber im Gegensatz zum ersten Gemälde dauerhaft in den Louvre gebracht wurden. Le Bruns Auftaktgemälde wurde nach einer Verkleinerung des Bildes im Salon de Mars auf Versailles ausgestellt. Durch die dortige Anbringung erfüllte es neben der Repräsentation im Schloss vor Ort noch einen anderen Zweck: es sollte die kulturelle Konkurrenz Frankreichs zu Italien demonstrieren. Dafür spricht die Aufhängung des Bildes gegenüber Paolo Veroneses „Les Pèlerines d’Emmaüs“, das von Ludwig XIII. in Auftrag gegeben wurde.¹⁵⁸ Ideengeschichtlich könnte damit eine Variation der Weltreichslehre gemeint sein, da Alexander mit seinem Feldzug das zweite Weltreich der Perser zerstörte und das dritte der Griechen (Makedonen) errichtete, was den Intentionen der mittelalterlichen Überlieferung des Alexanderromans entsprechen würde.¹⁵⁹ Die Art der Anbringung lässt auch die alte Regierung Ludwigs XIII. zu der neuen von Ludwig XIV. in Relation stellen.

Offensichtlich ist dagegen die *imitatio Alexandri* am Hof Ludwigs XIV., der Alexander zur königlichen Repräsentationsfigur machte. Der Italiener Bernini wurde 1665 von Ludwig XIV. beauftragt, eine Büste herzustellen, die den König als Alexander den Großen darstellen sollte. Hintergrund des Auftrages war der Wille Ludwigs, das Verhältnis zwischen Gott und König neu zu definieren. Deshalb bediente er sich der zeitgemäßen Adaption Alexanders, der im Kontext seines antiken Feldzuges in den eroberten Gebieten – nach dem Geschichtsverständnis Frankreichs des 17. Jahrhunderts – als Gottheit verehrt wurde. Der französische kirchliche Theoretiker des absolutistischen Gottesgnadentums J. Bousset betonte: „Die Fürsten handeln also als Gottes Diener und Statthalter auf Erden. Durch sie übt er seine Herrschaft aus. Deshalb ist, wie wir gesehen haben, der königliche Thron nicht der Thron eines Menschen, sondern Gottes selber.“¹⁶⁰

Das *exemplum* bei Curtius Rufus hingegen sollte als Tugendbeweis Alexanders wirken und seinen späteren charakterlichen Verfall besser stilisieren. Positive Konnotation er-

156 Michael Pfrommer, *Alexander der Große. Auf den Spuren eines Mythos* (Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz a. Rhein 2001, S. 73 argumentiert mit Christian Michel/Chantal Grell, *L’école des princes ou Alexandre disgracié: essai sur la mythologie monarchiques de la France absolutiste*, Belles Lettres, Paris 1988, die anhand von erhaltenen Briefen die *imitatio alexandri* am französischen Königshof bewiesen haben.

157 Abb. 330, „Wine goblet with the magnanimity of Alexander the Great“ bei Mikhail Khimin, *Alexander the Great in Western European and Russian art of the modern age*, in: Anna Trofimova (Hrsg.), *The Immortal Alexander the Great. The Myth, The Reality, His Journey, His Legacy* (Catalogue for the exhibition from 18th September 2010 to 18 March 2011 in the Hermitage Amsterdam), Amsterdam 2010, S. 245–303, hier S. 283.

158 Jermes N. Powers/Jeanne M. Zarucchi, *LeBrun’s Tent of Darius, before and after*, in: *French Studies Bulletin* 33 (2012), Heft 2, S. 21–25, hier S. 22 f.; Jean-Pierre Habert/Nicolas Milanovic, Charles Le Brun contre Véronèse: la ‚Famille de Darius‘ et les ‚Pèlerins d’Emmaüs‘ au château de Versailles, in: *La revue des musées de France: Revue du Louvre* 54 (2004), Heft 5, S. 63–72; Schmitter, *Representation and the Body of Power*, S. 423.

159 Wulfram, *Übergang vom persischen zum makedonischen Weltreich*, S. 75.

160 Jacques Bénigne Bousset, *Die Politik nach den Worten der Heiligen Schrift*, o. O. 1682, S. 64.

fuhr diese Anekdote durch die philosophische Bildung Alexanders und dessen Gnade, die aus Selbstüberwindung resultierte. Bei Ludwig XIV. diente die Visualisierung zeitgenössischen repräsentativen Zwecken und sollte ein Frankreich unter einem starken und gerechten neuen Herrscher versinnbildlichen, der sich selbst sakral überhöhen wollte. Neben der offiziellen Bedeutung, die durch die Anbringung im *salon de Mars* gegeben war, hatte das Bild für Ludwig eine persönliche Bedeutung. Die aus Staatsgründen aufgegebene Liebe zu Maria Mancini lässt ähnliche Schlüsse ziehen wie beispielsweise Sodomas Fresko „Die Hochzeit von Alexander mit Roxane“ für Chigi.

Ideengeschichtlich stellt sich die Frage nach der Verknüpfung des symbolischen Kapitals¹⁶¹ von Ludwig XIV. und seiner Identifikationsfigur Alexander. Bei der Selbstrepräsentation lassen sich Überschneidungen finden: Ludwig inszenierte sich selbst als Sonnenkönig, was einerseits aus seiner Liebe zum Ballett und andererseits aus dem intensiv um ihn betriebenen Personenkult herrührte.¹⁶² Daher ergibt sich eine Verbindung zu dem makedonischen Herrschergeschlecht der Argeaden, dem Alexander angehörte: Herodot beschrieb im achten Buch seiner *Historien* die Abstammungslegende der Argeaden, die die Verwurzelung der makedonischen Königsdynastie im griechischen Kontext betont. Nach der Flucht des Perdikkas und seiner zwei Brüder kamen diese nach Obermakedonien und standen dort im Dienste des Königs der Stadt Lebaia. Die Brotlaibe, die die Königin backte, fielen immer so aus, dass jener von Perdikkas immer am größten wurde. Diesen Umstand sah der König als Zeichen für etwas Bedeutsames an und beschloss daher die drei Brüder wegzuschicken.¹⁶³ Als diese dann den Lohn für ihre Dienste forderten sprach der König folgendes:

„Ich zahle euch dann dies als Lohn, und dieser ist so, wie ihr verdient habt,‘ auf das Sonnenlicht zeigend. So standen die älteren Brüder Gauanes und Aëropos erstaunt da, als sie das hörten, aber der Junge [gemeint ist Perdikkas, J.D.], der gerade ein Messer in seiner Hand hatte, sagte diese Worte: ‚Wir akzeptieren das, O König, was du uns da gibst;‘ und schnitt mit dem Messer einen Kreis um das Sonnenlicht, das auf den Boden des Hauses schien, und schöpfte dreimal das Sonnenlicht in seinen Bausch.“¹⁶⁴

Daraufhin befahl der König seinen Reitern die drei Brüder zu töten, doch scheiterte dies wegen eines Flusses, der nach der Überquerung der Drei über seine Ufer trat. Dieses Ereignis war laut Herodot entscheidend, dass die Argeaden ihr Königreich in weiterer

161 Pierre Bourdieu, *The Forms of Capital*, in: John G. Richardson (Hrsg.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education*, New York 1986, S. 241–258, hier S. 256 Anm. 3: „Symbolic capital, that is to say capital – in whatever form – insofar as it is represented, i. e., apprehended symbolically, in a relationship of knowledge or, more precisely, of misrecognition and recognition, presupposes the intervention of the habitus, as a socially constituted capacity.“

162 Volker Kapp, Rezension zu: Nicole Ferrier-Caverivière, *L'image de Louis XIV dans la littérature française de 1660 à 1715*, Paris 1981, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 94 (1981), Heft 2, S. 201–203, hier S. 202.

163 Hdt. 8,137.

164 Eigene Übers. v. Hdt. 8,137,4 f.: „μισθὸν δὲ ὑμῖν ἐγὼ ὑμέων ἄξιον τόνδε ἀποδιδῶμι, δέξας τὸν ἥλιον. ὁ μὲν δὴ Γαυάνης τε καὶ ὁ Ἀέροπος οἱ πρεσβύτεροι ἕστασαν ἐκπεπληγμένοι, ὡς ἴκουσαν ταῦτα· ὁ δὲ παῖς, ἐτύγχανε γὰρ ἔχων μάχαιραν, εἶπας τότε ‚δεκόμεθα ὃ βασιλεὺς τὰ διδοῖς;‘ περιγράφηι τῇ μαχαίρῃ ἐς τὸ ἔδαφος τοῦ οἴκου τὸν ἥλιον, περιγράψας δέ, ἐς τὸν κόλπον τρεῖς ἀρυσάμενος τοῦ ἡλίου, ἀπαλλάσσετο αὐτὸς τε καὶ οἱ μετ’ ἐκείνου.“

Folge errichten konnten.¹⁶⁵ Wichtig dabei ist das Narrativ der göttlichen Prädestination und die Stilisierung der persönlichen Exzellenz von Perdikkas als Begründer des Herrschergeschlechts der Argeaden bei Herodot.¹⁶⁶

Damit ist nicht gemeint, dass Ludwig XIV. seine Selbstrepräsentation an den Argeaden orientierte, aber ein Rückschluss auf den symbolischen Wert der Sonne in der Legitimation von Monarchien kann gezogen werden, was wiederum eine Besonderheit in der Herrschaftsrepräsentation darstellt. Daher ist nach M. Webers Auffassung die Herrschaft Ludwigs als eine traditionelle, aber vor allem auch als eine charismatische zu charakterisieren; ebenso wie die von Alexander.¹⁶⁷ Der Rückgriff Ludwigs auf Alexander ist demnach als bewusst zu bewerten und als Ausgangs- und Startpunkt der Selbstrepräsentation sowie Inszenierung des Sonnenkönigs zu sehen.

Fazit

Von der Antike hin bis zur Frühen Neuzeit weist die Alexanderrezeption mehrere Formen des Umgangs mit intentionalen Vergangenheitsvorstellungen auf.¹⁶⁸ Angefangen von Alexander zeitlich nahestehenden Personen wie Kallisthenes über die Alexanderhistoriographen des griechischen und römischen Kulturraumes hin zum spätantiken Alexanderroman, wurde die Alexandergeschichte mit dem historischen Kolorit der einzelnen Autoren versehen. Die Wegführung von einem historischen Alexander hin zu einer an individuellen, vom jeweiligen kulturellen Kontext abhängige Wertvorstellungen angepassten Überlieferung zog sich von der Antike in das Mittelalter weiter. Im *medium aevum* kann eine neue Kontextualisierung des Stoffes beobachtet werden: Christliche Elemente, Tugendvorstellungen und Kreuzzugsthematiken fanden Einzug. Erste Versuche der Verwissenschaftlichung der Alexandergeschichte durch Châtillon und de Lucena durch die Verwendung von Curtius Rufus als Quelle zeugen von dem Wunsch nach einem nicht mehr an die Zeit angepassten Alexander, sondern nach einem möglichst authentischen Bild des Makedonen. In der europäischen Kunst fungierte Alexander weiterhin als Identifikationsfigur. Von den antiken Autoren angewandte Stilisierungen wurden rezipiert und als Tugendhaftigkeiten aufgefasst, was gerade die Beliebtheit der Zeltszene verdeutlicht. Literarische und bildliche Vorlagen führten zu einem neuen Mentalitätshorizont in der Alexanderrezeption: Alexander als Versinnbildlichung des erfolgreichen und tugendhaften Herrschers. Das Interesse an Alexander beruht einerseits auf der antiken Überlieferung, die ohne Kritik hingenommen

165 Hdt. 8, 138, 2.

166 Ebd. 8, 138, 3.

167 Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft, Herrschaft*, Tübingen 2009, S. 223.

168 Zum Begriff der intentionalen Geschichte siehe Hans-Joachim Gehrke, *Geschichte als Element antiker Kultur. Die Griechen und ihre Geschichte(n)*, Berlin/Boston 2014, S. 5 f. „Dieser Begriff von Intentionalität [...] kann in sinnvoller Weise die Entwicklung und die Konstitutionierung von kollektiver Identität auch in einem weiteren Rahmen als dem Ethnischen bezeichnen. In seinem Sinne nenne ich diejenigen Vergangenheitsvorstellungen, die in diesem Rahmen relevant sind [...] ‚intentionale Geschichte‘. Zu dieser gehören dann aber nicht nur die kollektiven Erinnerungen traditioneller Gesellschaften, sondern eben auch wissenschaftliche Unternehmen [...]. Intentionale Geschichte in diesem Sinne bezeichnet jedenfalls solche Geschichts- oder, besser und allgemeiner gesagt, Vergangenheitsvorstellungen, welche für die Identität einer Gruppe ausschlaggebend und charakteristisch sind.“

wurde und dadurch als positiv aufgefasst wurde. Beruhend auf dem spätmittelalterlichen Geschichtsverständnis und der sich formierenden Form der frühneuzeitlichen Herrschaftsrepräsentation wurde ein Interesse von Seiten der Eliten an Alexander begründet.

Das Bedürfnis von frühneuzeitlichen Herrschern oder hohen Würdenträgern, Alexander als Sinnbild für eigene Moralvorstellungen oder als Identifikationsfigur zu gebrauchen, zeugt von einem neuen Mentalitätshorizont, der im Spätmittelalter bei Walter de Châtillon einsetzte. Eine authentische Darstellung der Taten Alexanders sollte so gefärbt sein, dass damit die eigene Herrschaft repräsentiert werden konnte. Diese Herrschaftsrepräsentation besteht aus zwei Elementen: Aus einer bestehenden, legitimen Herrschaft, die das Potential besitzt innerhalb der höchsten sozialen Schichten agieren zu können und dadurch zu einem Verhalten des Repräsentanten führt, das vom Wunsch, sich darin kontextgemäß repräsentieren zu können, geleitet wird. Dies wiederum verlangt nach einer Orientierung, die von den Repräsentanten der herrschenden Schichten Europas durch ein Tugendkonzept erfüllt wurde. Um diesem Konzept zu entsprechen, versuchte man sich der Ansicht des Verfassers nach durch eine Identifikationsfigur ebenbürtig zu repräsentieren.

Im Fall von Ludwig XIV. geschah dies durch Alexander den Großen. Dabei spielte neben der persönlichen Affinität für den makedonischen König auch dessen junges Alter bei seinen Eroberungen eine Rolle, was wiederum Erfolg implizierte. Was Le Brun für den Sonnenkönig schuf, ist ein ideales Repräsentationsinstrument, das die alexandrinischen Tugenden im frühneuzeitlichen Kontext auf Ludwig projizierte. Innerhalb dieses Mentalitätshorizontes am Hof Ludwigs XIV. fungierte „Les Reines de Perse aux pieds d'Alexandre“ als Medium der symbolischen Kommunikation und weist daher auch spätmittelalterliche Ideen der Alexanderrezeption auf.

Das Narrativ der Zeltszene änderte sich in dem Sinn, dass das *exemplum* aus dem Narrativ der Genese der negativen Charakterwerdung Alexanders enthoben und in einem neuen Kontext eingebettet und neu wahrgenommen wurde: Alexander wurde auf Grund der Art und Weise der Überlieferung seiner Geschichte zu einer Identifikationsfigur.

Quellen

Alexandreis

Walter von Châtillon Alexandreis. Das Lied von Alexander dem Großen, hrsg. v. Gerhard Streckenbach, Heidelberg 1990.

Alexandri Magni epistola ad inclitum archiducem Austriae Carolum, Divi Imperatoris Ferandi filium autore Romano Schmiedt sindico vallis loachimicae, Lipsiae (Johannes Rhambavus excudebat) 1558, ediert von Franz Römer in: Martin Korenjak/Karl-Heinz Tochterle (Hrsg.), Pontes 1. Akten der ersten Innsbrucker Tagung zur Rezeption der klassischen Antike (Comparanda 2), Innsbruck 2001, S. 237–243.

Arrianus Flavius, *Der Alexanderzug. Indische Geschichte*, übers./hrsg. v. Gerhard Wirth/Oswald v. Hinüber, München-Zürich 1985.

Bousset

Jacques Bénigne Bousset, *Die Politik nach den Worten der Heiligen Schrift*, o.O. 1682.

Jacob Burckhardt/Heinrich Schreiber, *Briefwechsel Jacobs Burckhardt mit dem Freiburger Historiker Heinrich Schreiber*, hrsg. v. Gustav Münzel, Basel 1924.

Cic. Att.

Atticus-Briefe (Ad Atticum), hrsg. u. übers. v. Helmut Kasten, München-Zürich 1990.

Cic. De div. 1

Cicero on divination. De divinatione, book 1, hrsg. u. übers. David Wardle, Oxford 2006.

FGrH 137

Felix Jacoby, Kleitarchos (von Alexandria), in: *Die Fragmente der Griechischen Historiker. Part I–III*, o. D. [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/die-fragmente-der-griechischen-historiker-i-iii/kleitarchos-von-alexandria-137-a137>], eingesehen 12.5.2015.

FGrH 138

Felix Jacoby, Kallisthenes von Olynth, in: *Die Fragmente der Griechischen Historiker, o. D., Part I–III*, [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/die-fragmente-der-griechischen-historiker-i-iii/kallisthenes-von-olynth-138-a124>], eingesehen 12.5.2015.

Hdt.

Das Geschichtswerk des Herodot von Halikarnassos, hrsg./übers. v. Theodor Braun, Frankfurt 2001.

Historia de preliis Alexandri Magni

Der Alexanderroman des Archipresbyters Leo (Sammlung mittellateinischer Texte 6), hrsg. v. Friedrich Pfister, Heidelberg 1913.

Quintus Curtius Rufus, *Historiae Alexandri Magni/Geschichte Alexanders des Großen (Reclams Universalbibliothek 19813)*, hrsg./übers. v. Felicitas Olef-Krafft, Stuttgart 2014.

Diod.

Diodoros, *Griechische Weltgeschichte Buch XVII. Alexander der Große (Bibliothek der griechischen Literatur 63)*, hrsg./übers. v. Otto Veh, Stuttgart 2009.

Just.

Pompeius Trogus. *Weltgeschichte von den Anfängen bis Augustus*, hrsg./übers. v. Otto Seel, Zürich 1972.

Pfaffe Lambrecht

Pfaffe Lambrecht. Alexanderroman (Reclams Universalbibliothek 18508), hrsg./übers. v. Elisabeth Lienert, Stuttgart 2007.

Plut.

Plutarch, Große Griechen und Römer, Bd. V., hrsg./übers. v. Konrat Ziegler, Zürich-Stuttgart 1960.

Ps.-Kall.

Leben und Taten Alexanders von Makedonien. Der griechische Alexanderroman nach der Handschrift L (Texte zur Forschung 13), hrsg. u. übers. v. Helmut van Thiel, Darmstadt 1974.

Ps.-Kall.

Die Quellen des griechischen Alexanderromans (Zetemata 9), hrsg./übers. v. Reinhold Merkelbach, München 1977.

Sall. Catil.

Gaius Sallustius Crispus, De coniuratione Catilinae/Die Verschwörung des Catilina, hrsg./übers. v. Karl Büchner, Stuttgart 1986.

Sendel 1657

Matheus Sendel, Curia Augustanae Reipublicae. Das ist: Außfuehrliche Beschreibvnd Auslegung Aller Kunstreichen Gemaehl/Stueck vnd Tafeln/welche in dem Anno 1620. Newerbawten hochansehelichen Rath-Hauß der weitberuehmbten Kayserlichen ReichsStatt Augspurg zushen, Augsburg 1657.

Val. Max.

Valerii Maximi factorum et dictorum memorabilium libri novem, hrsg. v. Karl Kempf, Berlin 1888.

Literatur

Aerts, Willem J., Die Bewertung Alexander des Grossen in den Beischriften des byzantinischen Alexandergedichts, in: Margaret Bridges/Johann Ch. Bürgel (Hrsg.), The Problematics of Power. Eastern and Western Representations of Alexander the Great (Schweizer Asiatische Studien 22), Bern-Berlin-Frankfurt a. M. 1996, S. 69–85.

Aikema, Bernard, Exemplum Virtutis: „The Family of Darius before Alexander“ in Renaissance and Baroque Art, in: Nicos Hadjinicolaou (Hrsg.), Alexander the Great in European Art, Ausstellungskatalog zur Ausstellung Alexander the Great in European Art, vom 22. September 1997 bis zum 11. Januar 1998, Thessaloniki 1997, S. 162–186.

Althoff, Gerd/Siep, Ludwig, Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution. Der neue Münsterer Sonderforschungsbereich 496, Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte 3, Stuttgart 2001, S. 210–230.

Althoff, Gerd, Inszenierte Herrschaft. Geschichtsschreibung und politisches Handeln im Mittelalter, Darmstadt 2003.

Atkinson, John E., Curtius Rufus. *Histories of Alexander the Great*. Book 10, Oxford 2009.

Barceló, Pedro, Alexander der Große (Gestalten der Antike), Darmstadt 2007.

Berschin, Walter, Einführung, in: Gerhard Streckenbach (Hrsg.), Walter von Châtillon Alexandreis. Das Lied von Alexander dem Großen, Heidelberg 1990, S. 11–23.

Blänsdorf, Jürgen, Herodot bei Curtius Rufus, in: *Hermes* 99 (1971), Heft 1, S. 11–24.

Boschloo, Anton, The Representation of History in Ancient Art Theory in the Early Modern Period, in: Karl Enenkel/Jan L. de Jong/Jeanine de Landtsheer (Hrsg.), *Recreating Ancient History. Episodes from the Greek and Roman Past in the Arts and Literature of the Early Modern Period*, Boston-Leiden 2002, S. 1–26.

Bourdieu, Pierre, The Forms of Capital, in: John G. Richardson (Hrsg.), *Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education*, New York 1986, S. 241–258.

Campopiano, Michele, Excelsa monarchia. Alexander the Great in Italian Narrative Poems (14th-16th centuries), in: *Incontri. Rivista europea di studi italiani* 28 (2013), Heft 2, S. 56–65.

Carney, Elizabeth D., Women in Alexander's Court, in: Joseph Roisman (Hrsg.), *Brill's Companion to Alexander the Great*, Leiden-Boston 2003, S. 227–252.

Cary, George, *The medieval Alexander*, Cambridge 1967.

Classen, Carl J., *Zur Literatur und Gesellschaft der Römer*, Stuttgart 1998.

Demandt, Alexander, *Alexander der Grosse. Leben und Legende*, München 2009.

Deuchler, Florens, Heldenkult im Mittelalter, in: Margaret Bridges/Johann Ch. Bürgerl (Hrsg.), *The Problematics of Power. Eastern and Western Representations of Alexander the Great* (Schweizer Asiatische Studien 22), Berlin 1996, S. 15–26.

Dihle, Albrecht, *Griechische Literaturgeschichte*, München 1991.

Dionisotti, Carlotta, The Medieval West, in: Kenneth J. Dover (Hrsg.), *Perceptions of the Ancient Greeks*, Oxford 1992, S. 100–127.

Eichert, Otto, *Vollständiges Wörterbuch zu dem Geschichtswerke des Quintus Curtius Rufus über die Taten Alexanders des Großen*, Hannover 1893.

Franke, Birgit, Herrscher über Himmel und Erde. Alexander der Große und die Herzöge von Burgund, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 27 (2000), S. 121–169.

Franz, Daniel, Kriegsfinanzierung Alexanders des Großen, in: Holger Müller (Hrsg.), 1000 & 1 Talente. Visualisierung antiker Kriegskosten, o. O. 2009, S. 115–150.

Gehrke, Hans-Joachim, Alexander der Grosse, München 2009.

Ders., Geschichte als Element antiker Kultur. Die Griechen und ihre Geschichte(n), Berlin-Boston 2014.

Habert, Jean-Pierre/Milanovic, Nicolas, Charles Le Brun contre Véronèse: la ‚Famille de Darius‘ et les ‚Pélerins d ‚Emmaüs‘ au château de Versailles, in: *La revue des musées de France: Revue du Louvre* 54 (2004), Heft 5, S. 63–72.

Hammond, Nicholas, Alexander der Große. Feldherr und Staatsmann, München-Berlin 2001.

Hampl, Franz, Alexander der Grosse (Persönlichkeit und Geschichte 9), Göttingen-Zürich 1992.

Hanisch, Ernst, Die linguistische Wende. Geschichtswissenschaft und Literatur, in: *Geschichte und Gesellschaft* (1996), Sonderheft 16, S. 212–230.

Hardwick, Lorna, Reception Studies (Greece & Rome 33), Oxford 2003.

Harf-Lancner, Laurence, Medieval French Alexander Romances, in: David Z. Zuwiyya (Hrsg.), A Companion to Alexander Literature in the Middle Ages (Brill's Companion to the Christian Tradition 29), Leiden-Boston 2011, S. 201–229.

Hägg, Tomas, The Art of Biography in Antiquity, Cambridge 2012.

Hölscher, Tonio, Klassische Archäologie. Grundwissen, Darmstadt 2006.

Heinze, Anna, Einleitung, in: Dies./Albert Schirmermeister/Julia Weitbrecht (Hrsg.), Antikes erzählen. Narrative Transformationen von Antike in Mittelalter und Früher Neuzeit (Transformationen der Antike 27), Berlin-Boston 2013, S. 1–6.

Kapp, Volker, Rezension zu: Nicole Ferrier-Caverivière, L'image de Louis XIV dans la littérature française de 1660 à 1715, Paris 1981, in: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 94 (1981), Heft 2, S. 201–203.

Khimin, Mikhail, Alexander the Great in Western European and Russian art of the modern age, in: Anna Trofimova (Hrsg.), The Immortal Alexander the Great. The Myth, The Reality, His Journey, His Legacy (Catalogue for the exhibition from 18th September 2010 to 18th March 2011 in the Hermitage Amsterdam), Amsterdam 2010, S. 245–303.

Korzewiewsky, Dietmar, Die Zeit des Quintus Curtius Rufus, phil. Diss. Frankfurt a. M. 1959.

Koschorke, Albert, Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie, Frankfurt a. M. 2013.

Kosselleck, Reinhart, Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1979.

Kugler, Hartmut, Der Alexanderroman und die literarische Universalgeographie, in: Ulrich Schöning (Hrsg.), *Internationalität nationaler Literaturen* (Beiträge zum ersten Symposium des Göttinger Sonderforschungsbereichs 529), Göttingen 2000, S. 102–120.

Lafferty, Maura K, *Walter of Châtillon's Alexandreis. Epic and the Problem of Historical Understanding* (Publications of the Journal of Medieval Latin 2), o. O. u. o. J.

Malettke, Klaus, *Ludwig XIV. von Frankreich: Leben, Politik, Leistung* (Persönlichkeit und Geschichte 143), Zürich 1994.

Merkelbach, Reinhold, *Die Quellen des griechischen Alexanderromans* (Zetemata – Monographien zur klassischen Altertumswissenschaft 9), München 1977.

Michel, Christian/Grell, Chantal, *L'école des princes ou Alexandre disgracié: essai sur la mythologie monarchiques de la France absolutiste*, Belles Lettres, Paris 1988.

Müller, Sabine, Alexander der Grosse als neuer Achilles, in: Stephan Jaeger/Christer Peterson (Hrsg.), *Ideologisierung und Entideologisierung* (Zeichen des Krieges in Literatur, Film und den Medien 2), Kiel 2006, S. 263–294.

Dies., *Alexander, Makedonien und Persien* (Frankfurter Kulturwissenschaftliche Beiträge 18), Berlin 2014.

Dies., *Der doppelte Alexander der Grosse?*, in: *Amaltea. Revista de mitocritica* 3 (2011), S. 115–138.

Noll, Thomas, *Alexander der Große in der nachantiken bildenden Kunst*, Mainz am Rhein 2005.

Núñez, José M., *An Augustan World History. The 'Historiae Philippicae' of Pompeius Trogus*, in: *Greece & Rome* 34 (1987), Heft 1, S. 56–72.

Paulsen, Thomas, *Geschichte der griechischen Literatur*, Stuttgart 2004.

Pfister, Friedrich, *Der Alexanderroman mit einer Auswahl aus den verwandten Texten* (Beiträge zur klassischen Philologie 92), Meisenheim am Glan 1978.

Pfrommer, Michael, *Alexander der Große. Auf den Spuren eines Mythos* (Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein 2001.

Pigler, Andor, *Barockthemen*, Budapest 1974.

Porod, Robert, *Der Literat Curtius. Tradition und Neugestaltung: Zur Frage der Eigenständigkeit des Schriftstellers Curtius*, phil. Diss. Graz 1987.

Posner, David, *Charles Lebrun's Triumphs of Alexander*, in: *The Art Bulletin* 41 (1959), S. 237–248.

Powers, Jeremy N./Zarucchi Jeanne M., *LeBrun's Tent of Darius, before and after*, in: *French Studies Bulletin* 33 (2012), Heft 2, S. 21–25.

Roisman, Joseph, *Honor in Alexander's campaign*, in: Ders. (Hrsg.), *Brill's Companion to Alexander the Great*, Leiden-Boston 2003, S. 279–321.

Rollinger, Robert, Die Philotas-Affäre, Alexander III. und die Bedeutung der Dexiosis im Werk des Q. Curtius Rufus, in: *Gymnasium* 116 (2009), Heft 3, S. 257–273.

Römer, Franz, Alexandri Magni epistola ad inclitum archiducem Austriae Carolum Divi imperatris Fernandi filium. Literarische Fiktion im Dienste der Habsburgerpanegyrik, in: Martin Korenjak/Karl-Heinz Töchterle (Hrsg.), *Pontes* 1. Akten der ersten Innsbrucker Tagung zur Rezeption der klassischen Antike (Comparanda 2), Innsbruck 2001, S. 224–243.

Rüth, Axel, Narrativität in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, in: Matthias Aumüller (Hrsg.), *Narrativität als Begriff. Analysen und Anwendungsbeispiele zwischen philologischer und anthropologischer Orientierung* (Narratologia 31), Berlin-Boston 2012, S. 21–46.

Schlamm, Christopher, Rezension zu: Richard Stoneman, *The Greek Alexander Romance*, New York 1991, in: *The Classical World* 86 (1993), Heft 6, S. 521.

Schmal, Stephan, Orientvorstellungen bei römischen Historikern, in: Robert Rollinger/Brigitte Truschnegg (Hrsg.), *Altertum und Mittelmeerraum: Die Antike diesseits und jenseits der Levante. Festschrift für Peter W. Haider zum 60. Geburtstag* (Oriens et Occidens 12), Stuttgart 2006, S. 749–769.

Schmitter, Amy, Representation and the Body of Power in French Academic Painting, in: *Journal of the History of Ideas* 63 (2002), Heft 4, S. 399–424.

Schnell, Rüdiger, Der ‚Heide‘ Alexander im christlichen Mittelalter, in: Willi Erzgräber (Hrsg.), *Kontinuität und Transformation der Antike im Mittelalter. Veröffentlichungen der Kongreßakten zum Freiburger Symposium des Mediävistenverbandes*, Sigmaringen 1989, S. 45–64.

Schraut, Sylvia, Absolutistisches Herrscherbild und Rezeption der Antike im Frankreich Ludwigs XIV., in: Reinhard Stupperich (Hrsg.), *Lebendige Antike: Rezeptionen der Antike in Politik, Kunst und Wissenschaft der Neuzeit* (Mannheimer historische Forschungen 6), Mannheim 1995, S. 59–64.

Seel, Otto, Pompeius Trogus und das Problem der Universalgeschichte, in: Wolfgang Haase (Hrsg.), *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt* 30,2, Berlin-New York 1982, S. 1363–1423.

Seibert, Jakob, *Alexander der Grosse* (Erträge der Forschung 10), Darmstadt 1990.

Ders., Invasion aus dem Osten: Trauma, Propaganda oder Erfindung der Römer?, in: Charlotte Schubert/Kai Brodersen (Hrsg.), *Rom und der griechische Osten: Festschrift für Hanno H. Schmitt zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 1995, S. 237–248.

Sellier, Philippe, „Qu'est-ce qu'un mythe littéraire?“, in: *Littérature* 55 (1984), S. 122–126.

Spencer, Diana, Perspective and Poetics in Curtius' Gorgeous East, in: *Acta Classica* 48 (2005), 121–140.

Stoneman, Richard, *The Greek Alexander Romance*, New York 1991.

Thomas, Heinz, *Translatio Imperii*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 8, München 1997, Sp. 943–946.

Urban, Ralf, „*Historiae Philippicae*“ bei Pompeius Trogus: Versuch einer Deutung, in: *Historia* 31 (1982), S. 82–96.

Utz, Konrad, Freundschaft und Wohlwollen bei Aristoteles, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung* 57 (2003), S. 543–570.

Uytterhoeven, Inge, Know your classics! Manifestations of ‚classical culture‘ in late Antique Elite Houses, in: . Peter van Nuffelen (Hrsg.), *Faces of Hellenism. Studies in the history of the eastern Mediterranean (4th century B.C. – 5th century A.D.)* (*Studia Hellenistica* 48), Leuven-Paris-Walpole 2009, S. 321–342.

Von Moss, Peter, *Geschichte als Topik: Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die historiae im „Policraticus“* Johannes von Salisbury (ORDO. Studien zur Literatur und Gesellschaft des Mittelalters und der frühen Neuzeit 2), Hildesheim-Zürich-New York 1988.

Walther, Gerrit, Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit, in: *Historische Zeitschrift* 266 (2009), Heft 2, S. 359–385.

Wardle, David, Valerius Maximus on Alexander the Great, in: *Acta Classica* 48 (2005), S. 141–161.

Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft, Herrschaft*, Tübingen 2009.

Weippert, Otto, *Alexanderimitatio und römische Politik in republikanischer Zeit*, phil. Diss. Augsburg 1972.

Wiemer, Hans-Ulrich, *Alexander der Große*, München 2005.

Wiersing, Erhard, *Geschichte des historischen Denkens. Zugleich eine Einführung in die Theorie der Geschichte*, Paderborn 2007.

Will, Wolfgang, *Alexander der Große*, Berlin-Köln-Mainz 1986.

Wulfram, Hartmut, Der Übergang vom persischen zum makedonischen Weltreich bei Curtius Rufus und Walter von Châtillon, in: Ulrich Mölk (Hrsg.), *Herrschaft, Ideologie und Geschichtskonzeption in Alexanderdichtungen des Mittelalters (Literatur und Kulturräume im Mittelalter 2)*, Göttingen 2002, S. 40–76.

Zuber, Roger, *France 1640–1790*, in: Kenneth J. Dover (Hrsg.), *Perceptions of the Ancient Greeks*, Oxford 1992, S. 100–127.

„Narrativität und der Wissenschaftsanspruch der Geschichtswissenschaft“ [<https://sci-kon.uni-konstanz.de/projekte/890/>], eingesehen 20.1.2015.

„Narratologie“ [<http://www.geisteswissenschaften.fu-berlin.de/v/littheo/methoden/narratologie/index.html>], eingesehen 29.3.2016.

Julian Degen ist Student des Masterstudiums Alte Geschichte und Altorientalistik, des Bachelorstudiums Classica et Orientalia und Archäologien an der Leopold-Franzens Universität Innsbruck. julian.degen@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Julian Degen, Les Reines de Perse aux pieds d'Alexandre. Rezeption des exemplum virtutis von Curtius Rufus bis Charles le Brun, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 47–82, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Der Nazis neue Kleider: Die Vereinnahmung jugendlicher Subkulturen durch die extreme Rechte in Deutschland

Tobias Leo

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Eva Pfanzelter (MA)

eingereicht im Semester: WS 2014/15

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

The Nazis' New Clothes: The Take-over of Youth Subcultures by right-wing Extremists in Germany

Right-wing extremist parties, organisations and movements tried and still try to take over youth subcultures. For about ten years, the right-wing extremist group Autonomous Nationalists has been trying to take over and copy left-wing movements, however more subtly and on a much broader social base than with the skinheads. This paper focuses on the take-over of the skinhead subculture by right-wing extremists as well as their attempt to reach left-wing subcultures as Autonomous Nationalists. The Hegemony Theory by Antonio Gramsci, a Marxist, is used as an explanatory model.

Einleitung

„[Da] Aktionsformen, Subkulturen, Aussehen, Farben, usw. nun mal kein Copyright besitzen, [...] [und] niemand ein Recht darauf hat, dies allein für sich zu beanspruchen“,¹ so schreiben die Autonomen Nationalisten (AN) Ostfriesland in ihrem Blog, zielen sie drauf ab, „jegliche Jugendsubkulturen zu unterwandern und sie für [...] [sich] zu gewinnen“.² Das altbekannte Bild von Neonazis – kahl rasierte Köpfe, Bomberjacken

1 Blog: Autonome Nationalisten Ostfriesland, Über uns, November 2008, [<http://logr.org/leerostfriesland/uber-uns/>], eingesehen 27.11.2014.

2 Blog: AN Ostfriesland, Über uns.

und glänzend polierte Springerstiefel samt weißen Schnürsenkeln – hat schon seit längerem ausgedient. Diese sogenannten Skinheads machen zwar immer noch einen Teil der Szene aus, dennoch tritt dieses Erscheinungsbild gegenüber einem moderneren, subtileren und unauffälligeren Aussehen deutlich in den Hintergrund. Die neuen Neonazis sind hingegen nur noch mit geübtem Blick von alternativen bzw. linksautonomen Jugendlichen zu unterscheiden, da sie ursprünglich „linke“ Kleidungsstile, Symbole und Agitationsformen vereinnahmten und für sich beanspruchten. Dasselbe gilt für die Musik, eines der wichtigsten Rekrutierungswerkzeuge für Rechtsextreme: War früher nur der Rechtsrock von Bedeutung, ist heute die gesamte musikalische Palette mit rechtsextremen Inhalten versetzt.

Die heterogene und zersplitterte Szene zwischen Kameradschaften, autonomen Nationalisten, Rechtsintellektuellen und rechtsextremen bzw. rechtspopulistischen Parteien verbindet ein Ziel: die Herbeiführung einer Kulturrevolution von rechts. Dabei spielt auch die Vergangenheit eine zentrale Rolle: Mit einer eigenen Geschichtspolitik zwischen Verharmlosung und Revisionismus der nationalsozialistischen Vergangenheit versucht das gesamte Spektrum von rechtsideologischen Gruppierungen einen Gegenpol zur vorherrschenden demokratischen Auffassung von Geschichte³ zu etablieren. Das Ziel dieser Arbeit ist es, die Vereinnahmung von jugendlichen Subkulturen durch Neonazis anhand des Hegemoniebegriffs in der Theorie des italienischen Marxisten Antonio Gramsci (1891–1937) nachzuzeichnen. Wie in dessen Konzeption von Metapolitik soll der vorpolitische Raum erobert und die Meinungsführerschaft erlangt werden, so die These dieser Arbeit. Ein Teil des vorpolitischen Raums sind jugendliche Subkulturen einschließlich Musik, Lebensstil, Modetrends und Protestformen. Als Musterbeispiel bietet sich die Skinheadbewegung an: Die ursprünglich unpolitische Skinheadszenen wurde erfolgreich von Rechtsextremisten unterwandert, sodass der Begriff „Skinhead“ heute im kollektiven Gedächtnis als Synonym für „Neonazi“ bzw. „Neofaschist“ gilt. Ein ähnliches Phänomen, jedoch in einer ganz neuen Qualität, ist die relativ neue und dynamische Bewegung der Autonomen Nationalisten. Mit der Übernahme von genuin linken Symbolen, Agitationsformen und Kleidungsstilen treten sie in modernem Gewand auf, die Botschaften sind jedoch dieselben geblieben. Querfrontstrategien, z.B. bei sozialen oder umweltpolitischen Themen spielen ebenfalls eine Rolle, um rechtsextreme Werte in die Mitte der Gesellschaft zu befördern und damit im kollektiven Bewusstsein bzw. Gedächtnis zu verankern.

Laut Maurice Halbwachs zielt das kollektive Gedächtnis auf das Bestreben einer Gruppe in der Gegenwart ab und „dabei sind Verzerrungen und Umgewichtungen bis hin zur Fiktion möglich“⁴ Die größte Gefahr ist hier laut Jan-Werner Müller die Rekonfiguration des kollektiven Gedächtnisses als Impulsgeber für Aggressionen.⁵ Eine tragende

3 Stefan Troebst, Geschichtspolitik. Politikfeld, Analyserahmen, Streitobjekt, in: Etienne Francois/Kornelia Konczal/Robert Traba/Stefan Troebst (Hrsg.), *Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich* (Moderne europäische Geschichte 3), Göttingen 2013, S. 15–34, hier S. 19 f.

4 Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart-Weimar 2005, S. 17.

5 Jan-Werner Müller, Introduction: The Power of Memory, the Memory of Power and the Power over Memory, in: Ders. (Hrsg.), *Memory and Power in Post-War Europe. Studies in the Presence of the Past*, Cambridge 2002, S. 1–35, hier S. 21.

Rolle spielt nach wie vor die Musik, aber vor allem die neuen Möglichkeiten des Internets, das zum wohl wichtigsten Propagandamedium aufgestiegen ist. Vorzugsweise noch ungefestigte Jugendliche und junge Erwachsene sind hier zentrale Zielgruppen, was sich in der Hereinnahme von zahlreichen jugendaffinen und popkulturellen Elementen offenbart. Im Zuge dessen wird sogar vor den zuvor verachteten und als „undeutsch“ definierten Anglizismen nicht (mehr) zurückgeschreckt.

Methodik

Zuerst wird der Hegemoniebegriff im Sinne von Gramsci geklärt, mithilfe dessen die erfolgreiche Übernahme der Skinheadbewegung in England und Deutschland überprüft werden soll. Dabei wird besonders auf die Eigenheiten der Subkultur, die Übernahme von rechtsextremem Gedankengut und schließlich die Instrumentalisierung seitens rechtsextremer Parteien eingegangen. Basierend auf dem Zusammenspiel der rechtsextremen Skinheads subkultur und den Freien Kameradschaften wird in weiterer Folge die Entwicklung der Autonomen Nationalisten dargestellt. Hierbei ist zu erwarten, dass die Vereinnahmungsstrategien auf eine viel breitere gesellschaftliche Basis angelegt sind als noch in der Skinheadbewegung, da diese sich aufgrund ihres offenen Bekenntnisses zu ihrer Ideologie und ihres martialischen Auftretens an den Rand des Mainstreams brachten. Im Fokus stehen dabei zwei verschiedene Ebenen: eine methodische mit der Übernahme von genuin linksorientierten bzw. alternativen Symbolen, Lifestyles, politischen Positionen, Agitationsformen und Kleidungsstilen sowie eine mediale mit dem Internet, das den Rechtsextremen schier unbegrenzte Möglichkeiten zur Verbreitung ihrer Propaganda bietet. Zuletzt ist die Musik von zentraler Bedeutung, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Das Spektrum hat sich diesbezüglich stark verbreitert und ausgehend vom Rechtsrock wird diese Ausdifferenzierung nachgezeichnet. Zum Dokumentieren von einschlägigen Internetseiten diente das Linux-Programm „wget“. Alle zitierten Videos wurden mit dem Firefox-Add-on „DownloadHelper 4.9.24“ heruntergeladen und auf die lokale Festplatte des Autors gespeichert.

Forschungsüberblick

Zum Thema Rechtsextremismus ist bereits eine Vielzahl an Publikationen erschienen, sowohl allgemeine als auch zu speziellen Themen wie der Skinheadbewegung und vor allem in letzter Zeit verstärkt zum Phänomen der AN. Folgender Überblick ist nur eine kleine Auswahl, die das Thema dieser Arbeit abdecken soll. Mit „Skinheads – Portrait einer Subkultur“⁶ behandelt Christian Menhorn die Skinheads subkultur von den Anfängen bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts in ihren verschiedenen Facetten. Ein besonderes Augenmerk legt er dabei auf die rechte Skinheadkultur Deutschlands. Einen ähnlichen Weg gehen Klaus Farin und Eberhard Seidel-Pielen in der journalistischen Studie „Skinheads“⁷, die mittlerweile ein Standardwerk geworden ist. Beide Studien le-

6 Christian Menhorn, *Skinheads: Portrait einer Subkultur (Extremismus und Demokratie 3)*, Baden-Baden 2001.

7 Klaus Farin/Eberhard Seidel-Pielen, *Skinheads*, München 2014⁷.

gen auch besonderen Wert auf die Ausprägungen rechtsextremer Skinheadmusik. Der Sammelband „Strategien der extremen Rechten“⁸ bietet einen reichhaltigen Überblick über die Vorgehensweisen von Rechtsextremen, sowohl innerhalb und außerhalb der Nationaldemokratischen Partei Deutschlands (NPD) als auch in kulturbezogener und in rechtlicher Hinsicht. Ein anderer Zugang wird in „Rechte Diskurspiraterien“⁹ gewählt, wobei die Einbettung von linken Elementen in die rechtsextreme Ideologie im Vordergrund steht. Der Sammelband „Autonome Nationalisten. Neonazis in Bewegung“¹⁰ rückt – wie der Name schon sagt – das Phänomen der AN in einer sozialwissenschaftlichen Perspektive ins Zentrum. Schließlich stellt Udo Baron in seinem Aufsatz „Das Selbstverständnis von Links- und Rechtsautonomen – Ein Vergleich zweier neuer subkultureller Erscheinungsformen“¹¹ einen vergleichenden Blickwinkel zwischen Links- und Rechtsautonomen dar.

Die Gefängnishefte Gramscis

Etwas mehr als zehn Jahre war der Marxist und ehemalige Anführer der kommunistischen Partei Italiens Antonio Gramsci unter der faschistischen Herrschaft Mussolinis bereits inhaftiert. In einem katastrophalen körperlichen Zustand verstarb im Frühjahr 1937 an den Folgen einer Hirnblutung in Mussolinis Kerker.¹² Dort verfasste er mit insgesamt 29 „Gefängnisheften“¹³ sein Hauptwerk, das er jedoch nie fertigstellen konnte. Die Hefte sind in Paragraphen unterteilt, jedoch weder systematisch noch thematisch angeordnet. Dies wurde auch in den kritischen Gesamtausgaben übernommen, um den Kontext nicht zu zerreißen und so die gedanklichen Entwicklungsprozesse Gramscis zu bewahren.¹⁴ Es dauerte allerdings bis 1991, bis der erste Band der deutschen kritischen Gesamtausgabe veröffentlicht wurde, die italienische¹⁵ – an der sich die deutsche orientiert – erschien bereits 1975. Zuvor gab es lediglich Zusammenstellungen von ausgewählten Teilen der Gefängnishefte. Das lag wohl auch an den ideologischen Schranken des Kalten Kriegs, jedoch konnten Gramscis Werke spätestens nach dem Zerfall der Sowjetunion neu bewertet werden.

Der fragmentarische Charakter der Gefängnishefte macht das Lesen Gramscis zu einer Herausforderung und manchmal auch zur Suche nach der Nadel im Heuhaufen, die jedoch durch einen eigenen Registerband erheblich erleichtert wird. Zudem sind seit den 1970er-Jahren zahlreiche Publikationen zum einfacheren Einstieg in Gramscis Gedankenwelt erschienen. Rund um den zentralen Begriff der Hegemonie kristallisiert

8 Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), *Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten*, Wiesbaden 2009.

9 Regina Wamper/Helmut Kellersohn/Martin Dietzsch (Hrsg.), *Rechte Diskurspiraterien. Strategien der Aneignung linker Codes, Symbole und Aktionsformen*, Münster 2010.

10 Jan Schedler/Alexander Häusler (Hrsg.), *Autonome Nationalisten. Neonazis in Bewegung*, Wiesbaden 2011.

11 Udo Baron, *Das Selbstverständnis von Links- und Rechtsautonomen – Ein Vergleich zweier neuer subkultureller Erscheinungsformen*, in: Gerhard Hirscher/Eckhard Jesse (Hrsg.), *Extremismus in Deutschland. Schwerpunkte, Vergleiche, Perspektiven*, Baden-Baden 2013, S. 435–453.

12 Antonio Gramsci, *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe*, Heft 1, Bd. 1, Hamburg ²2012, S. 65.

13 Ders., *Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe*, 10 Bde., Hamburg ²2012.

14 Ders., *Gefängnishefte* 1, S. 11.

15 Ders., *Quaderni del carcere*, 4 Bde., Turin 1975.

sich ein wahres Begriffsnetzwerk von immer wieder vorkommenden Schlüsselbegriffen heraus, die sich einander beeinflussen, z.B. Zwang, Konsens, Zivilgesellschaft, Bildung, Subalternität, Fordismus oder Alltagsverstand. Aus dieser unsystematischen Ansammlung von Paragraphen ist im Gesamten eine fundierte, tiefgreifende und vielschichtige Theorie zu erkennen, auch wenn sie den fragmentarischen Charakter nie zur Gänze verliert.

Die ewige Konstante in der Literatur über Gramsci ist der zentrale Begriff der Hegemonie. In der älteren Forschung der 1970er-Jahre war jedoch das Interesse häufig auf die Sonderrolle Gramscis innerhalb des Marxismus gerichtet.¹⁶ Dieser lehnte einen strikten Dogmatismus ab, was ein wichtiger Bestandteil seiner Überlegungen war. Nach dem Erscheinen der italienischen kritischen Gesamtausgabe stand in weiterer Folge der Begriff der Hegemonie im Zentrum der Betrachtungen, wobei der Hegemoniebegriff sowohl mit institutionellen bzw. staatlichen¹⁷ als auch im Laufe der 1980er-Jahre immer mehr mit kulturellen Gesichtspunkten¹⁸ verknüpft wurde. Anfang der 1990er fällt auf, dass Gramsci vermehrt in Verbindung mit internationalen Beziehungen rezipiert wurde.¹⁹ Seither erweiterte sich die Bandbreite der Zugänge zu den Gefängnisheften immer mehr und es erschienen Publikationen über einzelne Schlüsselbegriffe Gramscis wie Erziehung bzw. Bildung, Zivilgesellschaft oder Alltagsverstand. Neben der Neuaufbereitung älterer Fragestellungen wurde in jüngster Vergangenheit eine große Anzahl von Literatur mit verschiedensten Ansätzen veröffentlicht, etwa indem Gramsci in ein Verhältnis zu Globalisierung, Neoliberalismus, Gesundheitsförderung, Genderaspekten oder Klimawandel gesetzt wurde.²⁰ Obwohl die Forschungsschwerpunkte aktuell eher auf ein sozialwissenschaftliches Interesse hindeuten, kommen historische Betrachtungsweisen aber auf keinen Fall zu kurz.

Begriffsdefinitionen

Gramscis Hegemoniebegriff

Zunächst soll Gramscis Konzept der Erlangung von kultureller und moralischer Hegemonie im vorpolitischen Raum beleuchtet werden. Wie bereits angedeutet, ist Hegemonie der zentrale Begriff in seinen Theorien. Dabei soll festgehalten werden, dass für diese Arbeit allein die Methode zur Erlangung der Hegemonie von Bedeutung ist. Sonstige Ansichten bezüglich seiner politischen Ausrichtung werden hier nicht berücksichtigt. Der vorpolitische Raum wird von Gramsci umschrieben als „die materiel-

16 Christian Riechers, Antonio Gramsci. Marxismus in Italien, Frankfurt am Main 1970.

17 Valentino Gerratana, Staat, Partei, Institutionen. Politische Hegemonie der Arbeiterklasse, in: Biago de Giovanni/Valentino Gerratana/Leonardo Paggi (Hrsg.), Gramsci-Debatte 1. Hegemonie, Staat und Partei, Hamburg 1978, S. 32–47.

18 Claus Leggewie, Kulturelle Hegemonie. Gramsci und die Folgen, in: *Leviathan* 15 (1987), S. 285–304.

19 Robin Jacobitz, Antonio Gramsci - Hegemonie, historischer Block und intellektuelle Führung in der internationalen Politik (Arbeitspapiere der Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften 5), Marburg 1991, [<http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2013/4336/pdf/a5.pdf>], eingesehen 29.3.2016.

20 International Gramsci Society, Gramsci Bibliography: 2015, 3.3.2016, [<http://www.internationalgramscisociety.org/bibliography/index.html>], eingesehen 29.3.2016.

le Organisation, die darauf gerichtet ist, die theoretische oder ideologische ‚Front‘ zu bewahren, zu verteidigen und zu entfalten“.²¹ Die wichtigste Rolle schreibt er dabei der Presse bzw. den Medien zu, aber auch z.B. Schulen, Bibliotheken, Architektur oder Straßennamen spielen eine wesentliche Rolle.²² In die heutige Zeit übertragen ist diesbezüglich wohl das Internet der wichtigste und dynamischste von allen Bereichen.

Gramsci zufolge ist die staatliche Macht nicht direkt zu erlangen, es erfordere eine „Wende vom Bewegungskrieg [...] zum Stellungskrieg“.²³ Diese Metapher bezieht sich auf die Stellungskriege im Ersten Weltkrieg, wonach ein frontaler (politischer) Angriff auf den westeuropäischen Staat fatal wäre, da dieser durch die zivilgesellschaftlichen Strukturen gleich militärischen Schützengräben vor Einbrüchen geschützt werde.²⁴ So komme es in diesen Grabenkämpfen besonders darauf an, den vordemokratischen Raum nichtmilitärisch zu erobern und dort eine kulturelle, moralische und intellektuelle Hegemonie zu erreichen, um in weiterer Folge die Staatsmacht dauerhaft zu erobern.²⁵ Nach Gramsci muss eine gesellschaftliche Gruppe zuerst führend sein, bevor sie herrschend werden kann.²⁶ Hegemonie bedeutet für ihn aber nicht nur die Herrschaft mittels Zwang über andere gesellschaftliche Gruppen, sondern auch durch Konsens. So schreibt er:

„Die ‚normale‘ Ausübung der Hegemonie [...] zeichnet sich durch eine Kombination von Zwang und Konsens aus, die sich die Waage halten, ohne daß der Zwang den Konsens zu sehr überwiegt, sondern im Gegenteil vom Konsens der Mehrheit, [...] getragen erscheint.“²⁷

Das setzt voraus, dass bereits vor der Erlangung von Hegemonie ein gewisser Konsens mit anderen gesellschaftlichen Gruppen erreicht werden muss. Laut Gramsci müssen „gegenhegemoniale Bewegungen als Impulsgeber für ein neues politisch-ethisches Denken agieren [...], Orientierungen vorgeben [...], Richtungen aufzeigen und eigene ‚Wahrheiten‘ vergesellschaften“.²⁸ Mit dieser (Querfront-)Strategie soll eine Akzeptanz von anderen Gruppen zu bestimmten Themen erreicht werden, um so die eigenen Positionen tiefer in die Gesellschaft und somit in das kollektive Bewusstsein einfließen zu lassen. Verständlicherweise ist das ein langer Prozess und kann nicht von heute auf morgen geschehen. Denn „Veränderungen [...] treten nicht durch rasche und verallgemeinerte ‚Explosionen‘ ein, sie treten meistens durch ‚sukzessive Kombinationen‘ nach äußerst disparaten ‚Formeln‘ ein“.²⁹

21 Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe. Hefte 2 und 3, Bd. 2, Hamburg ²2012, S. 373.

22 Ebd., S. 373 f.

23 Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe. Hefte 6 und 7, Bd. 4, Hamburg ²2012, S. 873.

24 Mikiya Heise/Daniel vom Fromberg, „Die Machtfrage stellen“. Zur politischen Theorie Antonio Gramscis, in: Andreas Merckens/Victor Rego Diaz (Hrsg.), Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis (Argument Sonderband Neue Folge AS 305), Hamburg 2007, S. 110–125, hier 118 f.

25 Gerhard Roth, Gramscis Philosophie der Praxis. Eine neue Deutung des Marxismus, Düsseldorf 1972, S. 134.

26 Gramsci, Gefängnishefte 1, S. 101.

27 Ebd., S. 120.

28 Andreas Merckens, „Die Regierten von den Regierenden intellektuell unabhängig machen“. Gegenhegemonie, politische Bildung und Pädagogik bei Antonio Gramsci, in: Merckens/Diaz (Hrsg.), Mit Gramsci arbeiten, S. 157–174, hier S. 162 f.

29 Gramsci, Gefängnishefte 1, S. 94.

Eine Schlüsselrolle schreibt Gramsci den Intellektuellen innerhalb einer gesellschaftlichen Gruppe zu: Sie wirken nicht im Bereich der direkten Herrschaft des Staates, sondern in privaten Institutionen wie Vereinen, Gewerkschaften, Schulen etc., um die Ideologie zu stützen oder zu verändern.³⁰ Eine gesellschaftliche Gruppe, die nach Hegemonie strebt, muss danach trachten, „sowohl [...] eigene [...] Intellektuelle hervorzubringen, als auch besonders die traditionellen Intellektuellen zu ‚erobern‘“.³¹ Diese Prinzipien gab es mit Sicherheit schon vor Gramsci, er war jedoch der erste, der sie in dieser Form niederschrieb hat. Es ist auch nicht nur für linksgerichtete Bewegungen anwendbar, sondern für Weltanschauungen jeder Art. So bezieht sich die Neue Rechte auf akademischer Ebene ebenfalls auf den Hegemoniebegriff Gramscis.³² Mit diesem Konzept der Hegemonie sollen in den folgenden Kapiteln die Strategien der extremen Rechten zur Vereinnahmung von Jugendbewegungen überprüft werden.

Rechtsextremismus

Bei der Definition von Rechtsextremismus gehen die Meinungen in der Forschungswelt weit auseinander und es existiert folglich keine allgemein akzeptierte Definition. Der Begriff ist z.B. vom deutschen Verfassungsschutz eher eng ausgelegt³³: Er unterscheidet strikt zwischen links, rechts sowie der Mitte und zielt lediglich auf die Verfassung ab. Daher macht es hier eher Sinn, einen politikwissenschaftlichen und eher weit ausgelegten Rechtsextremismusbegriff zu verwenden, vor allem unter dem Gesichtspunkt, dass in dieser Arbeit die Vereinnahmung von nichtrechten Bereichen der Gesellschaft im Fokus steht. Passend dafür ist die Definition von Richard Stöss:

„Unter ‚Rechtsextremismus‘ verstehen wir die Gesamtheit von Einstellungen, Verhaltensweisen und Aktionen, organisiert oder nicht, die von der rassistisch oder ethnisch bedingten sozialen Ungleichheit der Menschen ausgehen, nach ethnischer Homogenität von Völkern verlangen und das Gleichheitsgebot der Menschenrechts-Deklarationen ablehnen, die den Vorrang der Gemeinschaft vor dem Individuum betonen, von der Unterordnung des Bürgers unter die Staatsräson ausgehen und die den Wertepluralismus einer liberalen Demokratie ablehnen und Demokratisierung rückgängig machen wollen. Unter ‚Rechtsextremismus‘ verstehen wir insbesondere Zielsetzungen, die den Individualismus aufheben wollen zugunsten einer völkischen, kollektivistischen, ethnisch homogenen Gemeinschaft in einem starken Nationalstaat und in Verbindung damit den Multikulturalismus ablehnen und entschieden bekämpfen. Rechtsextremismus ist eine antimodernistische, auf soziale Verwerfungen industrie-

30 Roth, Philosophie, S. 110.

31 Ebd., S. 112.

32 Steffen Kailitz, Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland. Eine Einführung, Wiesbaden 2004, S. 85.

33 Richard Stöss, Rechtsextremismus im Wandel, Berlin 2010³, S. 10–18, [<http://library.fes.de/pdf-files/do/08223.pdf>], eingesehen 4.1.2015.

gesellschaftlicher Entwicklung reagierende, sich europaweit in Ansätzen zur sozialen Bewegung formierende Protestform.“³⁴

Skinheads

Die Skinheadbewegung unterlag einem stetigen Wandel und ist eine sehr heterogene Subkultur mit verschiedenen Strömungen, was sich auch in den politischen Einstellungen der jeweiligen Ausprägungen niederschlägt. Eine allgemein gültige Definition von Skinheads ist daher schwierig. Lediglich hinsichtlich des Erscheinungsbildes sowie der Organisationsstruktur kann eine idealtypische Definition herangezogen werden.

„Als Skinhead wird ein Jugendlicher oder junger Erwachsener bezeichnet, dessen auffälligstes Merkmal der kahl rasierte Schädel ist. Zur szenetypischen Kleidung gehören vor allem eine Bomberjacke (meist grün, blau oder schwarz), schwere, manchmal mit Stahlkappen versehene Arbeitsschuhe (z. B. Doc-Martens) und hochgekrempelte Jeans sowie Hosenträger (Braces). Skinheads sind nur lose organisiert, vereinsähnliche Strukturen von Skinheads gibt es nur selten.“³⁵

Die rechte Skinheadkultur

Entstehung in Großbritannien

Skinheads entstanden im Arbeitermilieu im London der 1960er-Jahre. Ihrem Selbstverständnis zufolge waren sie die Vertreter der sich im Untergang befindenden englischen *Working Class*.³⁶ Das Jahr 1969 gilt innerhalb der Szene als Entstehungsjahr der Skinheads, auch in der englischen Presse³⁷ fand der Ausdruck Skinhead erstmals Erwähnung. Natürlich entstand diese Subkultur nicht aus dem Nichts, sondern hatte – ohne jetzt darauf näher einzugehen – mit den Mods, den Rude Boys (jamaikanische Einwanderer) und den Boot Boys (Vorgänger der Hooligans) Vorläufer in den 1960er-Jahren. Sie weisen gewisse gemeinsame Merkmale auf: Sie hatten einen Kurzhaarschnitt,³⁸ waren gewaltbereit und kamen größtenteils aus unterprivilegierten Schichten³⁹. Die Bezeichnung Skinhead leitet sich vom Kurzhaarschnitt ab, da die Kopfhaut durchschimmerte. Jedoch waren Glatzen zur Anfangszeit noch nicht üblich.⁴⁰ Geschorenen Haare waren in der Vergangenheit häufig ein Zeichen von Repression. Die Konzentrationslager, Gulags, Guantanamo oder die alltestamentarische Geschichte von Samson sind nur einige Beispiele. Im Fall der Skinheads war dieser Haarschnitt zwar selbst gewählt,

34 Hans-Gerd Jaschke, *Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit. Begriffe, Definitionen, Praxisfelder*, Wiesbaden 2001², S. 30.

35 *Verfassungsschutz Nordrhein-Westfalen, Skinheads und Rechtsextremismus*, Düsseldorf 2001, S. 15, [http://www.mik.nrw.de/fileadmin/user_upload/Redakteure/Verfassungsschutz/Dokumente/Skinheads_und_Rechtsextremismus.pdf], eingesehen 3.12.2015.

36 Ekkehard Sander, *Skinheads – Gefangene des eigenen Mythos?*, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Gewalt gegen Fremde. Rechtsradikale, Skinheads und Mitläufer*, München 1993, S. 161–172, hier S. 164.

37 Menhorn, *Skinheads*, S. 21.

38 Holger Bredel, *Skinheads – Gefahr von Rechts?*, Berlin 2002, S. 26.

39 Menhorn, *Skinheads*, S. 12–20.

40 Susanne El-Nawab, *Skinheads – Ästhetik und Gewalt*, Frankfurt am Main 2001, S. 19.

aber dennoch aus ihrer Sicht als Zeichen der Unterdrückung zu deuten. Teilweise übernahmen die Skinheads die Kleidungsstile der vorangegangenen Subkulturen. Charakteristisch sind die groben Arbeiterstiefel, enge hochgekrempelte Jeans, Tätowierungen und seit den späten 1970ern millimeterkurze Haare bis zur Vollglatze.⁴¹

Seit Mitte der 1980er kamen Bomberjacken und andere Militärkleidung wie z.B. Camouflagehosen dazu.⁴² In ihrem Aussehen wollten sie sich – wie jede rebellische Subkultur – bewusst von der bürgerlichen Gesellschaft und anderen Subkulturen abgrenzen sowie Einheit und Zusammengehörigkeit demonstrieren. Hinsichtlich der politischen Einstellung waren sie in der Anfangszeit weder linksgerichtet, noch rechtsextrem eingestellt, eher wurden konservative Werte hochgehalten.⁴³ Die Freizeitbeschäftigungen bestanden aus „Musik & Spaß, Randalen, Bier, Fußball, Kameradschaft, Sex und coole[n] Klamotten“.⁴⁴ Für jede jugendliche Subkultur ist die Musik immens wichtig: Sie transportiert Botschaften, Ideale, Lebenseinstellungen – sie gibt die Richtung vor und erzeugt Abgrenzung sowie gemeinsame Bezugspunkte. In der ersten Skingeneration entwickelte sich noch keine eigene Skinheadmusik, die bevorzugte Musikrichtung war der von farbigen Einwanderern importierte Musikstil des Ska, der Vorläufer des Reggae.⁴⁵ Das bedeutete, dass auch schwarze Jugendliche zu Skinheads wurden.⁴⁶ Die Skinheadkultur hat also multikulturelle Wurzeln, der gemeinsame soziale Status war wichtig und nicht die Hautfarbe oder andere Merkmale. Anders gesagt: Klassen- statt Rassenbewusstsein. Eine weitere wichtige Rolle spielte der Spaß an der Gewalt. Falls sie sich nicht gegenseitig bekämpften – etwa in der sogenannten dritten Halbzeit nach Fußballspielen – prügeln sie sich mit Ausländern oder Angehörigen anderer Subkulturen wie Rockern, Hippies und, Homosexuellen.⁴⁷ In gewisser Weise war das eine Art Erlebniswelt, die eine große Anziehungskraft auf viele Jugendliche aus der Arbeiterschicht ausübte. Die nicht gerade objektive Medienberichterstattung der englischen Boulevardpresse führte schon früh dazu, dass Skinheads auf ausländerfeindliche Schläger reduziert wurden.⁴⁸

Schien die Skinheadkultur bereits Anfang der 1970er wieder dem Ende zuzugehen, kehrte sie im Zuge der Punkbewegung, die im Sommer 1976 ebenfalls in London entstand, wieder auf die Bildfläche zurück. Wieder war die Musik enorm wichtig für die Bewegung: Der Punksound war einfach, roh und aggressiv. Mit meist nur drei, maximal vier Akkorden, einem rotzigen Gesang und gesellschaftskritischen Texten wusste man zu schockieren. Das Rebellentum des Punks zog Tausende von jungen Menschen an, doch innerhalb kürzester Zeit wurde die Bewegung kommerziell ausgeschlachtet und entwickelte sich zur Massenmodeerscheinung.⁴⁹ In-Sein war bald wichtiger als

41 Bredel, *Skinheads*, S. 45.

42 Ebd.

43 El-Nawab, *Skinheads*, S. 21.

44 Ebd., S. 20.

45 Menhorn, *Skinheads*, S. 33–36.

46 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 34.

47 Bredel, *Skinheads*, S. 28 f.

48 Ebd., S. 28

49 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 44.

Misstände aufzuzeigen und in weiterer Folge wandten sich viele vom Punk, vor allem von den Mode- und Edelpunks, wieder ab.⁵⁰ Das brachte der damals schon mehr oder weniger totgeglaubten Skinheadbewegung wieder regen Zulauf, vor allem aus der Punkszene. Der authentische Charakter der Bewegung und die aggressiven Klänge der Punkbands wurden beibehalten.⁵¹ Der Street- oder Oi!-Punk war geboren. Der Ausruf „Oi!“ bedeutet soviel wie „Hey!“⁵² und stammt von den *Cockney Rejects*, die ihre Lieder mit „Oi, Oi, Oi!“ einzählten.⁵³ Die Prinzipien der Oi!-Bewegung waren „Zusammenhalt untereinander und die Abwesenheit von Dogmen“.⁵⁴

Die Skinheadbewegung ist seit jeher männerdominiert,⁵⁵ und das zeigt sich sowohl im maskulinen und Härte ausstrahlenden Kleidungsstil als auch in ihren Werten und Verhaltensweisen. Zusammen mit der konservativen Einstellung sowie der Gewaltbereitschaft machte das später viele von ihnen empfänglich für rechtsextreme Weltanschauungen.

Politisierung

Sowohl in der Punk- als auch in der Skinheadbewegung wurden Mitte der 1970er-Jahre Nazi-Symbole demonstrativ verwendet, um zu provozieren und schockieren. Zunächst aber nicht, um explizit eine politische Botschaft auszudrücken.⁵⁶ Doch bald begann die Politik, Einfluss zu nehmen und das nicht nur von rechts, sondern von allen Seiten.⁵⁷ Die rechtsextreme Seite konnte dabei das größte Kapital daraus schöpfen. Die Jugendarbeitslosigkeit stieg zu dieser Zeit massiv an und zugleich nahm die Einwanderung aus Staaten des ehemaligen britischen Empires zu – rechtsextreme Einstellungen wurden immer mehr salonfähig.⁵⁸ In der britischen Gesellschaft war bereits in den späten 1960er-Jahren eine latent vorhandene Fremdenfeindlichkeit zu beobachten – die rechtsextreme „National Front“ (NF) wurde 1967 gegründet.⁵⁹ Etwa zur selben Zeit machte der konservative Schattenminister Enoch Powell den Alltagsrassismus öffentlichkeitswirksam massentauglich und nicht wenige Skinheads folgten seinen Ansichten.⁶⁰ So war der Wahlkampf von Margharet Thatcher ebenfalls von xenophoben und rassistischen Elementen gekennzeichnet,⁶¹ wahrscheinlich aber auch deswegen, um den Rechtsextremen das Wasser abzugraben. Mit Gramsci gesprochen wurden hier ideologische Zugeständnisse gemacht, um mit der extremen Rechten einen gewissen Konsens zu erreichen:

50 Menhorn, *Skinheads*, S. 42.

51 Ebd., S. 43 f.

52 El-Nawab, *Skinheads*, S. 21.

53 Menhorn, *Skinheads*, S. 44.

54 Ebd., S. 45.

55 Ebd., S. 22.

56 Bredel, *Skinheads*, S. 40.

57 Menhorn, *Skinheads*, S. 54.

58 Ebd., S. 54–56.

59 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 50.

60 Erika Funk-Hennings, *Skinheadmusik, Oi-Musik, Nazi-Rock?*, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 40 (1995), S. 84–100, hier S. 85.

61 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 51.

„Wenn [...] [die Regierenden] nicht den Konsens der Mehrheit haben, werden sie als untauglich zu verurteilen sein und als nicht die ‚nationalen‘ Interessen vertretend, die dabei, die Willen eher in die eine als in eine andere Richtung zu lenken, vorrangig sein müssen.“⁶²

Die NF profitierte dennoch und gab als einzige Partei den Skins das Gefühl, gehört zu werden.⁶³ Das stieß auf Gegenliebe, denn mit den faschistischen Parolen der NF wussten sie die Gesellschaft zu provozieren.⁶⁴ Der diffuse Hass auf andere Minderheiten und auf die bürgerliche Gesellschaft wurde so nach und nach in ideologische Bahnen kanalisiert. Die NF erkannte schnell, dass sich Musik bestens zum Transport ihrer Ideologien eignete und so kam es zu einer Zusammenarbeit.⁶⁵

Bald aber spalteten sich die rechtsextremen Skinheadbands von der National Front ab und gründeten unter anderem die international und neonazistisch ausgerichteten Netzwerke „Blood & Honour“ (B&H) und „Combat 18“.⁶⁶ Das B&H-Netzwerk schuf der rechtsextremen Skinhead-Bandszene erstmals organisatorische Strukturen. In dessen Logo – einer Triskele, die an das Hakenkreuz angelehnt ist – wird sofort klar, wohin die Richtung gehen sollte.⁶⁷ Die Organisation geht auf Ian Stuart Donaldson (genannt Ian Stuart) zurück, den Begründer und Sänger von *Skrewdriver* – nach wie vor einer der legendärsten Neonazibands.⁶⁸ In den Liedern wird eindeutig rassistisches und nationalistisches Gedankengut propagiert, so lautete z.B. im Jahr 1988 der Refrain von „Win or Die“ aus dem Album „After the Fire“: „Fight for your country, fight for your race, fight for your nation, fight made our nation great.“⁶⁹ Die Musik von *Skrewdriver* ist einfach gehalten und eingängig. Stuart hatte ein gewisses musikalisches Talent, denn Lemmy Kilmister, Sänger der Band *Motörhead*, äußerte sich 2008 in einem Interview folgendermaßen über Stuart: „I thought Ian Stuart should have grown his hair long and there would have been six rolling stones [sic!]“⁷⁰ Dadurch und mit seiner Fähigkeit, Netzwerke zu knüpfen, avancierte er im Laufe der Zeit zur Ikone der rechtsextremen Szene. Seit seinem Unfalltod im Jahr 1994 gilt er endgültig als Märtyrer.⁷¹ In Gramscis Sinne war Stuart einer der Intellektuellen, dem es gelang, innerhalb der Skinheadkultur „als Konstrukteur, Organisator, ‚dauerhaft Überzeugender‘, weil nicht bloßer Redner“,⁷² große Teile davon auf seine Seite zu ziehen. Mit ein Grund dafür war sicherlich das fremdenfeindliche Klima innerhalb der britischen Gesellschaft, d.h. es gab bestimmte Überschneidungen zwischen den neofaschistischen Gruppierungen und der öffentlichen Meinung.

62 Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 8 und 9, Bd. 5, Hamburg 2012, S. 1126.

63 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 52.

64 Ebd.

65 Menhorn, *Skinheads*, S. 56.

66 Bredel, *Skinheads*, S. 44.

67 Blood & Honour, Home, o. D., [<http://www.bloodandhonour.net/index.html>], eingesehen 12.1.2015.

68 Funk-Hennings, *Skinheadmusik, Oi-Musik*, S. 87.

69 Youtube LLC, Max Gaozza, *SkrewDriver - Win Or Die*, 13.6.2013, [<https://www.youtube.com/watch?v=OQ2fzKhtuWY>], eingesehen 7.1.2015.

70 Blog: Metal Hall eZine, Elric, *Lemmy Answers Your Questions*, 17.4.2008, [<http://metalhall.blogspot.co.at/2008/04/lemmy-answers-your-questions.html>], eingesehen 9.1.2015.

71 Enno Stiehm, *Rechtsextreme Jugendliche. Erkennungsmerkmale, Begriffe, Erklärungsansätze und schulische Handlungsmöglichkeiten*, Hamburg 2012, S. 51.

72 Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 12 bis 15, Bd. 7, Hamburg 2012, S. 1532.

Nach einigen heftigen Ausschreitungen und Übergriffen rechtsextremer Skinheads, die von den Medien gnadenlos ausgeschlachtet wurden, „wusste jeder, wie Nazis aussehen und wie man aussehen muss, wenn man ein rechter Schläger sein will“.⁷³ Das zog wiederum rechtsextrem eingestellte Jugendliche an, das harte und martialische Image der Skinheads ergänzte deren Ideologie perfekt. George Marshall, selbst Skinhead der ersten Generation, stellte fest: „The truth was that it wasn't so much skinheads turning to Nazism, but Nazis turning into skinheads.“⁷⁴ In diesem Sinne hatte der rechtsextreme Teil der Skinheads – ausgehend von den großen Städten Englands – Anfang der 1980er-Jahre die Hegemonie innerhalb der Szene auf der britischen Insel erreicht, zumal die unpolitischen Skins es nicht vermochten, eine Gegenhegemonie in der öffentlichen Meinung aufzubauen. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass sich „Skinhead“ als Synonym für „Neonazi“ in das kollektive Bewusstsein gebrannt hat. Dieses Image wurden sie bis heute nicht mehr los. Das zum Teil rechtsextrem eingefärbte Bild wurde anschließend weltweit exportiert, auch nach Deutschland, was in den folgenden Kapiteln in den Mittelpunkt rückt.

Skinheads in der Bundesrepublik

In der Blütezeit der Oi!-Bewegung erreichte der Skinheadkult internationale Bekanntheit. In Westdeutschland vor allem durch englische Musikzeitschriften und Skinheads, die den dort stationierten britischen Truppen angehörten.⁷⁵ Die ersten Skins rekrutierten sich ab ca. 1980 sowohl aus der Punk- als auch aus der Hooliganszene.⁷⁶ Obwohl viele Skins und Punks sich anfangs durchaus freundlich gegenüberstanden, kam es durch simple Verallgemeinerungen spätestens im Rahmen der Ausschreitungen bei den Chaostagen 1984 in Hannover⁷⁷ zum Bruch zwischen beiden Subkulturen. Skins kritisierten den zunehmend linken Einfluss auf die Punkszene, Punks unterstellten Skinheads pauschal, Faschisten zu sein.⁷⁸ Bis Anfang der neunziger Jahre standen sich die beiden Subkulturen fast unversöhnlich gegenüber. Tatsächlich driftete eine große Anzahl der deutschen Skinheads bald nach rechtsaußen ab,⁷⁹ und das noch bevor sich politische Gruppierungen bedeutend einmischten. Menhorn gibt drei Gründe an, warum es dazu kam:⁸⁰ Erstens wollten sie sich von den Punks klar abgrenzen. Im Gegensatz zu Letzteren waren ihnen Werte wie Ordnung, Pünktlichkeit, Sauberkeit, Kameradschaft und Disziplin wichtig – alles sogenannte *deutsche* Werte. Zweitens wollten auch sie wie die Punks mit Tabubrüchen Aufsehen erregen. Mit ihrem Aussehen konnten sie die Gesellschaft kaum noch schockieren, dafür griffen sie auf nationalsozialistischen Parolen zurück. War das anfangs nur als Provokation gedacht, wurde das Gedankengut dann häufig übernommen. Drittens spielte die unreflektierte Englandorientierung eine

73 El-Nawab, *Skinheads*, S. 27.

74 George Marshall, *Spirit of '69. A Skinhead Bible*, Dunoon 1994², S. 148.

75 Menhorn, *Skinheads*, S. 137 f.

76 Bredel, *Skinheads*, S. 54.

77 Menhorn, *Skinheads*, S. 145.

78 Ebd., S. 139.

79 Ebd., S. 143.

80 Ebd., S. 149 f.

große Rolle. *Skrewdriver* war von Anfang an eine Kultband und – wie noch ausgeführt werden wird – diese Rolle nahmen wenig später die *Böhsen Onkelz* ein.

Schon bald erkannten neonazistische Gruppen das Potential dieser Subkultur. Kurz nach dem Auftauchen der ersten Skins in Deutschland bemühte sich der Neonazi Michael Kühnen im Rahmen seiner Aktionsfront Nationaler Sozialisten um Skinheads, die er vor allem in Fußballstadien und Konzerten fand.⁸¹ Der Hass auf Ausländer und Linke sowie die Akzeptanz von Gewalt machte sie zu Verbündeten. Doch nach anfänglichen Erfolgen wendeten sich die meisten Skinheads wieder ab. Sie lehnten fest organisierte Strukturen ab⁸² und wollten sich von den Neonazis nicht mehr als Schlägertrupps benutzen⁸³ lassen. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass ihnen die ursprünglichen Werte der Subkultur noch eher bekannt waren als der darauf folgenden Skingeneration. Und auch wenn sie viele gemeinsame Schnittpunkte hatten – sie waren eher an konkreten Aktionen interessiert als an organisierter Parteienarbeit.⁸⁴ Das verhinderte nicht, dass sich die Gewalt gegen die verhassten Gruppen hochschaukelte: Ab Mitte der achtziger Jahre wurde die Mehrzahl an rechtsextrem motivierten Gewalttaten von Skinheads ausgeführt, bis dahin führten neonazistische Gruppierungen diese unrühmliche Statistik an.⁸⁵ Das hängt damit zusammen, dass sich die Skinheadszene von nun an bedeutend änderte: Von den sich neu rekrutierenden Skinheads stammten etliche aus Neonazikreisen. Neue Bands mit klar neonazistisch durchzogenen Texten schossen aus dem Boden und folglich fiel es viel leichter, sich Parteien und organisierten Gruppierungen anzuschließen bzw. anzunähern.⁸⁶ Viele Skinheads der älteren Generation⁸⁷ und aus der unpolitischen Szene⁸⁸ trugen diese Entwicklungen nicht mehr mit und stiegen aus. Die beharrliche Agitationsarbeit von Neonazis zahlte sich damit auf lange Sicht aus – die rechtsextremen Skins beherrschten erstmals das Feld innerhalb der Szene.⁸⁹ Die Grenzen zwischen Subkultur und Ideologie verschwammen bis Ende der 1980er-Jahre zusehends.⁹⁰

Skinheads in der DDR

Auch die Berliner Mauer hielt den Skinheadkult nicht davon ab, in die DDR einzudringen. Die ersten Skins rekrutierten sich Anfang der 1980er vor allem aus der Hooligan-szene, aber auch Punks fanden Gefallen an der Subkultur.⁹¹ Das geschah unter starkem Einfluss der westdeutschen Szene, es gab reichlich Kontakte, z.B. bei Fußballspielen

81 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S.102 f.

82 Ebd., S. 103 f.

83 Bredel, *Skinheads*, S. 94.

84 Aschwanden, *Rechtsextremismus*, S. 38 f.

85 Ebd., S. 38.

86 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 107 f.

87 Ebd., S. 107.

88 Kailitz, *Extremismus*, S. 104.

89 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 108.

90 Helmut Schneider, *Jugendlicher Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945: Organisationen und Dispositionen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Ein Literaturbericht*, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Gewalt gegen Fremde*, S. 80.

91 Menhorn, *Skinheads*, S. 154.

oder Skinheadkonzerten in anderen Ländern hinter dem Eisernen Vorhang.⁹² Gewalt, Spaß, Alkohol und Kameradschaft gehörten natürlich auch im Osten zum Skinheaddasein. Doch es gab einige Unterschiede zu den westdeutschen Pendanten, was auch den bis heute stärkeren Politisierungsgrad der Skinheads in der ehemaligen DDR erklärt: Erstens fiel schon eine starke Ablehnung gegen staatliche Institutionen und insbesondere gegen das sozialistische System auf, d.h. die Tendenz zeigte von Grund auf nach rechts.⁹³ Und womit könnte man das SED-Regime besser ärgern und zugleich eine extreme Position der Opposition ausdrücken als mit neonazistischen Parolen? Zweitens waren die westdeutschen Kontaktpersonen meist rechtsextreme Skinheads und auch im Osten waren die Kultbands *Skrewdriver* und die *Böhsen Onkelz*.⁹⁴ Drittens suggerierten die Medien beider deutscher Staaten das Bild, es gebe ausschließlich rechtsextreme Skinheads.⁹⁵ Dennoch gab es hier einen Unterschied, da es in Westdeutschland wesentlich mehr Informationskanäle und Verbindungen nach England gab, etwa durch Fanzines. Die Skinheadkultur kam im Westen in einem relativ breiten Spektrum an, in der DDR war sie hingegen von Anfang an mit rechtsextremer Ideologie angereichert. Das hatte zur Folge, dass – im Gegensatz zur ersten Skin-Generation der BRD – ostdeutsche Skins keinen Bezug zu den multikulturellen Wurzeln der Subkultur hatten.

Die DDR-Führung ignorierte die Aktivitäten von Skinheads lange Zeit, wo es doch hinter dem antifaschistischen Schutzwall – zumindest offiziell – keinen Faschismus gab.⁹⁶ Soziale Ungleichheit in der sozialistischen DDR war ideologisch undenkbar. Damit wurde eine hinreichende Aufarbeitung des Nationalsozialismus erheblich erschwert bzw. unmöglich gemacht. Von Amts wegen war die ostdeutsche Geschichte unbefleckt, andererseits war eine erhebliche Anzahl von ehemaligen Nazis niedrigen Ranges in den Staatsapparat integriert worden.⁹⁷ Diese Doppelmoral bzw. Diskrepanz zwischen staatlicher Verordnung und Realität spiegelt sich etwa auch bei der Behandlung von fremden Gastarbeitern wider. Sie wurden – neben vielen anderen Diskriminierungen – hauptsächlich für unliebsame Arbeiten bei niedriger Bezahlung eingesetzt, dazu noch privat als auch in der Arbeit von der restlichen Bevölkerung isoliert und in ihren Rechten erheblich eingeschränkt.⁹⁸ Eine derartige Praxis wurde für viele DDR-Bürger aufgrund der Alltagserfahrungen gesellschaftsfähig. So hatten Ausländer z.B. bei den vielen Güterengpässen der DDR eine Sündenbockfunktion.⁹⁹ Der ideologische Nährboden für ausländerfeindliche Einstellungen war also zu einem guten Teil ‚hausgemacht‘. Im Verlauf der 1980er-Jahre gingen die Provokationen dann in handfeste Denkmuster über. Dabei kam es analog zu Westdeutschland ab Mitte des Jahrzehnts vermehrt zu

92 Bredel, *Skinheads*, S. 116.

93 Menhorn, *Skinheads*, S. 155.

94 Ebd.

95 Ebd.

96 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 110.

97 Tony Judt, *The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe*, in: *Daedalus* 121 (1992), S. 83–118, hier S. 100 f.

98 Dirk Aschwanden, *Jugendlicher Rechtsextremismus als gesamtdeutsches Problem* (Nomos Universitätschriften Politik 56), Baden-Baden 1995, S. 79–89.

99 Ebd., S. 83.

Übergriffen auf ausländische Minderheiten.¹⁰⁰ Während aber der Skinheadkult in der BRD nur teilweise politisch aufgeladen ankam, so stand dieser im Osten Deutschlands von Anfang an unter rechtsextremen Vorzeichen. Für Neonazis herrschten also „gute Voraussetzungen“ im Hinblick auf die Wiedervereinigung.

Nach dem Mauerfall

Mit dem Fall der Mauer boomte die Skinheadszene, vor allem in den neuen Bundesländern.¹⁰¹ Dementsprechend stieg auch die Anzahl rechtsextremer Gewalttaten im nun vereinten Deutschland. Ihren Gipfel erreichten sie mit knapp 1.500 Gewaltdelikten im Jahr 1992, das ist in etwa der neunfache Wert im Vergleich zu 1990.¹⁰² Traurige Höhepunkte waren die Brandanschläge auf Asylwerberheime Anfang der 1990er in Hoyerswerda, Rostock und Mölln mit vielen Verletzten und mehreren Toten.¹⁰³ Die Politik reagierte nun mit zahlreichen Verboten von neonazistischen Organisationen und Parteien, deren Gegenreaktion ließ allerdings nicht lange auf sich warten: Um zukünftigen Verboten zu entgehen, schlossen sie sich jenseits der NPD zu losen Verbindungen, den Kameradschaften, zusammen, womit sie strukturell den Zusammenschlüssen von Skinheads ähnelten.¹⁰⁴ Von nun an vertiefte sich die Zusammenarbeit der beiden Szenen – es bildete sich eine Art Symbiose.¹⁰⁵ Sowohl die Organisation von Skinheadkonzerten durch Neonazis sowie die Mitgliedschaft von Neonazis in Skinheadbands hatten großen Anteil an dieser Annäherung.¹⁰⁶ Jetzt begann auch die NPD, sich der Jugend zu öffnen – nicht zuletzt deswegen, weil sie eine ‚Verjüngungskur‘ brauchte. Während die Skinheads der damals biedereren und national-konservativen NPD Mitte der 1980er zu undiszipliniert waren¹⁰⁷ und die Skinheads nichts von Parteien hielten, kamen nun beide Seiten aufeinander zu. Die Kontakte zur NPD wurden auch deshalb erleichtert, da sich Mitglieder der Kameradschaftsszene nach der angesprochenen Verbotschwelle bei den Jungen Nationaldemokraten (JN) engagierten und dort Führungspositionen einnahmen.¹⁰⁸

Fortan waren Skinheads häufig bei NPD-Kundgebungen und als Helfer bei Wahlkampfveranstaltungen zu sehen, die JN organisierte im Gegenzug Rechtsrockkonzerte.¹⁰⁹ Einen entscheidenden Impuls gab die Übernahme des Parteivorsitzes durch Udo Voigt im Jahr 1996.¹¹⁰ Mit ihm änderte sich die Strategie, es wurde ein Drei-Säulen-Konzept eingeführt und das lautete: Kampf um die Köpfe – Kampf um die Straße – Kampf um

100 Bredel, *Skinheads*, S. 112.

101 Menhorn, *Skinheads*, S. 160–162.

102 Kailitz, *Extremismus*, S. 104 f.

103 Ebd.

104 Bredel, *Skinheads*, S. 96.

105 Ebd.

106 Ebd.

107 Martin Langebach/Jan Raabe, *Zwischen Freizeit, Politik und Partei: Rechtsrock*, in: Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), *Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten*, Wiesbaden 2009, S. 163–188, hier S. 164.

108 Bredel, *Skinheads*, S. 98.

109 Ebd., S. 97 f.

110 Langebach/Raabe, *Freizeit*, S. 166.

die Parlamente.¹¹¹ Mit dem Kampf um den organisierten Willen wurde dieses Modell um eine vierte Säule erweitert: Alle nationalen Kräfte sollten gebündelt werden.¹¹² Die Skins beteiligten sich hauptsächlich am Kampf um die Straße – und wurden dabei immer disziplinierter. Die NPD organisierte 1997 in München eine Großdemonstration von etwa 5.000 Personen gegen die Ausstellung zu den Verbrechen der Wehrmacht. Zahlreiche Skinheads marschierten mit, die sich auffallend ruhig verhielten und sich der Partei unterordneten.¹¹³

Die subkulturellen Werte schienen zu diesem Zeitpunkt keine Rolle mehr zu spielen. Die NPD wurde moderner, jünger und bot der jugendlichen Generation eine Erlebniswelt. Der aktionsorientierte Aspekt stand dabei sicherlich im Vordergrund, die beiläufige, aber intentionale Vermittlung der Ideologie war somit um Vieles leichter. Davon blieb auch die Musik nicht verschont, der Rechtsrock diente der NPD als wichtige und wirkungsvolle Propagandawaffe, z.B. auch bei Parteiveranstaltungen. Paradoxerweise waren es gerade die oben erwähnten Verbote, die die Allianz zwischen Kameradschaften, Skinheads und rechtsextremen Parteien erst möglich machte. Die Skinheads boten ein großes Rekrutierungs- und Instrumentalisierungspotential für die NPD und diese war dabei erfolgreich, das Potential auszuschöpfen. In den letzten Jahren ist der Anteil der Skinheads rückläufig: Zu schlecht ist deren Ruf, zu offensichtlich wird die Gesinnung zur Schau gestellt und zu antiquiert ist es mittlerweile, Skinhead zu sein. Zudem war und ist der Anteil der Skins über dreißig Jahren marginal und lag im unteren einstelligen Prozentbereich.¹¹⁴ Das konnte vielfältige Gründe haben, etwa eine bröckelnde Identifikation mit der Szene aufgrund der zunehmenden Politisierung. Offenbar war dies aber auch dem Alter geschuldet, auch Faktoren wie Arbeit, Familie oder Kinder waren gewichtige Beweggründe für den Ausstieg aus der Szene.¹¹⁵ Das konnte zwar für jüngere Skins ebenso gelten, dennoch lassen diese Aspekte im Zusammenhang mit der Altersstruktur darauf schließen, dass zahlreiche ältere Skins beschlossen, ein sogenanntes ‚normales‘ Leben zu führen. An die Stelle der rechtsextremen Skinheads sind nun die AN getreten, die nicht minder gewalttätig sind. Die Botschaften sind die gleichen, nur die Vermittlung erfolgt subtiler, moderner und professioneller. Bevor die AN behandelt werden, soll berechtigterweise ein Blick auf die Gegenbewegungen innerhalb der Skinheadszenen geworfen werden.

111 Armin Pfahl-Traughber, *Der „zweite Frühling“ der NPD. Entwicklung, Ideologie, Organisation und Strategie einer rechtsextremistischen Partei*, Berlin 2008, S. 42–45, [http://www.kas.de/wf/doc/kas_14498-544-1-30.pdf], eingesehen 12.1.2015.

112 Ebd., S. 45–47.

113 Bredel, *Skinheads*, S. 97.

114 Ebd., S. 68.

115 Ebd., S. 70.

Gegenbewegungen

In der deutschen Öffentlichkeit ist das Wort Skinhead spätestens seit der Gewaltwelle Anfang der 1990er zum Synonym für Neonazi geworden. Die Medien dürfen dabei nicht außer Acht gelassen werden, denn sie spielten eine entscheidende Rolle. Im Sinne von Gramsci, der der Presse schon eine herausragende Rolle zuschrieb, trugen die Medien – sei es aus Profit- und/oder Sensationsgier – zu einem bedeutenden Teil dazu bei, dass Skinheads allesamt als rechtsextrem kategorisiert wurden. Obwohl das auf einen beträchtlichen Teil zutrifft, formierte sich in den folgenden Jahren – als die Skinheadkultur schon internationalisiert war – Widerstand. Neben den rechtsextremen Skins mit deutlich neonazistischen Tendenzen spaltete sich die Skinheadszene in folgende Strömungen auf:¹¹⁶ Die Oil-Skins definieren sich als unpolitisch und versuchen, an die Ideale der ersten Skinheadgeneration anzuschließen, also Bier, Spaß, Musik, Fußball usw. S.H.A.R.P-Skins¹¹⁷ distanzieren sich ausdrücklich von Ausländerfeindlichkeit und Rassismus, um nicht mit rechtsextremen Skins in einen Topf geworfen zu werden. Als Gegenpol zu den rechtsextremen Skins formierten sich die Redskins, die politisch auf der linken bis linksextremen Seite agieren. Der äußerliche Unterschied zwischen den einzelnen Skingruppierungen liegt im Detail und ist etwa durch Aufnäher, Buttons oder T-Shirts zu erkennen. Es bleibt festzuhalten, dass die Skinheadkultur in Wirklichkeit sehr heterogen ist und nicht nur auf rechtsextreme Schläger reduziert werden kann, wie es die Medien gerne suggerieren. Die restlichen Strömungen wurden aber in den Medien praktisch kaum wahrgenommen.¹¹⁸

Autonome Nationalisten

„Vergessen Sie die Springerstiefel, bitte!“,¹¹⁹ so lautet der erste Satz im journalistischen Werk „Neue Nazis“ von Toralf Staud und Johannes Radke. Der Modernisierungsprozess erfasste auch den Rechtsextremismus. Analog zur rechtsextremen Musik erfolgte hier ein Prozess der Ausdifferenzierung. Ein Resultat dessen ist die Entstehung der AN, die auf den ersten Blick von Linksautonomen nicht zu unterscheiden sind.

Entstehung

Die Freien Kameradschaften, die große Teile der rechtsextremen Skinheads an sich binden konnten, sind jene Keimzelle und Vorstufe, aus der die AN entstanden sind. Mediale Aufmerksamkeit erweckten sie in Deutschland erstmals anlässlich gewalttätiger Ausschreitungen im Jahr 2008 bei einem Aufmarsch zum ersten Mai in Hamburg.¹²⁰

116 Bredel, *Skinheads*, S. 85–93.

117 Abkürzung für: Skinheads Against Racial Prejudice.

118 Bredel, *Skinheads*, S. 9.

119 Toralf Staud/Johannes Radke, *Neue Nazis. Jenseits der NPD: Populisten, Autonome Nationalisten und der Terror von Rechts*, Köln 2012², S. 7.

120 Lenard Suermann, *Rebel Without a Course. Der Diskurs um die „Autonomen Nationalisten“*, in: Regina Wamper/Helmut Kellershohn/Martin Dietzsch (Hrsg.), *Rechte Diskurspiraterien. Strategien der Aneignung linker Codes, Symbole und Aktionsformen*, Münster 2010, S. 166–193, hier S. 166.

Doch die ersten AN rekrutierten sich bereits 2002 aus der Berliner Kameradschaft Tor,¹²¹ die unter anderem durch Hausbesetzungen¹²² auffielen. Durch den Umstand, dass in den neuen Bundesländern rechtsextreme Strukturen salonfähiger waren als in den alten, agierten die AN lange hauptsächlich im Westen, jedoch sympathisierten immer mehr Freie Kameradschaften im Osten mit den AN.¹²³ Dennoch kam es dort zu keiner größeren Ausbreitung der AN: Die NPD war in den neuen Bundesländern tiefer in der Gesellschaft verankert als im Westen und damit auch die Freien Kameradschaften, die ihren relativ gefestigten Status nicht durch rebellische und antibürgerliche Aktionen riskieren wollten.¹²⁴ Der Altersdurchschnitt lag zwischen 15 und 20, bei Führungsaktivisten zwischen 18 und 25 Jahren, womit sie durchschnittlich jünger als die Mitglieder der Freien Kameradschaften waren.¹²⁵ Das ist durchaus als Indiz für einen Generationswechsel zu deuten, der die dazugehörigen Konflikte mit sich brachte. Sie kritisierten die NPD als reformistisch und reaktionär, sie wollten durch eine Revolution und nicht auf legalistische Weise an die Macht kommen.¹²⁶ Den Freien Kameradschaften warfen sie vor, sich dem Neuen zu verschließen.¹²⁷

Neu ist aber auch das Konzept des autonomen Nationalismus nicht, ganz bewusst wurden die Linksautonomen kopiert. Sie machen auch kein großes Geheimnis daraus, bezeichnenderweise schrieb der den AN sehr nahe stehende Neonazi Christian Worch: „Bevor ich das Rad neu erfinde, schaue ich mir an, ob irgendwo ein Rad läuft; dann schaue ich mir das Rad an und überlege, ob es für unsere Zwecke geeignet ist.“¹²⁸ Von den Linken zu lernen erachte er daher als „höchst sinnvoll“.¹²⁹ In ähnlicher Weise äußern sich die AN Vorderpfalz: „Die Linke macht dies seit langem erfolgreich vor, nun liegt es an uns, selbiges Konzept aufzugreifen.“¹³⁰ Innerhalb des rechtsextremen Spektrums kam es – ähnlich wie anfangs bei den Skinheads und vor allem als die ersten AN auftauchten – zu Widerständen und Anfeindungen. Eine Erklärung des NPD-Parteipräsidiums aus dem Jahr 2007 fiel dementsprechend aus, indem die Partei sich „in aller Deutlichkeit gegen derartige anarchistische Erscheinungsformen aus[sprach]“.¹³¹ Da sich daraufhin viele aus der rechtsextremen Szene mit den AN solidarisch erklärten, wurde diese Haltung von der NPD bald relativiert: Etwa einen Monat später begrüßte Udo Voigt anlässlich einer Wahlkampfveranstaltung zur Landtagswahl in Niedersach-

121 Jan Schedler, Übernahme von Ästhetik und Aktionsformen der radikalen Linken – Zur Verortung der „Autonomen Nationalisten“ im extrem rechten Strategiespektrum, in: Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten, Wiesbaden 2009, S. 332–357, hier S. 334.

122 Regina Wamper/Michael Sturm/Alexander Häusler, Faschistischer Selbstbedienungsladen? Aneignungspraktiken der ‚Autonomen Nationalisten‘ in historischer und diskursanalytischer Perspektive, in: Jan Schedler/Alexander Häusler (Hrsg.) Autonome Nationalisten. Neonazis in Bewegung, Wiesbaden 2011, S. 284–302, hier S. 298.

123 Schedler, Übernahme, S. 337.

124 Ebd.

125 Ebd., S. 336.

126 Ebd., S. 335.

127 Ebd.

128 Christian Worch, Über freien und autonomen Nationalismus, 25.1.2005, [<http://web.archive.org/web/20070228045353/http://1mai.net/>], eingesehen 15.2.2015.

129 Ebd.

130 Blog: Autonome Nationalisten Vorderpfalz, Warum Autonom?, o. D., [<http://logr.org/autonomenationalistenvorderpfalz/was-wir-wollen/warum-autonom/>], eingesehen 15.2.2015.

131 NPD-Parteipräsidium, Unsere Fahnen sind schwarz – unsere Blöcke nicht!, (15.8.)2007, S. 1, [http://www.npd-kiel.de/Archiv/2007/PDF_Dateien/Akt_Aufruf_PV.pdf], eingesehen 15.2.2015.

sen ausdrücklich etwa hundert Autonome Nationalisten¹³² – das Bündeln aller nationalen Kräfte, die vierte Säule der NPD, kommt zum Tragen. Es könnte sinngemäß auch so formuliert werden:

„Wenn die Bauern sich bewegen, beginnen die Intellektuellen zu schwanken, und umgekehrt, wenn eine Gruppe Intellektueller sich auf die neue Grundlage stellt, reißt sie schließlich immer größere Teile der Masse mit.“¹³³

Strategien, Aktionsformen und Symbolik

„Wir versuchen einen neuen Weg, der sich wahlpolitischer Träume weitgehend enthält, auf einen kontinuierlichen Aufbau setzt und der Gegenseite möglichst geringe Angriffsflächen bietet, um außerhalb der Parlamente eine kräftige Gegenmacht zu entwickeln, die in geeigneter Stunde eingreift.“¹³⁴

Diese Aussage beinhaltet viel von Gramscis Hegemonietheorie, nur eben mit rechts-extremem Hintergrund. Das deckt sich ebenfalls mit seiner Aussage, dass „[man] im politischen Kampf [...] nicht die Kampfmethoden der herrschenden Klasse nachäffen [darf], oder man gerät leicht in einem Hinterhalt“.¹³⁵ In diesem Sinne sind die AN als Ganzes in lose Gruppen ohne feste Organisationen zersplittert, dennoch sind sie durch die modernen Kommunikationsmedien – vor allem durch das Internet – vernetzt. Das macht sie für staatliche Verfolgungsbehörden schwer greifbar, kaum eine dem rechts-autonomen Spektrum zugehörige Gruppierung ist auf der Liste der verbotenen Organisationen.¹³⁶ Anders als bei den Linksautonomen ist diese lose Struktur bzw. die Ablehnung des Führerprinzips nicht weltanschaulich bedingt, sondern strategischer und taktischer Natur.¹³⁷ Diese Autonomie wirkte sich auch auf das Erscheinungsbild der Aktivisten aus: Anders als noch bei den Skinheads besteht kein Dresscode; Kapuzenpullover, Baseballcaps und lange Haare sind keine Seltenheit: „Auf was für Klamotten du stehst oder wie du deine Haare gern trägst, ist für den politischen Kampf nicht von Bedeutung.“¹³⁸ Auf dieser Grundlage ist es für rechtsorientierte Jugendliche attraktiver als in Parteien oder Kameradschaften, selbst aktiv zu werden. Das häufig in Subkulturen vorkommende *Do-It-Yourself-Prinzip* (z. B. Plakate, Aufkleber) wird aufgegriffen, um den Rechtsextremismus in einer dem Mainstream entgegengesetzten und rebellischen Art

132 Tomas Sager, Freund oder Feind? Das widersprüchliche Verhältnis von ‚Autonomen Nationalisten‘, NPD und neonazistischer Kameradschaftsszene, in: Schedler/Häusler (Hrsg.), Autonome Nationalisten, S. 105–120, hier S. 110.

133 Gramsci, Gefängnishefte 1, S. 109.

134 Altermedia Deutschland, Wie organisieren wir den Widerstand, 21.10.2012, [<http://altermedia-deutschland.info/content.php/2413-Wie-organisieren-wir-den-Widerstand>], eingesehen 15.2.2015.

135 Gramsci, Gefängnishefte 1, S. 177.

136 Bundesamt für Verfassungsschutz, Rechtsextremismus: Symbole, Zeichen und verbotene Organisationen, o. D. (2014), [<http://www.verfassungsschutz.de/embed/broschere-2014-03-rechtsextremismus-symbole-zeichen-und-verbotene-organisationen.pdf>], eingesehen 19.2.2015.

137 Baron, Selbstverständnis, S. 442 f.

138 Internet Archive, Autonome Nationalisten – Wolfenbüttel/Salzgitter, 26.2.2013, [http://web.archive.org/web/20130226203436/http://www.an-wfsz.info/?page_id=1771], eingesehen 19.2.2015.

vor allem Jugendlichen schmackhaft zu machen. Sie propagieren „ein Konzept des politischen Partisanen, welcher sich anonym in der Gesellschaft bewegt“.¹³⁹

Die AN verbreitern somit das rechtsextreme Angebot mit einem jugendaffinen und modernen Anstrich, die Ideologie ist dennoch deutlich rückwärtsgewandt. Ideologisch beziehen sie sich auf die Nationalrevolutionäre der 1920er- und 1930er-Jahre, auf Ernst von Salomon, Ernst Niekisch, die Gebrüder Strasser und den jungen Joseph Goebbels.¹⁴⁰ Damit greifen sie eher den Linken angeheftete Themen wie Kapitalismus- und Globalisierungskritik auf und verbinden sie mit völkisch-nationalistischen Positionen.¹⁴¹ „Gegen Staat und Kapital“, „Die Globalisierung stoppen“ oder „Für Umwelt-/Tierschutz“ lauten z. B. einige ihrer Forderungen.¹⁴² Obwohl Anglizismen in rechtsextremen Kreisen weiterhin verpönt sind, werden sie von den AN dennoch verwendet: Slogans wie „Fight the system“ sowie „Capitalism Kills“ wurden eins zu eins übernommen,¹⁴³ „Good Night White Pride“ aus der Hardcore/Punk-Szene werden zu „Good Night Left Side“.¹⁴⁴ Aus der „Antifaschistischen Aktion“ wurde „Nationale Sozialisten Bundesweite Aktion“ samt der typischen Antifafahne¹⁴⁵ und sogar das linke Idol Che Guevara wurde für ihre Zwecke instrumentalisiert.¹⁴⁶ Waren kunstvoll gestaltete Graffiti eher dem linken bzw. alternativen Spektrum zuzuordnen, tauchten in jüngster Zeit auch Graffiti mit neonazistischen Botschaften¹⁴⁷ auf.

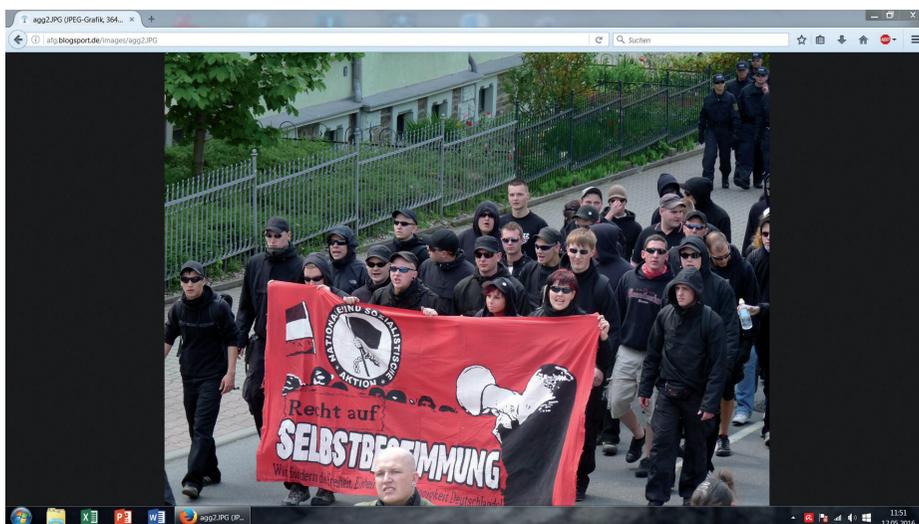


Abbildung 1: Ein rechtsextemer Schwarzer Block

139 Internet Archive, Autonome Nationalisten – Wolfenbuttel/Salzgitter, 26.2.2013, [http://web.archive.org/web/20130226203436/http://www.an-wfsz.info/?page_id=1771], eingesehen 19.2.2015.

140 Baron, Selbstverständnis, S. 443.

141 Ebd.

142 Blog: Autonome Nationalisten Stormarn, Autonome Nationalisten Stormarn, 30.10.2010, [<http://logr.org/anstormarn/>], eingesehen 20.2.2015.

143 Baron, Selbstverständnis, S. 446.

144 Suermann, Rebel, S. 444.

145 Wamper/Sturm/Häusler, Selbstbedienungsladen, S. 297.

146 Baron, Selbstverständnis, S. 446.

147 Blog: Straßenkunst.info, Startseite, o. D., [<http://logr.org/strassenkunst/index.html>], eingesehen 21.1.2015.



Abbildung 2: Die Aneignung des Antifa-Logos

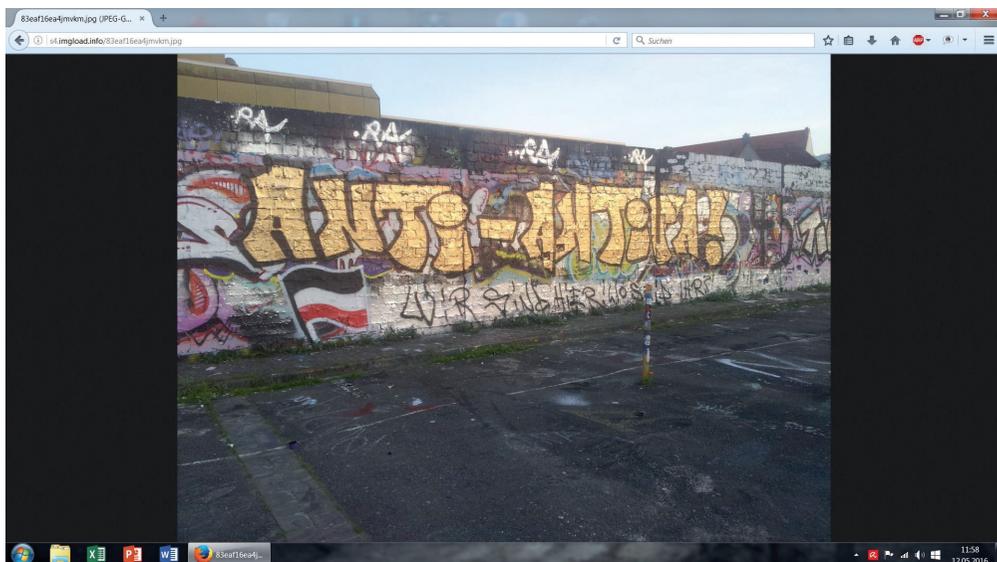


Abbildung 3: Rechtsextremes Graffiti in Braunschweig

Nach diesem Schema wird versucht, nahezu die gesamte linke Symbolwelt zu vereinnahmen, sie „schließen an popularisierte Ausdrucksformen an, um hegemoniale Deutungshoheit zu erlangen“.¹⁴⁸ Dies versuchen sie „indem sie neue Termini einführt[en], bereits gebräuchliche Termini mit neuem Inhalt anreicher[n], Metaphern erschaff[en], sich historischer Namen bedien[en]“.¹⁴⁹ Teilweise wurde versucht, Querfronten mit linksradikalen Aktivisten zu bilden, indem „die positiven Elemente aus der antideutschen Linken und der kapitalistischen Rechten heraus[gebrochen]“¹⁵⁰ werden. Nicht umsonst wird häufig das Symbol des nationalrevolutionären Flügels, Hammer mit

148 Wamper/Sturm/Häusler, Selbstbedienungsladen, S. 298.

149 Gramsci, Gefängnishefte 1, S. 92.

150 Autonome Nationalisten Mecklenburg & Pommern, Wofür trittst du ein? 8 Fragen an einen nationalen Sozialisten, o. D., [<http://logr.org/anmup/2013/09/20/wofuer-trittst-du-ein-8-fragen-an-einen-nationalen-sozialisten/>], eingesehen 20.2.2015.

Schwert, verwendet.¹⁵¹ Das soll die Einheit zwischen Soldaten und Arbeitern darstellen, denn die AN verstehen sich als politische Soldaten, etwa nach dem Vorbild der SA. Zusammenarbeit in Form einer Querfront als historisches Vorbild gab es z.B. bereits 1932, als die KPD und die NSDAP gemeinsam bei den Berliner Verkehrsbetrieben streikten: Walter Ulbricht und Joseph Goebbels hielten auf derselben Massenkundgebung eine Rede.¹⁵² In der jüngeren Geschichte kam jedoch eine derartige Zusammenarbeit bis dato noch nicht vor.¹⁵³ Dennoch ist die Übernahme linker Aktionsformen, Begriffe und Symbole für sich gesehen bereits eine Art der Querfrontstrategie. Deutlich wurde dies auch bei der Bildung von Schwarzen Blöcken im Zuge von Demonstrationen nach dem Vorbild von linksextremen Aktivisten,¹⁵⁴ was die Zuordnung zu einem gewissen Spektrum schwierig macht. Die AN sehen ihren Einsatz von Gewalt gegen ihre Feinde als „sinnvoll“¹⁵⁵ an, Linksautonome würden dagegen für „sinnlose“ Gewalt und Zerstörung, meist durch Einfluss von Drogen und Alkohol¹⁵⁶ stehen. Auch auf die Erfahrungen der Gegenseite bei Demonstrationen wird zurückgegriffen: „Die Videos sind zwar von der Antifa, für uns allerdings genauso aktuell.“¹⁵⁷

Ein weiterer Aspekt ist die sogenannte „Anti-Antifa-Arbeit“ bzw. „Feindaufklärung“: Aktivitäten von Linken sowie missliebigen Journalisten und Politikern werden dokumentiert und deren Daten gesammelt. „Das Ziel ist, den Widerstand gegen die Aktivitäten der Linkskriminellen zu fördern“,¹⁵⁸ heißt es dazu auf der Seite „Sicherheitshinweise für Nationalisten“. Das soll im Endeffekt dazu dienen, Gegner ausfindig zu machen und einzuschüchtern. Häufig werden die Daten sowie Bilder dieser Personen im Internet veröffentlicht, ein Beispiel ist die Webpräsenz der „Freien Kräfte – Schwarzwald-Baar-Heuberg“, die nicht davor zurückschrecken, Daten von minderjährigen Jugendlichen zu veröffentlichen.¹⁵⁹ Die AN sind eine eigene rechtsextreme Subkultur, die Jugendlichen eine modern anmutende und aktionsorientierte Erlebniswelt mit ästhetischem Charakter anbieten. Diese Erlebniswelt erstreckt sich nicht nur auf die Straße, sondern auch auf die virtuelle Welt, wie im nächsten Kapitel verdeutlicht wird.

151 Freie Nationalisten Siegerland, Nationale „Recht-auf-Zukunft“ – Demonstration in Recklinghausen, 1.12.2009, [http://fnsi.wordpress.com/2009/12/01/nationale-%E2%80%99Recht-auf-zukunft-demonstration%E2%80%99C-in-recklinghausen/], eingesehen 21.1.2015.

152 Baron, Selbstverständnis, S. 448.

153 Suermann, Rebel, S. 179.

154 Baron, Selbstverständnis, S. 446.

155 Blog: AN Ostfriesland, Über uns.

156 Suermann, Rebel, S. 444.

157 Blog: Autonome Nationalisten Ostfriesland, Nützliches, o.D., [http://logr.org/leerostfriesland/nutzliches/], eingesehen 16.2.2015.

158 Sicherheitshinweise für Nationalisten, Recherche gegen Linkskriminelle, o. D., [http://www.s-f-n.org/allgemeinehinweise/anti-antifa-recherchen/2.html], eingesehen 21.1.2015.

159 Freie Kräfte – Schwarzwald-Baar-Heuberg, Kampf gegen Phantom-Gewalttäter in Villingen-Schwenningen, 22.1.2012, [http://fk-sbh.net/2012/01/kampf-gegen-phantom-gewalttater-in-villingen-schwenningen/], eingesehen 21.1.2015.

Propaganda im Internet

„Das World Wide Web ist ein Schaufenster des deutschen und internationalen Rechtsextremismus“,¹⁶⁰ schrieb Thomas Pfeiffer 2009. Neben den Aktionen auf der Straße und bei Demonstrationen ist das Internet das wohl wichtigste Propagandainstrument. Das beschränkt sich nicht nur auf AN, sondern auf die gesamte rechtsextreme Szene. Diese erkannte früh die Möglichkeiten des Internets: Bereits Mitte der 1990er, als das Internet noch kein Massenphänomen war, verbreitete sie darin ihre Botschaften in Form des Thule-Netzes.¹⁶¹ Damals wie heute hat das Internet eine hohe Attraktivität, um Botschaften zu verbreiten und diese gleichzeitig einer immer größer werdenden virtuellen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Heute besteht ein beinahe grenzenloses Angebot an Webseiten mit rechtsextremen Inhalten. Allerdings herrscht bei diesen Seiten eine beträchtliche Fluktuation, d.h. sie sind aus unterschiedlichsten Gründen – etwa aus taktischen oder strafrechtlichen – oft nur sehr kurzzeitig verfügbar. Dennoch haben sie sich in den wichtigsten Plattformen wie Youtube, Facebook oder Twitter dauerhaft festgesetzt und somit kommt eine breite Öffentlichkeit mit den entsprechenden Inhalten in Berührung.

Daneben besteht eine regelrechte Parallelwelt samt eigenen sozialen Netzwerken, Blogportalen sowie Nachrichtenseiten. Mit Metapedia existiert sogar eine rechtsextreme Online-Enzyklopädie nach dem Vorbild von Wikipedia. Diese ist voll mit rassistischen, geschichtsrevisionistischen sowie sonstigen menschenverachtenden und verhetzenden Inhalten.¹⁶² Es wird versucht, eine Gegenhegemonie im virtuellen Raum zu erreichen, mit dem Ziel, vom rechten Rand aus in die Mitte der Gesellschaft zu agitieren. In diese Parallelwelt sind die AN fest eingebunden, so dient ihnen „logr.org“ als *die* Blogplattform, gemacht von und für Neonazis – zahlreichen AN-Gruppierungen dient sie als Webpräsenz. Es ist kein Zufall, dass die Seite auf einem US-amerikanischen Server betrieben wird,¹⁶³ um so dem deutschen Strafrecht zu entgehen. „Meinungsfreiheit ist Menschenrecht“¹⁶⁴ lautet es auf der Startseite, dadurch wird bereits der selbstinszenierte Opferstatus angedeutet. Allerdings nimmt der Anteil an strafrechtlich relevanten Inhalten ab, sie bewegen sich mehr und mehr am Rande des Erlaubten.¹⁶⁵ Meist ist aus den Erklärungen die Ablehnung von sozialdarwinistischen Positionen zu entnehmen, dafür rücken Ethnopluralismus bzw. Ethnozentrismus verbunden mit völkisch-nationalistischen, antikapitalistischen und globalisierungskritischen Positionen ins Zentrum.¹⁶⁶

160 Thomas Pfeiffer, Virtuelle Gegenöffentlichkeit und Ausweg aus dem „rechten Ghetto“. Strategische Funktionen des Internets für den deutschen Rechtsextremismus, in: Braun/Geilser/Gerster (Hrsg.), Strategien, S. 290–307, hier S. 290.

161 Thomas A. Wetzstein/Hermann Dahm/Linda Steinmetz, Datenreisende. Die Kultur der Computernetze, Opladen 1995, S. 147–170.

162 Metapedia, Willkommen bei Metapedia, o. D., [<http://de.metapedia.org/wiki/Hauptseite>], eingesehen 23.2.2015.

163 Logr Bloghosting, Impressum, o. D., [<http://logr.org/impressum/>], eingesehen 23.2.2015.

164 Logr Bloghosting, Startseite, o. D., [<http://logr.org/>], eingesehen 23.2.2015.

165 Pfeiffer, Gegenöffentlichkeit, S. 306.

166 Autonome Nationalisten Göppingen, Autonom?, o. D., [<http://angp.demo-goeppingen.org/autonom/>], eingesehen 24.2.2015.

„In ganz Europa gibt es die selben Probleme! Überfremdung, Kapitalismus, Arbeitslosigkeit...die Völker Europas sterben. [...] Die freien Völker Europas, ja selbst die freien Völker im nahen [sic!] Osten und Asien haben alle den selben Feind.“¹⁶⁷

Darüber hinaus bestehen zahlreiche Webshops für Flugblätter, Plakate, Kleidung, Musik und dergleichen, z.B. die Versandfirma „Antisem Versand“ mit der bezeichnenden Adresse „antisem.it“.¹⁶⁸ In zynischer Weise wird hier „Für Demokratie und Toleranz :D“¹⁶⁹ geworben. Es verwundert nicht, dass der Versand in Dortmund ansässig ist, einer der Hochburgen für Autonome Nationalisten.¹⁷⁰ Außerdem ist der Betreiber Michael Brück Mitglied in der Partei „Die Rechte“, einem Sammelbecken der AN.¹⁷¹

Ähnlich wie im realen Leben wird im Internet auf mittlerweile professionell gestalteten Seiten eine ästhetische und interaktive Erlebniswelt angeboten, die mit audiovisuellen Inhalten angefüllt ist – der Rechtsextremismus ist längst im Web 2.0. angekommen. Auf die Verwendung von Frakturschrift wird anders als noch bei den Kameradschaften bewusst verzichtet, stattdessen wird eine moderne, oft dem Graffiti-Stil entlehnte Schrift verwendet. In aufwändig gestalteten Videos, meist mit dramatisch-orchestraler oder rockiger Musik untermuert, werden Aktionen dokumentiert bzw. es wird zu Aktionismus aufgerufen. Im Video „Werde unsterblich“ ziehen weiß maskierte Aktivisten mit Fackeln nachts durch Bautzen.¹⁷² Die Ähnlichkeit mit der Anonymous-Bewegung liegt auf der Hand. Durch geschickte Kameraführung, Schnitt und Bearbeitung wird der Eindruck erweckt, es handle sich um eine riesige Masse von Demonstranten, die Untermalung mit theatralischer Musik verstärkt den Eindruck zusätzlich. Mit dem Slogan „Damit die Nachwelt nicht vergisst, dass du Deutscher gewesen bist!“¹⁷³ wird zum Aktivismus aufgerufen. Mit fast 160.000 Aufrufen kann angenommen werden, dass dieses Video eine gewisse Breitenwirkung nicht verfehlt hat.

Durch die jugendaffine Gestaltung der Webseiten wird eine progressive, neue und dynamische Jugendbewegung dargestellt, wobei die Umsetzung von gezielten und öffentlichkeitswirksamen Aktionen sowie der Erlebnischarakter klar im Vordergrund stehen. Die Vermittlung und Verfestigung von Ideologie schwingt im Hintergrund mit – ähnliches war bereits bei den Skinheads der Fall. In Gramscis Sinne setzen sie auf „ein[en] Geist der Abspaltung, der bestrebt sein muss, sich von der protagonistischen Klasse auf die potentiell verbündeten Klassen auszuweiten“¹⁷⁴. Die potentiell verbündeten Klassen stellen in diesem Fall die gesamte Öffentlichkeit, aber vor allem die Ju-

167 Autonome Nationalisten Ostfriesland, Auf auf ins neue Kampfbjahr 2010!, 2.1.2010, [https://logr.org/leerostfriesland/2010/01/02/auf-auf-ins-neue-kampfbjahr-2010/], eingesehen 28.3.2016.

168 Antisem Versand, Startseite, o. D., [http://www.antisem.it/], eingesehen 24.2.2015.

169 Ebd.

170 Sager, Freund, S. 111.

171 Die Rechte, Landesverband NRW gegründet, 16.9.2012, [http://die-rechte.com/landesverband-nrw-gegruetet/], eingesehen 15.2.2015.

172 Youtube LLC, PatrioticTrailerAct, Werde Unsterblich – Demonstration in Bautzen, 2.5.2011, [https://www.youtube.com/watch?v=bkU6KTjLYU], eingesehen 24.2.2015.

173 Ebd.

174 Gramsci, Gefängnishefte 2, S. 374.

gend dar. Die elektronischen Sturmtruppen sind auf dem Vormarsch und als ständige Begleiterin und sozusagen als Soundtrack dazu dient die rechtsextreme Musik.

Die Rolle der Musik

Rechtsrock

War die Berichterstattung außerhalb der Skinheadszenen das wichtigste Medium für das Bild, das in der Öffentlichkeit herrscht, so war die Musik das bedeutendste Medium innerhalb der Subkultur. Rechtsrock bezeichnet kein eigenes Musikgenre, sondern „lediglich eine Klassifizierung für den politischen Inhalt der Lieder“.¹⁷⁵ Auch die Bandbesetzungen, meist Schlagzeug, Bass, Gitarre und Gesang, sowie die Spielart unterscheiden sich keineswegs von nichtrechten Genrevertretern. Dennoch bezeichnen Christian Dornbusch und Jan Raabe rechtsextreme Musik, die aus dem Oi!- bzw. Streetpunk hervorgegangen ist, als *klassischen* Rechtsrock.¹⁷⁶ *Skrewdriver* veröffentlichten ab 1985 ihre Alben beim rechtslastigen deutschen Plattenlabel Rock-o-Rama.¹⁷⁷ Wie vorher schon angedeutet, sollten die *Böhse Onkelz*, die wohl umstrittenste Band Deutschlands, bald einen mindestens gleichwertigen Status als Kultband einnehmen. Doch schon vorher hatte „die Oi!-Szene [...] das Brandmal einer Marschmusik für Nazis und Rassisten verpasst bekommen“.¹⁷⁸

Die *Böhse Onkelz* standen seit 1984 bei Rock-o-Rama unter Vertrag.¹⁷⁹ Die vier Musiker aus Frankfurt begannen Ende der 1970er als pubertierende Punks und entwickelten sich zunächst zur bedeutendsten Skinheadband im deutschsprachigen Raum.¹⁸⁰ Ähnlich wie *Skrewdriver* hatten sie eine Vorbild- und Idolfunktion. Sie galten als erste wirkliche deutsche Rechtsrockband. Die Lieder wurden von nun an auf Deutsch gesungen, die ausschließliche Orientierung an England rückte in den Hintergrund. Zwei Lieder auf Demotapes, die jedoch nie auf einem Album veröffentlicht wurden, brachten der Band bis heute ein rechtsextremes Image ein. Das Lied „Türken raus“¹⁸¹ entstand noch in ihrer Punkphase. Sowohl Farin und Seidel-Pielen als auch Richter sehen hier noch keinen politischen Hintergrund, sondern diffusen pubertären Hass.¹⁸² Trotzdem gilt es als richtungsweisend für den deutschen Rechtsrock, da erstmals offen Ausländerhass in einem Lied propagiert wurde. In „Deutschland den Deutschen“¹⁸³ das bereits

175 Christian Dornbusch/Jan Raabe, RechtsRock, in: *Forschungsjournal NSB* 19 (2006), Heft 2, S. 47–52, hier S. 47.

176 Ebd.

177 Aschwanden, Rechtsextremismus, S. 157.

178 Farin/Seidel-Pielen, Skinheads, S. 99.

179 Stefan Richter, „Gehasst – Verdammst – Vergöttert“: Das Phänomen der ehemaligen Skinhead-Kultband „Böhse Onkelz“ und ihre Bezüge zum Rechtsextremismus, in: Herbert Kloninger (Hrsg.), *Rechtsextremismus als Gesellschaftsphänomen. Jugendhintergrund und Psychologie*, Brühl 2006, S. 110–189, hier S. 113, [http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2009/1249/pdf/band_27.pdf], eingesehen 15.1.2015.

180 Bredel, Skinheads, S. 258.

181 Youtube LLC, miralis dhiskoloss, Böhse Onkelz – Türken Raus, 19.4.2008, [<https://www.youtube.com/watch?v=vJRtyu6xlw8>], eingesehen 15.1.2015.

182 Farin/Seidel-Pielen, Skinheads, S. 80 f.; Richter, Gehasst, S. 118–120.

183 Youtube LLC, Kanal von XxxjohndeereXX, Böhse Onkelz – Deutschland den Deutschen HQ (demo-album), 2.2.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=gYpfUlnTNR8>], eingesehen 15.1.2015.

in der Skinheadphase entstand, mussten Ausländer für das Fehlen von Perspektiven herhalten:

„Deutschland versinkt in Schutt und Dreck, und ihr, ihr Schweine, ihr seht einfach weg. [...] Lange genug habt ihr mit angesehen, wie unsere Städte zugrunde gehen! [...] Skinhead ist Zusammenhalt gegen euch und eure Kanakenwelt! Deutschland den Deutschen!“¹⁸⁴

Damit drückten sie aus, was sich viele Skins damals dachten, sie waren sozusagen das Sprachrohr der Szene. Das 1984 erfolgreich erschienene Debutalbum „Der nette Mann“, das bei Rock-o-Rama erschien, erlangte bald Kultstatus bei rechtsextrem orientierten Skinheads. Ein Grund ist sicherlich die Indizierung der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften (BPJS) im Jahr 1986,¹⁸⁵ das Verbotene hat bekanntlich immer seinen besonderen Reiz. Auf dem Album waren keine eindeutig neonazistisch motivierten Stücke zu hören, dennoch schwingt bei „Deutschland“¹⁸⁶ eine gehörige Portion Nationalismus mit: „Den Stolz, deutsch zu sein, wollen sie dir nehmen, das Land in den Dreck ziehen, deine Fahne verhöhnen. Doch wir sind stolz, in dir geboren zu sein, wir sind stolz drauf, Deutsche zu sein.“¹⁸⁷ Aber ebenso distanzierten sie sich in diesem Lied von der Zeit der Nazi-Diktatur: „Auch zwölf dunkle Jahre in deiner Geschichte machen unsere Verbundenheit zu dir nicht zunichte. [...] Schwarz-Rot-Gold, wir steh’n zu dir!“¹⁸⁸ Trotzdem stellte dieser offene Nationalismus einen Tabubruch in der deutschen Musikszene dar,¹⁸⁹ interessanterweise wurde dieses Lied aber von der BPJS nicht indiziert.¹⁹⁰ Sehr ambivalent ist auch der Refrain zu „Frankreich ‘84“ zu bewerten: „Ja, wir seh’n uns in jedem Fall, im Sommer ‘84 beim Frankreichüberfall“.¹⁹¹ War dies eine Anspielung auf Hitlers Überfall auf Frankreich, war es bewusste Provokation oder hatte dies nur mit der Hooliganszene bezüglich der Fußballeuropameisterschaft 1984 zu tun? Die BPJS hatte dieses Stück als neonazistisch eingestuft und indiziert. Stefan Richter sieht es hingegen als überbewertet, da der Hintergrund zur Hooliganszene zu wenig berücksichtigt wurde,¹⁹² Farin und Seidel-Pielen bezeichnen das Urteil als „surrealistisch“.¹⁹³ Jedenfalls untermauerten Lieder dieser Art sowie die Indizierung des Albums das rechtsextreme Image der Band. Nach „Der nette Mann“ orientierte sich Rock-o-Rama fast ausschließlich nach rechts und wurde in weiterer Folge zum bedeutendsten und größten Plattenlabel für rechte Musik.¹⁹⁴ Und die *Böhse Onkelz* müssen sich auch einen weiteren Vorwurf gefallen lassen: Im Jahr 1985 spielten sie ein großes Konzert zusammen mit

184 Youtube, Böhse Onkelz – Deutschland den Deutschen.

185 Bredel, *Skinheads*, S. 259 f.

186 Youtube LLC, 19Thunder90, Böhse Onkelz – Deutschland, 4.8.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=tCqGcelhvjw>], eingesehen 15.1.2015.

187 Ebd.

188 Ebd.

189 Richter, *Gehasst*, S. 130.

190 Bredel, *Skinheads*, S. 262.

191 Youtube LLC, Lukas Martin Hopfner, Böhse Onkelz – Frankreich ‘84, 25.2.2008, [<https://www.youtube.com/watch?v=PfKyn111u8o>], eingesehen 16.1.2015.

192 Richter, *Gehasst*, S. 125–127.

193 Farin/Seidel-Pielen, *Skinheads*, S. 87.

194 Richter, *Gehasst*, S. 113.

der ultrarechten Band *Kraft durch Froide* in deren Proberaum, dem KdF-Bunker.¹⁹⁵ Dabei schienen Sieg-Heil-, Deutschland-den-Deutschen- und Ausländer-Raus-Rufe die Band ebenso wenig zu stören wie die Hitlergrüße aus dem Publikum.¹⁹⁶

Als die rechtsextremen Auswüchse zunahmen und neonazistische Gruppierungen immer mehr Einfluss gewannen, stiegen sie 1986 aus der Szene aus, kurz nachdem zwei Türken in Hamburg von Skinheads umgebracht wurden.¹⁹⁷ In weiterer Folge beendeten sie die Zusammenarbeit mit Rock-o-Rama. Die Haare wuchsen auf Schulterlänge und auch musikalisch orientierten sie sich von nun an in Richtung Heavy Metal. In Interviews und Liedern distanzieren sie sich mehrfach vom Rechtsextremismus, dennoch wurden sie von Seiten der Medien entweder nicht beachtet oder die Glaubwürdigkeit der Band wurde in Frage gestellt.¹⁹⁸ Folglich boykottierten sie seitdem bis auf wenige Ausnahmen jegliche Medien, was sich in zahlreichen Liedtexten widerspiegelt, z.B. „Was glaubt ihr zu wissen, was glaubt ihr, wer wir sind? Ihr habt jahrelang gelogen, die Presse stinkt!“¹⁹⁹ Im Grunde schlachteten die Medien ihren schlechten Ruf aus und lieferten ihnen andererseits vielfach Inspiration für neues Liedmaterial – eine erfolgreiche Symbiose, die von einer tiefen beiderseitigen Ablehnung gekennzeichnet ist. Derartige pressekritische Texte lassen die Band – ob gewollt oder nicht – jedoch wieder auf die rechte Seite rücken: Der Vorwurf der Lügenpresse ist nicht neu und charakteristisch für rechtsextreme Gruppierungen. Gerade die jüngste Vergangenheit zeigt das anhand der Pegida-Demonstrationen.

In rechtsextremen Kreisen sind die *Böhse Onkelz* zu großen Teilen verhasst. Andererseits wird der Mythos dennoch am Leben gehalten, um die große Bekanntheit der Band als Zugpferd für rechtsextreme Zwecke zu missbrauchen.²⁰⁰ Die Selbstinszenierung als ewige Außenseiter und Unterdrückte deckt sich mit vielen Ansichten des rechtsextremen Spektrums. Mit Textpassagen wie „Mit scheinheiligen Liedern erobern wir die Welt“²⁰¹ spielen sie bewusst mit ihrer Vergangenheit und halten dabei ihren polarisierenden Status hoch. Im Endeffekt sind sie Medienprofis ohne Medien, die eben durch die Instrumentalisierung ihrer umstrittenen Vergangenheit zu einer der erfolgreichsten deutschen Bands aufgestiegen sind. Nach Jahren massiver Kritik mehrten sich die Stimmen, die Band nicht mehr zu isolieren und gegen Rechts einzusetzen. So auch Patrick Orth, der aus dem Umfeld der Toten Hosen stammt, die zu den größten Kritikern der *Böhse Onkelz* zählen:

„Heute haben sie für mich eine wichtige Sozialarbeiter-Funktion, indem sie Teenager-Dumm-Prolls, die politisch auf der Kippe stehen, sagen können: Wir

195 Youtube LLC, Kanal von Kautzmusik, Böhse Onkelz – Bunkerskins – Live in Berlin 1985 Komplett, 10.7.2013, [https://www.youtube.com/watch?v=nGuKNl1Hy_A], eingesehen 16.1.2015.

196 Ebd., 5:47–6:31.

197 Bredel, Skinheads, S. 263.

198 Richter, Gehasst, S. 115.

199 Youtube LLC, Frei.Onkel, Böhse Onkelz – Fahrt zur Hölle |+Text, 1.7.2014, [https://www.youtube.com/watch?v=Xy9VhYDKmPg], eingesehen 12.2.2015.

200 Richter, Gehasst, S. 150–156.

201 Youtube LLC, Midgard, BÖHSE ONKELZ – Heilige Lieder, 23.2.2009, [https://www.youtube.com/watch?v=Qv4fkiLnlDK], eingesehen 12.2.2015.

waren früher wie Ihr [sic!]. Aber wir können Euch [sic!] heute sagen, dass dieser ganze Nazi-Kram totaler Schwachsinn ist. Wir haben den Fehler gemacht. Macht Ihr [sic!] ihn nicht auch!“²⁰²

Das kann funktionieren, aber ebenso gefährlich sein, da schnell eine Brücke zur Vergangenheit geschlagen werden kann.

Der Ausstieg der Band aus der rechtsextremen Skinheadszene hinterließ eine große Lücke, aber schon bald schossen Bands aus dem Boden, die die *Böhsen Onkelz* als Chorknaben dastehen ließen. Häufig sind diese Bands schon am Namen erkennbar, wie die bereits erwähnten *Kraft durch Froide* oder *Radikahl*, *Hassgesang*, *Oithanasie*, *Kommando Freisler* und *Stahlgewitter*. Viele dieser Gruppen sehen sich selbst als Skinheads. Vor allem seit 1990²⁰³ wird vielfach ganz offen der historische Nationalsozialismus angepriesen, der Holocaust geleugnet sowie gegen Ausländer und Linke gehetzt. „Mächtig sind seine Schwingen, die Krallen scharf wie Klingen, wie unser Stolz bleibt er auf ewig unbesiegt, auf dass des Reiches Adler endlich wieder fliegt“²⁰⁴ von *Stahlgewitter* ist nur eines der zahlreichen Beispiele. *Landser*, eine der extremsten Bands, scheuen nicht davor zurück, zu Gewalt und Mord aufzurufen: „Irgendwer wollte den Niggern erzählen, sie hätten hier das freie Recht zu wählen. Recht zu wählen das haben sie auch, Strick um den Hals oder Kugel in den Bauch.“²⁰⁵ Nicht umsonst wurde die Band 2003 als kriminelle Organisation eingestuft und verboten.²⁰⁶

Nach der deutschen Wiedervereinigung boomte das Geschäft mit rechtsextremer Musik, speziell in den neuen Bundesländern.²⁰⁷ Das erkannte auch die NPD: Um die Jahrtausendwende begann sie verstärkt, Rechtsrockbands auf den Parteiveranstaltungen Auftrittsmöglichkeiten zu geben.²⁰⁸ Die Verflechtung zwischen Partei und Musikern wurde immer enger, so ist z.B. Michael Regener, der Bandleader von *Landser*, selbst NPD-Mitglied.²⁰⁹ Durch diese Liaisonen entstanden ab 2004 die sogenannten Schulhof-CDs, zunächst aus dem Umkreis der Freien Kameradschaften, die NPD legte noch im selben Jahr nach.²¹⁰ Diese speziell auf Heranwachsende zugeschnittenen Materialien wurden nicht nur auf Schulhöfen und Jugendtreffs verteilt, sondern auch im Internet kostenlos zum Download angeboten.²¹¹ Damit wird von rechtsextremer Seite

202 Die Toten Hosen, Patrick Orth, März 2005, [<http://www.dietotenhosen.de/band/freunde-des-hauses/patrick-orth>], eingesehen 12.1.2015.

203 Bredel, *Skinheads*, S. 270 f.

204 Youtube LLC, *WiderstandMusik, Stahlgewitter – Auf das der Adler wieder fliegt* [HQ], 18.9.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=ipcSAZDR31M>], eingesehen 12.2.2015.

205 Ebd., DK Snopy, *Landser – Niemals*, 29.11.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=puDO8nypFFM>], eingesehen 12.2.2015.

206 Bundesgerichtshof, Beschluss vom 22. April 2003, 22.4.2003, [http://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/recht_sprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&nr=26144&pos=0&anz=1], eingesehen 5.2.2015.

207 Aschwanden, *Rechtsextremismus*, S. 144 f.

208 Langebach/Raabe, *Freizeit*, S. 166 f.

209 Ebd., S. 172.

210 Thomas Pfeiffer, *Erlebniswelt Rechtsextremismus. Menschenverachtung mit Unterhaltungswert*, in: Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.), *Rechtsextremismus in Deutschland und Europa. Rechts außen – Rechts ‚Mitte‘? (Kulturwissenschaft interdisziplinär 7)*, Baden-Baden 2011, S. 117–131, hier S. 121 f.

211 Hans Peter Killguss/Jan Schedler, *Jugendarbeit der extremen Rechten und das Beispiel PRO KÖLN und PRO NRW*, in: Alexander Häusler (Hrsg.), *Rechtspopulismus als „Bürgerbewegung“. Kampagnen gegen Islam und Moscheebau und kommunale Gegenstrategien*, Wiesbaden 2008, S. 129–151, hier S. 132 f.

versucht, speziell junge, ungefestigte Menschen für sich zu gewinnen. Dafür eignet sich gerade Musik hervorragend als Eintrittstor in die Szene.

Nicht nur harte, rockige Titel sind auf den Samplern vorhanden, sondern auch emotionsgeladene Balladen. Musik hat als Propagandawaffe den Vorteil, dass die vermittelten Botschaften umso mehr wirken, je öfter sie gehört werden. Herkömmliche Parteipromotion landet dagegen schnell mal im Papierkorb. Dabei wurde seit dem Verbot des deutschen Ablegers von B&H im Jahr 2000²¹² vermehrt darauf geachtet, nur mehr bis an die Grenze zur Legalität zu gehen.²¹³ Der Reiz des Verbotenen, des Tabubehafteten schwingt hier aber trotzdem mit. Zusätzlich hat sich die Qualität der Musik stark erhöht, dumpf und stümperhaft produzierte Aufnahmen gehören eher der Vergangenheit an. Besonders erfolgreich waren diese Veröffentlichungen wie schon nach der Wiedervereinigung im Osten Deutschlands.²¹⁴

Abseits der Tonträger bieten die konspirativen Rechtsrockkonzerte eine für Jugendliche spannende Abenteuerwelt, angefangen vom Katz-und-Maus-Spiel mit der Polizei zum geheimen Veranstaltungsort bis zum gemeinsamen Gruppenerlebnis mit gleichgesinnten samt Hitlergruß. Armin Pfahl-Traughber spricht der Musik eine Mobilisierungs-, Integrations- und Politisierungsfunktion zu.²¹⁵ Rechtsrock ist eines der wichtigsten Medien der rechtsextremen Agitation, ihren Ausgangspunkt hatte sie in der rechtsextremen Skinheadbewegung, in der die Musik zentral ist. Die Bandbreite der musikalischen Stilrichtungen rechtsextremer Musik wurde genau wie die rechtsextreme Jugendkultur im Allgemeinen heterogener, laut Martin Langebach und Jan Raabe ist daher berechtigterweise von „Plural anstatt Singular“²¹⁶ zu sprechen.

Jenseits des klassischen Rechtsrocks

Wie schon angedeutet bewegt sich rechtsextreme Musik nicht nur innerhalb des klassischen Rechtsrocks, sondern es wird zunehmend versucht, andere Musikstile zu ‚entern‘. Seit Anfang der 1990er etablierte sich die rechtsextreme Liedermacherszene, der Impuls dazu kam wieder aus England und zwar von Ian Stuarts countrylastigen Nebenprojekten.²¹⁷ Die bekanntesten deutschen Protagonisten sind das NPD-Mitglied Frank Rennie und Anett Müller. Letztere verzeichnete mit dem Lied „Wir hassen Kinderschänder“²¹⁸ einen Hit auf Youtube, was die Zahl von 1.363.919 Aufrufen bestätigt. Wieder kann angenommen werden, dass nicht nur Zugriffe aus dem rechtsext-

212 Jan Raabe/Martin Langebach, *Jugendkulturelle Dynamik – Vom Hardcore über den NSHC zu den ‚Autonomen Nationalisten‘*, in: Schedler/Häusler, *Autonome Nationalisten*, S. 154–166, hier S. 164.

213 Senatsverwaltung für Inneres und Sport Berlin, *Rechtsextremistische Musik*, o. D. (Dezember 2012), S. 10, [http://www.berlin.de/imperia/md/content/seninn/verfassungsschutz/musik_brosch__re_online.pdf?start&ts=1355837361&file=musik_brosch__re_online.pdf], eingesehen 13.2.2015.

214 Killguss/Schedler, *Jugendarbeit*, S. 133 f.

215 Armin Pfahl-Traughber, *Politisches Selbstverständnis und Gewaltorientierung rechtsextremistischer Skinheads – Eine Fallstudie zu den Tonträgern der Band „Landser“*, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* 13 (2001), S. 169–182, hier S. 170.

216 Langebach/Raabe, *Freizeit*, S. 167.

217 Ebd., S. 176.

218 Youtube LLC, skhldf, Annett – WIR HASSEN KINDERSCHÄNDER, 16.2.2008, [https://www.youtube.com/watch?v=Idu3kB8_r90], eingesehen 26.2.2015.

remem Spektrum erfolgt sind. Zwar enthält dieses Lied keine explizit rechtsextremen Inhalte, jedoch besingt die Liedermacherin in anderen Stücken eindeutig völkisch-nationalistisch motivierte Inhalte, so z.B.: „Vermischung pur, ist das das Ende vom Lied? Und es eine Minderheit an Deutschen in Deutschland gibt.“²¹⁹ Gegen Rennicke ist Müller verhältnismäßig zurückhaltend, denn seine Texte sind voll von geschichtsrevisio-nistischen Inhalten. Unter anderem glorifiziert er in seinen Liedern Rudolf Hess²²⁰ und Adolf Hitler²²¹, außerdem fordert er in „Schlesien uns von Gott gegeben“²²² die alten Grenzen des Dritten Reichs ein. Rennickes Werke sind durchzogen von der Meinung, dass die „Legitimität politischer Herrschaft [...] nur auf der Grundlage ethnisch homo-gener Volksgemeinschaften zu erreichen [sei]“.²²³ Anders als der Rechtsrock klingen LiedermacherInnen mit ihren oft balladenhaften Songs beim ersten Hinhören relativ harmlos. Insbesondere Frank Rennicke verwendet oft schon bekannte und eingängige Melodien in seiner Musik.²²⁴ Aber gerade das macht sie gefährlich, zudem dürfte diese Art von Musik auch ältere Menschen ansprechen.

Im Gegensatz dazu steht der nationalsozialistische Black Metal (NSBM). Black Metal ist eine der extremsten Spielarten innerhalb des Metals. Charakterisieren lässt sich die Musik im Allgemeinen durch eine extrem schnelle Spielweise, die mit einer meist un-verständlichen kreischenden oder tief gröhrenden Stimme untermalt ist. In diesem Genre sind misanthropisches, elitäres sowie sozialdarwinistisches Denken weit verbreitet.²²⁵ Es existiert kein fest definierbarer bzw. abgrenzbarer rechter Flügel, eher sind die Übergänge fließend und die Subkultur als Ganzes zu betrachten.²²⁶ Der Großteil von der Szene lehnt die Vermischung von politischen Zielen und der Musik ab, die Akzeptanz von rechtsextremen Umtrieben ist jedoch bei einer erheblichen Anzahl von Bands ziemlich hoch.²²⁷ Die Texte beziehen sich oft auf „Satanismus, Okkultismus, Krieg gegen das Christentum und verstärkt nordisch-germanische[n], Artglaube[n]“²²⁸ – ide-ale Anknüpfungspunkte für rechtsextreme Ideologien. Vor allem der Black Metal skan-dinavischer Prägung Anfang der 1990er-Jahre war von rechtsextremen Einstellungen geprägt²²⁹ und bereits Mitte der 1990er breiteten sich am rechten Rand der deutschen Black Metal-Szene neonazistische Tendenzen²³⁰ aus. Die wichtigsten Vertreter der deut-schen NSBM-Szene sind laut Dornbusch und Killguss die Gebrüder Hendrik und Ro-

219 Youtube LLC, Kanal von ANBueeckeburg, Annett – Zeit, zu rebellieren, 1.11.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=RywJbVwlobY>], eingesehen 26.2.2015.

220 Ebd., pamadere, Frank Rennicke - Rudolf Hess, 14.12.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=N-XdeSZghok>], eingesehen 26.2.2015.

221 Ebd., Michael Wagner, Frank Rennicke – Birthday im April, 19.4.2014, [https://www.youtube.com/watch?v=_cQsq-LVro], eingesehen 26.2.2015.

222 Ebd., Das Reich, Frank Rennicke Schlesien uns von Gott Gegeben Deutsche Musik, 7.6.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=2lxGNQbsXIY>], eingesehen 26.2.2015.

223 Claus Leggewie, Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird besichtigt, München 2011, S. 27.

224 Langebach/Raabe, Freizeit, S. 177.

225 Christian Dornbusch/Hans-Peter Killguss, Unheilige Allianzen. Black Metal zwischen Satanismus, Heidentum und Neonazismus, Münster 2005, S. 9.

226 Ebd., S. 147.

227 Ebd.

228 Langebach/Raabe, Freizeit, S. 181.

229 Dornbusch/Killguss, Allianzen, S. 36–41.

230 Ebd., S. 58.

nald Möbus von der Band *Absurd*.²³¹ Stellvertretend für viele NSBM-Bands verbinden sie neogermanisches Heidentum mit nationalsozialistischer Ideologie.

„In den Divisionen Wiking und Nordland waren geeint, unsre Ahnen unerschütterlich für das Reich gegen den Feind. Ihre Ehre die hieß Treue, in den Adern floss ein Blut [...] Ein einig Volk, ein Glaube an uralte Heidenmacht.“²³²

Es dauerte nicht lange, bis NSBM- und Rechtsrockinterpreten als Brüder im Geiste zusammenfanden. Darüber hinaus haben viele neonazistische Skinheads eine Vorliebe für die germanische Mythologie.²³³ Durch diese Berührungspunkte kam es seit etwa der Jahrtausendwende zu gemeinsamen Auftritten von nationalsozialistischen Black Metallern und rechtsextremen Skinheadbands.²³⁴

Ein etwas neueres Phänomen, zumindest in Deutschland, ist der *National Socialist Hardcore* (NSHC) oder auch *Hatecore*. Dem zugrunde liegt der Hardcore, der Anfang der 1980er-Jahre in den USA aus dem Punk heraus entstand.²³⁵ Ähnlich wie die Oi!-Bewegung entstand eine Subkultur, die die noch junge Punkbewegung bereits wieder am Ende sah.²³⁶ Der Musikstil des Hardcore ist härter, schneller und aggressiver als Punk, oftmals auch druckvoller durch die tiefer gestimmten Gitarren. Das *Do-it-Yourself-Prinzip* wurde übernommen und bei einem großen Teil der Hardcoreszene besteht eine „relative Nähe zu radikal linken Positionen“.²³⁷

Doch auch bei Skinheads und Neonazis fand diese energiereiche und dynamische Musik Anklang und so entstanden in den USA Ende der 1980er mit den *Blue Eyed Devils*, *Angry Aryans* oder *Bound For Glory* die ersten NSHC-Bands, die den Hardcoresound sowie deren Habitus adaptierten.²³⁸ Dieser Stil wurde etwa Ende der 1990er nach Europa exportiert und langsam entstanden auch deutsche Bands, die sich dem NSHC zuwandten.²³⁹ Musikalisch lassen sich die Bands – auch hinsichtlich einer qualitativ hochwertigen Produktion – außer anhand des Textes kaum mehr von anderen Hardcorebands unterscheiden, d.h. auch außerhalb der NSHC-Szene kann die Musik Anklang finden. Die meisten deutschen Bands verfassen ihre Texte auf Englisch, was mitunter auch Kritik aus der Rechtsrockszene hervorruft,²⁴⁰ jedoch ist die Musik dann noch schwerer vom üblichen Hardcore zu trennen. Neben der Musik wurden auch Symbole, Kleidung und sogar Lebenseinstellungen des Hardcore kopiert. Innerhalb der Hardcoreszene entstanden Strömungen, die – in unterschiedlichem Ausmaß – den Straight-Edge-Gedanken in den Mittelpunkt stellten, d.h. bewusster Verzicht auf Drogen jeglicher Art,

231 Dornbusch/Killguss, *Allianzen*, S. 168.

232 Youtube LLC, poopietreat666, *Absurd – Asgardsrei – Germanien über alles (Remixed, Revised & Remastered)*, 12.7.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=olfbpArtn8s>], eingesehen 26.2.2015.

233 Dornbusch/Killguss, *Allianzen*, S. 275.

234 Ebd., S. 286 f.

235 Christian Schulze/Regina Wamper, „Adolf H. didn't booze or smoke“. Konsumkritik, Jugendkultur, Drogenverzicht von Rechts: Die neonazistische Adaption von Hardcore und Straight Edge, in: Wamper/Kellersohn/Dietzsch (Hrsg.), *Rechte Diskurspiraterien*, S. 195.

236 Schulze/Wamper, *Adolf*, S. 195.

237 Ebd., S. 200.

238 Langebach/Raabe, *Freizeit*, S. 178.

239 Ebd., S. 179.

240 Ebd., S. 180.

vegane oder vegetarische Essgewohnheiten und maßvoller Umgang mit Sexualität.²⁴¹ Dieselbe Strömung hat ihren Platz folglich auch im NSHC gefunden.²⁴² Dass die Musik taktisch benutzt wird, beweist unter anderem die Aussage der Band Thrima:

„Da Musik als Propagandawaffe verstanden wird und sich dadurch entsprechende Inhalte transportieren lassen, ist es positiv zu bewerten, wenn Leute außerhalb unserer Kreise dadurch leichter in Berührung kommen.“²⁴³

Jegliche Annäherungsversuche an die nichtrechte Hardcoreszene wurden jedoch abgeblockt.²⁴⁴ Die Entwicklung von NSHC ging einher mit dem Auftreten der AN, beide sind „gleichermaßen Ausdruck einer Öffnung des Neonazismus“.²⁴⁵

Ähnliches gilt für das Aufkommen von nationalsozialistischem Hip-Hop. Eigentlich undenkbar, aber als Mittel zum Zweck scheint auch die auf afroamerikanische Wurzeln zurückgehende Musik zu dienen. Enesess von *n'Socialist Soundsystem* ist der Meinung, „dass es da eine nationale Alternative geben muss, um eben gerade jüngere Deutsche ansprechen zu können“;²⁴⁶ sie seien „nationale Sozialisten und keine Hip-Hopper“.²⁴⁷ Sie wollen damit junge Menschen erreichen, die sie mit Rechtsrock oder anderen Genres nicht erreichen können. Nicht ohne Grund ist auf der „Schüler-CD des nationalen Widerstands“²⁴⁸ der AN auch nationalsozialistischer Hip-Hop zu hören. Diese Spielart von rechtsextremer Musik ist noch relativ neu, aber fügt sich exakt in die Strategie der sich modernisierenden neonazistischen Bewegungen ein und vor allem gleicht sie der Strategie der AN, sich der Strategie der Linksautonomen zu bedienen.

Um eine große Klammer zu den musikalisch ausdifferenzierten Ausdrucksformen rechtsextremer Musik zu machen: Vom Rechtsrock bis zum NS-Hip-Hop begleitete die Musik die Modernisierung des rechtsextremen Spektrums, teilweise war sie sogar wegberreitend. Deshalb ist sie eines der wichtigsten Medien zur Vermittlung von Ideologie sowie zur Rekrutierung neuer Mitglieder. Dabei sind diese Modernisierungen nie vom organisierten Rechtsextremismus ausgegangen, „sondern aus der Dynamik jugendkultureller Entwicklungen in extrem rechten Jugendzonen“.²⁴⁹

241 Schulze/Wamper, Adolf, S. 195–198.

242 Ebd., S. 213–216.

243 Aryan Music, Interview mit Thrima, 21.12.2009, [http://aryanmusic.net/e107_plugins/content/content.php?content.810], eingesehen 27.2.2015.

244 Schulze/Wamper, Adolf, S. 212.

245 Ebd., S. 217.

246 Youtube LLC, Axel Reichert, Das karlsruher//netzwerk fragt nach: Interview mit Enesess (n'Socialist Soundsystem), 31.3.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=7hhi-PpmhVM>], eingesehen 28.2.2015.

247 Ebd.

248 Jugend in Bewegung. Schüler-CD des nationalen Widerstands 1.0.8, o. D. (2011), [<http://schulhof-cd-sponsor.1st-amendment.info/SchuelerCD108.iso>], eingesehen 10.12.2014.

249 Langebach/Raabe, Freizeit, S. 181.

Fazit

Junge Leute wollen was erleben – das weiß auch die extreme Rechte. Die Schaffung einer jugendaffinen Erlebniswelt zieht sich wie ein roter Faden durch die Agitationsstrategien zur Vereinnahmung jugendlicher Subkulturen von rechtsextremer Seite. Die Skinheads subkultur war und ist eine rebellische Erlebniswelt und bereits kurz nach ihrer Entstehung in Großbritannien bildeten sich innerhalb der Szene rechtsextreme Tendenzen aus, und das noch bevor die Politik sich näher damit beschäftigte. Das hängt mit dem damaligen gesellschaftlichen Klima, aber auch mit den Verlustängsten der sich in Auflösung befindenden Arbeiterschicht zusammen. Kultfiguren wie Ian Stuart wirkten im weiteren Verlauf so stark auf die Szene ein, dass große Teile nach rechts abdrifteten. In Gramscis Worten war Stuart ein „organischer Intellektueller“ innerhalb dieser Subkultur, da er nicht nur redete, sondern auch handelte.

Die Hegemonie auf der Insel war bereits erreicht, in Westdeutschland kam der Skinheadkult bereits innerlich zerrissen an. Ab Mitte der 1980er-Jahre dominierten auch dort die rechtsextremen Skinheads. In beiden Fällen wurden eher Neonazis zu Skinheads als umgekehrt und in beiden Fällen spielten die Medien dabei eine erhebliche Rolle. Eine andere Situation herrschte in Ostdeutschland, der Skinheadkult kam dort fast ausschließlich rechtsextrem aufgeladen an und die Ablehnung gegenüber dem DDR-Regime war bereits ziemlich groß. Bis zur Wiedervereinigung hatte sich die Skinheadbewegung zum Großteil von innen heraus nach rechts radikalisiert, ohne dass rechtsextreme Gruppierungen oder Parteien von außen größeren Einfluss nehmen konnten. Gerade nach den zahlreichen Verboten von neonazistischen Gruppierungen in Deutschland wurden rechtsextreme Skinheads zwischen den Parteien und freien Kameradschaften ein Teil des organisierten Rechtsextremismus. Für diese war es nicht schwer, aufgrund der rechtslastigen Diskurshegemonie innerhalb der Skinheadszenen einen breiten Konsens zu schaffen und den oft diffusen Hass nachhaltig zu ideologisieren. Dabei gingen die ursprünglichen subkulturellen Wurzeln größtenteils verloren.

Anfang der 2000er-Jahre waren Skinheads nicht mehr zeitgemäß und so modernisierte sich auch der Rechtsextremismus. Anders als die Skinheads wollten die AN von außen andere Subkulturen vereinnahmen, besonders die linke und alternative Szene. Um möglichst viele Jugendliche anzusprechen bzw. einen Konsens mit anderen Gruppen zu erreichen, kopierten sie Symbolik, Modetrends, Aktionsformen und Lebensstile der linksautonomen und alternativen Szene. Mit der Aussicht auf eine Kulturrevolution von rechts versuchten sie, möglichst viele verschiedene Bereiche der Gesellschaft im vorpolitischen Raum zu erobern, um eine kulturelle Hegemonie zu erreichen. Dasselbe galt für das Internet als bevorzugtes Kommunikationsmedium samt virtueller rechtsextremer Parallelwelt.

Nicht wegzudenken aus dem vorpolitischen Raum ist die Musik: Bereits bei den Skinheads spielte sie – ob rechtsextrem oder nicht – eine tragende Rolle. Und gerade rechtsextreme Musiker waren es, die die Skinheads subkultur nach und nach mit rechtsextremen Elementen anreicherten. Auf Deutschland bezogen war rechtsextreme Musik in Form des *klassischen* Rechtsrocks noch relativ leicht zu erkennen, da eben be-

vorzuzug auf Deutsch gesungen wurde und die Namen der Bands einschlägig waren. Ähnlich wie die rechtsextreme Skinheadkultur war der Rechtsrock vom Mainstream isoliert, sei es durch die qualitativen Mängel oder durch die gesellschaftliche Ächtung. Mit den modernisierenden Tendenzen des Rechtsextremismus kam es neben qualitativen Steigerungen zur Ausdifferenzierung der Musikgenres, in denen sich Rechtsextremisten bewegen und dieser Prozess ist untrennbar mit den AN verbunden. Dass dies oft rein taktischer Natur war, um noch mehr Menschen zu erreichen, daraus wurde kein Geheimnis gemacht.

Letzten Endes kann unterstrichen werden: Innerhalb der Skinheadkultur hat eindeutig die rechtsextreme Seite die Hegemonie erreicht. Es war ein Prozess, der sich zu einem großen Teil innerhalb der Subkultur zugetragen hat und von rechtsextremen Gruppierungen von außen noch zusätzlich verstärkt wurde. Die AN wollen dagegen von außen möglichst viele andere Subkulturen vereinnahmen und die jeweiligen vopolitischen Räume in der öffentlichen Meinung schrittweise mit ihrer Ideologie besetzen. Denn die „öffentliche Meinung“ ist nach Gramsci „aufs engste mit der politischen Hegemonie verknüpft, es ist [...] der Berührungspunkt zwischen der ‚Zivilgesellschaft‘ und der ‚politischen Gesellschaft‘, zwischen dem Konsens und der Gewalt“.²⁵⁰

Literatur

Aschwanden, Dirk, *Jugendlicher Rechtsextremismus als gesamtdeutsches Problem* (Nomos Universitätsschriften Politik 56), Baden-Baden 1995.

Baron, Udo, *Das Selbstverständnis von Links- und Rechtsautonomen – Ein Vergleich zweier neuer subkultureller Erscheinungsformen*, in: Gerhard Hirscher/Eckhard Jesse (Hrsg.), *Extremismus in Deutschland. Schwerpunkte, Vergleiche, Perspektiven*, Baden-Baden 2013.

Bredel, Holger, *Skinheads – Gefahr von Rechts?*, Berlin 2002.

Bundesamt für Verfassungsschutz, *Rechtsextremismus: Symbole, Zeichen und verbotene Organisationen*, o. D. (2014), [<http://www.verfassungsschutz.de/embed/broschueren-2014-03-rechtsextremismus-symbole-zeichen-und-verbotene-organisationen.pdf>], eingesehen 19.2.2015.

Dornbusch, Christian/Killguss, Hans-Peter, *Unheilige Allianzen. Black Metal zwischen Satanismus, Heidentum und Neonazismus*, Münster 2005.

Ders./Raabe, Jan, *RechtsRock*, in: *Forschungsjournal NSB* 19, Heft 2, (2006), S. 47–52.

El-Nawab, Susanne, *Skinheads – Ästhetik und Gewalt*, Frankfurt am Main 2001.

Erll, Astrid, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Stuttgart-Weimar 2005.

Farin, Klaus/Seidel-Pielen, Eberhard, *Skinheads*, München 2014⁷.

250 Gramsci, *Gefängnishefte* 4, S. 916.

Funk-Hennings, Erika, Skinheadmusik, Oi-Musik, Nazi-Rock?, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 40 (1995), S. 84–100.

Gerratana, Valentino, Staat, Partei, Institutionen. Politische Hegemonie der Arbeiterklasse, in: Biago de Giovanni/Valentino Gerratana/Leonardo Paggi (Hrsg.), *Gramsci-Debatte* 1. Hegemonie, Staat und Partei, Hamburg 1978, S. 32–47.

Gramsci, Antonio, *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, 10 Bde., Hamburg ²2012.

Ders., *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Heft 1, Bd. 1, Hamburg ²2012.

Ders., *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 2 und 3, Bd. 2, Hamburg ²2012.

Ders., *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 6 und 7, Bd. 4, Hamburg ²2012.

Ders., *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 8 und 9, Bd. 5, Hamburg ²2012.

Ders., *Gefängnishefte*. Kritische Gesamtausgabe, Hefte 12 bis 15, Bd. 7, Hamburg ²2012.

Heise, Mikiya/vom Fromberg, Daniel, „Die Machtfrage stellen“. Zur politischen Theorie Antonio Gramscis, in: Andreas Merkens/Victor Rego Diaz (Hrsg.), *Mit Gramsci arbeiten*. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis (Argument Sonderband Neue Folge AS 305), Hamburg 2007, S. 110–125.

International Gramsci Society, *Gramsci Bibliography: 2015*, 3.3.2016, [<http://www.internationalgramscisociety.org/bibliography/index.html>], eingesehen 29.3.2016.

Jacobitz, Robin, Antonio Gramsci – Hegemonie, historischer Block und intellektuelle Führung in der internationalen Politik (Arbeitspapiere der Forschungsgruppe Europäische Gemeinschaften 5), Marburg 1991, [<http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2013/4336/pdf/a5.pdf>], eingesehen 29.3.2016.

Jaschke, Hans-Gerd, *Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit*. Begriffe, Definitionen, Praxisfelder, Wiesbaden 2001².

Judt, Tony, The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe, in: *Daedalus* 121 (1992), S. 83–118.

Kailitz, Steffen, *Politischer Extremismus in der Bundesrepublik Deutschland*. Eine Einführung, Wiesbaden 2004.

Killguss, Hans-Peter/Schedler, Jan, Jugendarbeit der extremen Rechten und das Beispiel PRO KÖLN und PRO NRW, in: Alexander Häusler (Hrsg.), *Rechtspopulismus als „Bürgerbewegung“*. Kampagnen gegen Islam und Moscheebau und kommunale Gegenstrategien, Wiesbaden 2008, S. 129–151.

Langebach, Martin/Raabe, Jan, Zwischen Freizeit, Politik und Partei: Rechtsrock, in: Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), *Strategien der extremen Rechten*. Hintergründe – Analysen – Antworten, Wiesbaden 2009.

Leggewie, Claus, *Der Kampf um die europäische Erinnerung. Ein Schlachtfeld wird beachtigt*, München 2011.

Ders., *Kulturelle Hegemonie. Gramsci und die Folgen*, in: *Leviathan* 15 (1987), S. 285–304.

Menhorn, Christian, *Skinheads: Portrait einer Subkultur (Extremismus und Demokratie 3)*, Baden-Baden 2001.

Merkens, Andreas, „Die Regierten von den Regierenden intellektuell unabhängig machen“. Gegenhegemonie, politische Bildung und Pädagogik bei Antonio Gramsci, in: Andreas Merkens/Victor Rego Diaz (Hrsg.), *Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis (Argument Sonderband Neue Folge AS 305)*, Hamburg 2007, S.157–174.

Müller, Jan-Werner, *Introduction: the power of memory, the memory of power and the power over memory*, in: Ders. (Hrsg.), *Memory and Power in Post-war Europe. Studies in the Presence of the Past*, Cambridge 2002, S. 1–35.

Pfahl-Traughber, Armin, *Der „zweite Frühling“ der NPD. Entwicklung, Ideologie, Organisation und Strategie einer rechtsextremistischen Partei*, Berlin 2008, [http://www.kas.de/wf/doc/kas_14498-544-1-30.pdf], eingesehen 12.1.2015.

Ders., *Politisches Selbstverständnis und Gewaltorientierung rechtsextremistischer Skinheads – Eine Fallstudie zu den Tonträgern der Band „Landser“*, in: *Jahrbuch Extremismus & Demokratie* 13 (2001), S. 169–182.

Pfeiffer, Thomas, *Erlebniswelt Rechtsextremismus. Menschenverachtung mit Unterhaltungswert*, in: Caroline Y. Robertson-von Trotha (Hrsg.), *Rechtsextremismus in Deutschland und Europa. Rechts außen – Rechts ‚Mitte‘? (Kulturwissenschaft interdisziplinär 7)*, Baden-Baden 2011, S. 117–131.

Ders., *Virtuelle Gegenöffentlichkeit und Ausweg aus dem „rechten Ghetto“: Strategische Funktionen des Internets für den deutschen Rechtsextremismus*, in: Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), *Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten*, Wiesbaden 2009, S. 290–307.

Raabe, Jan/Langebach, Martin, *Jugendkulturelle Dynamik – Vom Hardcore über den NSHC zu den „Autonomen Nationalisten“*, in: Jan Schedler/Alexander Häusler (Hrsg.), *Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung*, Wiesbaden 2011, S. 154–166.

Richter, Stefan, „Gehasst – Verdammt – Vergöttert“. Das Phänomen der ehemaligen Skinhead-Kultband „Böhse Onkelz“ und ihre Bezüge zum Rechtsextremismus, in: Herbert Kloninger (Hrsg.), *Rechtsextremismus als Gesellschaftsphänomen. Jugendhintergrund und Psychologie*, Brühl 2006, S. 110–189, [http://edoc.vifapol.de/opus/volltexte/2009/1249/pdf/band_27.pdf], eingesehen 15.1.2015.

Riechers, Christian, *Antonio Gramsci. Marxismus in Italien*, Frankfurt am Main 1970.

Roth, Gerhard, *Gramscis Philosophie der Praxis. Eine neue Deutung des Marxismus*, Düsseldorf 1972.

Sager, Tomas, Freund oder Feind? Das widersprüchliche Verhältnis von „Autonomen Nationalisten“, NPD und neonazistischer Kameradschaftsszene, in: Jan Schedler/Alexander Häusler (Hrsg.), *Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung*, Wiesbaden 2011, S. 105–120.

Sander, Ekkehard, Skinheads – Gefangene des eigenen Mythos?, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Gewalt gegen Fremde. Rechtsradikale, Skinheads und Mitläufer*, München 1993, S. 161–172.

Ders., Übernahme von Ästhetik und Aktionsformen der radikalen Linken – Zur Verortung der „Autonomen Nationalisten“ im extrem rechten Strategiespektrum, in: Stephan Braun/Alexander Geisler/Martin Gerster (Hrsg.), *Strategien der extremen Rechten. Hintergründe – Analysen – Antworten*, Wiesbaden 2009, S. 332–357.

Schneider, Helmut, Jugendlischer Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945: Organisationen und Dispositionen, Kontinuitäten und Diskontinuitäten. Ein Literaturbericht, in: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Gewalt gegen Fremde. Rechtsradikale, Skinheads und Mitläufer*, München 1993, S. 69–96.

Schulze, Christian/Wamper, Regina, „Adolf H. didn't booze or smoke“. Konsumkritik, Jugendkultur, Drogenverzicht von Rechts: Die neonazistische Adaption von Hardcore und Straight Edge, in: Regina Wamper/Helmut Kellersohn/Martin Dietzsch (Hrsg.), *Rechte Diskurspiraterien. Strategien der Aneignung linker Codes, Symbole und Aktionsformen*, Münster 2010, S. 194–223.

Senatsverwaltung für Inneres und Sport Berlin, Rechtsextremistische Musik, o.D. (Dezember 2012), [http://www.berlin.de/imperia/md/content/seninn/verfassungsschutz/musik_brosch__re_online.pdf?start&ts=1355837361&file=musik_brosch__re_online.pdf], eingesehen 13.2.2015.

Staud, Toralf/Radke, Johannes, *Neue Nazis. Jenseits der NPD: Populisten, Autonome Nationalisten und der Terror von Rechts*, Köln 2012².

Stiehm, Enno, *Rechtsextreme Jugendliche. Erkennungsmerkmale, Begriffe, Erklärungsansätze und schulische Handlungsmöglichkeiten*, Hamburg 2012.

Stöss, Richard, *Rechtsextremismus im Wandel*, Berlin 2010³, [<http://library.fes.de/pdf-files/do/08223.pdf>], eingesehen 4.1.2015.

Suermann, Lenard, Rebel Without a Course. Der Diskurs um die „Autonomen Nationalisten“, in: Regina Wamper/Helmut Kellersohn/Martin Dietzsch (Hrsg.), *Rechte Diskurspiraterien. Strategien der Aneignung linker Codes, Symbole und Aktionsformen*, Münster 2010, S. 166–193.

Troebst, Stefan, *Geschichtspolitik. Politikfeld, Analyserahmen, Streitobjekt*, in: Etienne Francois/Kornelia Konczal/Robert Traba/Stefan Troebst (Hrsg.), *Geschichtspolitik in Europa seit 1989. Deutschland, Frankreich und Polen im internationalen Vergleich (Moderne europäische Geschichte 3)*, Göttingen 2013, S. 15–34.

Verfassungsschutz Nordrhein-Westfalen, Skinheads und Rechtsextremismus, Düsseldorf 2001, [http://www.mik.nrw.de/fileadmin/user_upload/Redakteure/Verfassungsschutz/Dokumente/Skinheads_und_Rechtsextremismus.pdf], eingesehen 3.12.2015.

Dies./Sturm, Michael/Häusler, Alexander, Faschistischer Selbstbedienungsladen? An eignungspraktiken der „Autonomen Nationalisten“ in historischer und diskursanalytischer Perspektive, in: Jan Schedler/Alexander Häusler (Hrsg.), Autonome Nationalisten. Neonazismus in Bewegung, Wiesbaden 2011, S. 284–302.

Wetzstein, Thomas A./Dahm, Hermann/Steinmetz, Linda, Datenreisende. Die Kultur der Computernetze, Opladen 1995.

Abbildungen

Abbildung 1: Blog: Aber hier leben? Nein danke! Gegen die alltäglichen Zumutungen der Provinz, Autonom und National, 22.7.2010, [<http://afg.blogspot.de/images/agg2.JPG>], eingesehen 29.3.2016.

Abbildung 2: Blog: Autonome Nationalisten Wetzlar, Flugblattaktion in Marburg Freie Kräfte Frankenberg/Waldeck, 13.5.2012, [<https://logr.org/anwetzlar/2012/05/13/flugblattaktion-in-marburgwww-unser-wa-fkb-tk/>], eingesehen 29.3.2016.

Abbildung 3: Blog: Straßenkunst.info, Author Archives: strassenkunst, 5.6.2013, [<https://logr.org/strassenkunst/archives/author/strassenkunst/page/6>], eingesehen 29.3.2016.

Quellen

Altermedia Deutschland, Wie organisieren wir den Widerstand, 21.10.2012, [<http://altermedia-deutschland.info/content.php/2413-Wie-organisieren-wir-den-Widerstand>], eingesehen 15.2.2015.

Antisem Versand, Startseite, o. D., [<http://www.antisem.it/>], eingesehen 24.2.2015.

Aryan Music, Interview mit Thrima, 21.12.2009, [http://aryanmusic.net/e107_plugins/content/content.php?content.810], eingesehen 27.2.2015.

Autonome Nationalisten Göppingen, Autonom?, o. D., [<http://angp.demo-goeppingen.org/autonom/>], eingesehen 24.2.2015.

Autonome Nationalisten Mecklenburg & Pommern, Wofür trittst du ein? 8 Fragen an einen nationalen Sozialisten, o. D., [<http://logr.org/anmup/2013/09/20/wofuer-trittst-du-ein-8-fragen-an-einen-nationalen-sozialisten/>], eingesehen 20.2.2015.

Autonome Nationalisten Ostfriesland, Auf auf ins neue Kampffahr 2010!, 2.1.2010, [<https://logr.org/leerostfriesland/2010/01/02/auf-auf-ins-neue-kampffahr-2010/>], eingesehen 28.3.2016.

Autonome Nationalisten Ostfriesland, Nützliches, o. D., [<http://logr.org/leerostfriesland/nutzliches/>], eingesehen 16.2.2015.

Blog: Autonome Nationalisten Ostfriesland, Über uns, November 2008, [<http://logr.org/leerostfriesland/uber-uns/>], eingesehen 27.11.2014.

Blog: Autonome Nationalisten Stormarn, Autonome Nationalisten Stormarn, 30.10.2010, [<http://logr.org/anstormarn/>], eingesehen 20.2.2015.

Blog: Autonome Nationalisten Vorderpfalz, Warum Autonom?, o. D., [<http://logr.org/autonomenationalistenvorderpfalz/was-wir-wollen/warum-autonom/>], eingesehen 15.2.2015.

Blog: Straßenkunst.info, Startseite, o. D., [<http://logr.org/strassenkunst/index.html>], eingesehen 21.1.2015.

Blog: Metal Hall eZine, Elric, Lemmy Answers Your Questions, 17.4.2008, [<http://metallhall.blogspot.co.at/2008/04/lemmy-answers-your-questions.html>], eingesehen 9.1.2015.

Blood & Honour, Home, o. D., [<http://www.bloodandhonour.net/index.html>], eingesehen 12.1.2015.

Bundesgerichtshof, Beschluss vom 22. April 2003, 22.4.2003, [<http://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&nr=26144&pos=0&anz=1>], eingesehen 5.2.2015.

Die Rechte, Landesverband NRW gegründet, 16.9.2012, [<http://die-rechte.com/landesverband-nrw-gegruendet/>], eingesehen 15.2.2015.

Die Toten Hosen, Patrick Orth, März 2005, [<http://www.dietotenhosen.de/band/freunde-des-hauses/patrick-orth>], eingesehen 12.1.2015.

Internet Archive, Autonome Nationalisten – Wolfenbüttel/Salzgitter, 26.2.2013, [http://web.archive.org/web/20130226203436/http://www.an-wfsz.info/?page_id=1771] eingesehen 19.2.2015.

Freie Kräfte – Schwarzwald-Baar-Heuberg, Kampf gegen Phantom-Gewalttäter in Villingen-Schwenningen, 22.1.2012, [<http://fk-sbh.net/2012/01/kampf-gegen-phantom-gewalttater-in-villingen-schwenningen/>], eingesehen 21.1.2015.

Freie Nationalisten Siegerland, Nationale „Recht-auf-Zukunft“ – Demonstration in Recklinghausen, 1.12.2009, [<https://fnsi.wordpress.com/2009/12/01/nationale-%E2%80%99erecht-auf-zukunft-demonstration%E2%80%99c-in-recklinghausen/>], eingesehen 21.1.2015.

Jugend in Bewegung. Schüler-CD des nationalen Widerstands 1.0.8, o. D. (2011), [<http://schulhof-cd-sponsor.1st-amendment.info/SchuelerCD108.iso>], eingesehen 10.12.2014.

Logr Bloghosting, Impressum, o. D., [<http://logr.org/impressum/>], eingesehen 23.2.2015.

Logr Bloghosting, Startseite, o. D., [<http://logr.org/>], eingesehen 23.2.2015.

Marshall, George, Spirit of '69. A Skinhead Bible, Dunoon 1994².

Metapedia, Willkommen bei Metapedia, o.D., [<http://de.metapedia.org/wiki/Hauptseite>], eingesehen 23.2.2015.

NPD-Parteipräsidium, Unsere Fahnen sind schwarz – unsere Blöcke nicht!, 15.8.2007, S. 1, [http://www.npd-kiel.de/Archiv/2007/PDF_Dateien/Akt_Aufruf_PV.pdf], eingesehen 15.2.2015.

Sicherheitshinweise für Nationalisten, Recherche gegen Linkskriminelle, o. D., [<http://www.s-f-n.org/allgemeine-hinweise/anti-antifa-recherchen/2.html>], eingesehen 21.1.2015.

Worch, Christian, Über freien und autonomen Nationalismus, 25.1.2005, [<http://web.archive.org/web/20070228045353/http://1mai.net/>], eingesehen 15.2.2015.

Youtube LLC, 19Thunder90, Böhse Onkelz – Deutschland, 4.8.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=tCqGcelhvJw>], eingesehen 15.1.2015.

Youtube LLC, Axel Reichert, Das karlsruher//netzwerk fragt nach: Interview mit Eness (n'Socialist Soundsystem), 31.3.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=7hhi-PpmhVM>], eingesehen 28.2.2015.

Youtube LLC, Das Reich, Frank Rennicke Schlesien uns von Gott Gegeben Deutsche Musik, 7.6.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=2lxGNQbsXIY>], eingesehen 26.2.2015.

Youtube LLC, DK Snopy, Landser – Niemals, 29.11.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=puDO8nypFFM>], eingesehen 12.2.2015.

Youtube LLC, Frei.Onkel, Böhse Onkelz – Fahrt zur Hölle |+Text, 1.7.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=XY9VhYDKmPg>], eingesehen 12.2.2015.

Youtube LLC, Kanal von ANBueckeberg, Annett – Zeit, zu rebellieren, 1.11.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=RywJbVwlobY>], eingesehen 26.2.2015.

Youtube LLC, Kanal von Kautzmusik, Böhse Onkelz – Bunkerskins – Live in Berlin 1985 Komplet, 10.7.2013, [https://www.youtube.com/watch?v=nGuKNI1Hy_A], eingesehen 16.1.2015.

Youtube LLC, Kanal von XxxjohndeereXX, Böhse Onkelz – Deutschland den Deutschen HQ (demo-album), 2.2.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=gYpfUlnTNR8>], eingesehen 15.1.2015.

Youtube LLC, Lukas Martin Hopfner, Böhse Onkelz - Frankreich '84, 25.2.2008, [<https://www.youtube.com/watch?v=PfKyn111u8o>], eingesehen 16.1.2015.

Youtube LLC, Max Gaozza, SkrewDriver – Win Or Die, 13.6.2013, [<https://www.youtube.com/watch?v=OQ2fzKhtuWY>], eingesehen 7.1.2015.

Youtube LLC, Michael Wagner, Frank Rennicke – Birthday im April, 19.4.2014, [https://www.youtube.com/watch?v=_cQSsq-LVro], eingesehen 26.2.2015.

Youtube LLC, Midgard, BÖHSE ONKELZ – Heilige Lieder, 23.2.2009, [<https://www.youtube.com/watch?v=Qv4fkiLnIDk>], eingesehen 12.2.2015.

Youtube LLC, miralis dhiskoloss, Böhse Onkelz – Türken Raus, 19.4.2008, [<https://www.youtube.com/watch?v=vJRtyu6xlw8>], eingesehen 15.1.2015.

Youtube LLC, pamadere, Frank Rennicke – Rudolf Hess, 14.12.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=N-XdeSZghok>], eingesehen 26.2.2015.

Youtube LLC, PatrioticTrailerAct, Werde Unsterblich – Demonstration in Bautzen, 2.5.2011, [<https://www.youtube.com/watch?v=bkU6KTjLTYU>], eingesehen 24.2.2015.

Youtube LLC, poopietreat666, Absurd – Asgardsrei – Germanien über alles (Remixed, Revised & Remastered), 12.7.2012, [<https://www.youtube.com/watch?v=olfbpArtn8s>], eingesehen 26.2.2015.

Youtube LLC, skhldfl, Annett – WIR HASSEN KINDERSCHÄNDER, 16.2.2008, [https://www.youtube.com/watch?v=ldu3kB8_r90], eingesehen 26.2.1015.

Youtube LLC, WiderstandMusik, Stahlgewitter – Auf das der Adler wieder fliegt [HQ], 18.9.2014, [<https://www.youtube.com/watch?v=ipcSAZDR31M>], eingesehen 12.2.2015.

Tobias Leo ist Student der Geschichtswissenschaften im 7. Semester an der Universität Innsbruck. tobias.leo@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Tobias Leo, Der Nazis neue Kleider: Die Vereinnahmung jugendlicher Subkulturen durch die extreme Rechte in Deutschland, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 83–124, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Seminare 2016

Von Fakiren, Bajadern und Maharadschas. Der koloniale Blick in der frühen Porträtfotografie Indiens

Maria Buck

Kerngebiet: Geschichte der Neuzeit

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Dr. Heinz Noflatscher

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Fakirs, Bayaderes, and Maharajas. The Colonial View in Early Indian Portrait Photography

This seminar paper analyzes 19th century portrait photographs in British-India, which were mainly made by and addressed at British citizens. Regarding the wide range of genres, it can be shown that these photographs hardly give a realistic image of India, but instead reflect the contemporaneous British view on the colony and its native inhabitants. Photography was therefore an essential instrument of colonial policy. By creating a culturally inferior „other“, it helped legitimate British rule over India.

Einleitung

Als Albert Edward, Prince of Wales, 1875/76 eine Indienreise absolvierte, begleiteten ihn zahlreiche Fotografen und dokumentierten Land und Leute. Nach seiner Rückkehr ließ er sechs Alben mit Einzel- und Gruppenporträts, Architektur- und Landschaftsaufnahmen anfertigen. Diese Alben enthielten zum Teil eigens für den Prinzen aufgenommene Bilder, der größere Teil jedoch waren Fotografien, die im Handel erhältlich waren.¹

¹ Ludger Derenthal, Bilder der Mächtigen. Porträtfotografie an den Herrscherhöfen in Indien und die britische Tradition, in: Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012, S. 33–37, hier S. 33.

Bereits die Eltern des Prinzen, das englische Königspaar Queen Victoria und Prince Albert, etablierten sich als engagierte Förderer des neuen Bildmediums und wussten früh, die propagandistischen Möglichkeiten der Fotografie in großem Maße zu nutzen. Des Weiteren übernahmen sie im Jahr 1853 das Patronat für die Royal Photographic Society. Als das Herrscherpaar sieben Jahre später das erste Porträt von sich im Carte-de-Visite-Format anfertigen und auf den Markt bringen ließ, war es nun fast allen Untertanen möglich, ein Bild der königlichen Familie zu erwerben.²

England war nach Frankreich das Land, das in der Frühphase der Fotografie am technischen Fortschritt des neuen Bildmediums maßgeblich mitgewirkt hatte und führend in der Anwendung der neuartigen visuellen Technik war. Fortschrittliches technisches Wissen und die gesellschaftliche Verankerung der Fotografie durch die englische Königsfamilie führten schließlich dazu, dass diese neue visuelle Technik rasch in den Dienst der kolonialen Bestrebungen Englands miteinbezogen worden ist. „Da Fotografie als objektive Darstellungsform galt, schien sie besser als andere Aufzeichnungsverfahren geeignet, Informationen über ferne Länder, Völker und Kulturen vermitteln zu können.“³ So entstand im Laufe des englischen Kolonialismus in Indien eine kaum zu überblickende Anzahl an Fotografien, wobei vor allem die frühe Porträtfotografie weit verbreitet war. Diese Aufnahmen gelangten durch Reisende, Missionare, Kolonialbeamte oder Ethnographen nach Europa und fanden unter anderem als wissenschaftliches Quellenmaterial Eingang in die Archive europäischer Museen.

Auch das ethnographische Museum in Berlin nennt bis heute einen solchen Bestand sein Eigen. Im Jahr 2012 wurden dreihundert dieser Fotografien in der Ausstellung „Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien“ im Museum für Fotografie in Berlin präsentiert. Die Kuratoren strebten mit dieser Ausstellung an, den spezifisch europäischen Blick – oder anders gesagt, das koloniale Auge – als Charakteristikum zu betonen, das die sehr unterschiedlichen Typen der frühen Porträtfotografie in Indien eint.

Es stellt sich dabei die Frage, wie sich dieser spezifische koloniale Blick äußerte. Welche Konsequenzen hatte die kolonialistische Perspektive für die Entstehung, Verbreitung und Rezeption dieser fotografischen Porträts der indischen Bevölkerung? Diesen Fragen soll in der vorliegenden Arbeit anhand der Fotografien, die in der Ausstellung „Das koloniale Auge“ gezeigt wurden, nachgegangen werden. Es sei vorweggenommen, dass hier keine universal gültigen Aussagen getroffen werden können, denn der Fokus soll auf den kolonialen Blick gelegt werden, wie er in der bereits mehrfach erwähnten Ausstellung aufgefasst und interpretiert worden ist. Diese Arbeit wird von der Annahme geleitet, dass die im kolonialen Kontext entstandenen Fotografien weniger ein realistisches Bild von Indien liefern, als vielmehr einen Eindruck von den zeitgenössischen Vorstellungen der Briten von Indien und seinen Bewohnern geben.

In einem ersten Schritt sollen einige methodische Überlegungen zum wissenschaftlich-historischen Umgang mit Fotografien vorangestellt werden, bevor ein Kapitel zu

2 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

3 Jens Jäger, *Fotografie und Geschichte*, Frankfurt am Main 2009, S. 168.

den Porträtfotografien in Indien und Europa folgt. Besondere Erwähnung finden an dieser Stelle die Anfänge der Porträtfotografie, deren Verbreitung in Indien, sowie der Aspekt der Inszenierung. Dieses Vorwissen ist sinnvoll, um die koloniale Porträtfotografie besser in den allgemeinen fotografiegeschichtlichen Hintergrund einordnen zu können.

Es folgen zwei Kapitel zum Verhältnis von Fotografie und Ethnographie sowie zu Fotografie und Kolonialismus. Beide Bereiche – die Ethnographie und der Kolonialismus – hatten starken Einfluss auf die frühe Porträtfotografie in Indien und sind daher wichtige Komponenten der Inszenierung, Verbreitung und Rezeption der Bilder. Das darauf folgende Kapitel widmet sich den unterschiedlichen Typen der kolonialen Porträtfotografie, wie sie in der Ausstellung „Das koloniale Auge“ herausgearbeitet worden sind.

Im Hinblick auf die eingangs gestellte Frage sollen im Anschluss der spezifische koloniale Blick der Fotografie näher betrachtet und die verschiedenen Aspekte thematisiert werden, in denen er sich manifestiert. Im Schlusskapitel werden die gewonnenen Erkenntnisse noch einmal zusammengefasst.

Es sei noch hinzugefügt, dass auf Ausführungen zu England als Kolonialmacht in Indien verzichtet werden soll, denn eine adäquate Darstellung wäre hier aufgrund des begrenzten Ausmaßes der Arbeit nicht möglich. Vielmehr soll der Blickpunkt auf den Themenkomplex rund um die frühe Porträtfotografie in Indien liegen, denn im wissenschaftlichen Kontext handelt es sich dabei um einen noch selten thematisierten Forschungsbereich, während zum englischen Kolonialismus in Indien ausführliche Literatur existiert.

Forschungsstand

Die historische Fotografieforschung stellt innerhalb der Geschichtswissenschaften ein noch immer junges Forschungsfeld dar, wobei eine universitäre Verankerung bis heute weitgehend fehlt. Theoretische Auseinandersetzungen über das Medium Fotografie lassen sich seit der Erfindung der Fotografie finden, wobei diese hauptsächlich im philosophischen oder soziologischen Bereich angesiedelt sind. Historische Forschungsergebnisse und Abhandlungen sind dagegen bis heute nur in geringem Maße vertreten und thematisch auf einige wenige Sachverhalte beschränkt.

Als theoretische Grundlagentexte für die historische Fotoforschung liegen dieser Arbeit vor allem zwei Werke zugrunde, die interessante Ansätze und Thesen präsentieren. Zum einen ist die Publikation „Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen“ des englischen Historikers Peter Burke eine informative und anregende Abhandlung.⁴ Burke beschäftigt sich darin zwar vorrangig mit allen historischen Bildmedien, aber insbesondere jene Kapitel, die die Fotografie und das Porträt betreffen, sind für die vorliegende Arbeit von Bedeutung. Zusätzlich stellt Burke brauchbare Thesen zum methodischen Umgang mit historischen Bildquellen zur Verfügung, die für den Umgang

4 Peter Burke, *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*, Berlin 2003.

mit Fotografien als Quellen wichtig sind. Zum anderen lässt sich Jens Jägers „Fotografie und Geschichte“ anführen.⁵ Dieses Buch beinhaltet einen einführenden Überblick über die Geschichte der historischen Fotoforschung, fasst die wichtigsten Schriften und Autoren inhaltlich zusammen, führt verschiedene methodische Herangehensweisen an und öffnet den Blick für die verschiedenen Einsatzbereiche und Themenfelder der historischen Fotoforschung, wobei auch die koloniale Fotografie thematisiert wird.

Es existieren kaum Monographien und Aufsätze, die sich explizit mit der kolonialen Porträtfotografie Indiens befassen. Es scheint hier noch ein großer Bedarf an wissenschaftlicher Forschung zu bestehen. Eine ausführliche deutschsprachige Publikation ist „Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien“, herausgegeben von Ludger Derenthal, Raffael Dedo Gadebusch und Katrin Specht.⁶ Dieser Band erschien anlässlich der gleichnamigen Ausstellung, die 2012 im Fotomuseum in Berlin präsentiert wurde. Die Realisierung dieser Ausstellung war ein Gemeinschaftsprojekt der Kunstbibliothek, des Ethnographischen Museums und des Museums für Asiatische Kunst in Berlin. Die thematisch unterschiedlich ausgerichteten Aufsätze der Publikation bieten einen informativen Überblick und widmen sich den verschiedenen Einsatzbereichen, Erscheinungsformen und Gebrauchsweisen der frühen Porträtfotografie in Indien. Aufgrund der insgesamt mangelhaften Anzahl an adäquater Literatur zu diesem Thema wurde für die vorliegende Arbeit hauptsächlich dieses Werk herangezogen. Abschließend sei darauf verwiesen, dass alle in der vorliegenden Arbeit verwendeten Fotografien diesem Bildband entnommen wurden.

Methodische Überlegungen

Der geschichtswissenschaftlich methodische Umgang mit Bildern aller Art, speziell aber mit Fotografien, unterliegt keinem einheitlichen Schema, vielmehr lässt sich ein Methodenplural erkennen. Hauptsächlich lehnt man sich dabei an Methoden aus den Bereichen der Kunstgeschichte, Kultur- und Bildwissenschaften an. Zu einer der existenziellen Grundlagen im geschichtswissenschaftlichen Umgang mit Fotografien gehört, dass „[...] Bilder [zunächst] denselben dokumentarischen Respekt und dieselbe quellenkritische Aufmerksamkeit [verdienen] wie schriftliche Texte auch.“⁷ Quellenkritische Fragen hinsichtlich der Autorenschaft, Publikationszusammenhang, Aussageabsicht und der Intentionen gilt es nicht nur an Texte zu stellen, sondern in gleichem Maße auch an Bilder aller Art und damit ebenso an Fotografien.

Die Forderung nach einem quellenkritischen Umgang mit Fotografie deutet sich auch in einer Aussage von Bodo von Dewitz an: „Durch Zeit und Raum getrennt haben die historischen Fotografien für uns eine besondere Faszination, die zwischen Analyse und Identifikation des Faktischen, Imaginationen und Vermutungen und nicht zuletzt den

5 Jäger, Fotografie und Geschichte.

6 Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012.

7 Rolf Reichardt, Bild- und Mediengeschichte, in: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.), Kompass der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2002, S. 219–230, hier S. 220.

Geboten des wissenschaftlichen Interesses positioniert sind.⁸ Besser lassen sich die Anforderungen an den Methodengebrauch der historischen Fotoforschung nicht zusammenfassen.

Im methodischen Umgang mit Fotografien lassen sich zwei Hauptkategorien hinsichtlich der Quellen unterscheiden: Originalfotografien aus Archiven oder publizierte Bilder in Katalogen und Bildbänden. Im Falle der vorliegenden Arbeit stammen alle untersuchten Fotografien aus dem bereits erwähnten Ausstellungskatalog „Das koloniale Auge“. Von Vorteil an der Arbeit mit publizierten Bildquellen ist, dass sich einige Forschungsschritte erübrigen, da eine entsprechende Vorarbeit bereits von den Herausgebern übernommen worden sein sollte – sofern es sich um eine nach wissenschaftlichen Maßstäben verfasste Publikation handelt. Fragen der inneren und äußeren Quellenkritik sollten bei wissenschaftlich korrekten Katalogen bereits den Fotografien hinzugefügt sein, wie es auch im hier zugrundeliegenden Katalog der Fall ist. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sind notwendig, denn erst wenn Klarheit über formale und inhaltliche Vorbedingungen herrscht, lässt sich eine historische Fotografie analysieren und interpretieren. Man darf nicht vergessen, dass diese formalen Aspekte prägend und meist auch charakteristisch für den zeitgenössischen und kulturgeschichtlichen Entstehungskontext der Fotografien sind und daher äußerst aussagekräftig für weiterführende Forschungsfragen.

Damit wird ein weiterer, entscheidender Aspekt der historischen Fotoforschung berührt: die Kontextualisierung. Fotografien müssen, um überhaupt einen Erkenntnisgewinn leisten zu können, kontextualisiert werden. Das bedeutet, sie müssen in einen kulturellen, politischen, gesellschaftlichen oder materiellen Bezug zu ihrer zeitgenössischen Umwelt gestellt werden.⁹ Historische Fotoaufnahmen haben sich häufig losgelöst von ihrer eigentlichen Zeit, ihrem ursprünglichen Ort und ihrer intentionalen Bestimmung hinweg erhalten. Es ist Christoph Hamann zuzustimmen, wenn er konstatiert, dass sich der Kontext der Aufnahmen aus den Bildern allein nicht bestimmen lasse und dass das Abgebildete letztlich uneindeutig bleibe: Die Aufnahmen können sich selbst nicht erklären, so Hamann, vielmehr seien die Rezipienten auf die Bildlegende angewiesen. Die Fotografie als solche sage also nicht nur im wörtlichen Sinne nichts, erst durch eine Kontextualisierung des Bildes nämlich könne der Nutzer triftige Aussagen zu den räumlichen, zeitlichen, kausalen Zusammenhängen ableiten, in denen das Bild steht.¹⁰ Die Kontextualisierung hilft, Aussagen über die Fotografien und deren dargestellte und repräsentierte Inhalte zu treffen. Außerdem ist es nur über die Kontextualisierung möglich, Thesen zu verifizieren oder sie als irrelevant einzustufen. Es gilt des Weiteren zu bedenken, dass Fotografien für sich alleine, ohne jegliche Kontextualisierung, lediglich willkürliche, beliebige Eindrücke beim Rezipienten bewirken. Sie sind

8 Bodo von Dewitz, *Facts. Tatsachen. Fotografien des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Sammlung Agfa im Museum Ludwig Köln*, Bonn 2006, S. 11.

9 Burke, *Augenzeugenschaft*, S. 216.

10 Christoph Hamann, *Visual History und Geschichtsdidaktik. Bildkompetenz in der historisch-politischen Bildung*, Herbolzheim 2007, S. 25.

sozusagen stumme Quellen oder Dokumente, die mit Hilfsmitteln – der Einordnung in einen kontextuellen Rahmen – zum Reden gebracht werden müssen.

Um das Ziel all der bisher dargelegten methodischen Vorgehensweisen zu definieren, kann mit Gerhard Paul gesagt werden:

„Letztlich geht es darum, Bilder über ihre zeichenhafte Abbildhaftigkeit hinaus als Medien zu untersuchen, die Sehweisen konditionieren, Wahrnehmungsmuster prägen, historische Deutungsweisen transportieren und die ästhetische Beziehung historischer Subjekte zu ihrer sozialen und politischen Wirklichkeit organisieren.“¹¹

Porträtfotografie in Indien und Europa

Es gibt wohl kein anderes Bildmedium, das so prägend und charakteristisch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war, wie die Fotografie. In ihr gingen Technik, Wissenschaft und Fortschritt eine neuartige Symbiose hinsichtlich ihrer visuellen Repräsentation und den daraus resultierenden Einsatzmöglichkeiten ein. Der 19. August 1839 ist die offizielle Geburtsstunde der Fotografie, der Tag, an dem das neuartige technische Verfahren erstmals der Öffentlichkeit präsentiert wurde. Obwohl zur selben Zeit verschiedene Wissenschaftler unabhängig voneinander daran forschten, ist die Erfindung der Fotografie untrennbar mit zwei großen Namen verbunden: Louis Jacques Mandé Daguerre und Joseph Nicéphore Niépce. Die beiden verkauften die Rechte an ihrer Erfindung 1839 der französischen Regierung, die sie wiederum der Welt schenkte, wie es in den zeitgenössischen Artikeln pathetisch hieß.¹² Innerhalb der Fotografie setzte sich vor allem die Porträtfotografie als beliebtes und weitverbreitetes Genre durch.

In der Malerei war das Porträt seit der Renaissance ein äußerst beliebtes und weitverbreitetes Sujet der bildenden Kunst in Europa. Diese Tradition setzte sich in der Fotografie fort. Binnen weniger Jahre nach Einführung der Fotografie habe das Porträt zum Hauptaufgabenbereich des neuen Berufsstands der Fotografen gehört und als solches die Miniaturmalerei innerhalb kurzer Zeit verdrängt, so Enno Kaufhold.¹³ Möglich wurde dies durch die Verkürzung der Belichtungszeiten für eine fotografische Aufnahme. Lange Belichtungszeiten und das damit einhergehende Risiko von Bewegungsunschärfen waren noch Jahrzehnte nach der Einführung der fotografischen Technik für Porträtaufnahmen problematisch. Allerdings sorgte die Kommerzialisierung der Porträtfotografie für technische Weiterentwicklungen, da die ökonomischen Anreize für Verbesserungen der Porträttechnik gegeben waren.¹⁴ So verkürzte sich die Belichtungszeit inner-

11 Gerhard Paul, Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung, in: Gerhard Paul (Hrsg.), *Visual History. Ein Studienbuch*, Göttingen 2006, S. 7–36, hier S. 25.

12 Jens Jäger, *Photographie. Bilder der Neuzeit. Einführung in die historische Bildforschung*, Tübingen 2000, S. 41.

13 Enno Kaufhold, Das fotografische Porträt als Spiegel des Gesellschaftlichen, in: Dieter Vorsteher/Andreas Quermann (Hrsg.), *Das Porträt im 20. Jahrhundert. Fotografien aus der Sammlung des Deutschen Historischen Museums*, Berlin 2005, S. 10–31, hier S. 10.

14 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 11.

halb von zehn Jahren um ein Vielfaches: Betrug die Dauer zur Belichtung im Jahr 1860 noch dreißig Sekunden, so verkürzte sich diese bis 1870 auf nunmehr fünf Sekunden.¹⁵

Im Hinblick auf den Nimbus der Wahrhaftigkeit, der der frühen Fotografie zugeschrieben wurde, entwickelten fotografische Porträts eine besondere gesellschaftliche und kulturelle Faszination – hier kann von der Annahme eines dokumentarischen Charakters der Porträtfotografie des 19. Jahrhunderts gesprochen werden. Gesichtszüge, Gestik, Mimik, Statur, Aussehen, all das wurde als wirklichkeitsgetreue Abbildung der fotografierten Person aufgefasst. Das technische Medium Fotografie bürgte hier im zeitgenössischen Verständnis für die originalgetreue Abbildung und verifizierte die Darstellung. An dieser Stelle manifestiert sich ein essentieller Unterschied im Wirkungsdiskurs zwischen Porträtfotografie und -malerei. Während in der Porträtfotografie die Authentizität der Abbildung qua Medium als selbstevident verstanden wurde, wurden in der Porträtmalerei die idealisierenden Eingriffe des Malers als naturgegebene Variable des Faktors Mensch automatisch hinzugedacht. Es wäre jedoch falsch, in der angewandten Porträtfotografie des 19. Jahrhunderts dem zeitgenössischen Diskurs zu folgen und von einer tatsächlichen Authentizität oder einem nüchtern dokumentarischen Anspruch auszugehen, wie unter anderem auch Raffael Dedo Gadebusch betont.¹⁶ Von Beginn an wurden in der Porträtfotografie durch bewusste Eingriffe des Fotografen Manipulationen durch Inszenierung oder Retuschen vorgenommen. Parallel zur Porträtmalerei inkludierte auch die Fotografie mit jeder Aufnahme eine intendierte Wirkungs- und Aussageabsicht sowie eine Idealisierung der dargestellten Person. Der Erfolg der Porträtfotografie im 19. Jahrhundert war von großem Ausmaß: „Das Porträt, einst Privileg der Aristokratie, später des Großbürgertums, wird durch die Erfindung der Fotografie für immer breitere Schichten der Gesellschaft erschwinglich.“¹⁷ War es zu Zeiten der Daguerreotypie, der Frühform der Fotografie, noch immer der finanzkräftigen Oberschicht vorbehalten, sich porträtieren zu lassen, sorgten die technischen Weiterentwicklungen der Fotografie und die damit einhergehenden Kostenreduzierungen dafür, dass sich der potentielle Kundenkreis immer weiter ausbreitete. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich die Fotografie als neues Medium für Porträtaufnahmen in Europa bereits gesellschaftlich und kulturell etabliert.¹⁸

Verbreitung der Fotografie in Indien

Nicht nur in Europa verbreitete sich die Fotografie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als neues visuelles Medium, sondern sie entwickelte sich auch in kürzester Zeit zu einem wichtigen Exportprodukt. So verbreitete sich die Nachricht über die Erfindung der Fotografie in Frankreich innerhalb weniger Monate über die europäischen Grenzen hinweg und erreichte schon im offiziellen Erfindungsjahr 1839 Indien.¹⁹ Betrachtet man den außereuropäischen Verbreitungsweg, so zeigt sich, dass sich die

15 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

16 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 13.

17 Ebd., S. 11.

18 Kaufhold, *Das fotografische Porträt als Spiegel des Gesellschaftlichen*, S. 10.

19 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 26.

Bekanntheit des neuen Mediums vor allem in den französischen und englischen Kolonien sich rasch verbreite. Dies ist nicht weiter verwunderlich, sind doch Frankreich und England die europäischen Länder, die in der Frühphase der Fotografie die entscheidenden Impulse für die Erfindung und technische Weiterentwicklung lieferten. Es ist daher nur konsequent, dass dieses Wissen und die Errungenschaften auch in die eigenen Kolonien übermittelt wurden. Hier zeigt sich ein erster Berührungspunkt zwischen Kolonialisierung und Fotografie, deren Verhältnis und Wechselwirkung im Laufe der vorliegenden Arbeit noch weiter ausgeführt werden sollen.

In Indien erfolgte die Ankündigung, dass noch im Erfindungsjahr entsprechende technische Ausrüstung nach Südasien verschifft werden sollte, per Zeitungsannonce. Über die ersten Jahrzehnte der Fotografie in Indien fehlen bisher fundierte Überblicksforschungen, die meisten Studien sind thematisch eng gefasst, weswegen allgemeine Aussagen schwierig sind. Es wird angenommen, dass die fotografischen Aktivitäten in den ersten Jahren eher sporadisch betrieben wurden und eine Zunahme erst Ende der 1840er mit der Eröffnung der ersten professionellen Fotostudios in den großen indischen Metropolen zu verzeichnen war.²⁰

Eines dieser ersten professionellen Fotostudios in Indien war das Atelier F. Schranzhofer, das 1849 in Kalkutta eröffnet wurde. Obwohl Indien eine britische Kolonie war und England eines der führenden Länder in der Frühphase der Fotografie, zählten vor allem Deutsche zu den Pionieren der frühen Indien-Fotografie. Neben dem bereits erwähnten Atelier von Schranzhofer ist die Existenz einiger deutscher Fotostudios um 1850 bekannt. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die meisten aktiven Fotografen in der Folgezeit aus Europa kamen und die Zahl an englischen Fotografen deutlich zunahm. Gemäß den Forschungsergebnissen von Gadebusch habe die frühe Fotografie in Indien ein technisch und künstlerisch hohes Niveau erreicht.²¹ Parallel zu der Zunahme an Fotoateliergründungen sorgte die Einführung der Papierfotografie in den 1850ern für eine neue Phase der Verbreitung von Fotografie in Indien sowie für einen deutlichen Anstieg des öffentlichen Interesses. Neben der Professionalisierung der Fotografie vollzog sich in Indien wie in Europa ab 1855 ein weiterer Schritt zur Verbreitung fotografischer Tätigkeiten: es entstanden die ersten Amateurvereinigungen in Bombay, Kalkutta und Madras. Diese boten ambitionierten Amateuren ein Forum für den Austausch technischer Informationen, Diskussionen über fotografische Ästhetik und die Möglichkeit zu Ausstellungen.²²

Ganz unproblematisch verlief die Aneignung und Übernahme der Fotografie in Indien allerdings nicht, denn die „in Europa entwickelten Techniken mussten teilweise den veränderten klimatischen Bedingungen in Indien angepasst werden.“²³ Besonders das grelle Licht und die je nach Region und Jahreszeit hohe Luftfeuchtigkeit verlangten Modifikationen. Besonders davon betroffen waren Aufnahmen, die außerhalb des Ate-

20 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 26.

21 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 10.

22 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 26.

23 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

liers aufgenommen werden sollten. Eine gelungene Fotografie verlangte angesichts der grellen indischen Sonne einen hellen und doch beschatteten Ort, um allzu große Kontraste zu vermeiden. Die Kontrolle des Lichts stellte eine unverzichtbare Maßnahme für das erfolgreiche Entstehen einer Außenaufnahme dar, denn die Brillanz des Lichts und der daraus resultierende harte Schatten waren Komponenten, die es zu eliminieren galt.²⁴

Die auf dem indischen Subkontinent entstandenen Fotografien blieben in ihrer Verbreitung und Rezeption nicht auf die Kolonie beschränkt, sondern „[wurden] nur wenige Jahrzehnte später, mit dem Aufkommen kommerzieller Fotostudios, [...] auch im Ausland auf den Markt gebracht.“²⁵ Es zeigte sich damit schon früh ein Transfer von Fotografien aus der Kolonie in das Mutterland. Es ist offenkundig, dass der Markt von Fotografien nicht national beschränkt war, sondern sich über die Landesgrenzen hinweg vollzog.

Die Sujets der Fotografie in Indien im 19. Jahrhundert entstammten den unterschiedlichsten Genres: neben der Porträtfotografie waren vor allem die Landschafts- und archäologische Fotografie weit verbreitet. Es ist jedoch zu konstatieren, dass – wie in Europa – die Porträtfotografie auch in Indien eine „Schlüsselrolle im Zusammenhang mit der Akzeptanz und schließlich rasanten Verbreitung des faszinierenden neuen mechanischen Abbildungsverfahrens“²⁶ spielte. Des Weiteren ist die ökonomische Funktion der Porträtfotografie nicht zu unterschätzen, stellte das Ablichten von Personen doch die wirtschaftliche Grundlage vieler Fotografen in Indien und Europa dar.²⁷ Damit zeigt sich erneut eine Parallele in der Fotografie Europas und Indiens: „Genau wie in Europa ist es sowohl in der alten als auch in der neuen Welt zunächst die Porträtfotografie, die die unmittelbar einsetzende kommerzielle Nutzung der neuen Technologie möglich machte.“²⁸

Für die frühe Porträtfotografie Indiens hebt Gadebusch in seinen Ausführungen besonders deren außerordentlichen Facettenreichtum hervor. In den von ihm untersuchten Aufnahmen wird dabei evident, dass die Gattungsgrenzen von Porträt-, Typen- und Genrefotografie keineswegs klar umrissen waren, sondern vielmehr fließende Übergänge und Mischformen erkennbar sind.²⁹ Dabei ist interessant zu beobachten, dass die Bilder der Berufsfotografen Ende des 19. Jahrhunderts in Indien die „[...]Arbeiten [...] trotz ausgereifter technischer und kompositorischer Fachkenntnisse fast ausnahmslos auf Konventionen und Formen der bildenden Kunst [beruhten].“³⁰ Die Unterschiede zwischen europäischer und südasiatischer Porträtfotografie sind dabei schwierig einzuschätzen. Es scheint kaum verwunderlich, dass die indische Porträtfotografie in Technik, Konventionen und habituellen Formen hauptsächlich dem englischen Vor-

24 Derenthal, *Bilder der Machtigen*, S. 34.

25 Allana, *Das Nachleben*, S. 48.

26 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 11.

27 Ebd., S. 11.

28 Ebd., S. 11.

29 Ebd., S. 9.

30 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 27.

bild folgte, stammten doch die meisten in Indien aktiven und ansässigen Fotografen aus dem kolonialen Mutterland.³¹ An dieser Stelle drängt sich die Frage nach einem spezifisch kolonialen Blick der anglo-indischen Porträtfotografen auf. Dieser Frage soll in der vorliegenden Arbeit in einem weiter unten folgenden Kapitel nachgegangen werden. Für den Moment sei angemerkt, dass bisher keine umfangreichen Studien zur Porträtfotografie in Indien vorliegen.³²

Inszenierung

Im Bereich der Porträtfotografie gilt es einem Element besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, der Inszenierung. Diese war in der Porträtfotografie des 19. Jahrhunderts zunächst einmal aus rein praktischen Gründen nötig: Die langen Belichtungszeiten forderten die exakte Positionierung der Modelle.³³

Es wäre jedoch irreführend, die Inszenierung in der Porträtfotografie allein auf diese basalen Gründe zu reduzieren. Vielmehr lag es an der intendierten Aussage, die mit einem fotografischen Porträt getroffen werden sollte. Wie bereits in den Ausführungen zur Porträtfotografie dargelegt wurde, war es nicht das Ziel der Porträtfotografie, eine naturgetreue Wiedergabe des abzulichtenden Objekts zu liefern, sondern man strebte nach einer idealisierten Darstellung, die gemäß der Intention der Aussageabsicht mit der entsprechenden Inszenierung visualisiert werden sollte. Diesen Sachverhalt formuliert Gadebusch wie folgt:

„Die deutliche Erkennbarkeit von Requisiten und Kulissen sowie der inszenierten Handlung unterstreicht den Anspruch der Fotografen, nicht eine natürliche Situation zu suggerieren bzw. zu inszenieren. Vielmehr lag dem künstlerisch ambitionierten Fotografen daran, den Menschen in seiner vermeintlich natürlichen Umgebung zu re-inszenieren.“³⁴

Der Anspruch der Fotografen lag darin, die jeweiligen Kulissen entsprechend den verschiedenen Aufnahmesituationen und Aussageabsichten zu wählen. Nicht selten stand dabei der künstlerisch-ästhetische Anspruch im Vordergrund. Zufälle, Ungenauigkeiten und Beliebigkeit der Darstellungsweise suchten die Fotografen des 19. Jahrhunderts möglichst auszuschließen. Die Kontrolle über den Raum, das Licht und die Positionierung der Modelle vor der Kamera galten als wesentliche Voraussetzungen für eine gelungene fotografische Aufnahme. Besonders wichtig war dabei eine Begrenzung des Bildraumes vor der Kamera, was durch den Einsatz von Kulissen als bildbegrenzendem Hintergrund realisiert wurde. Dabei kommt den Kulissen eine zentrale Rolle bei der Inszenierung zu. Durch Motiv und Stilistik der Kulisse konnte die entsprechende Aussageintention der gesamten Aufnahme gesteuert und transportiert

31 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

32 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 9.

33 Ebd., S. 9.

34 Ebd., S. 12.

werden. Die Wahl der Kulisse war somit keinesfalls ein beliebiges Element im Prozess des Fotografierens, sondern nahm eine essentielle Position ein.³⁵

Ein bedeutender Aspekt der frühen Porträtfotografie in Indien scheint neben der Inszenierung auch die Re-Inszenierung gewesen zu sein. Re-Inszenierung bedeutet in dieser Hinsicht, dass durch die Inszenierung im Atelier eine vermeintlich natürliche Umgebung geschaffen wird, die der gewohnten, alltäglichen Lebenswelt – sei es bezüglich der beruflichen oder privat-häuslichen Umgebung – der fotografierten Personen entspricht. Es geht dabei nicht um eine adäquate Wiedergabe der natürlichen Umgebung, sondern dieses Element ist Teil der Aussageabsicht des Fotografen. Durch die entsprechende Inszenierung bestimmt der Fotograf, welche Eindrücke und Impressionen er in der Aufnahme implizieren möchte. Ziel der Re-Inszenierung vor der Kamera ist es, dem Betrachter auch einen visuellen Eindruck von der „natürlichen“ Umgebung des Fotografierten zu übermitteln, um so eine Gesamtdarstellung zu schaffen. Besonders in der kolonialen Porträtfotografie wird deutlich, dass – wie bereits erwähnt – die Re-Inszenierung als Stilmittel oder Metapher zu definieren ist. Über die Gestaltung des Hintergrunds beziehungsweise der Umgebung, in der die zu porträtierende Person abgelichtet wird, werden bereits Deutungsabsichten intendiert. Re-Inszenierung ist damit kein neutrales Element im Prozess des Fotografierens, sondern ein äußerst bedeutungsbeladenes, das die Sichtweisen des Fotografen auf die Porträtierten impliziert oder das von den Porträtierten so gewollt wird. Der Anspruch einer möglichst adäquaten Wiedergabe der Lebenswelt der Dargestellten ist in der kolonialen Porträtfotografie kaum gegeben. Vielmehr geht es um die eigenen, kolonial-europäischen Sichtweisen, wie man das „Andere“, „Fremde“ sehen möchte. Daraus resultiert ein nicht zu ignorierender Aspekt des Artifizialen in diesen Aufnahmen, die damit weit weg sind von ihrem Anspruch, Authentizität zu vermitteln, die ihnen qua Medium im zeitgenössischen Kontext zugesprochen wurde. Auffallend ist an dieser Stelle, dass „diese Form der Darstellung des Anderen, des Fremdartigen [...] ein Topos in der Orient-Fotografie [ist], ja der gesamten kolonialen Fotografie, der sich in der Radikalität seiner Ausprägung [...] in den 1870er und 1880er Jahren zuspitzt.“³⁶ Interessant zu beobachten ist bei der Inszenierung und Re-Inszenierung der frühen Porträtfotografie, dass laut Derenthal die rhetorischen Muster solcher Aufnahmen ihre offensichtlichen Vorläufer in der Malerei und Grafik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts hatten, und diese auch in der Porträtfotografie in Indien wirksam gewesen waren.³⁷

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Mittel der Inszenierung in der frühen Porträtfotografie in Indien auf unterschiedliche Weise existent waren: Teilweise durch die Re-Inszenierung scheinbar „natürlicher“ Umwelten mithilfe der Studioinszenierung, andere Fotografien hingegen entstanden auch außerhalb des Studios und sollten so eine explizit gewollte Authentizität vorführen.³⁸

35 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 36.

36 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 12 f.

37 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34

38 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 12.

Fotografie und Ethnographie

Fast gleichzeitig mit der Fotografie entstand eine neue Wissenschaft zur Erforschung unterschiedlicher ethnischer Kulturen, die Ethnographie. Diese galt in ihren Anfängen als die koloniale Wissenschaft schlechthin und innerhalb kurzer Zeit wurde die Fotografie ein wichtiges Instrument der ethnographischen Forschung.³⁹ Im Hinblick auf die frühe Porträtfotografie Indiens stellt sich daher die Frage nach dem Verhältnis von Fotografie und Ethnographie. Der Bezug und die Wechselwirkung zwischen dem neuen Medium und der im 19. Jahrhundert neu etablierten Wissenschaft wurden bereits im zeitgenössischen Kontext diskutiert. So betonte Reverend Joseph Mullins bei einem Vortrag in der *Photographic Society of Bengal* im Oktober 1856, dass die fotografische Erfassung des orientalischen Lebens, der Landschaften, Völker und ihrer Gewohnheiten, gestützt vom neuerdings tiefen und wachsenden Interesse an allem Indischen, von großer wissenschaftlicher, politischer und kultureller Bedeutung sei.⁴⁰ Auch wenn dieser Aufruf zunächst wenig Beachtung oder gar praktische Umsetzung fand, war er doch symptomatisch für die Zeit und deutete bereits an, was in den folgenden Jahrzehnten in mannigfacher Weise realisiert und produziert werden sollte. Die fotografische Erfassung der indischen Kolonie mit speziellem Fokus auf seine Bewohner sollte ein wichtiger Einsatzbereich der frühen Porträtfotografie in Indien werden.

Einen ersten praktischen Versuch unternahmen die Bombayer Fotografen William Johnson und William Henderson mit ihrem 1856 publizierten „The Indian Amateurs Photographic Album“, das eine Serie von Porträts ethnischer Typen in Indien enthielt.⁴¹ Publikationen dieser Art folgten in den folgenden Jahren in großer Zahl und erreichten ihren Höhepunkt in dem mehrbändigen Werk „The People of India“, auf das am Ende dieses Kapitels näher eingegangen wird. Die Anfänge dieser Entwicklung sind schon auf die ersten Jahrzehnte nach Einführung der Fotografie zurückzudatieren. Dabei „[verwendeten] die ersten Fotografen [...] die Kamera vor allem dazu, alle signifikanten Besonderheiten, die Reisende und Ethnologen auf ihren Expeditionen ausfindig machten, wahllos abzulichten.“⁴² Vor allem ab den 1850er-Jahren kamen Fotografen aus Europa in die indische Kolonie, um alles exotisch, wild und fremdartig wirkende fotografisch festzuhalten. Diese Aufnahmen fanden durch An- und Verkäufe ihren Weg in die noch junge Wissenschaft der Ethnographie und wurden als Forschungsmaterial für ethnographische Studienzwecke herangezogen. An dieser Stelle gilt es, zwei wichtige Elemente in Bezug auf das Verhältnis von Fotografie und Ethnographie festzuhalten: Erstens diente die Fotografie als wissenschaftliche Methode und zweitens wurden fotografische ethnographische Studien nicht von Fachleuten betrieben, sondern von Berufs- oder Amateurfotografen.⁴³ Wie Michel Frizot konstatierte, sei die gerade erst entstehende Ethnographie, verstärkt durch die Reiselust und das Kolonialwesen, in

39 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 11 f.

40 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 26.

41 Ebd., S. 26.

42 Michel Frizot, *Der Körper als Beweisstück. Eine Ethnofotografie der Unterschiede*, in: Michel Frizot (Hrsg.), *Neue Geschichte der Fotografie*, Köln 1998, S. 259–271, hier S. 263.

43 Ebd., S. 268 f.

dieser Phase eng mit der Fotografie verknüpft gewesen. Man habe notiert, befragt, aufgezeichnet und beschrieben, so Frizot weiter, und fast jeder Reisende, der einen Fotoapparat besaß, sei zum Ethnologen mutiert.⁴⁴

Der Zusammenkauf von Bildern bei ansässigen oder durchreisenden Fotografen für wissenschaftliche Zwecke war eine durchaus übliche und weitverbreitete Praxis. Die so zusammengetragenen Fotografien wurden von Ethnologen und Anthropologen als Forschungsmittel und Legitimation für die eigene Tätigkeit eingesetzt. Dabei besaßen Expeditionsbilder besonders hohe Relevanz, da sie als authentische Zeugnisse – man könnte hier von „Augenzeugenschaft“ sprechen – angesehen wurden.⁴⁵

Weshalb die Fotografie in der Ethnographie als wissenschaftliche Methode und Forschungsmaterial ihren Einsatz fand, konstatierte Louis Foguier in seinem 1873 erschienenen Buch „Races humaines“ wie folgt:

„Die Unzulänglichkeit der Anthropologie liegt hauptsächlich daran, daß kein Museum existiert, das reich ist an authentischen Typen möglichst vieler verschiedener Rassen sowie an Individuen, die als typisch für die Rasse gelten können. Daher ist man sich der Notwendigkeit einer ethnographischen Sammlung von Fotografien bewußt [sic].“⁴⁶

Ähnlich wie Kunstwerke in einem Museum für Kunsthistoriker, dienten die Fotografien den Ethnologen als Rohmaterial und ersetzten Forschungsreisen.⁴⁷

Wichtig zu betonen ist an dieser Stelle, dass das zeitgenössische Verständnis von Wissenschaftlichkeit und wissenschaftlich-methodischer Strenge anderen Vorstellungen folgte als heute. Denn eine fremde Kultur „verstehen“ zu wollen, so Jäger, habe aus zeitgenössischer wissenschaftlicher Sicht zunächst bedeutet, deren Lebenswelt und Angehörige zu vermessen, zu definieren und zu kategorisieren.⁴⁸ Mit diesem wissenschaftlichen Verständnis und methodischen Ansatz ist die Vorstellung verbunden, dass Fotografien als objektive und wahre Abbilder der Realität gesehen wurden, die nicht zu hinterfragen waren.⁴⁹ Auch diese zeitgenössische Auffassung von Fotografie lässt sich so heute nicht mehr aufrechterhalten. Vielmehr hat sich weitestgehend das wissenschaftliche Verständnis von Fotografie durchgesetzt, dass auch dieses visuelle Medium jeweils nur spezielle Ausschnitte der Wirklichkeit zeigt, da das Kameraauge als verlängertes Auge des Fotografen angesehen werden kann, weswegen immer ein kontextabhängiger und subjektiver Blick auf das Dargestellte im Bild konserviert wird. Dass Objektivität und Wahrheit keine Eigenschaften sind, die der Fotografie zuge-

44 Frizot, *Der Körper als Beweisstück*, S. 268.

45 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 173 ff.

46 Louis Foguier, *Races humaines*, zit. n. Frizot, *Der Körper als Beweisstück*, S. 268.

47 Alison Devine Nordström, *Populäre Fotografie aus Samoa in der westlichen Welt – Herstellung, Verbreitung, Gebrauch*, in: Jutta Beate Engelhard/Peter Mesenhöller (Hrsg.), *Bilder aus dem Paradies. Koloniale Fotografie aus Samoa 1875–1925*, Marburg 1995, S. 13–39, hier S. 15.

48 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 177.

49 Susanne Breuss, *Fotografie und Volkskunde/Europäische Ethnographie. Einige Überlegungen zur Einführung in das Kolloquium*, in: Klaus Beitz/Veronika Plöckinger (Hrsg.), *Forschungsfeld Familienfotografie*, Wien-Kittsee 2001, S. 9–14, hier S. 10.

schrieben werden können – weder im 19. Jahrhundert, noch heute –, dürfte bereits in den Ausführungen zum Aspekt der Inszenierung evident geworden sein.

Was die Sujets der wissenschaftlich-ethnographisch verwendeten Fotografien angeht, existierten unterschiedliche Typen ethnographischer Fotografie, wie beispielsweise anthropometrische Studien, Darstellungen von Berufsgruppen und Kasten oder Einzelporträts. An dieser Stelle sei nur überblicksartig auf die thematischen Inhalte und Darstellungen ethnographisch-kolonialer Porträtfotografien verwiesen, das noch folgende Kapitel zu den verschiedenen Typen wird sich ausführlicher damit beschäftigen. Anzumerken bleibt jedoch schon an dieser Stelle, dass die Aufnahmen meist im Studio inszeniert wurden und nicht vor Ort, in der „natürlichen“ Umgebung, wie oftmals vorgetäuscht wurde.⁵⁰

Hinsichtlich der verschiedenen Typen ethnographisch genutzter Fotografie unterschied Gustav Fritsch in den 1870ern die Prinzipien von anthropologischen und von ethnographischen Aufnahmen. Ethnographische Aufnahmen beschrieb er als Bilder, die sich auf den Menschen selbst und seine Umgebung bezogen, soweit er sich diese durch seine Tätigkeit gestaltet hat. Anthropologische Fotografien hingegen konzentrieren sich auf Erfassung von Gesicht und Körper, entblößte Körper, verschiedene Positionen wie Profil-, Rücken-, Seiten- und Frontalaufnahmen. Die Umgebung war dabei irrelevant und dieser Aufnahmetypus setzte voraus, den betreffenden Menschen viel stärker zu manipulieren.⁵¹

An dieser Stelle wird deutlich, dass

„es [kein] Zufall [ist], daß die ihrem Wesen nach dekontextualisierende Fotografie einer Wahrnehmung fremder Individuen als „Typen“ Vorschub leistete und damit die Konstruktion des kulturell „anderen“ durch die Völkerkunde begünstigte.“⁵²

Da jede einzelne Fotografie ohne ihren Kontext von sich aus zusammenhangs- und bedeutungslos wirkt, lassen sich vom jeweiligen Betrachter problemlos die unterschiedlichsten Aussageintentionen zuschreiben. Die im Kontext der kolonialen Ethnographie verbreiteten und genutzten Fotografien konnten sich gegen Fremdzuschreibungen nicht zur Wehr setzen, sie waren in dieser Hinsicht stumme Quellen, denen durch fremde Stimmen Bedeutung verliehen wurde. Es bleibt damit zu konstatieren, dass der zeitgenössische ethnographische Umgang mit Fotografien die heutigen Prinzipien der historischen Fotografieforschung unterlief, in der die Kontextualisierung einen elementaren Bestandteil der wissenschaftlich-methodisch adäquaten Untersuchung und Quelleninterpretation darstellt.

Dadurch, dass im 19. Jahrhundert akzeptiert wurde, dass die ethnographische Dokumentation auch eine sinnliche Form der Abbildung darstellen konnte, die auf dem europäischen Bildprogramm beruhte, war es nicht verwunderlich, dass diese Fotogra-

50 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 12.

51 Gustav Fritsch, zit. n. Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 174.

52 Nordström, *Populäre Fotografien aus Samoa*, S. 15.

fien in den Mutterländern rege Verbreitung fanden. Es ging nicht nur um eine wissenschaftliche Qualität der Fotografien, sondern auch um eine ästhetische. So wurden beispielsweise fotografische Studien von „Eingeborenen“ auf der Weltausstellung 1862 in London mit großem Erfolg gezeigt.⁵³

Die Ethnographie war jedoch nicht die einzige Nutznießerin dieser Forschung anhand von Fotografien. Auch die Kolonialverwaltung und Planungsstäbe für koloniale Projekte profitierten von dem so entstandenen Wissen und wussten es für ihre Kolonialpolitik einzusetzen. Bevor sich das folgende Kapitel näher mit dem Verhältnis von Fotografie und Kolonialismus beschäftigt wird, soll noch kurz auf das bereits angesprochene Werk „The People of India“ eingegangen werden.

Bei „The People of India“ handelt es sich um ein Handbuch der politischen Verwaltung und Kontrolle, eine Art ethnographischen Atlas, wie es John Falconer beschreibt.⁵⁴ Grundlegend lässt sich sagen, „The People of India“ war das Produkt eines Projekts zur systematischen Zusammenstellung ethnographisch motivierter Genre- und Porträtfotografien aus Britisch-Indien. Diese Sammlung ging auf die Initiative von Lord Charles John Canning, Generalgouverneur und erster Vizekönig Indiens, und seiner Gattin Lady Charlotte Canning zurück. Man beabsichtigte damit, sich einen Überblick über die verschiedenen Kasten und Rassen in Britisch-Indien zu verschaffen und diese visuell zu dokumentieren. Deswegen ließen Lord und Lady Canning, die beide anthropologisch interessiert waren, aus dem gesamten Subkontinent Fotografien zusammentragen. Die dadurch entstandene Sammlung an indisch-ethnographischer Porträtfotografie diente als Basis für „The People of India“, einen Bildband bestehend aus insgesamt acht Bänden, der jedoch erst nach dem Tode Cannings von John Forbes Watson und John William Kaye im Auftrag der indo-britischen Regierung zwischen 1868 und 1875 herausgegeben worden ist. Bis heute stellt dieses Werk eine bedeutende Quelle für die ethnographische Forschung Indiens dar und gilt als wichtiges Referenzwerk zur Geschichte der frühen Fotografie des Subkontinents.⁵⁵ Auch im zeitgenössischen Kontext spielte „The People of India“ eine wichtige Rolle für die Ethnographie, denn mit dieser Publikation fand der Aufstieg der Fotografie zum wesentlichen Hilfsmittel der Erhebung ethnographischer Daten seinen Höhepunkt.⁵⁶

Fotografie und Kolonialismus

Die in der Ausstellung „Das koloniale Auge“ gezeigten Porträtfotografien sind allesamt im kolonialen Kontext entstanden. Nachdem der Frage nach der Beziehung von Fotografie und Ethnographie bereits im vorausgegangen Kapitel nachgegangen worden ist, soll an dieser Stelle das Verhältnis von Fotografie und Kolonialismus thematisiert werden, denn es ist evident, dass die Entstehung, Verbreitung und Nutzung dieser Fotografien eng mit dem zeitgenössischen kolonialen Diskurs in Verbindung standen.

53 Allana, *Das Nachleben*, S. 49.

54 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 26.

55 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 12.

56 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 28.

Die visuelle Aneignung der Kultur der kolonialisierten Bevölkerung und des Landes bildeten schon früh einen Teil der kolonialen Bestrebungen der britischen Regierung. „Der koloniale Impetus der Regierung Britisch-Indiens, die unter Kontrolle gebrachten Gebiete bzw. deren Altertümer weitestgehend zu ‚kartieren‘ und damit letztlich auch zu vereinnahmen, hat eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt.“⁵⁷ Es ist kaum verwunderlich, dass die Kolonialbehörden für diese Unternehmungen bald schon auf die Fotografie als visuelles Hilfsmittel zurückgriffen, schließlich habe das perfekte Abbild der Natur durch die Fotografie, so Gadebusch, bald als das einzige ernst zu nehmende Hilfsmittel der Wissenschaft gegolten.⁵⁸ Nachdem zunächst die Landschaft und die archäologischen Altertümer des indischen Subkontinents visuell erfasst worden waren – durch Karten, Lithographien und später auch durch Fotografien –, folgte die visuelle Dokumentation der indischen Bevölkerung inklusive der Differenzierung in Rassen und Kasten, oder wie Gadebusch prägnant zusammenfasst: „[der] bildlichen Vereinnahmung der materiellen Kultur folgte die fotografische Erfassung der indigenen Bevölkerung.“⁵⁹

Ein Problem für die systematische fotografische Erfassung der indigenen Bevölkerung waren die Komplikationen in der Verbreitung dieser Aufnahmen, denn zunächst gab es noch keine Reproduktionsverfahren, die für die massenhafte Vervielfältigung der Fotografien adäquat gewesen wären. Daher mussten Zeitungen und Zeitschriften sich anderer Verfahren für die Vervielfältigung bedienen.⁶⁰ Neben der Verbreitung von kolonial konnotierten Fotografien in Zeitungen waren auch Postkarten und Kolonialausstellungen schon im 19. Jahrhundert ein beliebtes Mittel der Machtausübung und der Dokumentation kolonialer Herrschaftslegitimation.⁶¹

Das umfassende Sammeln visueller Dokumente durch Amateur- und Profifotografen diente nicht nur der Ethnographie als Forschungsquelle, sondern entwickelte sich auch zu einem Instrument kolonialer Kontrolle. Es ist daher kaum verwunderlich, dass die Anfertigung dieser fotografischen Aufnahmen immer stärker von den kolonialstaatlichen Verwaltungsapparaten reguliert wurde, wie Falconer konstatiert: „Programme zur Dokumentation der physischen Zusammensetzung des Subkontinents wurden [...] immer mehr zu Angelegenheiten der Kolonialbehörden.“⁶² Das betraf auch die beteiligten Fotografen, die mit der Zeit immer häufiger Offiziere des Militärs oder des Verwaltungsdienstes waren und keine professionellen Fotografen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Briten die im kolonialen Kontext entstandenen Porträtfotografien zu Propagandazwecken nutzten, um ihren kolonialen Anspruch zu legitimieren. Sie verliehen sich mithilfe der visuellen Konstruktion einer „unterlegenen Rasse“ in Abgrenzung zu sich selbst die Rolle der Modernisierer, die den zivilisatorischen Fortschritt in die Kolonien transportieren.

57 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 11.

58 Ebd.

59 Ebd.

60 Ebd.

61 Allana, *Das Nachleben*, S. 47.

62 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 25 f.

Typen kolonialer Porträtfotografie

Auch wenn es bereits mehrfach angeklungen ist, sei an dieser Stelle explizit betont, dass in der vorliegenden Arbeit – und besonders in diesem Kapitel – nicht die koloniale Porträtfotografie in Indien im Allgemeinen untersucht und thematisiert werden soll, sondern ausschließlich die Fotografien der Ausstellung „Das koloniale Auge“ als fotografische Quellen zugrunde liegen. Es liegt in der Natur einer Ausstellung, dass hierfür bereits von den beteiligten WissenschaftlerInnen und KuratorInnen eine Vorauswahl im Hinblick auf die in der Ausstellung intendierten Aussage- und Deutungsabsichten getroffen wurde. Daher ist evident, dass es sich hierbei um kein „neutrales“, un bearbeitetes Quellenmaterial handelt. Das soll aber nicht weiter problematisiert werden, sondern vielmehr ins Zentrum der Untersuchungen gerückt werden. Es gilt daher im Folgenden zu untersuchen, welche Typen früher kolonialer Porträtfotografie in Indien in der Ausstellung zu finden waren. Bezüglich des Genres dieser Fotografien lässt sich festhalten, dass vor allem inszenierte Typenfotografien im kolonialen Umfeld äußerst populär waren, schließlich „[...] bot die Porträtfotografie die Möglichkeit, Klischees einer fremdartigen Welt ultimativer Exotik zu erschaffen.“⁶³

Wie Jäger konstatierte, sei es nicht möglich, die gewaltige Bildmasse an kolonialen Fotografien auf ein kohärentes Bildprogramm zu reduzieren, selbst wenn ihnen gemeinsam sei, eher eine imaginäre, auf den europäischen Betrachter zugeschnittene Geographie zu repräsentieren.⁶⁴ Auf die Gesamtheit kolonialer Porträtfotografie ist das sicher zutreffend, allerdings lassen sich bei den Fotografien der Ausstellung „Das koloniale Auge“ einige Gruppen differenzieren. Es bilden sich entsprechende Kategorien heraus, denen man jeweils entsprechende Aufnahmen zuordnen kann. Die folgende Nomenklatur und Kategorisierung folgt weitestgehend der Einteilung, die Gadebusch in seinem Aufsatz „Echtes oder inszeniertes Indien. Der koloniale Blick in der frühen Porträtfotografie Südasiens“ in Bezug auf die Ausstellung vorgenommen hat. Des Weiteren sei darauf verwiesen, dass aufgrund des begrenzten Umfangs der vorliegenden Arbeit keine detaillierten Bildbeschreibungen der einzelnen Aufnahmen vorgenommen werden können, sondern allgemeine Charakteristika des jeweiligen Gruppentypus früher Porträtfotografie in Indien angeführt werden sollen. Da eine ausführliche Wiedergabe aller Porträts hier aus Platzgründen nicht möglich ist, sei als begleitende Lektüre der vorliegenden Arbeit die Publikation „Das koloniale Auge. Die frühe Porträtfotografie in Indien“ empfohlen.

Verzerrung des „Fremden“

Folkloristische Aufnahmen von tanzenden Bajadern oder Schauspielern, exotisch anmutende Fotografien von Schlangenbeschwörern und Fakiren, so lassen sich die wichtigsten Motive des Typus an Porträtfotografien benennen, die unter der Kategorie Verzerrung des „Fremden“ zusammengefasst werden können. Mit inbegriffen ist dabei

63 Gadebusch, Echtes oder inszeniertes Indien, S. 9.

64 Jäger, Fotografie und Geschichte, S. 180.

auch die Abbildung von Fremdartigem, Extremem und Bizarrem, in einem Maße, das allein der Fantasie der europäisch kolonialen Fotografen entsprang und nichts mit der realen indischen Lebenswelt zu tun hatte. Besonders augenscheinlich wird die Verzerrung, wenn man die zahlreichen Fotografien von Schlangenbeschwörern heranzieht. Sie dienten überdurchschnittlich oft als Aufnahmemotiv und wurden als traditionelle Berufsgruppe in Indien dargestellt, galt dies doch als idealtypischer Beruf eines Inders. Neben den sogenannten Yogis stellten auch exotische oder wild anmutende Krieger ein wichtiges Motiv dar, das unter die Kategorie Verzerrung oder falsche Darstellung des „Fremden“ zu subsumieren ist. Die Krieger wurden hierfür im Studio in Pose gebracht und ihnen wurden Waffen als Accessoires in die Hand gegeben, die nichts mit dem traditionellen Waffenwerk der indigenen Krieger zu tun hatten. Außerdem waren Porträts von Fakiren, Asketen und Sadhus häufige Motive, mit denen die Exotik der Kolonie in die Heimat übermittelt werden sollte.⁶⁵ Gerade der koloniale fotografische Blick auf diese Porträtierten war ein besonders voyeuristischer. Vor der Kamera wurden sie meist leicht oder gar nicht bekleidet in Szene gesetzt. Die geschundenen, teilweise auch ausgehungerten und mit Asche beschmierten Körper sollten ein visuelles Zeugnis ihrer Selbstkasteiung liefern. Fotografien dieser Art fanden in Aufnahmen von Sadhus mit mächtigen Vorhängeschlössern am Geschlecht ihren Höhepunkt. Der Erfolg solcher Motive bestand nach Gadebusch darin, dass das vollkommen Fremdartige fasziniert habe. Magere Gestalten, deren Haare bis zum Fußboden reichen, zerzaust oder wild gelockt, hätten der Imagination der Betrachter von einer exotischen Welt in der Kolonie entsprochen.⁶⁶

Im Original ist hier ein Foto von Westfield & Co., „Asketen mit Vorlegeschloss am Penis“, Kalkutta, um 1870, abgebildet.

Falsche Darstellung der indischen Kultur

Die Aufnahmen von indischen Tänzerinnen und Tänzern liefern Zeugnis davon ab, dass die koloniale Porträtfotografie zu einer falschen Darstellung der fremden Kultur tendierte.

„Wie gering das tatsächliche Interesse am indischen Subkontinent war, zeigen die Fotos von Tanz und Theater, aber auch die Inventarisierung der einzelnen Kasten und ihrer Berufe. Die Bajaderen und Schauspieler sehen wie Inder in europäischen „tableaux vivants“ aus. Die Holzfäller, Barbieri und Feldarbeiterinnen sind allzu plakativ mit Attributen ausgestattet, die vermeintlich zu ihren Tätigkeiten gehören.“⁶⁷

65 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 14.

66 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 15.

67 Daniela Zinser, Ausstellung „Das koloniale Auge“. Unterjocht von der Kamera, in: *Spiegel Online*, 22.7.2012, [<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/museum-fuer-fotografie-ausstellung-ueber-die-koloniale-sicht-auf-indien-a-845386.html>], eingesehen 20.10.2014.

Die fotografisch festgehaltenen und inszenierten „indischen“ Tanz- und Musikperformances müssen als reine Fantasieprodukte dekonstruiert werden, die mehr in der europäischen Tradition standen als in der indischen. Die theaterhaften Darstellungen und artifiziellen Posen lehnten sich deutlich an die europäischen *Tableaux vivants* an. Die Gestik und Körperhaltung erinnerte dabei mehr an europäische höfische Tänze als traditionell indische Gebräuche.⁶⁸

Im Original ist hier ein Foto von Edward Taurines, „Tänzerinnen“, Bombay, um 1890, abgebildet.

Schematisierung und Kategorisierung ethnischer Spezifika

Die Schematisierung und Kategorisierung ethnischer Spezifika in Form von anthropometrischen Porträts bilden einen weiteren Sujettypus der frühen Porträtfotografie in Indien. Die in den Kolonien angefertigten anthropometrischen Aufnahmen entsprachen Studien der europäischen Kriminalanthropologie, die dort an Verbrechern und Geisteskranken vollzogen wurden. Durch diese Aufnahmen erfolgte eine Gleichstellung von Angehörigen fremder Ethnien oder Dunkelhäutigen mit Kriminellen.⁶⁹ Es ist Gadebuschs Feststellung zuzustimmen, wenn er sagte:

„Es ist vor allem die anthropometrische Fotografie, die aufs Anschaulichste den kolonialen Blick dokumentiert: Mit selbstverständlicher Überlegenheit vermessen und kategorisieren die Vertreter der weißen Rasse dunkelhäutige Menschen und fotografieren sie mit Maßstab oder vor einem Raster.“⁷⁰

Auch Allana pflichtet dem bei, denn für ihn sei die Anthropometrie ein Instrument gewesen, mit dessen Hilfe die mathematische Gleichsetzung von Rasse, kulturellem Status, Physiognomie und Anatomie wie gewünscht hätte durchgeführt werden können.⁷¹

Diese anthropometrischen Projekte ließen während des Kolonialismus eine Asymmetrie sichtbar werden, die auch einer Hierarchisierung folgte: Während die Kolonisatoren und deren Verbündete die Körper der Kolonisierten vermaßen, wurden diese zu reinen Objekten herabgestuft.⁷²

Im Original ist hier ein Foto von Carl Wilhelm Rosset (?), „Kaveri-Jungen“, Madras, 1881, abgebildet.

68 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 15.

69 Ebd., S. 16.

70 Ebd.

71 Allana, *Das Nachleben*, S. 49.

72 Erhard Schüttpelz, „Sie zu messen, war leider trotz aller Mühe, die ich mir gab, und trotz aller Geschenke unmöglich.“ Die anthropometrische Interpellation, in: Gert Theile (Hrsg.), *Anthropometrie*, München 2005, S. 139–154, hier S. 139.

Durchbrechen visueller Tabus

In dieser Kategorie wird sichtbar, dass bei den Fotografien, die im kolonialen Kontext entstanden sind, sehr häufig visuelle Tabus verletzt – wenn nicht gar missachtet – wurden. Die fotografische Darstellung von Hunger, Armut und Nacktheit – Elemente, die auch in den anthropometrischen Porträts zum Tragen kamen – widersprach dem zeitgenössischen Usus und lässt sich als Verletzung visueller Tabus kategorisieren. „Die in der frühen Porträtfotografie auftauchende erotisch konnotierte Nacktheit ist eine spezifische Variante des Durchbrechens visueller Tabus in viktorianischer Zeit, vor allem wenn sie nicht der Lebenswirklichkeit der Porträtierten entspricht.“⁷³, konstatiert auch Gadebusch. Besonders radikal im Hinblick auf das Durchbrechen visueller Tabus war allerdings die Darstellung von Armut. Was in der europäischen Bildkultur lange als Sakrileg galt, wurde in der kolonialen Porträtfotografie ohne das Beachten von Schamgrenzen visuell vorgeführt. Besonders schockierend erscheinen diese Fotografien aus heutiger Sicht gerade dann, wenn den Aufnahmen ein realer historischer Hintergrund zugrunde lag, wie beispielsweise eine dramatische Hungersnot in Südindien. Darstellungen dieser Art nutzte die britische Kolonialmacht, um ihre zivilisatorische Überlegenheit zu demonstrieren.⁷⁴

Im Original ist hier ein Foto von Albert Thomas Watson Penn, „Hungernde“, Bangalore, 1877–1878, abgebildet.

Frauenbild

Völlig nackt, langes offenes Haar, laszive Posen und verführerische Gesichtsausdrücke, so lassen sich die Darstellungsmodi der indischen Frauen in der frühen Porträtfotografie zusammenfassen. „In der frühen Porträtfotografie wird zuweilen ein Frauenbild transportiert, das keineswegs dem Ideal der Europäerin des viktorianischen Zeitalters entspricht“,⁷⁵ stellte Gadebusch bei seinen Untersuchungen fest. Die porträtierten Frauen wurden herausfordernd lasziv dargestellt, mit erotischen Körperhaltungen, spärlich bekleidet und mit wild gelocktem Haar, das ihnen offen über die Schultern fiel. Was hier als „typisch indisches Frauenbild“ nach Europa transportiert wurde, entsprach nicht dem in Indien verbreiteten. Ganz im Gegenteil: die Posen in den Fotografien waren untypisch für Südasien, die weibliche Nacktheit wurde allein von europäischen Fotografen inszeniert. Diese Fotografien von Frauen lassen sich als Projektionsfläche erotischer Fantasien europäischer Männer definieren. Verbreitet wurden diese Aufnahmen und damit das vermeintlich indische Frauenbild unter anderem als Postkartenmotive. Die Fotografien fanden Eingang in private Fotoalben und in die anthropologische Forschung, ausgestellt wurden sie hingegen kaum.⁷⁶

73 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 15.

74 Ebd.

75 Ebd., S. 14.

76 Ebd.

Im Original ist hier ein Foto von Adolphus William Andree (?), „Rudiya-Frauen“, Sri Lanka, um 1900, abgebildet.

Idealisierung, Romantisierung und Ästhetisierung des Wilden

Eine weitere Gruppe an Fotografien kann unter der Kategorie Idealisierung, Romantisierung und Ästhetisierung des „Wilden“ zusammengefasst werden. Die Darstellung des „edlen Wilden“ ist als Konstante in der frühen anthropologischen Porträtfotografie hervorzuheben. Damit einhergehend ist in diesem Motivtypus die Betonung der Naturverbundenheit der „Wilden“. Als Topos der frühen Porträtfotografie der indigenen Bevölkerung lässt sich der Dreiklang *natives, nature* und *nudity* ausmachen. Es handelt sich dabei um die visuelle Umsetzung der weitverbreiteten stereotypen Vorstellung des „Wilden“, der im Einklang mit der Natur lebt. Um diesen Stereotyp zu visualisieren, wurden den fotografisch porträtierten Personen häufig vermeintlich typische Attribute zugewiesen beziehungsweise wurden diese für die Inszenierung verwendet. Bei Aufnahmen dieser Sujets, die im Fotoatelier entstanden sind, kamen meist romantische Landschaften als Hintergrund zum Einsatz. Wie bei den meisten anderen auch, wurden die Fotografien, die eine Idealisierung, Romantisierung und Ästhetisierung des „Wilden“ zum Ziel hatten, im Hinblick auf ihre ästhetische Wirkung komponiert und inszeniert. Wie bereits der Kategorienname nahelegt, ging es bei diesem Typus keinesfalls um eine realistische Darstellung des Lebens der indigenen Bevölkerung, sondern vielmehr sollten hier die europäischen Vorstellungen visuell befriedigt werden. Die Tendenz zur Ästhetisierung, Romantisierung und Idealisierung in der frühen Porträtfotografie in Indien war seit den 1860er- und 1870er-Jahren existent und wurde zunehmend populärer.

Im Original ist hier ein Foto von A. W.A. Platé & Co., „Schauspieler aus einer tamilischen Theatergruppe“, Sri Lanka, um 1900, abgebildet.

Es ist auffällig, dass die vermeintlich „Wilden“ häufig nackt abgelichtet wurden, denn Nacktheit stand im zeitgenössischen Diskurs auch für die angenommene Nähe der Eingeborenen zu den Tieren und wurde daher als Chiffre für eine niedrigere Evolutionsstufe interpretiert. Der nackte „Wilde“, umgeben von einer lieblich romantischen Landschaft, galt als beliebtes Postkartenmotiv in Europa.⁷⁷

Herrscherporträts

Die letzte Kategorie, die Gadebusch für den Bestand der kolonialen Porträtfotografie aus Indien, der in der Ausstellung präsentiert wurde, definierte, war die der Herrscher-

porträts des indischen Adels. Die Funktion dieser Herrscherporträts lässt sich wie folgt zusammenfassen:

„Sie berichten vom Glanz des unter der Herrschaft des britischen Königreiches stehenden indischen Subkontinents und sie ist gleichermaßen Symbol des Austausches zwischen Herrscherhäusern, wie es auch an den europäischen Höfen weit verbreitet war.“⁷⁸

Es wird deutlich, dass diese Kategorie im Vergleich zu den anderen große Differenzen aufweist. Während in den anderen Typen der kolonialen Porträtfotografie das hierarchische Machtverhältnis von überlegenen Europäern und untergegebener Bevölkerung – hier verkörpert durch Fotograf und Modell – immer impliziert wird, weisen diese Fotografien einen fast schon ebenbürtigen und gleichwertigen Charakter im Hinblick auf ihr europäisches Pendant auf. Zwischen den europäischen Adelsfamilien war es üblich, Fotografien „Einzelporträts oder Gruppenaufnahmen [...] als Cartes de Visite, als großformatige Fotografien und als Fotopostkarten zu gegebenen Anlässen oder in bestimmten Situationen an Verwandte und Freunde [zu verschenken].“⁷⁹ Diese soziale Praxis des Fotografie-Austausches hatte ihre Vorläufer in der Bildzirkulation von Miniaturmalereien, die ebenfalls unter den Mitgliedern der europäischen Adelsfamilien getauscht wurden. Mit der Fotografie weitete sich diese Praxis nun auch auf herrschaftliche Familien in Indien aus. Besonders zwischen den englischen und indischen Adelsfamilien kam es zu einem regen Austausch von Porträtfotografien. Diesen Austausch darf man allerdings nicht auf seine soziale Praxis reduzieren, sondern es gilt auch den politischen Aspekt dieses Verfahrens zu beachten. Die Strukturen und Beziehungen, über die der Bilderaustausch verlief, sagten viel über das hierarchische Verhältnis der beteiligten Herrscher aus. Über den Austausch von Porträts versicherte man sich der politischen Verbindungen. Darüber hinaus boten die Porträts die Möglichkeit für den jeweiligen Herrscher, sich und seine Macht durch die entsprechende Inszenierung vor der Kamera visuell zu repräsentieren. Auf diesem Hintergrund ist es kaum verwunderlich, dass in der Darstellung der Herrscher in europäischen und indischen Porträtfotografien große Gemeinsamkeiten zu finden sind: Gestik, Mimik, Positionierung, Inszenierung und Pose vor der Kamera lassen keinerlei Unterschiede erkennen.⁸⁰

„Der Adel präsentierte sich in ganzer Pracht. Die Abzüge zeigen hinduistische Maharadschas und islamische Fürsten in prunkvoller Kleidung, umgeben von Kriegsgerät und Dienerschaft. Die Briten brauchten sie, um ihre Herrschaft zu sichern, und so sehr die Aufnahmen auch Selbstdarstellungen der indischen Herrscher sind, sie stehen doch in Aufbau und Haltung in der Tradition europäischer Fürstenbilder“⁸¹

so fast Zinser die Herrschaftsporträts zusammen.

78 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

79 Karin Hartewig, *Der sentimentalistische Blick. Familienfotografien im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.), *Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter*, München 1994, S. 215–239, hier S. 237.

80 Derenthal, *Bilder der Mächtigen*, S. 34.

81 Zinser, Ausstellung „Das koloniale Auge“.

Der koloniale Blick der Fotografie

Nach der näheren Betrachtung der verschiedenartigen Typen kolonialer Porträtfotografie in Indien stellt sich die Frage nach dem spezifisch kolonialen Blick, der sich in diesen Fotografien offenbart beziehungsweise mit dem im zeitgenössischen Kontext auf diese Bilder geschaut wurde – sei es vonseiten der Fotografen, Kolonialbeamten, Ethnographen oder der Bevölkerung, der diese Bilder aus den Kolonien in Form von Kolonialausstellungen, Postkarten und als Bebilderung bei Vorträgen und Publikationen in England präsentiert wurden. Besonders augenscheinlich dabei ist, dass in den einzelnen fotografischen Porträtaufnahmen die eurozentrische, vom Kolonialdenken geprägte Perspektive immer bildimmanent war. Es ist bereits an dieser Stelle vorwegzunehmen, dass sich der koloniale Blick zunächst in den Fotografien selbst durch Formen der Inszenierung und Re-Inszenierung offenbart, die den Anspruch der europäischen Überlegenheit herausstreichen. Das Fremdartige, Exotische und Primitive erfährt hierbei explizite Betonung.⁸²

Wie Jäger hervorhob, habe sich der sogenannte „ethnographische“ Stil im Zuge des Kolonialismus und des Aufstiegs der Ethnographie als wissenschaftlicher Disziplin im 19. Jahrhundert zu einem Produktmerkmal entwickelt, das den Absatz entsprechender Fotografien signifikant förderte.⁸³ Als Kaufanreiz diene hauptsächlich die Betonung regionaler oder ethnischer Eigenheiten einer Person oder Personengruppe in Bezug auf die Differenz zur europäischen Bevölkerung. In den Porträtaufnahmen der kolonialisierten Bevölkerung fand der Kolonialgedanke der Differenzierung und Hierarchisierung von Völkern seine visuelle Manifestation. Anders gesagt: Die Konstruktion von Unterschieden mittels fotografischer Technik stellte einen Kerngedanken des kolonialen Blicks dar.

Im Hinblick auf die Komposition und Inszenierung der im kolonialen Kontext entstandenen Porträtfotografien der indigenen indischen Bevölkerung ist im Vergleich zu den in Europa entstandenen Aufnahmen evident, dass die Gestaltung der kolonialen Fotografien an europäische Sehgewohnheiten angepasst wurde.⁸⁴ Auch Falconer stellte bei seinen Untersuchungen fest, dass, „[wie] andernorts auch, [...] die Berufsfotografen des Landes in ihren Aufnahmen von ethnischen Gruppen und „exotischen“ Rassen den europäischen Geschmack [bedienten].“⁸⁵ Das überrascht nicht weiter, war doch der Markt für koloniale Bilder vor allem in Europa und damit für ein europäisches Publikum bestimmt, das mit dem viktorianischen Bildprogramm vertraut war. Die kolonialen Porträtfotografien weckten und erfüllten die verschiedensten Bedürfnisse und Begehren und erwarben sich in der visuellen europäischen Kultur ihren festen Platz, oder anders gesagt, sie wurden zu einem ihrer integralen Bestandteile. Besonders einflussreich waren die Abbildungsmodi, die durch Art und Weise der Inszenierung jene Bedeutungen und Sinngebungen intendierten, wie das Dargestellte zu interpretieren

82 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 14.

83 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 176.

84 Ebd., S. 177.

85 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 25.

und auf welche Weise mit dem übermittelten Wissen umzugehen sei. Gerade Bilder im Allgemeinen und Fotografien im Speziellen hatten eine zentrale Rolle in der Konstruktion von nationalen und imperialen Identitäten, kulturellen Differenzen, rassistischen und sozialen Vorstellungen im kolonialen Kontext.⁸⁶

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Fotografien aus den Kolonien in den Mutterländern, in diesem Beispiel England, die „westlichen“ Vorstellungen von anderen, außereuropäischen Kulturen formten.⁸⁷

Hier äußert sich eine wichtige Eigenschaft von Bildern, die auch Fotografien innehaben: Sie besitzen die Macht, verschiedene Elemente und Aussagen in einer Darstellung zu komprimieren und sie lassen den Spielraum für Assoziationen, die ihnen eingeschrieben werden können, ohne dass dies Intention des Künstlers oder Fotografen gewesen wäre oder dem Aufnahmekontext entsprochen hätte. Wissenschaftlich ist diese Variationsvielfalt an Interpretationsmöglichkeiten und das Fehlen von faktischen Bezügen zum Herstellungskontext äußerst problematisch, im Diskurs des politisch-kolonialen Gebrauchs konnte diese Eigenschaft der Bilder hervorragend in den Dienst der Kolonialpropaganda gestellt werden. Auch Jäger spricht den Fotografien diese mediale Kompetenz zu, oder wie er sagt: „Fotografie materialisierte häufig diffuse Annahmen, etwa bezüglich vermeintlicher Gegensatzpaare wie ‚Schwarz‘ und ‚Weiß‘, indigen und europäisch, zivilisiert und wild und so weiter.“⁸⁸ Erklärend fügt er hinzu, dass Fotografien ein wichtiges Transportmittel der Kolonialpolitik darstellten. Sie zeigten zwar aus Sicht des Publikums etwas Exotisches, Fremdartiges oder gar „Wildes“, aber dies in einer ästhetisch vertrauten Form, die der heimischen Fotografie in Komposition, Inszenierung und Darstellungsmodus glich.⁸⁹

In diesem Sinne sei die Fotografie gemäß Jäger als ein Mittel der Konstruktion und Normierung neuer kultureller Formen zu sehen.⁹⁰ Die Fotografie stellte damit weit mehr als ein rein visuelles Abbildungsmedium dar. Durch ihre Wirkungsmacht im gesellschaftlichen und kulturellen Kontext nahm sie die Rolle einer sozio-kulturellen Praxis ein. Ihre Bedeutung im kolonialen Diskurs gewann sie vor allem durch die von ihr offerierten Möglichkeiten für variable Zuschreibungen und Verwendungszusammenhänge.⁹¹ An dieser Stelle gilt es zu betonen, dass die Fotografien von sich aus stumm sind und keine expliziten Aussageintentionen beinhalten oder gar visualisieren. Vielmehr werden den Fotografien erst im Gebrauch und Umgang mit ihnen Bedeutung zugeschrieben und ihnen wird nur in dem Kontext, in dem sie rezipiert werden, eine suggestive Aussagekraft verliehen. Dies ist nicht nur ein Charakteristikum der frühen Porträtfotografie in Indien, sondern trifft auf die Fotografie im Allgemeinen zu. Es ist in Bezug auf die Zuschreibungs- und vielfältige Deutungsfunktion der Fotografie, wie sie auch im kolo-

86 Jens Jäger, „Heimat“ in Afrika. Oder: Die mediale Aneignung der Kolonien um 1900, in: *zeitenblicke* 7, Nr. 2, Onlineversion, [<http://www.zeitenblicke.de/2008/2/jaeger>], eingesehen 15.5.2014, Abs. 6.

87 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 176.

88 Ebd., S. 169.

89 Jäger, „Heimat“ in Afrika., Abs. 17.

90 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 180.

91 Jäger, *Bilder der Neuzeit*, S. 79.

nialen Diskurs zur visuellen Konstruktion eines als exotisch und wild definierten „Anderen“ instrumentalisiert wurde, einzuschränken, dass nicht jede Fotografie eines europäischen Fotografen, die in Indien aufgenommen worden ist, automatisch ein Element dieses kolonialen Diskurses – in dem es um Zuweisungen von Hierarchisierungen und Machtansprüchen ging – das Abgebildete explizit zum Fremden oder Anderen erklärte. Vielmehr geschah dies erst im Kontext der Bildverwendung.⁹²

Wie Maikowski konstatierte, sei es eine weitere wichtige Funktion der kolonialen Aufnahmen gewesen, gesellschaftliche Normen zu etablieren. „Die Anderen“ sollten auf den Bildern so fremd und je nach Kontext so exotisch oder bedrohlich wie möglich erscheinen. Dabei sei das „Fremde“ – aus dem eigenen Blickwinkel – als fremd sichtbar gemacht worden. In diesem Sinne hätten diese Bilder die Macht, zu besitzen und zu betrachten, repräsentiert.⁹³ Es wäre zu simplifizierend, allein der Fotografie die Macht zuzuschreiben, das Bild des Fremden zu konstruieren und zu vermitteln. Vielmehr muss dies der Verbindung von Geographie, Reiseliteratur, Anthropologie und Fotografie zugeschrieben werden. Bei jedem dieser Elemente ging es um eine Begegnung mit dem Fremden, indem man bisher nicht bekannte Orte bereiste und die dort ansässigen Menschen beobachtete. So entstand ab Mitte des 19. Jahrhunderts eine veränderte Vorstellungswelt der Fremde und des Fremden, sei es durch direkten Kontakt oder über medial vermittelte Darstellungen. Die Vorstellungen von einem anderen, exotischen und fremden Gegenüber hingen im kolonialen Diskurs äußerst eng mit den Vorstellungen, die man von sich selbst pflegte, zusammen und auch damit, wie diese Eigencharakterisierung mit den von außen herangetragenen Bildern – in diesem Falle den kolonialen Porträtfotografien in Indien – in Einklang zu bringen war. Man darf bei den Eigen- und Fremdzuschreibungen mithilfe der Fotografie allerdings nicht von homogenen Deutungsabsichten und Rezeptionsauffassungen ausgehen. Es wäre irreführend anzunehmen, dass die von der Kolonialpropaganda intendierten Interpretationen der Bildinhalte so universal vom Publikum rezipiert wurden. Auch hier existierten verschiedenartige Variationen an Auffassungen, denn die Beziehung war außerordentlich vielfältig und durch zahllose Austauschprozesse geprägt. Zum einen kam es nicht nur in Form von Fotografien zur Konfrontation mit Ereignissen, Sichtweisen und Personen aus den Kolonien, sondern auch durch direkten Kontakt, Erzählungen, Berichte oder Völkerschauen. Zum anderen standen sich keinesfalls klar abgrenzbare Identitäten der Europäer und der Kolonialiserten gegenüber. Allerdings nahm die Fotografie eine zentrale Rolle dabei ein, Identitäten zu schaffen, herauszufordern, umzudeuten oder neu zu entwerfen.⁹⁴

Damit die Fotografie diese signifikante Position im kolonialen Diskurs der Selbst- und Fremdzuschreibungen einnehmen konnte, sei, so Nordström, sowohl der wissenschaftliche als auch der populäre Gebrauch der frühen Fotografien durch den Glauben an die

92 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 177.

93 Laura Maikowski, *Widerstandsbilder. Repräsentation von antikolonialem und antirassistischem Widerstand im Bild*, Dipl. Potsdam 2005, Onlineversion, [http://www.bildargumente.de/pdf/WB_theorie_screen.pdf], eingesehen 15.5.2014, S. 28.

94 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 169.

Authentizität fotografischer Darstellungen geprägt gewesen. Nichtwestliche Kulturen seien als „Objekte“ westlicher fotografischer Bildproduktion definiert und bewertet worden.⁹⁵ „Objekt“ ist in diesem Fall so zu verstehen, dass die abgebildeten Personen eben nicht als individuelle Persönlichkeiten wahrgenommen wurden, von denen jede einen eigenen biographischen Hintergrund hat, sondern als Repräsentanten für kollektive, kolonialpropagandistische oder ethnographisch-wissenschaftliche Aussagen. Sie wurden stellvertretend für den ganzen Typus einer bestimmten „Rasse“ fotografiert.

Was die Motive anbelangt, „[bestimmte] die Überzeugung von der „Authentizität“ der Darstellungen [...] Standard und Wiederholung der Motive. Gleichzeitig wurden sie von den Absatzmöglichkeiten auf dem internationalen fotografischen Markt bestimmt.“⁹⁶ Nordström spricht hier ein weiteres Charakteristikum der kolonialen Porträtfotografie und damit auch des kolonialen Blicks an. Neben den „wissenschaftlichen“ und kolonialpolitischen Interessen bestimmten auch ökonomische Faktoren die Fotografieproduktion. Die Porträtaufnahmen aus Indien waren in Europa und besonders in England ein äußerst erfolgreiches Handelsgut und sorgten mit ihren hohen Absatzzahlen für stattliche finanzielle Einkünfte. Die Attraktivität der Motive bestimmte den Kaufanreiz. Ökonomisch erfolgreich waren vor allem jene Fotografien, die den Vorstellungen der britischen Bevölkerung von Indien entsprachen und deren Motive die entsprechende Balance aus Exotik und Vertrautheit aufwiesen. „Die Bildinhalte wurden von den Erwartungen und Stereotypen ihrer jeweiligen Produzenten geprägt, und diese förderten damit zugleich den Fortbestand der „Bilder“ im kollektiven Bewußtsein des Westens“,⁹⁷ bestätigt auch Nordström in ihren Ausführungen. Damit ist der ökonomische Wert der kolonialen Porträtfotografie ein weiteres konstitutives Element der Motiv- und Inszenierungswahl.

Charakteristisch für den kolonialen Blick in den frühen Porträtfotografien und dessen erfolgreichen Einsatz im kolonialen Diskurs war, so Jäger, dass die Bilder auf die Imagination eingewirkt und so möglicherweise Vorstellungen einer potenziellen Kolonisierbarkeit geschaffen hätten, was auf die tatsächliche Kolonialpolitik zurückgewirkt habe.⁹⁸ In Jägers Feststellung manifestiert sich die Funktion der Fotografie als Gedächtnisform beziehungsweise einer Art visuellen Erinnerung, über die sich kulturelle Identität entwickeln kann. Die Faktoren der Bildproduktion, der Bilddeutung und des alltäglichen Bildgebrauchs nehmen in der identitätskonstituierenden Macht der Fotografie entscheidende Rollen ein, denn sie stellten die funktionalen Elemente dar, durch deren Wechselwirkung sich eine kollektive visuelle Erinnerung qua Fotografien entwickelte.⁹⁹ Aus dieser identitätsstiftenden Funktion der Fotografie lässt sich für den kolonialen Diskurs der indischen Porträtfotografien auch konstatieren, dass rassistische Grundannahmen über die Ordnung der Welt, wie sie im europäisch-kolonialen Verständnis existent waren, sicherlich zeitgenössische Deutungshorizonte bildeten. Es aber darf nicht

95 Nordström, *Populäre Fotografien aus Samoa in der westlichen Welt*, S. 15.

96 Ebd., S. 16.

97 Ebd.

98 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 177.

99 Breuss, *Fotografie und Volkskunde/Europäische Ethnographie*, S. 11.

vergessen werden, dass sich darin das Bedeutungspotenzial der Fotografien nicht vollständig erschöpfte. Eben weil Fotografien keine eindeutigen Interpretations- und Lesarten implizieren, waren neben der offiziellen kolonialpolitischen Deutungsabsicht immer auch davon abweichende, individuelle Sichtweisen des jeweiligen Betrachters möglich. Die eigenen Alltagserfahrungen, die imperiale Politik und das in Europa kursierende koloniale Selbstverständnis stellten ebenfalls Bezugspunkte dar, unter deren Einfluss der koloniale Blick auf die Porträtfotografien stand.¹⁰⁰

Jäger schreibt den Fotografien im kolonialen Kontext eine weitere Funktion zu und interpretiert den kolonialen Blick der Fotografien auf seine ganz eigene Art und Weise. So liegt die Besonderheit der Fotografie für Jäger darin, dass die betroffenen Menschen aufgezeichnet worden seien und damit lägen Dokumente vor, die die Ausgegrenzten und Marginalisierten als Individuen zumindest „sichtbar“ gemacht hätten.¹⁰¹ Sicher sind die Fotografien als Dokumente von ausgegrenzten und marginalisierten Personengruppen zu sehen, insgesamt aber ist Jägers Aussage äußerst kritisch zu beurteilen und zu hinterfragen. Denn es drängt sich nach der im vorangegangenen Kapitel vorgenommenen genaueren Betrachtung der Fotografien die begründete Frage auf, ob die abgebildeten Personen tatsächlich als Individuen sichtbar werden. Auch wenn diese Frage nicht nur die koloniale, sondern die frühe Porträtfotografie im Allgemeinen betrifft, so stellt sie sich im kolonialen Kontext umso eindringlicher. Es drängt sich beim Betrachten der Fotografien und vor allem bei der Untersuchung der Gebrauchs- und Repräsentationsmodi ebendieser Aufnahmen der Eindruck auf, dass die abgebildeten Personen mehr als Objekte denn als Individuen präsentiert beziehungsweise rezipiert worden sind. Der Repräsentationsgedanke ist im kolonialen Blick deutlich stärker präsent als das Bestreben nach der Abbildung von Individuen.

Fazit

Hinsichtlich der eingangs aufgeworfenen Frage, wie sich der koloniale Blick in den frühen Porträtfotografien aus Indien äußerte und welche Konsequenzen dieser für die Entstehung, Verbreitung und Rezeption der fotografischen Porträts der indischen Bevölkerung hatte, lässt sich abschließend konstatieren, dass der koloniale Blick ein allgegenwärtiges Phänomen in diesen Porträts war und sich auf unterschiedliche Weise manifestierte. Die Fotografien dienten im kolonialen Diskurs als Deutungshorizont des zeitgenössischen Indien-Bildes und prägten die Imagination der europäischen Betrachter. Schlangenbeschwörer, Fakire, prächtige Edelleute, Traditionen und Trachten sind als wiederholende Motive auszumachen. Mit Falconer lässt sich prägnant festhalten, wie sich der koloniale Blick in den Motiven manifestierte:

„Diese Motive, die die exotische „Andersartigkeit“ der indischen Kultur unterstrichen, wurden für den europäischen Markt bis weit ins 20. Jahrhundert hin-

100 Jäger, *Fotografie und Geschichte*, S. 181.

101 Ebd., S. 173.

ein produziert und fanden ihren Weg in viele ethnographische Sammlungen, wo sie, vielfach fragwürdig, als zuverlässige Bildquellen verwendet werden.“¹⁰²

Der koloniale Blick lässt sich somit als der europäische Blick der Kolonisatoren und der im Mutterland heimischen Bevölkerung definieren, der diese Porträts prägte. Dieser ist in jeder dieser Aufnahmen existent, weswegen diese Porträtfotografien kein Zeugnis von der Kultur und den Menschen Indiens ablegen, sondern vielmehr eine Interpretation der kolonialen Sicht widerspiegeln. Der koloniale Blick, der auf Motive, Inszenierungen, Interpretationen und Rezeptionen einwirkte und darin evident wurde, manifestierte sich in den Fotografien so erfolgreich, weil er mit einem allgemeingültigen Charakteristikum von Bildern korrespondierte:

„Bilder sind keine neutralen 1:1-Wiedergaben einer unabhängig existierenden äußeren Realität. Bilder sind vielmehr spezifische Ausschnitte aus einer bestimmten Realität: In jedem Bild kommt der individuelle Blickwinkel der fotografierenden Person zum Tragen. Bilder können deshalb nie objektive Abbilder dieser Realität sein. Vielmehr leisten sie im Sinne des Blickwinkels, aus dem sie gemacht wurden, einen Beitrag dazu, wie der durch sie adressierte Gegenstand wahrgenommen werden kann.“¹⁰³

Es lässt sich damit abschließend festhalten, dass die frühen Porträtfotografien aus Indien, die signifikant vom europäisch geprägten kolonialen Blick durchdrungen waren, mehr über das Selbstverständnis der Kolonialmacht aussagen, als über das, was sie vorgeben zu porträtieren: die Bevölkerung und Kultur des indischen Subkontinents.

Aus der heutigen postkolonialen Perspektive gilt es auch, bei der Beschäftigung mit diesen Bildquellen das heutige Indienbild neu zu überdenken, denn „[betrachtet] man die Bildtradition in der fotografischen Rezeption Indiens, wird deutlich, dass gerade solche Aufnahmen einen wesentlichen Anteil hatten an bis heute unser Indien-Bild prägenden klischeehaften Vorstellungen.“¹⁰⁴ Die Porträts von Fakiren, Bajaderen und Maharadschas haben ein Bild von Indien geprägt, das den Subkontinent als Land der Extreme charakterisiert. Aber die Zuschreibungen von einem wilden, exotischen Land finden sich bis heute in der Vorstellungswelt über Indien wieder. Reisereportagen von Indien zeigen auch aktuell Bilder voller Exotik und Armut, betonen die Andersartigkeit und spielen mit der Faszination, die das Fremde erwecken soll. Auch wenn der koloniale Impetus in der Rezeption dieser Fotografien verschwunden ist, gilt es zu überdenken, ob ein postkolonialer Blick nicht auch neue Motive mit sich bringen sollte, oder ob man bei den Motiven verharret, die schon in Prince Albert Edwards Fotoalben Eingang fanden und den kolonialen Blick inkludierten.

102 Falconer, *Ethnographische Fotografie in Indien*, S. 27.

103 Maikowski, *Widerstandsbilder*, S. 13 f.

104 Gadebusch, *Echtes oder inszeniertes Indien*, S. 15.

Literatur

Allana, Rahaab, Das Nachleben. Erkundungen zur frühen Studiofotografie in Indien, in: Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012, S. 47–53.

Breuss, Susanne, Fotografie und Volkskunde/Europäische Ethnographie. Einige Überlegungen zur Einführung in das Kolloquium, in: Klaus Beitzl/Veronika Pöckinger (Hrsg.), Forschungsfeld Familienfotografie, Wien-Kittsee 2001, S. 9–14.

Burke, Peter, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen, Berlin 2003.

Derenthal, Ludger, Bilder der Mächtigen. Porträtfotografie an den Herrscherhöfen in Indien und die britische Tradition, in: Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012, S. 33–37.

Dewitz, Bodo von, Facts. Tatsachen. Fotografien des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Sammlung Agfa im Museum Ludwig Köln, Bonn 2006.

Falconer, John, Ethnographische Fotografie in Indien, in: Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012, S. 25–31.

Frizot, Michel, Der Körper als Beweisstück. Eine Ethnofotografie der Unterschiede, in: Ders. (Hrsg.), Neue Geschichte der Fotografie, Köln 1998, S. 259–271.

Gadebusch, Raffael Dedo, Echtes oder inszeniertes Indien. Der koloniale Blick in der frühen Porträtfotografie Südasiens, in: Ludger Derenthal/Raffael Dedo Gadebusch/Katrin Specht (Hrsg.), Das koloniale Auge. Frühe Porträtfotografie in Indien, Berlin 2012, S. 9–17.

Hamann, Christoph, Visual History und Geschichtsdidaktik. Bildkompetenz in der historisch-politischen Bildung, Herbolzheim 2007.

Hartewig, Karin, Der sentimentalistische Blick. Familienfotografien im 19. und 20. Jahrhundert, in: Klaus Tenfelde (Hrsg.), Bilder von Krupp. Fotografie und Geschichte im Industriezeitalter, München 1994, S. 215–239.

Jäger, Jens, Photographie. Bilder der Neuzeit. Einführung in die historische Bildforschung, Tübingen 2000.

Ders., Fotografie und Geschichte, Frankfurt am Main 2009.

Ders., „Heimat“ in Afrika. Oder: Die mediale Aneignung der Kolonien um 1900, in: *zeitenblicke* 7, Nr. 2, Onlineversion, [<http://www.zeitenblicke.de/2008/2/jaeger>], eingesehen 15.5.2014.

Kaufhold, Enno, Das fotografische Porträt als Spiegel des Gesellschaftlichen, in: Dieter Vorsteher/Andreas Quermann (Hrsg.), Das Porträt im 20. Jahrhundert. Fotografien aus der Sammlung des Deutschen Historischen Museums, Berlin 2005, S. 10–31.

Maikowski, Laura, Widerstandsbilder. Repräsentation von antikolonialem und antirasistischem Widerstand im Bild, Dipl. Potsdam 2005, Onlineversion, [http://www.bildargumente.de/pdf/WB_theorie_screen.pdf], eingesehen 15.5.2014.

Nordström, Alison Devine, Populäre Fotografie aus Samoa in der westlichen Welt – Herstellung, Verbreitung, Gebrauch, in: Jutta Beate Engelhard/Peter Mesenhöller (Hrsg.), Bilder aus dem Paradies. Koloniale Fotografie aus Samoa 1875–1925, Marburg 1995, S. 13–39.

Paul, Gerhard, Von der Historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung, in: Ders. (Hrsg.), Visual History. Ein Studienbuch, Göttingen 2006, S. 7–36.

Reichardt, Rolf, Bild- und Mediengeschichte, in: Joachim Eibach/Günther Lottes (Hrsg.), Kompass der Geschichtswissenschaft, Göttingen 2002, S. 219–230.

Schüttpelz, Erhard, „Sie zu messen, war leider trotz aller Mühe, die ich mir gab, und trotz aller Geschenke unmöglich.“ Die anthropometrische Interpellation, in: Gert Theile (Hrsg.), Anthropometrie, München 2005, S. 139–154.

Zinser, Daniela, Ausstellung „Das koloniale Auge“. Unterjocht von der Kamera, in: *Spiegel Online*, 22.7.2012, [<http://www.spiegel.de/kultur/gesellschaft/museum-fuer-fotografie-ausstellung-ueber-die-koloniale-sicht-auf-indien-a-845386.html>], eingesehen 20.10.2014.

Maria Buck ist Studentin der Geschichtswissenschaft (MA) an der Universität Innsbruck im 4. Semester. maria.buck@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Maria Buck, Von Fakiren, Bajaderen und Maharadschas. Der koloniale Blick in der frühen Porträtfotografie Indiens, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 127–156, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

**Best-Paper-Award &
UNO Center Austria Preis in transatlantischer
Geschichte**

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät

Neuzeitliche Kolonialismen: Das Kolonialreich Spanien. Der Aufstieg des spanischen Kolonialreiches an der Wende zur Frühen Neuzeit

Lisa-Marie Gabriel

Kerngebiet: Neuzeit

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Dr. Heinz Noflatscher

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Early modern colonialism: The Spanish Empire. About its rise at the turn of the Early modern period

The following seminar-paper deals with early modern colonialism by the example of the Spanish Empire. How and why was the formerly small kingdom Castile-Aragón successful in conquering the so-called 'new world' and as a result in establishing one of the largest empires of global extent in world history from the 15th to 16th century? In this context, the paper analyses the conditions on the Iberian Peninsula at that time as well as the backgrounds of the overseas-conquest, including the impact on the indigenous population, to clarify the question of how the Spanish colonialism was designed.

Einleitung

Wollte man die Frühe Neuzeit charakterisieren, wäre die ‚Entdeckung der Welt‘, wie es so schön heißt, sicher ein wesentlicher Indikator. Diese recht optimistisch anmutende Formulierung täuscht allerdings nur kurz darüber hinweg, dass die Entdeckung der Welt nicht nur die Erschließung neuer Gebiete und den Kontakt mit anderen Kulturen zur Folge hatte, sondern im Wesentlichen die europäische Expansion, also den Aufstieg Europas durch die Landnahme fremder Gebiete und die Ausbeutung fremder Ethnien – kurz: den frühneuzeitlichen Kolonialismus – begründete. Ein Faktor, der den Aufstieg

und Fall ganzer Reiche zur Folge hatte und die Welt im wahrsten Sinne neu ordnete. So auch im Falle des späteren Spaniens. Bedingt durch seine Expansion im Spiegel einer von Abenteuerlust und Entdeckerdrang geprägten Epoche gelang dem in seinen Anfängen noch verhältnismäßig kleinen Herrschaftsbereich an der westlichen Peripherie des mittelalterlichen Europa der Aufstieg zur führenden Kolonialmacht der Frühen Neuzeit. Spanien avancierte durch den frühneuzeitlichen Kolonialismus, den es entscheidend mitgetragen hatte, nicht nur zur neuen Großmacht Europas, sondern begründete im gleichen Zuge auch ein knapp vier Jahrhunderte überdauerndes Weltreich.

Dieses böte zweifelsohne zahllose Möglichkeiten zur Untersuchung, doch sind es gerade die Anfänge des europäischen Ausgreifens auf damals zum Teil noch unbekanntere Teile der Welt und die wesentliche Rolle der iberischen Reiche jener Zeit, die im hier vorliegenden Arbeitskontext besonders interessieren. Denn wie kam es – mit Blick auf andere etablierte (Groß-)Mächte, wie etwa England, das Heilige Römische Reich oder auch die italienischen Stadtstaaten – zu diesem schier kometenhaften Aufstieg eines seinerzeit noch gar nicht existenten Spaniens? An welche Voraussetzungen knüpfte sich der Aufstieg zur führenden Kolonialmacht der Frühen Neuzeit? Wie ging die Entdeckung und Landnahme vonstatten? Welche Ziele verfolgte der spanische Kolonialismus, und wie konnte noch im 16. Jahrhundert ein Kolonialreich in Übersee etabliert werden, als weite Teile des neu entdeckten Kontinentes noch weiße Flecken auf den Landkarten darstellten? Diese Fragen gilt es im Zuge der nachfolgenden Untersuchung anhand der einschlägigen Literaturrecherche und unter Bezugnahme auf zeitgenössische Quellen zu beantworten.

Anzunehmen ist, dass sich am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit insbesondere auf der Pyrenäenhalbinsel ganz wesentliche Entwicklungen für die europäische Expansion vollzogen haben, da es ausgerechnet den dort ansässigen Kleinmächten gelungen war, ihren sich seinerzeit erst formierenden Machtbereich weit über die Grenzen der damals bekannten Welt hinaus zu erweitern. Zu überprüfen ist in diesem Zusammenhang, ob die Voraussetzungen für einen Aufstieg der iberischen Reiche möglicherweise schon länger günstig waren oder ob hier eher zufällig Faktoren aufeinandertrafen, die ein Expandieren nach Übersee begünstigten. Auch könnte überlegt werden, ob im Gegensatz zu den Expansionstendenzen im Europa des 15. und 16. Jahrhunderts zeitgleich Anzeichen für einen prinzipiellen kulturellen Niedergang in der Neuen Welt festzumachen waren. Oder aber, ob der spanische Kolonialismus schlicht von entsprechend ‚erfolgreicher‘, das heißt gewaltbereiter Planung und Ausführung begleitet war. Hypothesen, die es im Verlaufe dieser Arbeit zu klären gilt.

Ein erster Teil der Arbeit widmet sich dabei zunächst der Erläuterung wichtiger Kernbegriffe rund um das Themenfeld ‚Kolonialismus‘, um die Grenzen des eigentlichen Untersuchungsgegenstandes abzustecken. Darauf folgt ein einführendes Kapitel in Geschichte und Grundzüge des spanischen Kolonialreiches, von den ersten Ansätzen kolonialer Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel bis zum Ausgreifen des späteren Spaniens auf die Neue Welt seit dem 15. Jahrhundert. Anschließend widmet sich ein drit-

ter größerer Abschnitt dem Schwerpunkt dieser Arbeit: Jenem historischen Moment, das den Aufstieg und die Etablierung Spaniens zur (außer-)europäischen Großmacht am Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit markiert. Hier wird nicht nur auf die Voraussetzungen für die spanische Expansion, sondern vor allem auch auf den Aspekt der Landnahme in Übersee – sowohl aus spanischer als auch aus überseeischer Warte betrachtet – eingegangen. Den Abschluss bildet schließlich die Frage danach, wie der spanische Kolonialismus insgesamt beschaffen war und wie dieser letztlich auch zu bewerten ist.

Was den Literatur- und Forschungsstand anbelangt, so sind die Umstände und Entwicklungen des spanischen Kolonialreiches umfassend erforscht. Oder, um bereits einleitend Eberhard Schmitt, Herausgeber der Reihe „Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion“, zu zitieren: „Die Literatur zum Stoff ist naturgemäß außerordentlich umfangreich und wächst schnell weiter an“.¹ So auch im hier vorliegenden Falle, wobei zahlreiche Werke aus den 1980er- und 1990er-Jahren stammen. Zum allgemeinen Überblick wurden die Online-Version der „Enzyklopädie der Neuzeit“ sowie diverse Ausgaben zur Geschichte Spaniens konsultiert. Etwa Klaus Herbers „Geschichte Spaniens im Mittelalter“, erschienen 2006, oder Walther L. Berneckers „Spanische Geschichte“ mit Fokus auf Neuzeit und Moderne aus dem Jahr 1999. Für die begriffliche Annäherung war vor allem Jürgen Osterhammels und Jan C. Jansens bereits in siebter Auflage in der C. H. Beck Reihe Wissen erschienener Band „Kolonialismus“ sehr hilfreich. Selbiges gilt für Josep Fraderas 2008 publizierte Aufsatz „Spanien – Ursprung des modernen Kolonialismus“, der einen umfassenden Überblick zum spanischen Kolonialreich bietet und als exemplarisches Beispiel „wissenschaftlicher Selbstreflexion“² gilt.

Zum Begriffsfeld ‚Kolonialismus‘

Zum Themenfeld ‚Kolonialismus‘ seien vorab drei Dinge festgestellt: Erstens beschreibt dieser gemeinhin negativ konnotierte Begriff, der mit Aspekten wie „Fremdbestimmung, Rassismus, gewaltsame[r] Usurpation und illegitime[r] Aneignung“³ verbunden ist, zunächst schlicht eine Herrschaftsform, die ganz unterschiedliche Ausprägungen haben kann.⁴ Zweitens geht der Begriff des Kolonialismus oft mit verwandten Termini wie ‚Imperialismus‘ oder ‚Expansion‘ konform, weshalb auf diese nachfolgend ebenfalls kurz eingegangen wird. Drittens ist der frühneuzeitliche Kolonialismus von dem des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zu unterscheiden,⁵ wengleich sich die Ge-

1 Eberhard Schmitt, Vorwort, in: Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion (Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion 1), München 1986, S. V–VIII, hier S. VII.

2 Michael Weidert, Rezension zu: Ein Platz an der Sonne, in: Sehepunkte. *Rezensionsjournal für die Geschichtswissenschaften*, 8 (2008), Nr. 11., [<http://www.sehepunkte.de/2008/11/14373.html>], eingesehen 16.6.2015.

3 Jürgen Osterhammel/Jan C. Jansen, Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen (C. H. Beck Reihe Wissen), München 2012, S. 7.

4 Osterhammel/Jansen, Kolonialismus, S. 7. Die Autoren bieten in ihrem Band rund um das titelgebende Themenfeld Vorschläge zu Definition und Klassifikation. Ebd., S. 7–28.

5 Helmut Bley, Kolonialismus, in: Bley, Helmut/König, Hans-Joachim/Ahuja, Ravi/Nolte, Hans-Heinrich, Enzyklopädie der Neuzeit, [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/kolonialismus-a2159000>], eingesehen 12.4.2015. (Die Online-Version der Enzyklopädie der Neuzeit findet sich in den Fußnoten nachfolgend unter der Sigle „ENZ Online“ abgekürzt.)

schichte mehrerer ehemaliger europäischer Kolonialmächte jeweils über beide Zeithorizonte erstreckt. Der Unterschied liegt dabei in den zum Teil gegenläufigen Entwicklungstendenzen der beiden Phasen begründet: Während sich die europäischen Kolonialmächte und ihre (überseeischen) Besitzungen bis ins 18. Jahrhundert hinein überhaupt erst formierten, ist die zweite Phase durch eine unbestreitbare Hegemonialstellung der europäischen Länder einerseits, gleichzeitig aber durch umfassende Umwälzungsprozesse in Form von Dekolonisations- und Unabhängigkeitsbestrebungen in den Kolonien andererseits gekennzeichnet. Oder anders ausgedrückt: Die ersten Jahrhunderte des frühneuzeitlichen Kolonialismus schufen die Voraussetzungen für jene Staatenwelt, die sich in der zweiten Phase schließlich herausbildete.⁶

Um also auf die Begrifflichkeiten zurückzukommen: Dass eine Definition der Kernbegriffe ‚Kolonialismus‘, ‚Kolonisation‘ und ‚Kolonie‘ eben so schwierig ist, wie eine Abgrenzung von bedeutungsähnlichem Fachvokabular, nehmen schon Jürgen Osterhammel und Jan C. Jansen angesichts ihrer Begriffsannäherung vorweg: „Kolonisation [und damit wohl auch die verwandten Begriffe, Anm.] ist mithin ein Phänomen von kolossaler Uneindeutigkeit.“⁷ Ähnliches unterstreicht der Blick in die „Enzyklopädie der Neuzeit“, wo Helmut Bley mit Bezug auf Osterhammels Definition von Kolonialismus⁸ konstatiert, dass gewisse Aspekte davon auch „für nicht durch europäischen Kolonialismus bedingte Überlagerungsprozesse, in nicht-europäischen Gesellschaften und in Gesellschaften innerhalb Europas“⁹ zutreffen können. Das heißt, „Eroberung und Überlagerung sind sehr alte und beständige Phänomene von Herrschaft“,¹⁰ die nicht immer gleichbedeutend mit Kolonialismus sind. Dennoch sei für die hier vorliegende Arbeit auf den Verständnisvorschlag von Osterhammel/Jansen verwiesen:

„Kolonisation‘ bezeichnet im Kern einen *Prozeß* der Landnahme, ‚Kolonie‘ eine besondere Art von politisch-gesellschaftlichem *Personenverband*, ‚Kolonialismus‘ ein *Herrschaftsverhältnis*. Das Fundament aller drei Begriffe ist die Vorstellung von der Expansion einer Gesellschaft über ihren angestammten Lebensraum hinaus.“¹¹

Interessant ist hierbei, dass sich genannte Begriffe etymologisch betrachtet jeweils auf das 16. bis 18. Jahrhundert, also die Hochzeit des europäischen Kolonialismus, zurückführen lassen. So ist das Abstraktum ‚Kolonialismus‘, abgeleitet von ‚Kolonie‘, das

6 Bley, Kolonialismus, ENZ Online; Wolfgang Reinhard, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, Die Neue Welt, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1985, S. 7.

7 Osterhammel/Jansen, Kolonialismus, S. 8.

8 Kolonialismus ist eine Herrschaftsbeziehung zwischen Kollektiven, bei welcher die fundamentalen Entscheidungen über die Lebensführung der Kolonisierten durch eine kulturell andersartige und kaum anpassungswillige Minderheit von Kolonialherren unter vorrangiger Berücksichtigung externer Interessen getroffen und tatsächlich durchgesetzt werden. Damit verbinden sich in der Neuzeit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf der Überzeugung der Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen Höherwertigkeit beruhen.“ Ebd., S. 20.

9 Bley, Kolonialismus, ENZ Online. Bei letzterem denke man beispielsweise an das Venedig der Frühen Neuzeit, das entlang der Adriaküste ein erstes innereuropäisches Kolonialreich errichtete, oder aber an das iberische Königreich Aragón, von dem im Verlaufe dieser Arbeit noch die Rede sein wird.

10 Ebd.

11 Osterhammel/Jansen, Kolonialismus, S. 8 f.

wiederum auf das lateinische *colonia* („Länderei, Ansiedlung, Kolonie“¹²) beziehungsweise *colonus* („Ansiedler, Bebauer“¹³) oder *colere* („bebauen, (be)wohnen“¹⁴) zurückgeht, seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar.¹⁵ Ebenso ‚Imperialismus‘, abgeleitet vom lateinischen *imperium*,¹⁶ was so viel bedeutet wie „Bewefehlsgehalt, Reich“.¹⁷ Laut Jörg Fisch „ein rechtlich mehr oder weniger genau bestimmter Begriff, dem daneben auch verschiedene nichtrechtliche Bedeutungen zukamen.“¹⁸ Das heißt also, dass ‚Imperium‘ respektive ‚Imperialismus‘ per se nur schwer zu definieren sind und im Laufe der Zeit, etwa quer durch die europäische Epochengliederung, ganz unterschiedlich konnotiert waren. Dennoch darf in Annäherung an den Begriff festgehalten werden, dass er jeweils „die Tendenzen auf Machterweiterung, bis hin zur angestrebten Weltherrschaft“¹⁹ mit sich trägt.²⁰

Als jüngster Fachausdruck im Kontext lässt sich seit dem 18. Jahrhundert schließlich auch die ‚Expansion‘, vom lateinischen *expandere*, was so viel bedeutet wie „Ausweitung, Vergrößerung“,²¹ nachweisen.²² Ein Schlagwort, das auch Osterhammel/Jansen in ihre obig angeführte Begriffserläuterung einbezogen haben, und das zumeist in seiner erweiterten Form im Sinne der ‚europäischen Expansion‘ auftritt. Beschrieben wird damit die Entdeckung der Welt durch die europäischen Mächte der Frühen Neuzeit und der damit beginnende Prozess von Herrschaftsverdichtung und Austauschbeziehungen, der Europa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur eine Vormachtstellung im Weltgeschehen bescheiden, sondern einen umfassenden Strukturwandel auf allen Kontinenten zur Folge haben sollte, wie weiter oben schon angedeutet.²³ Entscheidend für die Bezeichnung ‚europäische Expansion‘ ist jedenfalls die Tatsache, „dass der Anstoß zu dieser Ausweitung von Europa ausging und dass sie durch europäische Länder in Gang gehalten wurde.“²⁴ Allen voran das frühneuzeitliche Spanien, das im Blickpunkt nachfolgender Ausführungen steht.

12 Kolonie, in: Duden online, [http://www.duden.de/rechtschreibung/Kolonie], eingesehen 14.4.2015.

13 Kolonie, in: Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin-New York 2011²⁵, S. 515.

14 Kolonie, Duden online.

15 Kolonie, Kluge Etymologiewörterbuch, S. 515. Interessanterweise findet das Wort „Kolonie“ Josep Fradera zufolge ausgerechnet bei den Spaniern, als „(Mit-)Begründern“ der europäischen Expansion wenn man so will, erst seit dem späten 18. Jahrhundert und nur in Bezug auf die karibischen Zuckeranbaugelände Verwendung. Josep Fradera, Spanien – Ursprung des modernen Kolonialismus, in: Robert Aldrich (Hrsg.), Ein Platz an der Sonne. Die Geschichte der Kolonialreiche, Stuttgart 2008, S. 44–68, hier S. 53.

16 Imperium, Kluge Etymologiewörterbuch, S. 439 f.

17 Ebd., S. 439.

18 Jörg Fisch, Imperialismus, I. Einleitung – II. 3. Neuzeit, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 3 H–ME, Stuttgart 1982, S. 171–175, hier S. 171.

19 Ebd.

20 Detailliertere und weiterführende Informationen zu Begriff und Theorien von ‚Imperialismus‘ finden sich ebd., S. 171–236.

21 Expansion, Kluge Etymologiewörterbuch, S. 267.

22 Ebd.

23 Helmut Bley, Expansionen, in: Ders./Suraiya Faroghi/Hans-Heinrich Nolte/Hans-Joachim König/Stefan Rinke (Hrsg.), Enzyklopädie der Neuzeit [http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/expansionen-a1004000], eingesehen 12.4.2015; Reinhard, Die Neue Welt, S. 7.

24 Robert Aldrich, Einführung, in: Aldrich, Kolonialreiche, Stuttgart, S. 6.

Das Kolonialreich Spanien

Spricht man vom spanischen Kolonialreich, ist damit gemeinhin die Vorstellung von Spaniens Großmachtwerdung im Zuge der Frühen Neuzeit durch die Landnahme im neu entdeckten Mittel- und Südamerika verbunden. Zwar beschäftigt sich die hier vorliegende Arbeit mit ebendiesem Beispiel neuzeitlicher Kolonialismen, doch bleiben dabei oft mehrere Aspekte unbedacht:

Erstens reichen die ‚kolonialen Erfahrungen‘ Spaniens deutlich weiter zurück als bis in das späte 15. Jahrhundert. Dabei waren es nicht immer die Herrscher auf der Iberischen Halbinsel, die als Kolonialherren fungierten.

Zweitens hat sich dieses frühneuzeitliche Spanien, das aus mehreren Herrschaftsbereichen im Gebiet der Pyrenäenhalbinsel bestand, erst im Zuge des späten Mittelalters formiert. Das heißt zum einen, dass die Rede von einem König- oder Kolonialreich ‚Spanien‘ für die Anfänge des spanischen Kolonialismus, die bereits im Spätmittelalter zu suchen sind, eigentlich falsch ist. Ein Königreich Spanien existierte bis ins 16. Jahrhundert hinein nicht. Der Einfachheit halber sei diese Bezeichnung unter Vorbehalt vorerst trotzdem beibehalten, genauere Ausführungen zu den Anfängen des spanischen Kolonialreiches finden sich indes im Folgenden dargelegt. Zum anderen bedeutet dies aber auch, dass aufgrund dieses territorialen Zusammenwachsens an der Wende zur Frühen Neuzeit überhaupt erst die Weichen für den Aufstieg Spaniens zur (außer-)europäischen Großmacht sowie zur gesamteuropäischen Expansion nach Übersee gestellt wurden. Ein Punkt, dem sich ein eigenes Kapitel dieser Arbeit widmet.

Drittens und letztens scheint die so genannte spanisch-amerikanische Variante eine Sonderform innerhalb der Kolonialismusforschung darzustellen. Ein Umstand, der am Ende dieser Arbeit und unter Einbezug der hier vorgenommenen Untersuchungen betrachtet wird.

Die ‚kolonialen‘ Erfahrungen der Iberischen Halbinsel

Wie erwähnt, reichen die ‚kolonialen Erfahrungen‘ des historischen Spanien bedeutend weiter zurück als bis in das 15. Jahrhundert. Insofern können die kolonialgeschichtlichen Anfänge der Iberischen Halbinsel bis in das erste vorchristliche Jahrtausend zurückgeführt werden. So siedelten etwa die Phönizier – ein aus dem Raum der Levante stammendes antikes Handels- und Seefahrervolk, das durch die Errichtung von Handelsstützpunkten nahezu den gesamten Mittelmeerraum kolonialisierte – bereits an der spanischen Küste. Als weitere Etappen könnten auch die römische Oberherrschaft oder die Herrschaftsverlagerung des Westgotenreiches in den Raum um Toledo, im heutigen Zentralspanien, genannt werden, ebenso wie die maurische Fremdherrschaft seit dem 8. nachchristlichen Jahrhundert.²⁵ All diesen Beispielen gemein ist dabei, dass der Raum südlich der Pyrenäen jeweils koloniales Gebiet und nicht Mutterland eige-

25 Klaus Herbers, *Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts*, Stuttgart 2006, S. 23–26, S. 36 f., S. 72 f.

ner Kolonien war, wenngleich sich gerade hier auch die bereits erwähnten Definitionsschwierigkeiten zeigen. Es stellt sich nämlich die Frage, ob tatsächlich in all diesen Fällen von Kolonialismus gesprochen werden kann, oder ob es sich schlicht um die Ver- oder Überlagerung von Herrschaft handelte.

Ein entsprechender Rollenwechsel lässt sich jedenfalls erst im Zuge des europäischen Frühmittelalters feststellen: Seit etwa 711²⁶ hatte sich die Pyrenäenhalbinsel unter dem Eindruck zweier divergierender Einflussphären – einer islamischen und einer christlichen – zu einem vielgestaltigen Gebiet mit muslimischen, jüdischen und christlichen Traditionen formiert. Innerhalb des stark christlich dominierten mittelalterlichen Europa zunächst großteils unter islamischer Herrschaft stehend, etablierten sich seit dem 12. Jahrhundert schließlich die so genannten ‚Fünf Reiche‘²⁷ des christlichen Spaniens in Auseinandersetzung mit den muslimischen Herrschern im Süden. Es sind dies Kastilien, León, Aragón, Navarra und Portugal, wobei Kastilien und León bereits im 13. Jahrhundert zu einem Herrschaftsgebiet verschmolzen.²⁸ Für eine leichtere geopolitische Verortung der nachfolgend geschilderten Ereignisse finden sich zwei Karten im Anhang. Abbildung 1 zeigt die Iberische Halbinsel unter dem Eindruck der nach Norden ausgreifenden muslimischen Herrschaft im 12. Jahrhundert. Abbildung 2 hingegen die Umkehr des Status Quo durch die zunehmende Ausdehnung der christlichen Reiche gen Süden – im Falle der Krone Aragón auch nach Osten ins Mittelmeer – im nachfolgenden 13. Jahrhundert. Letzteres war Voraussetzung für die Großmachtwerdung des späteren Kolonialreiches Spanien, dessen Geschichte im Folgenden skizziert wird.

Die Genese des spanischen Kolonialreiches im Überblick

Wie unter Punkt *Zum Begriffsfeld ‚Kolonialismus‘* erläutert, lassen sich seit der Frühen Neuzeit zwei Phasen dieses Phänomens festmachen, wobei fast alle europäischen Kolonialmächte Anteil an beiden Etappen hatten. Dies trifft nicht auf Spanien zu. Zwar war es Spanien, das in seiner spätmittelalterlichen Form als ein Initiator der europäischen Expansion fungierte²⁹ und dadurch auch als einer der ersten Expansionsakteure noch im 16. Jahrhundert zur Großmacht aufstieg, allerdings ging das spanische Kolonialreich bereits mit den 1820er-Jahren langsam seinem Ende zu und hörte mit dem

26 Das Jahr 711 wird in der Geschichte der Iberischen Halbinsel als Zäsur beziehungsweise als Epochengrenze zwischen Antike und Mittelalter diskutiert: Es folgte das Ende des Westgotenreiches und der Aufstieg islamischer Dominanz als Gegensatz zu einer bereits etablierten christlichen Tradition. Herbers, *Geschichte Spanien Mittelalter*, S. 72.

27 Ein Terminus, der vom spanischen Historiker Ramón Menéndez Pidal 1950 in seinem von Herbers zitierten Werk „El imperio hispánico y los cinco reinos“ geprägt wurde. Menéndez Pidal formulierte im Zusammenhang drei Epochen der Rückeroberung Spaniens, wobei er die dritte Phase – jene der „cinco reinos“, also der „Fünf Reiche“ Spaniens – mit einer ersten „nationalen“ Idee verbunden sehen wollte. Juan López Marichal, Rezension zu: *El imperio hispánico y los cinco reinos*, in: *Nueva Revista de Filología Hispánica* 5 (1951), Nr. 3, S. 338–340, hier S. 338, S. 339 f., [<http://www.jstor.org/stable/40296709>], eingesehen 7.7.2015.

28 Herbers, *Geschichte Spanien Mittelalter*, S. 178. Siehe zu letztgenanntem die Karten im Anhang: Abbildung 1 im Vergleich zu Abbildung 2 verdeutlicht das Zusammenwachsen von Kastilien-León vom 12. zum 13. Jahrhundert.

29 Wolfgang Reinhard, Autor des zweibändigen „Geschichte der europäischen Expansion“, stellt indessen bereits in seinem Vorwort die Entwicklungen des portugiesischen Mittelalters an die Anfänge der europäischen Expansion, in: Ders., *Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 1, *Die Alte Welt bis 1818*, Stuttgart 1983, S. 7. Ein Umstand, der unter dem Punkt *Der Blick auf Spanien* noch Thema sein wird.

Verlust der letzten verbliebenen Kolonien 1898 endgültig auf zu existieren.³⁰ Das heißt, das hispanoamerikanische Großreich umfasst damit zeitlich knapp vier Jahrhunderte und endete bereits vor dem Eintritt anderer europäischer Kolonialmächte in die Phase des Imperialismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Dennoch lassen sich auch in der Geschichte des spanischen Kolonialreiches zwei große Entwicklungszüge feststellen:

Walther L. Bernecker schlägt beispielsweise eine Gliederung der spanischen Geschichte vom 15. Jahrhundert bis zur zweiten Jahrtausendwende vor, die mit dem 15. bis 18. Jahrhundert eine erste Episode umfasst. Das 15. Jahrhundert markiert dabei die „Grundlegung des Reiches“,³¹ das 16. Jahrhundert Spaniens „Aufstieg zur Weltmacht“,³² das 17. Jahrhundert zugleich „Hegemonie und Niedergang“.³³ Die Zeit vom 18. Jahrhundert bis heute ist als zweite Episode hingegen von ebenjenen Separationstendenzen bestimmt, die das europäische Spanien nicht nur zum Aktionsfeld divergierender soziopolitischer Akteure und Forderungen machten, sondern die auch zum Ende des spanischen Kolonialreiches mit beziehungsweise durch den Verlust seiner überseeischen Besitzungen führten.³⁴

Freilich handelt es sich bei Berneckers Geschichteinteilung in erster Linie um eine Epochengliederung innerhalb der Grenzen des heutigen EU-Staates und um keine spezifisch spanische Kolonialgeschichte.³⁵ Dennoch deckt sich die etwas künstlich anmutende ‚Taktung‘ quer durch die Jahrhunderte durchaus mit tatsächlichen ‚Jahrhunderttendenzen‘ und findet sich ähnlich auch bei anderen Autoren, wenngleich deren spezifisch kolonialgeschichtlicher Blick eine etwas adaptierte Entwicklungsabfolge zulässt. Demnach scheint sich die Forschung – unabhängig von ihrem mehr oder minder kolonialhistorischen Blick – darüber einig, dass das 15. Jahrhundert die Voraussetzungen für jenes Weltreich schuf, auf das Spanien bereits im 16. Jahrhundert blicken konnte. Ein Aspekt, dem sich das Kapitel *An der Wende zur Frühen Neuzeit: Spaniens Aufstieg zur Weltmacht* im Detail widmet.

Was die nachfolgenden Jahrhunderte anbelangt, gehen die Ansichten interessanterweise etwas auseinander: Die Darstellung Bartolomé Bennassars und Bernard Vincents

30 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 65 f.

31 Walter L. Bernecker, *Spanische Geschichte. Vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (C. H. Beck Reihe Wissen 2111), München 1999, S. 7.

32 Bernecker, *Spanische Geschichte*, S. 19.

33 Ebd., S. 35.

34 Ebd., Inhaltsverzeichnis beziehungsweise im Detail S. 52–112. Bernecker formuliert insgesamt zehn Entwicklungslinien in seiner „Spanischen Geschichte“. Die ersten drei sind bereits genannt, die weiteren sind: „Das Zeitalter der Reformen (18. Jahrhundert)“, „Die Krise des Ancien Régime (1788–1808)“, „Die Ära der Militärputsche (1808–1875)“, „Restauration und Diktatur (1875–1930)“, „Zweite Republik und Bürgerkrieg (1931–1939)“, „Die Franco-Ära (1939–1975)“, „Monarchie und Demokratie (1975–1999)“.

35 Der Autor verweist schon einleitend selbst darauf, dass die „Geschichte des hispanoamerikanischen Kolonialreiches [...] nur dann einbezogen wurde, wenn sie für das Verständnis der Entwicklung Spaniens erforderlich war.“ (Bernecker, *Spanische Geschichte*, Vorwort). Ein Umstand, der zwar etwas irritiert, da die Geschichte Hispanoamerikas wohl ebensowenig ohne Blick auf das europäische Mutterland auskommt, wie dies umgekehrt der Fall sein dürfte, der unter Berücksichtigung von Berneckers Arbeitsintention, eine Geschichte des heutigen EU-Staates Spanien zu liefern, aber durchaus verständlich ist. Es kann also davon ausgegangen werden, dass letztlich alle der von Bernecker formulierten Entwicklungslinien Einfluss auf das gesamte Kolonialreich hatten.

zum Wendepunkt der spanischen Kolonialgeschichte – von der Glanzzeit im 16. Jahrhundert zum Zerfall ab dem 17. Jahrhundert³⁶ – gehen mit Berneckers Gliederung konform. Ganz im Gegensatz dazu lassen sich aus Fraderas Erläuterungen für das 17. Jahrhundert vor allem Ausbeutungs- aber auch Autonomietendenzen innerhalb der Kolonien ablesen, während erst das 18. Jahrhundert den gleichzeitigen Höhepunkt und beginnenden Niedergang markiert. Denn obwohl das Spanien des 17. Jahrhunderts – bedingt durch schwache Herrscherpersönlichkeiten³⁷ und den Spanischen Erbfolgekrieg³⁸ zu Beginn des Folgejahrhunderts – in Europa an Stärke verlor, entwickelte sich in Übersee ein überaus florierender Bergbau, der der spanischen Kasse Tonnen an Gold und Silber bescherte,³⁹ sowie eine neue koloniale Gesellschaft unter dem Deckmantel einer differenzierteren Verwaltung.⁴⁰

Möglicherweise mögen diese Autonomietendenzen für das Mutterland negativer Natur gewesen sein, die Macht in Hispanoamerika konnte Fradera zufolge im 17. Jahrhundert jedenfalls noch gefestigt werden. Noch im 18. Jahrhundert konnte das Spanien jener Zeit also seine größte territoriale Ausbreitung verzeichnen, wenngleich sich spätestens hier auch erste Probleme abzeichneten.⁴¹ Fradera spricht etwa vom „Aushöhlen des imperialen Regierungssystems“⁴² und den „ständig wachsenden Widersprüche[n] des spanischen Kolonialreiches“,⁴³ was die schon länger bestehende „tiefsitzende Unzufriedenheit im Volk“⁴⁴ schürte und letztlich zu Aufständen und Bürgerkrieg führte.⁴⁵ Dies spiegelt sich wiederum in der Geschichte des Mutterlandes wider: Nach Bernecker gilt die Zeit von 1788–1808 als „Krise des Ancien Régime“,⁴⁶ die Episode von 1808–1875 als „Ära des Militärputsches“,⁴⁷ vergleichbar der Revolution von 1789 und ihrer Folgewirkungen im französischen Nachbarland.⁴⁸ Mit Beginn des 19. Jahrhunderts war der Niedergang des spanischen Kolonialreiches demnach endgültig besiegelt: Ein militärischer Sieg der Separatisten über die spanische Kolonialherrschaft in den 1820er-Jahren

36 So implizieren es zumindest Werktitel und Inhaltsgliederung: Bartolomé Bennassar/Bernard Vincent, Spanien. 16. und 17. Jahrhundert. Das Goldene Zeitalter, Stuttgart 1999, Inhaltsverzeichnis beziehungsweise konkret S. 14 f., 84 f., 136 f.

37 Bernecker, Spanische Geschichte, S. 35.

38 Ebd., S. 46.

39 Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 50. Eine interessante Studie mit zahlreichen weiterführenden Informationen speziell zur spanisch-kolonialen Edelmetallgewinnung bietet Carlo M. Cipolla, Die Odyssee des spanischen Silbers. Conquistadoren, Piraten, Kaufleute, Berlin 1998.

40 Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 47, 50, 52.

41 Zu nennen ist hier vor allem das verstärkte Aufkommen soziopolitisch fragwürdiger Ideen, die allerdings dem Kontext der Zeit durchaus entsprechen: Zum einen festigte sich die Ansicht von der Expansion als heiligem Auftrag. Das heißt, die kirchlich-missionarische Einflussnahme wurde bedeutender – vermutlich eine Begleiterscheinung der Reformation in Europa, die im katholischen Spanien wohl die Bestrebungen zur intensivierten Missionierung geschürt haben dürfte. Zum anderen kam auch die Idee der „rassischen Reinheit“ auf, was in weiterer Folge zur Etablierung eines Kastenwesens beziehungsweise einer regelrechten Rassenlehre führte, um die in den Kolonien ansässigen und im Laufe der Kolonialgeschichte vermischten Ethnien möglichst voneinander abzugrenzen. Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 51 f., 56, 58.

42 Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 61.

43 Ebd.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 60 f.

46 Bernecker, Spanische Geschichte, S. 52.

47 Ebd., S. 57.

48 Ebd.

markierte deren formales Ende und führte zur Befreiung fast aller Kolonien, woraus die sechs unabhängigen Länder Venezuela, Kolumbien, Panama, Ecuador, Peru und Bolivien entstanden. Einzig Kuba, Puerto Rico und die Philippinen blieben weiterhin kolonialer Besitz.⁴⁹

Im Zuge mehrerer Unabhängigkeitskriege lösten sich aber schließlich auch diese bis 1898 aus der kolonialen Oberherrschaft und läuteten das faktische Ende des spanischen Kolonialreiches ein. An dessen Stelle traten nun die USA, die mit ihrem Eintritt auf die Bühne des Imperialismus bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts ihr Interesse an karibischen Besitzungen bekundet hatten, die sie in Auseinandersetzung mit Spanien letztlich auch gewannen.⁵⁰

An der Wende zur Frühen Neuzeit: Spaniens Aufstieg zur Weltmacht

Der Aufstieg Spaniens zur neuen Großmacht des frühneuzeitlichen Europa ist im Wesentlichen von zwei Faktoren bestimmt: Zum einen von den seit dem Spätmittelalter vorherrschenden Entwicklungstendenzen, die im 15. Jahrhundert mehr oder minder zufällig im iberischen Raum derart zusammenspielten, dass dort die nötigen Voraussetzungen für eine Einflussweiterung der ansässigen Mächte gegeben waren. Zum anderen von der sukzessiven Inbesitznahme der neu entdeckten Gebiete in Übersee. Faktoren, denen sich dieses letzte Kapitel widmet.

Die Voraussetzungen im 15. Jahrhundert

Wie im historischen Überblick zur Entwicklung des spanischen Kolonialreiches im vorhergehenden Kapitel dargelegt, gilt das 15. Jahrhundert gemeinhin als Jahrhundert der Grundsteinlegung für die spanische respektive europäische Expansion und den damit einhergehenden Aufstieg der iberischen Mächte. So kulminierten im Spanien jener Zeit mehrere Ereignisse, Tendenzen und Entwicklungen fruchtbringenden Charakters, die Günter Vogler zufolge auf vier Säulen beruhten:

„Erstens wurde mit der Personalunion der Kronen Kastiliens und Aragons das Fundament für einen zentralistischen Staat gelegt. Zweitens wurde mit der Vollendung der Reconquista die iberische [sic] Halbinsel von fremder Herrschaft befreit. Drittens wurde mit der überseeischen Expansion das spanische Weltreich begründet. Viertens wurde die strikte Katholizität des Landes gesichert.“⁵¹

Was Vogler hier als vier scheinbar aufeinander aufbauende Entwicklungsstufen formuliert, ist in Wahrheit ein komplexes Konstrukt sich gegenseitig beeinflussender Faktoren, die in Kombination schließlich zur spanischen Expansion und zum Weltmachtdasein führten. So waren die genannte Personalunion, geschlossen 1469, sowie die 1492

49 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 62.

50 Ebd., S. 65 f.

51 Günter Vogler, *Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650* (Handbuch der Geschichte Europas 5; UTB 2385), Stuttgart 2003, S. 68.

erfolgreich beendete *Reconquista*, also die Rückeroberung Spaniens von den Mauren, die eigentlichen Voraussetzungen für das Ausgreifen in die Neue Welt. Diese stehen einerseits in ursächlichem Zusammenhang mit der im gleichen Zuge zunehmenden Zentralisierung und weiträumig erstarkenden Katholizität des Gebietes Kastilien-Aragón, und gründen sich andererseits insgesamt auf weit ältere Prozesse:

Bereits im Zuge des 13. und 14. Jahrhunderts kam es zur systematischen Eroberung des Mittelmeerraumes durch die Krone von Aragón und damit zur Etablierung eines ersten ‚spanischen‘, das heißt aragónesischen, Kolonialreiches. Zur gleichen Zeit tat sich insbesondere das Königreich Kastilien im Kampf um die Zurückdrängung der muslimischen Fremdherrscher, die noch bis ins 15. Jahrhundert weite Teile der südlichen Pyrenäenhalbinsel regierten, hervor. Mit der Vermählung der später so genannten ‚Katholischen Könige‘,⁵² Ferdinand II. von Aragón und Isabella I. von Kastilien, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kam es also nicht nur zur Verschmelzung zweier der einflussreichsten, sondern zugleich auch zweier grundsätzlich expansionswilliger Machtbereiche auf iberischem Boden. Ein Expansionsdrang, der mit der erfolgreich beendeten *Reconquista* zu einem gemeinsamen Höhepunkt geführt und den Blick über die Grenzen der eigenen Gebiete hinausgeleitet hatte. Das Fundament für einen zentralistischen Staat⁵³ inklusive starkem Missionsierungsgedanken, das zugleich Ausgangspunkt und Ursprungsgebiet des hispanoamerikanischen Imperiums werden sollte, war damit gelegt.

Hierbei begünstigten sich wiederum mehrere, teils schlicht historisch zufällige Gegebenheiten gegenseitig: Erstens verbanden sich mit der genannten Personalunion zwei Mächte, die im Falle Aragóns auf Erfahrung in der Mittelmeerseefahrt und die dortige Koloniegründung und -herrschaft, im Falle Kastiliens auf die Eindrücke der (Rück-)Eroberung fremdbeherrschter Gebiete blicken konnten. Zweitens fällt in ebendiese Zeit die Suche eines Seeweges in das gold- und gewürzreiche Indien, als Alternative zum Landweg, der von den im Osten ebenfalls expandierenden Osmanen beherrscht wurde. In diesem Zusammenhang ist drittens die andauernde, aber offenbar befruchtende Konkurrenz mit dem benachbarten Portugal zu nennen,⁵⁴ das bereits seit Mitte des 15. Jahrhunderts Erfolge in dem Bestreben, Afrika der Küste entlang zu umsegeln, vorweisen konnte.⁵⁵ Als Folge daraus ergab sich viertens die überaus glückliche Fügung, dass der Genuese Christoph Columbus im Auftrag Ferdinands und Isabellas ebenfalls 1492 den Seeweg gen Westen einschlug und hier zufällig die Vorposten eines bis da

52 Die 1468 vermählten Thronprätendenten Ferdinand von Aragón und Isabella von Kastilien erhielten 1494 den Ehrentitel *Los Reyes Catholicos* – ‚Die Katholischen Könige‘ – von Papst Alexander VI. verliehen als Folge der erfolgreichen Rückeroberung muslimischer Herrschaftsgebiete in die christliche Einflussphäre. Vogler, Europas Aufbruch, S. 69.

53 Aufgrund des Ungleichgewichtes, das zwischen beiden Gebieten herrschte, da diese nur über die Ehegemeinschaft der beiden Souveräne verbunden waren, ihre Eigenständigkeit aber jeweils beibehielten, kam es zu einer umfassenden Um- und Neustrukturierung in beiden Herrschaftsbereichen, was den späteren Entwicklungen im Kontext der Expansion ebenfalls zuträglich war. Hierzu ausführlicher Vogler, Europas Aufbruch, S. 69–75.

54 J. H. Parry, *The Spanish Seaborne Empire*, London 1966, S. 39 ff.

55 Urs Bitterli (Hrsg.), *Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte*, Bd. 1, Amerika, Afrika (Beck'sche Sonderausgaben), München 1980, S. 18.

hin unbekanntes Kontinentes entdeckte, die er umgehend für seine Auftraggeber in Besitz nahm.⁵⁶ Spaniens Weg zur Weltmacht war damit geebnet.

Landnahme und Weltmachtstellung im 16. Jahrhundert

Das teils eher historisch zufällige Zusammenspiel günstiger innerer und äußerer Faktoren auf der Pyrenäenhalbinsel hatte also noch im 15. Jahrhundert die nötigen Voraussetzungen für eine spanische Expansion geschaffen, die sich im 16. Jahrhundert beharrlich fortsetzte. So hatte das noch 1492 von Columbus eroberte Hispanola – heute Dominikanische Republik und Haiti – das „Tor zu neuen Kolonien“⁵⁷ geöffnet. Die sukzessive Landnahme der neu entdeckten Gebiete folgte auf dem Fuße: Bis 1496 wurde die Karibik erobert, 1519 bis 1529 das Aztekenreich in Mexiko und Mittelamerika, 1531 bis 1534 das Inkareich von Quito, Peru und Chile und in den 1560er-Jahren folgten schließlich die Philippinen als westlichster kolonialer Besitz. Das heißt, weniger als ein Jahrhundert nach dem Ausgreifen auf die Neue Welt konnte Spanien also tatsächlich auf ein Weltreich blicken, das von den Niederlanden bis nach Süditalien und vom Mittelmeer über den Atlantik bis in den Indischen Ozean reichte. Also im wahrsten Sinne des Wortes auf ein Reich, in dem die Sonne sprichwörtlich niemals unterging. Dadurch avancierte Spanien noch im 16. Jahrhundert zum reichsten Land der damaligen Welt inklusive einer neu errungenen Vormachtposition im europäischen Mächtekanon und auf dem besten Wege zur Hegemonialmacht.⁵⁸ Dass der Weg zu Spaniens Großmachtwerdung aber keineswegs unproblematisch war, wird dabei oft kaum berücksichtigt und äußert sich in wenigstens zweierlei Blickrichtungen, wie folgende Ausführungen veranschaulichen sollen.

Der Blick auf Spanien

Mit Blick auf Spanien gründet sich dessen Aufstieg vor allem auf den Umstand, dass die hegemoniefördernden Faktoren auch im 16. Jahrhundert nach wie vor im Gang befindliche Prozesse waren. So hatte das „katholische Königspaar“⁵⁹ zwar ein zentralisiertes Kernland als Grundlage für das spätere Spanien geschaffen, die Personalunion der beiden Gebiete manifestierte sich indessen nur in der Ehegemeinschaft der beiden Souveräne und drohte mit Isabellas Tod 1504, spätestens aber mit dem ihres Gatten 1516, zu zerfallen. Aus „einem dynastischen Zufall“⁶⁰ heraus gelangte schließlich der

56 Reinhard Wendt, *Seit 1492: Begegnung der Kulturen*, in: *Völker-Rasor*, Anette, Frühe Neuzeit (Oldenbourg Geschichte Lehrbuch), München 2010³, S. 69–86, hier S. 69 f.

57 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 47.

58 Ebd., S. 47 f.

59 Vogler, *Europas Aufbruch*, S. 78.

60 Ebd., S. 75; im Detail Alfred Kohler, „Karl V., Kaiser“, in: *Neue Deutsche Biographie* 11 (1977), S. 191–211, [<http://www.deutsche-biographie.de/ppn118560093.html>], eingesehen 21.6.2015 (Die ‚Neue Deutsche Biographie‘ wird im Folgenden unter der Sigle „NDB online“ abgekürzt).

Aufgrund diverser Todesfälle oder anderer, eine Thronfolge verhindernder Umstände spielte Karl bereits früh eine Rolle „in den Kombinationen der dynastischen Erbfälle“ (ebd.). Als Sohn des bereits früh verstorbenen Habsburgers Philipp des Schönen und der kastilisch-aragonesischen Prinzessin Johanna der Wahnsinnigen, die ihre Eltern aufgrund ihrer Geisteserkrankung nicht auf dem Thron beerben konnte, fiel die Herrschaft schließlich an ihren Sohn Karl. Kohler, NDB online.

gemeinsame Enkel Karl auf den kastilisch-aragónesischen Thron. Als Carlos I. vereinte er erstmals die beiden Reichsteile inklusive der unteritalienischen Königreiche und des noch 1512 von Ferdinand annektierten Navarras⁶¹ in einer Person, weshalb er gemeinhin als der erste spanische König gilt.⁶² Als solcher hatte er allerdings keinen leichten Stand bei seinen neuen Untertanen: Der im habsburgischen Burgund ohne seine Eltern aufgewachsene Thronprätendent sprach kaum ein Wort Spanisch und war mit den Strukturen vor Ort nicht vertraut. Probleme, die sich noch über Jahre hinziehen sollten.⁶³

Dennoch hatte Karl „eine ganze Epoche der frühen neuzeitlichen Geschichte Europas nachhaltig geprägt.“⁶⁴ Als Erbe der habsburgischen Besitzungen seines Großvaters Maximilian I. und aufgrund seiner Wahl zum römisch-deutschen Kaiser 1519 – dadurch besser bekannt als Karl V. – herrschte der spanische König über weitläufige inner- und außereuropäische Besitzungen, während die nach wie vor andauernde Konkurrenz mit Portugal⁶⁵ durch die Heirat mit der portugiesischen Infantin Isabella 1526 vorerst abgemildert werden konnte. Das erklärte politische Ziel Karls I./V. war indes, „dem spanisch-habsburgischen Imperium die Hegemonie zu sichern“.⁶⁶ Wo Bernecker im Hinblick auf die spanische *Conquista*, also die Eroberung Amerikas, aber von einer „zielorientierten spanischen Politik“⁶⁷ spricht, meint Fradera wiederum, „[d]er spanischen kolonialen Ausdehnung lag nie ein fester Plan zugrunde“⁶⁸ was der Autor wie folgt weiter ausführt:

„Die Eroberung erfolgte hauptsächlich durch die *huestes*, kleine bewaffnete Banden, die von Kapitalisten in Iberien finanziert und von der keineswegs illusorischen Aussicht auf schnellen Reichtum – oder wenigstens Herrschaft über die örtliche Bevölkerung und Hoffnung auf künftigen Reichtum – angelockt wurden. [...] d.h. königliche, zivile und kirchliche [*Landnehmer, Anm.*] – folgten erst später im Zuge der Kolonisierung.“⁶⁹

Vorrangige Intention der *Conquista* war also die aussichtsreiche Ressourcenaus-schlachtung der neu erschlossenen und noch zu entdeckenden Gebiete in Übersee.

61 Bernecker, Spanische Geschichte, S. 18.

62 Die Neue Deutsche Biographie führt den spanisch-habsburgischen Souverän beispielsweise als „Karl V., Kaiser (Karl I. als König von Spanien)“. Kohler, NDB online. Seine Vorgänger, etwa seine Großeltern Ferdinand und Isabella, waren im Gegensatz dazu noch keine spanischen Könige, sondern mehr oder minder eigenständige Herrscher über ihre jeweiligen Geburtsterritorien, die in Personalunion vereint wurden.

63 Vogler, Europas Aufbruch, S. 74 ff.; Kohler, NDB online.

64 Kohler, NDB online.

65 Während die Portugiesen seit dem 15. Jahrhundert nach und nach den afrikanischen Kontinent auf der Suche eines Seeweges nach Indien umsegelten, brachen die Spanier gen Westen auf, wo sie schließlich auf den als solchen noch unerkannten amerikanischen Kontinent stießen. Beide Mächte hatten sich dabei noch im Verlaufe des Jahrhunderts „ihre Besitzrechte vom Papst bestätigen lassen“, was allerdings nicht verhinderte, dass die Neue Welt weitere Entdeckungsfahrer anzog. So stießen kurz nach Columbus auch die Portugiesen an die Ostküste Südamerikas, was schließlich „durch den gemeinsam ausgehandelten Staatsvertrag von Tordesillas“ 1494 zur Aufteilung der Welt in zwei Interessenssphären – eine spanische und eine portugiesische – führte. Ein Grund, weshalb Brasilien bis heute der einzige südamerikanische Staat ist, in dem Portugiesisch anstelle von Spanisch die vorrangige Amtssprache ist. Bitterli, Entdeckung der Welt, S. 18.

66 Vogler, Europas Aufbruch, S. 75 f.; Bernecker, Spanische Geschichte, S. 18 ff.

67 Bernecker, Spanische Geschichte, S. 22.

68 Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 48.

69 Ebd.

Dass die Organisation der *Conquista* dabei nur allzu bald dem direkten Einflussbereich der kastilisch-aragónesischen Krone oblag, rührte wohl nicht zuletzt aus den teils gegenläufigen Verpflichtungen der spanischen beziehungsweise römisch-deutschen Regierungswürde: So stand auf der einen Seite die „wachsende Finanzlast der kaiserlichen Reichspolitik, auf der anderen das Edelmetallpotential des amerikanischen Kolonialreichs.“⁷⁰ Das heißt, die Finanzierung der „politischen und militärischen Unternehmungen des Kaisers und später seines Sohnes Philipp [II. von Spanien, Anm.]“⁷¹ wurde seit den 1540er-Jahren zusehends über Spanien und hier über die spanischen Überseekolonien abgedeckt.⁷²

Die Landnahme

Die Kolonisierung selbst war dabei unter etwa gleichartig gewichteten ökonomisch-machtpolitischen wie missionarisch-zivilisatorischen Zielsetzungen wesentlich an die drei Hauptakteure Krone, Kirche und Konquistadoren beziehungsweise Kolonisten geknüpft.⁷³ Wobei gerade die *Conquistadores*, die ‚Eroberer‘, wesentlich für die frühe Phase der erfolgreichen Landnahme waren. So hatte die Mentalität der Zeit – eine Mischung aus noch lebendiger Ritterromantik, Abenteuerlust, Wagemut und der Aussicht auf Verdienst, Ruhm und Ehre in den neuentdeckten Ländern⁷⁴ – bereits seit den Entdeckungsfahrten des Columbus eine immer größer werdende spanische Bevölkerung in die Neue Welt gelockt. Diese ließ sich vor allem auf Hispanola nieder, „wo die bedenkenlose Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung schnell zu deren Auslöschung führte.“⁷⁵ Ein trauriger Umstand, der sich auf dem Festland fortsetzen sollte.

Dennoch folgte von dort aus zusehends die Erkundung der Küstengebiete Mittel- und Südamerikas, wobei etwa 1513 Juan Ponce de León oder 1517 auch Francisco Hernández de Córdoba erstmals mit den mesoamerikanischen Hockulturen im Raum Yucatán in Berührung kamen. Der vielleicht bekannteste *Conquistador*, der als erster tiefer in das als goldreich geltende Landesinnere des neuen Kontinentes vordrang, war schließlich Hernán Cortéz. Durch ein Bündnis mit mehreren, in Opposition zur aztekischen Oberherrschaft – seinerzeit mit dem in unseren Breiten vielleicht ebenfalls bekanntesten indigenen Herrscher Moctezuma⁷⁶ an der Macht – stehenden lokalen Stämmen und nach mehreren Angriffen gelang im Verlaufe der Jahre 1519 bis 1521 die Eroberung des Aztekenreiches. Die vollkommene Inbesitznahme des sich im mittel- und südame-

70 Bernecker, Spanische Geschichte, S. 23.

71 Ebd.

72 Ebd.

73 Ebd., S. 22.

74 Herbert Matis, Hernan Cortes. Eroberer und Kolonisator (Persönlichkeit und Geschichte 45), Göttingen-Frankfurt-Zürich 1967, S. 7; Wendt, Begegnung der Kulturen, S. 70.

75 Hanns J. Prem, Die Azteken. Geschichte – Kultur – Religion (C. H. Beck Reihe Wissen 2035), München 1996, S. 106.

76 Gemeint ist damit richtigerweise Motecuzoma beziehungsweise Motëuczüma II. Aufgrund der für die Spanier schwer zu artikulierenden aztekischen Sprache wurde der Name des Herrschers zunächst zu „Moctezuma“ vereinfacht und schließlich in der Form „Montezuma“ verballhornt. Der Genannte regierte von 1502 bis zu seinem Tod 1520 als der drittletzte Aztekenherrscher über Altmexiko, das heißt in Motëuczümas II. Regierungszeit fällt die spanische Landnahme in Übersee unter Hernán Cortés. Berthold Riese, Das Reich der Azteken. Geschichte und Kultur, München 2011, S. 251 f.; Prem, Die Azteken, S. 24 f., S. 101 f.

rikanischen Raum ausdehnenden aztekischen Herrschaftsbereiches setzte sich zwar noch bis circa 1530 fort, dennoch bewerten Osterhammel/Jansen Cortés' Eroberung als große Ausnahme: „Koloniale Herrschaft war so gut wie nie durch blitzartige Überfälle auf vollkommen unvorbereitete Opfer zustande gekommen“.⁷⁷ Das aztekische Großreich war Hanns J. Prem zufolge mit Cortés Eroberung jedenfalls erloschen und erhielt – mit dem verantwortlichen *Conquistador* als Vizekönig an der Spitze, der direkt Karl V. unterstellt war – den Namen ‚Neuspanien‘.⁷⁸

Mit den nun spanischen Landbeherrschern hielt auch das bereits in der Karibik etablierte System der *encomiendas* Einzug, also eine Art Feudalsystem zum Zwecke der Landerschließung und -bewirtschaftung. Dieses sprach dem *encomendero*, dem Landbesitzer, das Recht zu, Tribut und Arbeitsleistung von der eingeborenen Bevölkerung zu fordern, und barg die Pflicht, sich im Gegenzug um das Wohlergehen der Untergebenen zu sorgen und ihnen die spanisch-christliche Lebensweise näher zu bringen. Ziel war also gleichermaßen die Gewinnung von Land, Ressourcen und neuen Christenmenschen für die spanische Krone. Die Realität war allerdings von der gewaltvollen Inbesitznahme eigentlich besiedelten Landes, der Ausbeutung indianischer Arbeitskraft und letztlich der Ausrottung der indigenen Bevölkerung begleitet,⁷⁹ wie der Blick auf die Situation in Übersee verdeutlicht.

Der Blick nach Übersee

Die geschilderte, vorrangig ökonomisch motivierte Ausbeutung von Land und Leuten auf der Suche nach schnellem Reichtum in Kombination mit dem Fehlen entsprechender Kontroll- und Verwaltungsinstanzen, schlechten Arbeitsbedingungen für die indigene Bevölkerung und dem Einschleppen heimischer Krankheiten, denen die Indios kaum etwas entgegenzusetzen hatten, mündete bald nach dem Ankommen der Europäer in einer demographischen Katastrophe: In weniger als achtzig Jahren nach Ankunft der Europäer kam es zur regelrechten Entvölkerung Mittel- und Südamerikas. Umstände, die bereits unter Zeitgenossen für Kritik sorgten und die ersten ‚Völkerrechtler‘ wie etwa den Dominikanermönch Bartolomé de las Casas hervorbrachten.⁸⁰ Dieser schildert in einem zeitgenössischen Bericht von 1552 Entsprechendes über die von ihm als „überaus milde, geduldig, friedfertig und ruhig, ohne Hang zu Zank und Unfriede, weder streitsüchtig noch neidisch, ohne Tücke und Haß und Rachsucht“⁸¹ beschriebenen Indios:

„Über diese sanftmütigen, von ihrem Herrn und Schöpfer mit solcher Wesensart begabten Menschen kamen nun die Spanier, und zwar vom ersten Augenblick an, wo sie sie kennenlernten, wie grausame Wölfe, Tiger und Löwen, die man tagelang hat hungern lassen. Sie haben in diesen vierzig Jahren bis zum

77 Osterhammel/Jansen, *Kolonialismus*, S. 45.

78 Prem, *Die Azteken*, S. 106–115; Cipolla, *Spanisches Silber*, S. 11 ff.; Matis, *Hernan Cortes*, S. 9–16.

79 Prem, *Die Azteken*, S. 118 ff.; Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 48.

80 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 48 ff.

81 Bartolomé de las Casas, *Die Greuelthaten der Spanier* (Auszug aus *Brevissima Relación*), in: Bitterli (Hrsg.), *Entdeckung der Welt*, S. 52.

heutigen Tage nichts anderes getan und tun auch heutzutage nichts anderes als zerreißen, töten, ängstigen, quälen, foltern und vernichten, auf jede nur denkbare, nie gehörte, nie gesehene, nie erlebte Art äußerster Grausamkeit [...]. Und das alles in solchem Maße, daß auf der Insel Española von drei Millionen Seelen, die zu unserer Zeit dort gelebt haben, heute keine 200 mehr da sind. Die Insel Kuba hat eine Längenausdehnung, die etwa der Entfernung von Valladolid nach Rom entspricht; sie ist heute fast entvölkert. [...] Das ausgedehnte Festland haben unsere spanischen Landsleute durch ihre Greuel und gottlosen Taten entvölkert und verheert. Mehr als zehn Königreiche, größer als ganz Spanien, Portugal und Aragón eingeschlossen, einst von Menschen mit hoher Kultur bewohnt, sind heute entvölkert;⁸²

Wenngleich derartige Berichte und Appelle die vorherrschende Situation nicht zu ändern vermochten, „sind sie doch bedeutungsvoll als Zeugnisse einer Gewissensgründung, wie sie die europäische Expansion nach Übersee bis in unser Jahrhundert begleitet hat“⁸³ resümiert im Zusammenhang etwa Urs Bitterli. Zwar folgte noch vor Mitte des 16. Jahrhunderts die Ausarbeitung von Gesetzen, die den Umgang mit der Ureinwohnerschaft regeln sollten, sowie die Einrichtung eines Verwaltungsapparates, bestehend aus politischen, gerichtlichen und städtischen Institutionen, dies gereichte den indigenen Einwohnern aber nicht zwangsläufig zum Besseren. Die enorme Dezimierung der ortsansässigen Bevölkerung im Laufe des 16. Jahrhunderts markierte „das Ende der präkolumbianischen Kulturen“⁸⁴, ermöglichte allerdings – ausschließlich für die Spanier von Vorteil – im gleichen Zuge das Entstehen einer neuen, widerstandsfähigen kolonialen Gesellschaft. Letzteres auf Grundlage der „nunmehr übereinstimmenden Ziele des imperialen Staates mit denen der frühen Gruppen privater Kolonisten [...] und [...] der Fähigkeit der Einheimischen [...] zu widerstehen und sich den Forderungen ihrer neuen Herren anzupassen.“⁸⁵

Mit Blick auf die indigenen Reiche jener Zeit, beispielsweise das Aztekenreich, ist also festzuhalten, dass diese den Europäern völlig fremden Kulturen just zu dem Zeitpunkt „in das Licht der europäischen Aufmerksamkeit [... rückten ...]“, als durch die spanische Eroberung ihre eigenständige Geschichte zu einem abrupten Ende kam.“⁸⁶ Die knapp fünfzig Jahre von der endgültigen Rückeroberung Iberiens von den Mauren im Jahre 1492 zur eigenmächtigen Eroberung fremder Gebiete in der Neuen Welt unter Inkaufnahme der Auslöschung ganzer Ethnien bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Spanien also den Weg zur Großmacht bereitet. Doch während der frühneuzeitliche Kolonialismus für die Spanier Reichtum, Ruhm und den Status einer Weltmacht bedeutete, waren die Indios mit dem Untergang ihrer angestammten Welt konfrontiert.

82 De las Casas, Greuelthaten der Spanier, S. 52 f.

83 Bitterli, Entdeckung der Welt, S. 19.

84 Fradera, Moderner Kolonialismus, S. 50.

85 Ebd., S. 50; ebd. S. 49 ff.

86 Prem, Die Azteken, S. 7.

Der spanische Kolonialismus – Ein Sonderfall?

Nachdem im Verlaufe dieser Arbeit zum einen recht deutlich wurde, dass Kolonialismus ein überaus weit ausgreifendes, vielgestaltiges und nur schwer zu definierendes Phänomen ist und zum anderen das Werden des spanischen Kolonialreiches – als ein Beispiel von Kolonialismus – dargelegt wurde, stellt sich abschließend noch die Frage nach dem Wesen des frühneuzeitlichen spanischen Imperiums. Konkret: Wie war das spanische Kolonialreich beschaffen und wie ist der spanische Kolonialismus zu bewerten?

Dass der spanische Kolonialismus womöglich einen Sonderfall oder zumindest etwas Eigenes innerhalb der Kolonialismusforschung darstellt, implizieren beispielsweise Josep Fradera oder Osterhammel/Jansen. Wo Ersterer wiederholt etwa vom „spanischen Modell“⁸⁷ spricht und sogar die Frage stellt: „War das spanische Imperium ‚kolonialistisch‘?“⁸⁸ klassifizieren Letztgenannte mit der Beherrschungs-, der Stützpunkt- sowie der Siedlungskolonie⁸⁹ drei Ausformungen. Bei der Beherrschungskolonie – meist eine Folge militärischer Eroberung zum Zwecke wirtschaftlicher Ausbeutung und Prestigesteigerung, wobei die Landnahme durch eine relativ kleine Anzahl von „Zivilbürokraten, Soldaten [und] Geschäftsleuten“⁹⁰ erfolgt – ist die Rede von der „Variante Spanisch-Amerika“.⁹¹ Also einer spezifischen Form des Kolonialismus, bei der „europäische Einwanderung [...] zu städtischer Mischgesellschaft mit dominierender kreolischer“⁹² Minderheit⁹³ führt, die es demnach nur im spanisch-amerikanischen Einflussbereich gegeben hat. Dass dem tatsächlich so war, also dass im hispanoamerikanischen Raum tatsächlich eine Mischgesellschaft entstanden ist, hat sich durchaus im Verlaufe der hier vorliegenden Untersuchungen bestätigt. So war der Aufstieg der spanischen Kolonien offenbar wesentlich mit ebendieser Entwicklung verbunden und erst die Entstehung einer derartigen neuen Gesellschaft hat das spanische Kolonialreich schließlich zu seiner Blüte im 17. beziehungsweise 18. Jahrhundert geführt.

Ob dies allein reicht, um vom spanischen Kolonialismus als Sonderfall sprechen zu können, geschweige denn diesen in seinem Wesen komplett zu erfassen, sei allerdings dahingestellt. An anderer Stelle und mit Blick auf die modernen Imperien verweisen Osterhammel/Jansen nämlich auch darauf, dass selbige in keiner Zeit „administrativ homogen“⁹⁴ waren. Wenngleich die Autoren den Schwerpunkt hier verstärkt auf das 18. bis 20. Jahrhundert legen, lässt sich diese Feststellung doch auch auf die Kolonialreiche der Frühen Neuzeit anwenden. So meint etwa Reinhard Wendt mit Bezug auf die frühneuzeitlichen Kolonialreiche Spanien und Portugal: „Strukturell unterschieden

87 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 53, 66 f.

88 Ebd., S. 51.

89 Zur detaillierten Klassifikation siehe Osterhammel/Jansen, *Kolonialismus*, S. 16–18.

90 Osterhammel/Jansen, *Kolonialismus*, S. 17.

91 Ebd.

92 Das Adjektiv „kreolisch“, abgeleitet von „Kreole“ verweist auf die Nachkommen weißer romanischer Einwanderer in Süd- und Mittelamerika beziehungsweise auf die Nachkommen schwarzer Sklaven in Brasilien. Kreole, in: Duden online, [http://www.duden.de/rechtschreibung/Kreole_Nachkomme_Einwanderer], eingesehen 12.6.2015.

93 Osterhammel/Jansen, *Kolonialismus*, S. 17.

94 Ebd., S. 61.

sich beide Imperien [...] grundlegend. Verantwortlich dafür waren nicht divergierende Interessen der jeweiligen Mutterländer, sondern die Bedingungen vor Ort.⁹⁵ Das heißt also, welche Form Kolonialismus im Einzelnen annimmt, hängt von verschiedenen Faktoren ab und muss demnach individuell an die jeweiligen Gegebenheiten der kolonialisierten Gebiete angepasst werden. Für eine eindeutige(re) Verortung des spanischen Kolonialismus müsste hier freilich ein Vergleich mit anderen Kolonialmächten der Zeit angestellt werden, was den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen würde. Deshalb sei an dieser Stelle auf entsprechende Einzeldarstellungen verwiesen, wie sie beispielsweise Robert Aldrichs Sammelband „Ein Platz an der Sonne“ bietet.

Für das spanische Kolonialreich sei jedenfalls das Folgende festgehalten: Die Frage nach einem Sonderfall in Bezug auf das spanische Imperium rührt vermutlich daher, dass es offiziell nie Kolonien besaß, da bis ins 18. Jahrhundert entsprechendes Vokabular nicht verwendet wurde.⁹⁶ So war nie von *colonia*, sondern offiziell von den *reynos de las Indias*, also den ‚indischen Königreichen‘ die Rede, bei denen es sich staatsrechtlich um „selbstständige Teilreiche der Krone Kastilien, nicht um Untertanenländer des Landes Kastilien“⁹⁷ gehandelt hatte. Eine juristische Haarspalterei, die kaum über die „Unterwerfung und Entmündigung der Eingeborenen“⁹⁸ noch über deren „tendenzielle[...] wirtschaftliche[...] Abhängigkeit von Europa“⁹⁹ hinwegzutäuschen vermag.¹⁰⁰ Oder anders ausgedrückt: „[S]ozioökonomisch handelt es sich unzweifelhaft um Kolonien und dieser Sachverhalt findet durchaus auch Niederschlag in der Herrschaftsorganisation.“¹⁰¹

Insofern ist der spanische Kolonialismus bei all seinem Eifer zur Erschließung neuer Edelmetallvorkommen, Missionierung mit päpstlichem Wohlwollen und dem allgemeinen Weltmachtstreben von umfassender Dezentralität gekennzeichnet.¹⁰² Dies, weil der spanischen Expansion ursprünglich kein fester Plan zugrunde lag, wengleich die spätere Organisation des Weltreiches anderes vermuten lässt. Die Regierung unterstand jedenfalls über lange Zeit hinweg – das heißt bis in das 18. Jahrhundert hinein und trotz der augenscheinlichen Eigenverwaltung der ‚indischen Königreiche‘ – direkt der spanischen Krone im fernen europäischen Mutterland. Gerade deshalb ist in höchstem Maße bemerkenswert, dass das hispano-amerikanische Imperium, etwa nach Fraderas Bewertung, letztlich trotzdem eine „planvoll durchdachte, nach einheitlichen Aspekten bis ins Einzelne geregelte staatliche Schöpfung darstellt, wie sie sonst nirgends zur Durchführung gelangte, und vier Jahrhunderte die Herrschaft sicherte.“¹⁰³ Also durchaus ein Sondermodell, dass sich erst mit dem Einmarsch Napoleons im europäischen Mutterland und der damit einhergehenden größeren politischen Liberalität für die Kolonien im 19. Jahrhundert aufzulockern begann, was allerdings gleichbedeu-

95 Wendt, *Begegnung der Kulturen*, S. 72.

96 Hierzu auch Anmerkung 15.

97 Reinhard, *Die Neue Welt*, S. 69.

98 Ebd.

99 Ebd.

100 Ebd., S. 69 f.; Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 53.

101 Reinhard, *Die Neue Welt*, S. 69.

102 Fradera, *Moderner Kolonialismus*, S. 48.

103 Ebd., S. 67.

tend mit dem Niedergang des spanischen Imperiums war. Denn: „Mit der Lockerung seiner Herrschaft über Amerika hörte Spanien auf, eine den Atlantik überspannende Nation zu sein, [...]“¹⁰⁴

Schluss

Beschäftigt man sich mit frühneuzeitlichen Kolonialismen, begibt man sich gleichermaßen in ein höchst interessantes aber auch höchst komplexes Feld. So ist allein der Begriff „Kolonialismus“ nur schwer definierbar, ähnlich der (wort-)verwandten Termini, wie „Kolonisation“ oder auch „Imperialismus“ und „Expansion“. Dennoch lässt sich im Allgemeinen festhalten, dass kolonialistische Herrschaft durchaus begründet zu meist negativ konnotiert ist, da sie in der Regel mit der Expansion einer Macht über „ihren angestammten Lebensraum hinaus“ einhergeht, wie etwa Osterhammel/Jansen so treffend formulierten. Hinzu kommt oft noch ein gewisses Weltmachtstreben, wie es auch dem spanischen Kolonialreich spätestens seit dem 16. Jahrhundert eindeutig zugrunde lag.

Als exemplarisches Beispiel dieses vielgestaltigen Phänomens zeichnet sich das spanische Kolonialreich, das von der Entdeckung Amerikas durch Columbus 1492 bis zur Unabhängigkeit der letzten verbliebenen Kolonien 1898 knapp vier Jahrhunderte überdauerte, durch Dezentralität und mitunter auch enorme Gewalt aus. Ersteres, da die Regierung lange Zeit, das heißt bis ins 18. Jahrhundert, direkt der Krone im räumlich weit entfernten Mutterland unterstand, letzteres verdeutlicht sich nicht zuletzt an der bedenkenlosen Ausbeutung von Land und Leuten, die gerade in den Anfängen der spanischen Expansion gen Übersee eine enorme Dezimierung der indigenen Bevölkerung zur Folge hatte.

Gerade diese Anfänge des spanischen Ausgreifens auf die Welt waren dabei Hauptinteressenspunkt der hier vorliegenden Untersuchung. Bereits seit der Antike war die Pyrenäenhalbinsel immer wieder kolonialisiertes Gebiet, etwa durch die Phönizier, die an den Küsten Handelsstützpunkte errichteten, oder durch die Römer, die weiter ins Landesinnere vordrangen. Unter dem Eindruck der seit dem achten nachchristlichen Jahrhundert auf der Halbinsel expandierenden islamischen Herrscher begannen sich die ortsansässigen Ethnien aber scheinbar zu emanzipieren, sodass es seit dem 13. Jahrhundert zur Etablierung der so genannten christlichen ‚Fünf Reiche‘ kam. Aus diesem noch im 15. Jahrhundert bestehenden Konglomerat kleiner und mittlerer Königreiche und Fürstentümer auf der Iberischen Halbinsel entstanden schließlich zwei der ersten Kolonialmächte der Frühen Neuzeit: Portugal und Spanien.

Im iberischen Raum jener Zeit scheinen also in der Tat ganz bestimmte Voraussetzungen und Entwicklungstendenzen in absolut begünstigender Weise für eine Überseeexpansion der dort ansässigen Mächte zusammengefließen zu sein: Mit der Personalunion von Aragón und Kastilien fanden 1469 – neben Portugal – die zwei mächtigsten und einflussreichsten iberischen Mächte zusammen, die sich durch ihren jeweils ei-

genen Expansionswillen auszeichneten und mit der Formierung eines zentralisierten Staates letztlich die Grundlage für ein spanisches Großreich schufen. Die anhaltende Konkurrenz mit Portugal auf der Suche nach einem Seeweg gen Indien, der die Portugiesen um Afrika herum geführt hatte und Kastilien-Aragón nur noch die Alternative gen Westen offen ließ, in Kombination mit Columbus' Zufallsentdeckung – Amerika – tat das Übrige zur Gründung eines Weltreiches. Denn neben all diesen teils historisch zufällig zusammenspielenden Faktoren, die eine spanische Expansion begünstigten, waren es letztlich die Kolonien im neu entdeckten Mittel- und Südamerika, die Spaniens Hegemonialstellung nicht nur begründeten, sondern langfristig stützten. Unter dem Eindruck eines grundsätzlichen Expansionsstrebens der Zeit, gepaart mit den Resten mittelalterlicher Ritterromantik, Abenteuerlust und den ganz realen Versprechungen auf persönlichen Besitz und Reichtum, fanden sich seit der Entdeckung des Columbus 1492 immer mehr Europäer in der Neuen Welt ein. So wurde bis 1496 die Karibik in Besitz genommen, 1519 bis 1529 folgte das mesoamerikanische Aztekenreich, bis Mitte der 1540er-Jahre das Inkareich und in den 1560ern schließlich die Philippinen. Bereits zum Ende des 16. Jahrhunderts konnte Spanien also tatsächlich auf ein Weltreich blicken, das durch entsprechend straffe Organisation und Verwaltung bis ins 19. Jahrhundert Bestand hatte.

Die Erschließung dieser seinerzeit noch völlig unbekanntem Gebiete war wesentlich an die so genannten *Conquistadoren* gebunden. Glücksritter auf der Suche nach Ruhm und Reichtum in der Neuen Welt, die seit Beginn des 16. Jahrhunderts zunächst die Küstengebiete Südamerikas erkundet hatten und spätestens seit den 1530ern mit Hernán Cortéz tiefer in das als goldreich geltende Landesinnere eines unerforschten Kontinentes vordrangen. Der angebliche Goldreichtum der indigenen Hochkulturen und die fraglos faszinierenden Eindrücke dieser Fremde trugen wohl mit zu dem Wunsch bei, diese Gebiete erobern und unter eigene Herrschaft bringen zu wollen. Ein Ansinnen, das für die Europäer, allen voran die Spanier, vor allem durch den Einsatz der den Indios unbekanntem Feuerwaffen von Erfolg gekrönt war. Auch wenn die Landnahme nicht immer von der absichtlichen Vernichtung der ansässigen Ureinwohnerschaft bestimmt war, führten vor allem die eingeschleppten Krankheiten sowie die bedenkenlose Ausbeutung der indigenen Arbeitskräfte noch im 16. Jahrhundert zur regelrechten Entvölkerung Mittel- und Südamerikas, was auch Eingang in zeitgenössische Quellen fand.

Der Aufstieg Spaniens – das zu Beginn des spanischen Kolonialismus unter diesem Namen eigentlich noch gar nicht existierte – am Übergang vom 15. zum 16. Jahrhundert ist also gleichbedeutend mit dem Übergang von der *Reconquista*, also der Rückeroberung der eigenen Landstriche in Europa, zur *Conquista*, der Eroberung der Neuen Welt in Übersee. Die Entdeckung und Landnahme der neu entdeckten Gebiete jenseits des Atlantiks war dabei Grundlage und Stütze der neuen Hegemonialmacht Spanien, die bis ins 17. Jahrhundert tonangebend im europäischen Mächtekanon war. Zugleich hatten die Entdeckungsfahrten des Columbus auch für andere europäische Mächte

ein Tor zu neuen Welten und Möglichkeiten geöffnet, sodass im Kontext der europäischen Expansion die spanische immer mitgedacht werden muss.

Insofern haben sich die eingangs aufgestellten Hypothesen also durchaus bestätigt, auch was den Aufstieg und Fall ganzer Reiche im Zuge des frühneuzeitlichen Kolonialismus anbelangt. So ging die Großmachtwerdung Spaniens ganz klar mit dem zeitgleichen Niedergang der präkolumbianischen Kulturen Mittel- und Südamerikas konform, wie etwa am Beispiel des Hernán Cortés und des Aztekenreiches unter Moctezuma angedeutet. Der Umfang der vorliegenden Arbeit hat es nicht gestattet, hier näher ins Detail zu gehen, wobei ein exemplarisches Beispiel – ausgerechnet der von Osterhammel/Jansen als Sonderfall deklarierte Eroberungszug des Cortés – die Situation vermutlich auch nicht ausreichend beleuchtet hätte. Ebenso wie in Hinblick auf eine eindeutige Bewertung des spanischen Kolonialismus wäre auch in Bezug auf die indigenen Reiche zur Zeit der europäischen Übersee-Expansion ein Vergleich mehrerer Beispiele gefragt.

Literatur

Aldrich, Robert, Einführung, in: Ders. (Hrsg.), Ein Platz an der Sonne. Die Geschichte der Kolonialreiche, Stuttgart 2008, S. 6–26.

Bennassar, Bartolomé/Vincent, Bernard, Spanien. 16. und 17. Jahrhundert. Das Goldene Zeitalter, Stuttgart 1999.

Bernecker, Walther L., Spanische Geschichte. Vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart (C. H. Beck Reihe Wissen 2111), München 1999.

Bitterli, Urs (Hrsg.), Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte, Bd. 1, Amerika, Afrika (Beck'sche Sonderausgaben), München 1980.

Bley, Helmut/Faroqi, Suraiya/König, Hans-Joachim/Nolte, Hans-Heinrich/Rinke, Stefan, Enzyklopädie der Neuzeit, online [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/expansionen-a1004000>], eingesehen 12.4.2015.

Bley, Helmut, Kolonialismus, in: Bley, Helmut/König, Hans-Joachim/Ahuja, Ravi/Nolte, Hans-Heinrich, Enzyklopädie der Neuzeit, [<http://referenceworks.brillonline.com/entries/enzyklopaedie-der-neuzeit/kolonialismus-a2159000>], eingesehen 12.4.2015.

Cipolla, Carlo M., Die Odyssee des spanischen Silbers. Conquistadoren, Piraten, Kaufleute, Berlin 1998.

Duden online, [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Kolonie>], eingesehen 14.4.2015.

Expansion, in: Friedrich Kluge (Hrsg.), Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin-New York 2011²⁵, S. 267.

Fisch, Jörg, Imperialismus, I. Einleitung – II. 3. Neuzeit, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Band 3 H–ME, Stuttgart 1982, S. 171–175.

Fradera, Josep, Spanien – der Ursprung des modernen Kolonialismus, in: Robert Aldrich (Hrsg.), Ein Platz an der Sonne. Die Geschichte der Kolonialreiche, Stuttgart 2008, S. 44–68.

Herbers, Klaus, Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2006.

Kluge, Friedrich, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin-New York 2011²⁵.

Kohler, Alfred, „Karl V., Kaiser“, in: Neue Deutsche Biographie 11 (1977), S. 191–211, [<http://www.deutsche-biographie.de/ppn118560093.html>], eingesehen 12.7.2015.

López Marichal, Juan, Rezension zu: El imperio hispánico y los cinco reinos, in: *Nueva Revista de Filología Hispánica*, 5 (1951), Nr. 3, S. 338–340, [<http://www.jstor.org/stable/40296709>], eingesehen 7.7.2015.

Matis, Herbert, Hernan Cortes. Eroberer und Kolonisator (Persönlichkeit und Geschichte 45), Göttingen-Frankfurt-Zürich 1967.

Osterhammel, Jürgen/Jansen, Jan C., Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen (C. H. Beck Reihe Wissen), München 2012⁷.

Parry, J. H., The Spanish Seaborne Empire, London 1966.

Prem, Hanns J., Die Azteken. Geschichte – Kultur – Religion (C. H. Beck Reihe Wissen 2035), München 1996.

Reinhard, Wolfgang, Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 1, Die Alte Welt bis 1818, Stuttgart 1983.

Ders., Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, Die Neue Welt, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1985.

Riese, Berthold, Das Reich der Azteken. Geschichte und Kultur, München 2011.

Schmitt, Eberhard, Vorwort, in: Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion (Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion 1), München 1986, S. V–VIII.

Vogler, Günter, Europas Aufbruch in die Neuzeit 1500–1650 (Handbuch der Geschichte Europas 5; UTB 2385), Stuttgart 2003.

Weidert, Michael, Rezension zu: Ein Platz an der Sonne, in: *Sehepunkte. Rezensionenjournal für die Geschichtswissenschaften*, 8 (2008), Nr. 11, [<http://www.sehepunkte.de/2008/11/14373.html>], eingesehen 16.6.2015.

Wendt, Reinhard, Seit 1492: Begegnung der Kulturen, in: Anette Völker-Rasor (Hrsg.), Frühe Neuzeit (Oldenbourg Geschichte Lehrbuch), München 2010³, S. 69–86.

Quelle

Bartolomé de las Casas, Die Greuelthaten der Spanier (Auszug aus *Brevissima Relación*), in: Urs Bitterli (Hrsg.), Die Entdeckung und Eroberung der Welt. Dokumente und Berichte, Bd. 1, Amerika, Afrika (Beck'sche Sonderausgaben), München 1980, S. 51–53.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Herbers, Klaus, Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2006, S. 181.

Abbildung 2: Herbers, Klaus, Geschichte Spaniens im Mittelalter. Vom Westgotenreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts, Stuttgart 2006, S. 187.

Lisa-Marie Gabriel ist Studentin der Geschichtswissenschaften sowie des Lehramtsstudiums Deutsch/Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung im 8. Semester an der Universität Innsbruck. lisa-marie.gabriel@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Lisa-Marie Gabriel, Neuzzeitliche Kolonialismen: Das Kolonialreich Spanien. Der Aufstieg des spanischen Kolonialreiches an der Wende zur Frühen Neuzeit, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 161–184, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Runner-Up-Awards 2016

gesponsert von der Historisch-Philosophischen Fakultät und den Emeriti
Josef Riedmann, Franz Mathis

Bachelor-Seminare 2016

„Walliser off Gultüre.“ Die Wanderungsbewegung der Walser und Galtür

Jakob Kathrein

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

„Walliser off Gultüre.“ The Walser migration movement and Galtür

This bachelor thesis focusses on the history of the Walser migration in general and the settlement of Galtür in particular, looking at the reasons why the Walser people left their homeland and at the conditions of establishing new settlements. In addition, this paper tries to find out whether traces of the Walser people and their culture still exist, particularly with reference to Galtür. Does a commemorative culture in the centres of the Walser migration and settlement exist in today's Galtür? Do people there identify themselves as Walsers?

Einleitung

„Alle drei Jahre trifft sich die große Walser-Familie, blickt auf die gemeinsame faszinierende Geschichte zurück, tauscht sich über Gemeinsamkeiten und Unterschiede aus, macht die Tradition im Sprechen der Walserdialekte und dem Tragen der Trachten erlebbar, pflegt und knüpft bewusst Walserefreundschaften.“¹

Dieser Auszug aus dem Vorwort des Programmhefts des „Walsertreffens“ vom September 2013 verdeutlicht die Aktualität der Walser² und ihrer Kultur. Seit 1962 kommen alle drei Jahre an die dreitausend Menschen abwechselnd in einem der zahlreichen Wal-

1 Programmheft Walsertreffen 2013, Vorwort, [<http://www.walsertal.at/Walsertreffen%202013>], eingesehen 9.4.2014.

2 Der Terminus „Walser“ wird in dieser Arbeit als ein aus den Quellen und der Literatur abgeleiteter, historischer Begriff verwendet und fungiert dabei als Sammelbegriff für Frauen, Männer und Kinder gleichermaßen. Eine genauere Begriffsdefinition ist im weiteren Verlauf des Textes gegeben.

serorte zum sogenannten „Walsertreffen“ zusammen. Zuletzt fand dieses im Großen Walsertal und der Gemeinde Damüls statt, im Jahr 2004 war die Gemeinde Galtür im Paznaun Veranstaltungsort. Die Walser und ihre Kultur sind „in“. Seit den 1960er-Jahren entstanden mehrere Vereinigungen und Organisationen, die die einzelnen Walsergemeinden und Walsergebiete miteinander verknüpfen. Die Walserkultur wird durch Veranstaltungen verschiedenster Art sowie durch die regelmäßige Herausgabe von Zeitschriften, in denen die wichtigsten Ereignisse einer Gemeinde in Dorfchroniken festgehalten werden, gepflegt und gefördert.

Die vorliegende Bachelorarbeit beschäftigt sich mit der historischen Wanderungsbewegung der Walser und setzt sich genauer mit der Walser-Siedlung auf dem Gebiet der Tiroler Gemeinde Galtür im Paznaun auseinander. Damit verbunden ist vor allem die Frage nach der heutigen Erinnerung an diese historische Migration. Die Forschung hat sich – hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts – intensiv mit der Geschichte der Walser auseinandergesetzt. Die historische Migrationsforschung aber, die heute eine stark wachsende Teildisziplin der Geschichtswissenschaft darstellt und sich in ihrer gegenwärtigen Form erst im Laufe der letzten Jahrzehnte innerhalb eines Prozesses ausdifferenzierte, der immer noch anhält, hat das Thema „Walser“ bisher weitgehend ausgelassen. Insofern kann diese Arbeit auch als Versuch einer moderneren Annäherung an eine historisch viel behandelte Materie gelten.³

Die ersten Walser verließen Ende des 12. Jahrhunderts das Gebiet um den heutigen Schweizer Kanton Wallis und siedelten sich in der übrigen Schweiz, in Norditalien, Liechtenstein, Vorarlberg und Tirol an. Anfang des 14. Jahrhunderts, so die heute gängige Forschungsmeinung, erreichten sie Galtür. Die Gemeinde ist die östlichste aller Walsersiedlungen – die Umstände der Walserniederlassung in Galtür waren jedoch lange Zeit rätselhaft. Bis heute ist nicht abschließend geklärt, wie und von wo aus die Walser nach Galtür gelangten.

Fragestellung und Ziel

Diese Arbeit gliedert sich grundsätzlich in drei Teile. Zunächst stehen die allgemeinen historischen Umstände und Zusammenhänge der Walserspazierungen im Vordergrund. Folgende Fragestellungen werden dabei besonders behandelt: Wer sind die Walser? Was waren die Gründe und Motive für ihre Wanderzüge? Wie gestalteten sich diese?

Der zweite Teil bezieht sich konkret auf die Niederlassung der Walser in Galtür. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt dabei neben der Besiedlungsgeschichte Galtürs auf der Ansiedlung der Walser – hierzu gibt es mehrere Theorien – sowie der Beziehung zwischen den Neuankömmlingen und der autochthonen Bevölkerung.⁴ Der letzte Teil behandelt die Erinnerungskultur im Zusammenhang mit den Walsern. Nach generellen Ausführungen konzentriert sich diese Arbeit auf die Erinnerung in Galtür:

3 Zur historischen Migrationsforschung siehe Sylvia Hahn, *Historische Migrationsforschung*, Frankfurt a. M. 2012.

4 Es handelt sich dabei im Kern um die ansässige romanische Bevölkerung.

Auf welche Art und Weise erinnert man an die Ansiedlung der Walser und ihre Kultur? Wie steht es um das „Walserbewusstsein“ der Galtürerinnen und Galtürer? Zur Beantwortung dieser Fragen wird neben der Literatur auch ein qualitatives Interview mit Elisabeth Kathrein – einer älteren Galtürerin – verwendet. Dazu wird die Hypothese aufgestellt, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Walser Identität und die Erinnerungskultur von idealistischen Vorstellungen gekennzeichnet sind und Identität konstruiert wird. Ziel dieser Arbeit ist es schlussendlich, neben der Klärung von allgemeinen Fragen der Walserwanderungen, einen Überblick über die Erinnerungslandschaft zu geben – speziell bezogen auf Galtür – und eventuell neue Anregungen zu einem kritischeren Umgang mit der Walserkultur zu liefern.

Forschungsstand und Quellenlage

Die Ursprünge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den Walsern führen bis ins 16. Jahrhundert zurück. Bis Ende des 18. Jahrhunderts beschäftigten sich Gelehrte und Gebildete aller Art mit den Bewohnerinnen und Bewohnern deutscher Sprachinseln in Graubünden und Italien. Das Interesse richtete sich auf deren ursprüngliche Herkunft. Der Chronist Ägidius Tschudi (1505–1572) hielt die Walser für eine alteingesessene Bevölkerung gallischer oder germanischer Herkunft. Ulrich Campell (1510–1582), den einige als den Vater der Walser Geschichtsschreibung sehen, hat die Herkunft der Davoser, die „Valliser“ oder „Vallser“ genannt wurden, auf das Wallis zurückgeführt. Seit Campell setzte sich die These des Oberwalliserischen Ursprungs der Walser allmählich durch. Auch die besonderen Rechte der Walser wurden erkannt und bereits wissenschaftlich behandelt. Im 19. Jahrhundert erreichte die Forschung eine neue Dimension. Die Besiedlungsgeschichte, das Walserrecht, die Sprache und das Brauchtum der Walser standen im Fokus der Wissenschaft. Über die Oberwalliser Herkunft der Bewohner der einzelnen Walsergebiete war man sich inzwischen einig. Unklar blieb jedoch, wer die Oberwalliser ursprünglich waren. Manche hielten sie für eingewanderte Alemannen, andere wiederum für Burgunder. Auch zum Ursprung der Sprache der Walser – alemannisch oder burgundisch – gab es unterschiedliche Meinungen. Der Philologe und Dialektologe Albert Bachmann (1883–1934) konnte schließlich überzeugende Argumente für eine alemannische Besiedelung des Oberwallis liefern. Im 20. Jahrhundert wurden vor allem die Wanderzüge der Walser und deren Ursachen untersucht, ihre Geschichte, ihre Kultur, das Brauchtum und ihre Sprache durch alle wissenschaftlichen Disziplinen hindurch erforscht. Insbesondere durch sprachwissenschaftliche Erkenntnisse konnten die Wege der Walserwanderung nachgezeichnet werden. Die wissenschaftliche Beschäftigung in allen Bereichen verursachte unter den Bewohnerinnen und Bewohnern der Walsergebiete ein neues Bewusstsein für die eigene Herkunft und Kultur. Im Vordergrund stand die Frage nach Elementen, die alle Walser verbinden. Hinsichtlich des Walserrechts ist der Rechtshistoriker Peter Liver zu erwähnen, der in den 1930er- und 40er-Jahren maßgebliche Erkenntnisse lieferte. Seitdem wurde das

Walserrecht von vielen Autoren, Liver folgend, mit dem mittelalterlichen Kolonistenrecht verknüpft behandelt.⁵

In der Bibliografie „Walserforschung 1800–1970“ des Rechtshistorikers Louis Carlen aus dem Jahr 1973 sind 1.113 Titel vermerkt.⁶ Heute könnte man diese Liste um zahlreiche Werke erweitern. Hinsichtlich der Forschung zu den Walsern liegt also kein Mangel an Publikationen vor. Einige wichtige Arbeiten haben sich als Standardwerke etabliert, die bei keiner wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Walsern fehlen sollten. Besonders zu nennen ist Paul Zinsli⁷ mit seinem Werk „Walser Volkstum“, erstmals erschienen 1968, in dem er Antworten zu den brennendsten Fragen rund um die Walser liefert, die er durch jahrelange Forschung und Sammeln von Material ausgearbeitet hat. Seit den 1970er-Jahren beschäftigt sich auch die italienische Forschung vermehrt mit den Walsern. Der Mailänder Historiker Enrico Rizzi⁸ hat sich dabei besonders ausgezeichnet. Er konnte nachweisen, dass Walser Kolonisten von italienischen Feudalherren aus dem Piemont und dem Wallis sowie von Klöstern gezielt angesiedelt wurden. Eine neuere Darstellung der Walser und ihrer Geschichte bietet Max Waibel.⁹ Sein Werk „Unterwegs zu den Walsern“ stellt einen guten Überblick zur Walser-Thematik dar und wird in dieser Arbeit mehrmals verwendet. Zu den Walsern in Vorarlberg sind besonders die Werke des Volkskundlers Karl Ilg¹⁰ erwähnenswert. Die Walser in Galtür werden in den Werken Zinslis, Renzis und Waibels – wenn auch eher am Rande – ebenfalls behandelt. Mit ihnen hat sich erstmals der Historiker Otto Stolz¹¹ genauer befasst. Eine der aktuellsten Auseinandersetzungen mit den Galtürer Walsern lieferte der Jurist und Historiker Nikolaus Huhn.¹² In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit der „spannungsreichen“ Beziehung Galtürs zu Ardez (Graubünden) und behandelte dabei auch ausführlich die Besiedlungsgeschichte Galtürs und die Ansiedlung der Walser. 1999 erschien das „Galtür-Buch“,¹³ in dem sich Autoren unterschiedlichster Richtungen mit der Geschichte und Kultur sowie dem gesellschaftlichen Leben des Dorfes auseinandersetzen.

Die Quellenlage zu den Walsern ist teilweise vielversprechend. Es existieren zahlreiche Urkunden, Urbare und andere Aufzeichnungen und Notizen, meist im Zusammenhang mit grundherrschaftlichen Angelegenheiten und Abgaben, die Rückschlüsse auf die Walser Siedlungstätigkeit und ihre rechtliche Situation zulassen. Vor allem für den Siedlungsraum Vorarlberg kann auf Walser-Urkunden zurückgegriffen werden. Alois Niederstätter fasste die wichtigsten dieser Urkunden jüngst in einem Aufsatz der Zeit-

5 Max Waibel, 500 Jahre Walserforschung – Ein kritischer Rückblick, in: *Wir Walser* 1 (2007), S. 19–33.

6 Louis Carlen, *Walserforschung 1800–1970. Eine Bibliographie*, Visp 1973.

7 Paul Zinsli, *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Italien. Erbe, Dasein, Wesen*, Chur 1968, ⁶1991 sowie Ders., *Die Walser*, in: Paul Hugger (Hrsg.), *Handbuch der schweizerischen Volkskultur II*, Zürich 1992, S. 847–858.

8 Enrico Rizzi, *Geschichte der Walser*, Anzola d'Ossola 1993.

9 Max Waibel, *Unterwegs zu den Walsern*. In der Schweiz, in Italien, in Frankreich, Liechtenstein Vorarlberg und dem Tirol, Frauenfeld 2003.

10 Karl Ilg, *Siedlungsgeschichte und Siedlungsformen der Walser einschließlich des Montafons (Geschichte und Wirtschaft II)*, Innsbruck 1968.

11 Otto Stolz, *Die Niederlassung der Walser im Paznauntale*, Innsbruck 1910.

12 Nikolaus Huhn, *Galtür und Ardez. Geschichte einer spannungsreichen Partnerschaft*, Univ. Diss. Innsbruck 1997.

13 Gemeinde Galtür (Hrsg.), *Galtür. Zwischen Romanen, Walsern und Tirolern*, Galtür 1999.

schrift „Walserheimat“ zusammen.¹⁴ Auch zu den Walsern in Galtür liegen historische Zeugnisse und Dokumente vor, die Auskunft über das Erscheinen der Walser in Galtür und ihre Siedlungstätigkeit geben. Sie werden im Laufe dieser Arbeit genauer behandelt und analysiert.

Konzeption und Methodik

Im folgenden Hauptteil wird zunächst definiert, um wen es sich überhaupt handelt, wenn man von „den Walsern“ spricht. Anschließend werden Motive, Thesen und Hintergründe der Walser Wanderzüge ausführlich dargelegt. Es wird auch ausgeführt, wie diese Wanderungen vonstattengingen. Besondere Behandlung erfahren die Walserwanderungen nach Vorarlberg und Tirol, die aufgrund des Vorliegens von historischen Zeugnissen – in erster Linie Urkunden – relativ gut dokumentiert sind. Darauf folgt der Blick auf die Ansiedlung der Walser in der Gemeinde Galtür. Die Umstände dieser Niederlassung waren lange Zeit ungeklärt und sind es zu einem gewissen Grad noch immer, da es Aspekte gibt, zu denen mangels historischer Beweismaterialien nur Vermutungen angestellt werden können. Bis heute haftet den Walsern in Galtür etwas Geheimnisvolles an. Wissenschaftliche Nachweise für ihre Niederlassung wurden relativ spät entdeckt. Die Lage des Orts im hintersten Paznaun – von Westen aus nur über hohe Gebirgspässe erreichbar – birgt auch die interessante Frage, von wo aus und wie die Walser nach Galtür kamen. In der Wissenschaft hat sich bisher die These durchgesetzt, dass Walser Gruppen vom Montafon (Vorarlberg) aus über das Zeinisjoch nach Galtür gelangt wären. Nicht abschließend geklärt ist, wer hinter ihrer Ansiedlung gestanden haben könnte. Dazu existieren ebenfalls mehrere Hypothesen, die aufgezeigt werden. Auch über das Verhältnis zwischen Walser Neusiedlern und „einheimischen“ Romanen lassen sich mehrheitlich nur spekulative Aussagen treffen. All diesen genannten Unklarheiten wird daher nachgegangen.

Im Anschluss daran folgt ein wichtiger Aspekt dieser Arbeit: Die Beschäftigung mit der Erinnerung an die Walser und ihre Kultur, insbesondere in der Gemeinde Galtür. Zunächst liegt der Fokus auf den „drei Entdeckungen“ der Walser, die Max Waibel bereits ausführte. Dem zu Grunde liegt Waibels Feststellung, dass die Walser zunächst von der Wissenschaft und dann von „sich selbst“ entdeckt wurden. Das Bewusstsein der Bewohnerinnen und Bewohner der Walsergebiete für ihrer eigene Herkunft und Geschichte – das „Walserbewusstsein“ – wurde Schritt für Schritt geweckt und fortan gepflegt. Eine dritte „Entdeckung“ erfuhren die Walser schließlich durch den Tourismus.

Nach einem kurzen Resümee und kritischen Blick auf den Umgang mit der Walserkultur wird versucht, einen Überblick der Galtürer Erinnerungskultur bezüglich der Walser und ihrer Ausgestaltung zu geben. Anhand vorhandener Literatur, Ereignissen wie dem Walsertreffen in Galtür im Jahr 2004 sowie eines qualitativen, halbstrukturierten Interviews wird auch das „Walserbewusstsein“ der Galtürerinnen und Galtürer thematisiert. Zuletzt folgt der Schlussteil, in dem die wichtigsten Fragestellungen noch einmal

14 Alois Niederstätter, Die ältesten Vorarlberger „Walser“-Urkunden, in: *Walserheimat* 91 (2012), S. 68–79.

aufgegriffen werden und eine abschließende Zusammenfassung der Erkenntnisse gegeben ist.

Geschichte der Walser

Wer sind die Walser?

Die sog. Walser stammen ursprünglich aus jener Region, die den heutigen Schweizer Kanton Wallis darstellt. Ab ca. 500 n. Chr. kam es zur Ansiedlung von alemannischen Bevölkerungsgruppen im von Kelten und Romanen bewohnten Gebiet der ehemaligen römischen Provinz Helvetien sowie im nordöstlichen Rätien.¹⁵ Mit der Zeit vermischten sich die Einwanderer mit der ansässigen Bevölkerung. Nach dieser ersten Landnahme, die nach jahrhundertelangen Beutezügen alemannischer Gruppen größtenteils friedlich verlaufen sein dürfte, erstreckte sich das Siedlungsgebiet vom unteren Bodensee bis zur Mündung des Aare-Flusses. Anschließend breiteten sich alemannische Siedlerinnen und Siedler weiter nach Osten aus und erreichten im 8. Jahrhundert das Berner Oberland.¹⁶

In der Wissenschaft wird davon ausgegangen, dass alemannische Migrantengruppen vom Berner Oberland in das Rhône-Gebiet einwanderten und sich dort niederließen. Wann genau dies geschah, lässt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Paul Zinsli vermutete jedoch, dass die Ansiedlung im Wallis noch vor dem Jahr 1000 n. Chr. begann.¹⁷ Etwa ab dem Ende des 12. Jahrhunderts verließen einige der vormals alemannischen Walliserinnen und Walliser das Oberwallis und zogen weiter. Diese Aussiedler werden – in Abgrenzung zu den dagebliebenen Wallisern – als „Walser“ bezeichnet. Ihr Name weist damit weiterhin auf ihre eigentliche Herkunft hin. Eine Definition dessen, wer als „Walser“ zu bezeichnen ist, lieferte Zinsli:

„Die Walser sind ursprünglich eine einfache bergbäuerliche Sprach- und Schicksalsgemeinschaft alemannischer Herkunft. Aber die neue Zeit hat ihre Lebensgrundlagen völlig verändert. Als ein ‚Walser‘ mag sich heute mit Recht betrachten, wer in der alten Heimat oder in den tieferen Tälern Walserdeutsch spricht oder wer einer Walsersippe angehört, sei es, dass er einen walserschen Familiennamen trägt, oder, ebenso, als ‚Herkunftswalser‘, von der Mutterseite, in diese Verwandtschaft hineingehört.“¹⁸

Neben dieser Definition, die in ihrer Diktion volkstümliche Aspekte in den Vordergrund zu stellen scheint und sich in erster Linie auf die Nachkommen der Walser bezieht,

15 Die Alemannen waren dabei eine von vielen Bevölkerungsgruppen germanischen Ursprungs, die in der Alpenregion und den Alpenausläufern zu siedeln begannen (vgl. etwa die Bajuwaren). Die Bezeichnung „Alemannen“ leitet sich von „Mann“ ab und bedeutet wörtlich „alle Mannen“, sprich „Menschen insgesamt“, was darauf schließen lässt, dass es sich bei den Alemannen um keine einheitliche ethnische Gruppe, sondern Menschen unterschiedlichster Herkunft handelte. Der griechische Geschichtsschreiber Agathias beschrieb sie im 6. Jh. als „gemischten Haufen von Stämmen und Völkern“, siehe Rizzi, *Geschichte der Walser*, S. 19.

16 Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 17 f.

17 Ebd., S. 19.

18 Zinsli, *Walser Handbuch*, S. 856.

werden die historischen Walser laut Alois Niederstätter in der heutigen Forschung vor allem als Personengruppen mit einer speziellen rechtlichen Stellung gesehen:

„Als ‚Freie‘ waren sie nicht an die Scholle und den Herrn gebunden, keinen Heiratsbeschränkungen unterworfen, sie schuldeten keine Leibeigenenabgaben und leisteten keine Frondienste. Sie hatten die ihnen überlassenen Güter zu Erbleihe gegen einen auf Dauer fixierten Zins inne und bildeten vielerorts eigene Gerichtsgemeinden.“¹⁹

Diese besonderen Rechte werden in ihrer Gesamtheit als das sogenannte „Walserrecht“ bezeichnet.²⁰ Laut der Definition von Niederstätter werden korrekterweise nur jene Bevölkerungsgruppen als Walser betitelt, die über diese besonderen Rechte verfügten.²¹

In den heute etwa 150 historischen Walsersiedlungen, die sich auf einem Gebiet von dreihundert km Luftlinie erstrecken, leben ca. 40.000 Menschen.²² Merkmale, die tatsächlich alle gegenwärtigen Nachkommen der Walser im Alpenraum miteinander verbinden, können heute kaum mehr ausgemacht werden. Ein markantes Charakteristikum sind in jedem Fall die gemeinsamen sprachlichen Elemente des Walserdialekts, die das wichtigste Bindeglied zwischen den Walsern und ihrer gemeinsamen Herkunft darstellen. Das Walserdeutsch gehört als ein „wertvolles Überbleibsel des Althochdeutschen“ (Matteo Rizzi) zur Sprachfamilie des Süd- oder Hochalemannisch, der auch alle schweizerischen Dialekte angehören. Eine Besonderheit besteht im archaischen Charakter dieser Sprache, da in ihr „ursprüngliche Strukturen und Eigenheiten“ bewahrt wurden, die sich nicht in der Weise anderer deutscher Dialekte verändert haben. Des Weiteren verweist die Bildung eigener spezifischer Laute und Wörter auf eine „einzigartige sprachliche Autonomie“.²³ Oft werden auch bestimmte Traditionen, Bräuche und Rituale als Zeichen der Zusammengehörigkeit der Walser gesehen. Tatsächlich gibt es aber weder eine einheitliche Tracht oder Architektur, noch Bräuche, die von allen Walsern praktiziert werden. Am ehesten lassen sich religiöse Traditionen, wie die Verehrung von Heiligen, besonders des hl. Theodul und des hl. Nikolaus in zahlreichen Walsersiedlungen, als Anzeichen für eine Verbundenheit ausmachen.²⁴ Zudem gibt es in vielen

19 Alois Niederstätter, Die Zuwanderung der Walser nach Vorarlberg, in: Vorarlberger Walservereinigung (Hrsg.), Stefan Heim, Walsersweg Vorarlberg. In 25 Etappen vom Brandnertal über Triesenberg nach Laterns und Damüls, ins Große und Kleine Walsertal und über den Tannberg ins Silbertal nach Galtür, Innsbruck-Wien o. D., S. 18–23, hier S. 18. Interessant ist, dass der Historiker Niederstätter im Vergleich zu Zinsli eine rein rechtliche Definition bietet, die frei von ethnischen Zuordnungsversuchen und Bezügen auf eine nicht überprüfbare „Herkunft“ auskommt. Die Definition des Volkskundlers und Sprachwissenschaftlers Zinsli ist insofern immer im Kontext seiner eigenen Zeit und der spezifischen Fachgeschichte der Volkskunde bzw. Ethnologie zu sehen, siehe dazu Ingeborg Weber-Kellermann/Andreas C. Bimmer/Siegfried Becker, Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte (Sammlung Metzler 79), Stuttgart-Weimar 32003. Außerdem ist Zinslis Forschungsschwerpunkt, der in der Namensforschung liegt, zu beachten. Im Übrigen versucht Zinsli auch eine Begriffserklärung für die Nachfahren der eigentlichen Walser zu finden, während sich Niederstätter nur auf die historischen Walser bezieht.

20 Das „Walserrecht“ wird im weiteren Verlauf der Arbeit noch genauer behandelt.

21 Niederstätter, Zuwanderung der Walser, S. 18.

22 Fritz Tiburt, Über die Walser, Vorarlberger Walservereinigung, o. D., [<http://www.vorarlberger-walservereinigung.at/ueber-die-walser/>], eingesehen 7.11.2014.

23 Rizzi, Geschichte der Walser, S. 224.

24 Ebd., S. 221.

Gebieten typische Familiennamen, die auf eine walscherische Herkunft hinweisen.²⁵ Das einzig klar feststellbare Element walscherischer Identität stellt, wenn überhaupt, nur die gemeinsame Sprache dar.²⁶

Die Wanderungsbewegung der Walser

Das Phänomen der Migration war im Mittelalter nichts Ungewöhnliches.²⁷ Durch Kriege, die Erschließung von neuen landwirtschaftlichen Flächen und das Abhängigkeitsverhältnis der Mehrheitsbevölkerung im Feudalsystem kam es zu großen Bevölkerungsbewegungen. Ein Beispiel dafür war die Deutsche Ostsiedlung.²⁸ Der Historiker Harald Kleinschmidt kam zu dem Schluss, dass Migrationsbewegungen in der gesamten Zeit des Mittelalters sehr häufig in verschiedenen Ausprägungen vorkamen. Er hielt außerdem fest, dass sich diese Ausprägungen im Verlauf von Früh- zu Hoch- und Spätmittelalter umkehrten. Waren zunächst Wanderungen in großen, autonom agierenden Gruppen die Regel – auch mit Blick auf die großen Völkerwanderungen –, trat in späteren Zeiten die Einzelmigration in den Vordergrund, die oft auch unter der Vormundschaft von Territorialherrschern oder Stadtregierungen organisiert wurde.²⁹ Migration im Mittelalter definierte Kleinschmidt allgemein als „permanente Wohnsitzveränderung über Grenzen von anerkannter Signifikanz hinweg“ und unterschied diese klar vom Begriff „Reisen“, der mit der Absicht zur Rückkehr an einen Ausgangsort verbunden sei.³⁰

Die Wanderungsbewegung der Walser muss jedenfalls im Kontext ihrer Zeit gesehen werden und erfolgte verglichen mit anderen Bevölkerungsbewegungen relativ spät. Zu den ersten Zeugnissen der walscherischen Kolonisation zählt ein Dokument aus Galtür in Tirol. Es stammt damit „paradoxerweise aus dem östlichsten Punkt ihrer [der walscherischen] Siedlungstätigkeit“.³¹ Im Rechnungsbuch Heinrichs von Tirol (ca. 1265–1335) ist in einer Notiz des Nauderer Richters Jacobus Moser von den „homines dicti Walser de Cultaur“ die Rede, die 1320 in Galtür (= Cultaur) angekommen seien. Die Walser werden hier als Kolonisten erstmals beim Namen genannt.³² Die Entdeckung dieses

25 Siehe dazu Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 64–78.

26 Rizzi, *Geschichte der Walser*, S. 224; Zu neueren Ausführungen zum Thema der gemeinsamen Walser Identität siehe Silke La Rosée, *Wie der Walser entstand. Neue Antworten auf alte Fragen*, in: *Wir Walser* 2 (2010), S. 5–21.

27 Der Begriff „Migration“ wird hier mit dem Hinweis darauf verwendet, dass diese Bezeichnung im Zusammenhang mit historischen Forschungen zum Mittelalter lange Zeit nicht gebraucht wurde. Man sprach eher von Wanderungen oder Mobilität im Allgemeinen. Die moderne Mittelalterforschung entwickelt sich mittlerweile in Richtung einer Öffnung zu transkulturellen Konzepten, weshalb auch die Kategorie „Migration“ als gesamtgesellschaftliches Phänomen in den Vordergrund tritt, siehe dazu Hahn, *Historische Migrationsforschung*, S. 71.

28 Siehe dazu Robert Bartlett, *Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisation und kultureller Wandel von 950 bis 1350*, München 1998, sowie Friedrich-Wilhelm Henning, *Deutsche Agrargeschichte des Mittelalters 9. bis 15. Jahrhundert*, Stuttgart 1994.

29 Harald Kleinschmidt, *Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung*, Göttingen 2002, S. 61 f.

30 Ebd. S. 45.

31 Rizzi, *Geschichte der Walser*, S. 32.

32 Zit. n. Nikolaus Huhn, zur Siedlungsgeschichte von Galtür, in: *Gemeinde Galtür* (Hrsg.), *Galtür*, S. 16–29, hier S. 22; das Original befindet sich im Staatsarchiv München, „Tirol“, n.11, fol.88 a. Entdeckt wurde diese Notiz 1909 vom Historiker Otto Stolz (1881–1957). Huhn verglich dies mit der Entdeckung Trojas durch Heinrich Schliemann und brachte damit zum Ausdruck, dass mit dieser Notiz ein handfester historischer Beweis für die Walserkolonisation gen Westen vorlag, nachdem das Thema Walser zuvor mehr als unklar und von vielen verschiedenen, teils sagenhaften, Vermutungen und Theorien geprägt war.

Dokuments im Jahr 1909 stellte einen eindeutigen historischen Nachweis für die Wanderungsbewegung der Walser dar.

Motive, Thesen, Hintergründe

Die bisher vermuteten Gründe und Motive für die Auswanderung der Walser aus dem Wallis sind äußerst vielfältig. Sie reichen von einer angeblichen Überbevölkerung im Oberwallis bis hin zu Naturkatastrophen als Auslöser. So stützten sich einige Vermutungen auf eine Klimaveränderung, die im Gebiet der Rhône für große Trockenheit gesorgt haben soll. Des Weiteren galten die allgemeine Intensivierung der Alpwirtschaft, aber auch die Pest und andere Seuchen sowie kriegerische Auseinandersetzungen als Motive für Wanderzüge. Manche argumentierten auch schlicht und einfach mit dem Abenteuerwillen der walserischen Siedler. Das Angebot an Theorien zu den Walserwanderungen ist also groß. Sie bewegen sich aufgrund des Mangels an Dokumenten und Aufzeichnungen sowie eindeutig belegbaren historischen Tatsachen oftmals im Bereich der Spekulation. Ein wichtiger Aspekt wurde in der jüngeren Forschung jedoch immer mehr in den Vordergrund gerückt: die politisch-sozialen Gegebenheiten der Feudalzeit.³³

„Wo immer es zur Gründung von Walsersiedlungen kam, da waren handfeste Interessen der Feudalherren im Spiel“,³⁴ führte Max Waibel aus. Die These der Feudalherren als maßgeblichen Trägern der Walseransiedlung hat sich in der Forschung durchgesetzt. Dahinter steht der Gedanke, dass walserische Siedlergruppen gezielt angeworben wurden – aus mehreren Gründen. Einerseits konnten die Grundherren durch die Ansiedlung von Walsern die Urbarmachung neuer Anbauflächen in unwirtlichen Höhen gewährleisten. Die Walser boten sich dazu ganz besonders an, da sie Techniken entwickelt hatten, die ihnen das Bewirtschaften von hoch gelegenen Regionen erlaubten.³⁵ Der Mehrwert für den Feudalherrn bestand in den Zinseinnahmen, die er daraus lukrieren konnte. Ein anderes Motiv für die Anwerbung lag in der Durchsetzung von Herrschaftsansprüchen. Walsersiedlungen wurden deshalb auch oft in der Nähe von Pässen angelegt, um die Kontrolle über die Gebirgsübergänge sicherzustellen oder ein Gebiet wehrhaft zu machen.³⁶ Auch militärische Aspekte dürften eine Rolle gespielt haben – dabei nicht zuletzt auch die Anwerbung der Walser als Söldner. Laut Waibel wurde die Bedeutung des Kriegsdienstes im Zusammenhang mit der Walseransiedlung von der Forschung zunächst überschätzt, später wiederum allzu sehr herunter gespielt.³⁷

33 Zinsli, *Walser Handbuch*, S. 851.

34 Waibel, *Unterwegs*, S. 34. Das Netzwerk zwischen den Feudalherren sieht Waibel als das zentrale Rückgrat der Walserwanderungen. Eine kompakte Zusammenfassung bezüglich der Walserwanderungen bietet Max Waibel, *Die mittelalterlichen Walserwanderungen*, in: *Walserheimat* 91 (2012), S. 83–92.

35 Siehe dazu Rizzi, *Geschichte der Walser*, S. 165–195, sowie Karl Ilg, *Die Walserwanderung in Vorarlberg und ihre Bedeutung für Österreich*, in: *Festschrift zum 75. Geburtstag von Helmut Prasch*, Spittal 1985, S. 204–213 und Karl Ilg, *Die Walser und die Bedeutung ihrer Wirtschaft in den Alpen*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 39 (1952), S. 63–75.

36 Waibel, *Unterwegs*, S. 34.

37 Ebd., S. 39. Für die These einer organisierten Ansiedlung spricht auch die Tatsache, dass der Statuswechsel vom Migrant bzw. von der Migrantin zum Siedler bzw. zur Siedlerin durch die sich ausdifferenzierende Territorial-

Der Grund, warum tatsächlich so viele Walser in neue Gegenden aufbrachen, ist nicht zuletzt in der Möglichkeit zu sehen, sich durch die Auswanderung grundherrlicher Lasten zu entledigen, und – in weiterer Konsequenz – eine besondere Rechtsstellung zu erlangen. Die bereits angesprochene, vermutete Überbevölkerung des Oberwallis dürfte dabei zusätzlich eine Rolle gespielt haben. Das „Walserrecht“ stellte wahrscheinlich den größten Anreiz für die Auswanderer dar. Laut Waibel war es als Vertrag zwischen Grundherrn und Walser Siedlern gleichzusetzen mit dem mittelalterlichen europäischen Kolonistenrecht.³⁸ Grundsätzlich umfasste es folgende Privilegien und Rechte: Einerseits die persönliche Freiheit, in der auch das freie Abzugsrecht („Zugrecht“) enthalten war. Inhaber waren damit von der Schollengebundenheit und anderen Bindungen wie Frondiensten und Heiratsbeschränkungen befreit. Des Weiteren wurde das Recht auf kommunale Selbstverwaltung der eigenen Gemeinde gewährt. Das brachte die freie Ammanwahl (vergleichbar mit der Wahl eines Bürgermeisters) sowie die niedere Gerichtsbarkeit mit sich.³⁹ Zuletzt stand die freie Erbleihe, nach der die Walser vor willkürlichen Erhöhungen der Abgaben geschützt wurden, was dem Grundherrn im Gegenzug eine fixe Grundrente garantierte. Durch eine zunehmende Geldentwertung kam diese Regelung den Walsern zugute. Die Pflichten, die mit dem Erwerb des Walserrechts entstanden, betrafen einerseits den Waffendienst, den die Walser laut Waibel jedoch mehr und mehr auf die eigenen Landesgrenzen beschränken konnten. Andererseits gab es zu leistende Abgaben in Form eines jährlichen Zinses, der aus Naturalien bestehen konnte, jedoch immer öfter auch durch Geld beglichen wurde.⁴⁰

Wichtig ist es zu erwähnen, dass das Walserrecht prinzipiell „jeder beliebige Siedler“ erlangen konnte, wie Enrico Rizzi betonte. Folgt man Rizzi, so wurde die Bezeichnung „Walserrecht“ allgemein für die Rechte von Kolonisten in den alpinen Siedlungsgebiete-

sierung von Herrschaft im Hoch- und Spätmittelalter immer schwieriger wurde. Das bedeutet, dass die Siedlungstätigkeit parallel zur Ausbildung zentrifugaler Kräfte, Landesherrschaften und administrativer Flächenstaaten stärker überwacht und kontrolliert wurde. Eine autonome Ansiedlung scheint daher eher unwahrscheinlich; siehe dazu Kleinschmidt, *Menschen in Bewegung*, S. 53. Kleinschmidt spricht in diesem Zusammenhang auch von einer Art Zwischenstatus der „dauernd wohnhaften Auswärtigen“, und vergleicht diese Situation mit jener der sog. „Metöken“ im antiken Griechenland, die als dauernd wohnhafte Fremde ohne Bürgerrecht, d. h. ohne politische Gestaltungsrechte galten. Inwiefern diese Kategorie auf die Walser anwendbar ist, ist allerdings mehr als fraglich, sind die Metöken doch am ehesten mit den im Mittelalter im städtischen Bereich als „Beisassen“ oder „Hintersassen“ bezeichneten Gruppen zu vergleichen, dazu Eberhard Isenmann, *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadtregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*, Wien 2012.

- 38 Waibel, *Unterwegs*, S. 35. Diese Ansicht vertreten auch Paul Zinsli und Enrico Rizzi. Maßgeblich für die Erforschung des Walserrechts und seiner Herkunft waren die Arbeiten Peter Livers, der es erstmals mit dem allgemeinen Kolonistenrecht gleichsetzte. Obwohl sich diese These in der heutigen Forschung gemeinhin durchgesetzt hat, gibt es auch andere Theorien, etwa dass die Walser diese Rechte bereits gekannt und aus ihrer Heimat mitgenommen hätten, siehe dazu Heinrich Büttner, *Anfänge des Walser Rechtes im Wallis*, in: *Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte. Mainauvorträge 1953 (Vorträge und Forschungen 2)*, Sigmaringen 1953 sowie Silke La Rosée, *Die Rechte der Walser in den ennetbirgischen Siedlungsgebieten in ihrer rechtshistorischen Relevanz*, Diss. Innsbruck, 2004 und Silke La Rosée, *Alte Freiheit in neuem Licht. War Walser Recht Kolonistenrecht?*, in: *Wir Walser 2* (2011), S. 5–18. Einen Überblick zur Kontroverse rund um das Walserrecht bietet Hans Steffen, *Rechte der Walser. Zwischen Mythologisierung und Verleugnung*, in: *Wir Walser 2* (2009), S. 5–13; eine Verteidigung der These des Walserrechts als Kolonistenrecht nahm jüngst Florian Hitz mit seinem Aufsatz vor: *Walser Recht und Walser Freiheit*, in: *Wir Walser 2* (2011), S. 19–30.
- 39 Die Hochgerichtsbarkeit blieb in der Regel dem Feudalherrn vorbehalten. Sie umfasste die Verfügung über Leib und Leben und betraf vor allem Delikte, wie Diebstahl, Mord etc., die mit körperlichen Strafen bis hin zur Todesstrafe geahndet werden konnten.
- 40 Waibel, *Unterwegs*, S. 35–40.

ten verwendet und konnte demnach auch Gruppen von Siedlern betreffen, die ursprünglich nicht aus dem Oberwallis kamen.⁴¹ Außerdem wurde das volle Walserrechth nicht in allen Walsersiedlungen gleich angewandt bzw. überhaupt gewährt. So kam es vor, dass nur das Recht auf persönliche Freiheit zugebilligt wurde, was allerdings auch schon als erstrebenswert galt.⁴²

Es ist jedenfalls festzuhalten, dass das Walserrechth ein hohes Gut darstellte, das seinen Inhaberinnen und Inhabern einen besonderen Status zusicherte, der diese von den übrigen Bewohnerinnen und Bewohnern einer Grundherrschaft deutlich unterschied. Davon zeugt auch der Ausspruch „Walserrluft macht frei“, der in Anlehnung an die bekannte Devise „Stadtluft macht frei“ getätigt wurde.⁴³

Die Kolonisation der Walser

Die Kolonisation der Walser erfolgte über mehrere Siedlungsphasen. Prinzipiell zogen die Walser in alle Himmelsrichtungen, besonders aber in den Osten. Grundsätzlich erfolgten solche Wanderungen immer in einzelnen Schüben und in Form von kleineren Gruppen. Wenn also eine neue Walsersiedlung gegründet wurde, kamen einerseits schnell weitere Walser hinzu, andererseits dauerte es nicht allzu lange, bis einzelne Familien und Sippen weiterwanderten und ihrerseits wieder neue Kolonien bildeten. Viele der Gebiete, in denen sich Walser niederließen, waren bereits von Rätoromanen und Italienern besiedelt. Unter dem Slogan „Friedliche Kolonisation mit Axt und Sense“ wurde in der Forschung lange Zeit das Narrativ einer konfliktfreien Ansiedlung der Walser vertreten. Zu Unrecht, wie Waibel betonte. Es kam vor, dass sich die ansässigen Romanen in kürzester Zeit durch die vermehrten Niederlassungen von Walsern in der Minderheit sahen. Dies führte zu Ängsten und Widerstand unter den Romanen, in manchen Fällen sogar zur Abwanderung der autochthonen Bevölkerung.⁴⁴ Einen weiteren Grund für Differenzen bot die Tatsache, dass die Ansiedlung von Walsern vermutlich zumeist unter der Schirmherrschaft des Grundherrn stattfand, der ihnen Land zur Bewirtschaftung zuteilte, das nicht selten zuvor der romanischen Bevölkerung als Lehen gegeben worden war. Von dem Bild einer friedlichen Kolonisation sollte in diesem Sinne Abstand genommen werden.⁴⁵

Einen Überblick zu behalten, wohin Walser Siedler in welchen Zeiträumen gelangt sind, ist komplex. Nur in den wenigsten Fällen konnten historische Dokumente gesichert werden, die eine genaue Auskunft über Ansiedlungen geben. So können oft nur Ver-

41 Rizzi, *Geschichte der Walser*, S. 151. Rizzi outet sich als Anhänger eines weit gefassten Walserrechts-Begriffs, der nicht auf eine konkrete Herkunft, etwa aus dem Oberwallis, oder Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen beschränkt ist. Es zeigt sich jedenfalls, dass mit einer allzu engen Definition des Walserrechts den schwer rekonstruierbaren rechtlichen Bedingungen dieser Zeit kaum beizukommen ist. Wichtig ist es, zu differenzieren. Plausibler erscheint die Einschätzung, dass auch mehrere Ausgestaltungen dieses rechtlichen Status nebeneinander existierten und die Grenzen fließend verliefen.

42 Waibel, *Unterwegs*, S. 40.

43 Siehe dazu Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 82.

44 Waibel skizziert dies am Beispiel der Romanen im unteren Rheinwald, die ins Schams auswanderten, siehe Waibel, *Unterwegs*, S. 42.

45 Ebd., S. 40–44.

mutungen angestellt werden, die sich auf andere Indizien stützen müssen. Von einer Niederlassung der Walser in Hochsavoyen, die zu den frühesten gehört haben muss, zeugen etwa nur deutsche Flurnamen, die Höhenlage der Siedlungen sowie die Nähe zum Oberwallis.⁴⁶ Zu weiteren anfänglichen Wanderungen im 13. Jahrhundert zählen Vorstöße nach Süden in die italienischen Alpentäler um das Monte-Rosa-Massiv. Ebenfalls in diese Zeit fallen Züge ins Berner Oberland, ins Tessin sowie über das Userental ins Bündner Oberland.⁴⁷ Von diesen Gebieten aus gelangten Walser weiter nach Osten.

Wanderungen nach Vorarlberg und Tirol

Im Zusammenhang mit dieser Bachelorarbeit ist vor allem die Ansiedlung in Vorarlberg und Tirol interessant. Es wird davon ausgegangen, dass die Vorarlberger Walser einer eigenen Kolonistengruppe angehörten, die zusammen mit der sog. „Davoser Gruppe“ und den in Liechtenstein angesiedelten Walsern aus dem unteren Oberwallis auswanderte. Von ersten Gründungen („Mutterkolonien“) ausgehend wurden nach und nach weite Teile Vorarlbergs besiedelt. Die beiden ältesten Vorarlberger Walserurkunden stammen aus dem Jahr 1313 und dokumentieren Lehensvergaben an Walser Siedler durch die Grafen von Montfort.⁴⁸ Wichtige Eckpunkte der Walseransiedlung in Vorarlberg sind vor allem das Große und Kleine Walsertal und das Montafon. Aber auch im Bregenzerwald und an den Hängen des Rheintals kam es zu zahlreichen Niederlassungen. Besonders im Montafon müssen laut Waibel viele Walser ansässig gewesen sein – im Silbertal gab es bis 1453 sogar ein eigenes Walser Gericht. Laut Waibel gelangten Walser Kolonisten über das Montafon auch ins Paznaun. Von Partenen im Montafon seien sie über das Zeinisjoch nach Galtür gekommen. Weitere Spuren der Walserbesiedlung lassen sich im Paznaun auch für Mathon und Ischgl feststellen.⁴⁹ Bezüglich der Walser Siedlungstätigkeiten in Tirol gibt es weitere Mutmaßungen, die jedoch nicht gänzlich geklärt sind. So sollen sich Walser im Stanzertal (St. Anton am Arlberg) und im oberen Lechtal niedergelassen haben, was aufgrund der Nähe zu Vorarlberg und dem Paznaun noch am ehesten plausibel erscheint. Sogar in Praxmar im Sellraintal, einem Seitental des Inntals im heutigen Bezirk Innsbruck-Land, soll es Walser gegeben haben. 1452 soll dort ein gewisser Heinrich Walser einen Schwaighof betrieben haben. Eine noch gewagtere Theorie über Walser Siedler im Tuxertal, einem Seitental des Zillertals, wies Karl Ilg jedoch als äußerst fragwürdig zurück.⁵⁰

46 Waibel, Unterwegs, S. 15 f.

47 Ebd., S. 15–26.

48 Innerhalb ihrer Herrschaft Feldkirch belehnten die Grafen Rudolf und Berthold von Montfort in der ersten Urkunde eine Gruppe von vier Walsern mit dem „Gut“ Laterns und der Alpe Gapfohl (heutiges Laternsertal). In der zweiten vergaben sie die Alpe Uga (bei Damüls) an Walser Siedler, siehe dazu Alois Niederstätter, Die ältesten Vorarlberger „Walser“-Urkunden, in: *Walser Heimat* 91 (2012), S. 68–79.

49 Waibel, Unterwegs, S. 27–29, siehe auch Zinsli, Walser Volkstum, S. 37–41. Mit der Walser Ansiedlung in Vorarlberg hat sich besonders der Volkskundler Karl Ilg auseinandergesetzt, siehe Karl Ilg, Siedlungsgeschichte und Siedlungsformen der Walser einschließlich des Montafons (Geschichte und Wirtschaft II), Innsbruck 1968.

50 Vgl. Zinsli, Walser Volkstum, Anmerkungen, S. 429, sowie Rizzi, Geschichte der Walser, S. 130; Zu den vorgebrachten Theorien der Walseransiedlung siehe im Detail Karl Ilg, Die heutige Lage des Walservolkstums in Vorarlberg, in: *Wir Walser* 2 (1963), S. 8; Louis Carlen, Die Walser in Tirol, Separatdruck aus *Wir Walser* 2 (1968); Otto Stolz, Die Niederlassung der Walser im Paznauntale, Innsbruck 1910.

Die Walser in Galtür

Allgemeine Besiedlungsgeschichte von Galtür

Von den heutigen Walsergemeinden ist Galtür die östlichste – und damit am weitesten vom ehemaligen Siedlungsgebiet der Walser im heutigen Schweizer Kanton Wallis entfernt. Galtür bildet einen Schnittpunkt alemannischer, rätoromanischer und bairisch-tirolerischer Kultur. Die früheste Erwähnung findet der Ort in der bereits erwähnten Notiz des Nauderer Richters Jacobus Moser. In ihr ist von der Ankunft der Walser in Galtür im Jahre 1320 die Rede: „nota postmodum anno domini MCCCXX homines dicti Walser de Cultaur advenientes [...]“.⁵¹ Die Hochtäler im inneren Paznaun wurden zunächst von Bauern aus dem Engadin als Almen genutzt, bis sich romanische Siedler rund um den Talboden niederließen. Durch Aufzeichnungen Goswins von Marienberg im Vinschgau ist die erste Phase der Besiedlung Galtürs (11. und 12. Jahrhundert) gut dokumentiert. Goswin hat im 14. Jahrhundert zum Zweck der Auflistung der Güter und Einkünfte seines Klosters auch alle älteren Urkunden, die Rechte des Klosters oder erhaltene Güter bekunden, kopiert. Daher ist bekannt, dass weite Teile des hinteren Paznauntales von den Herren von Tarasp an das Kloster Marienberg verschenkt wurden.⁵² Es ist davon auszugehen, dass der Talboden von Galtür größtenteils aus Sumpfland bestand und daher anfangs nicht bewohnt war. Die Bezeichnung „Cultaur“ oder „Cultura“ (davon abgeleitet Galtür) weist auf die Kultivierungsarbeit der romanischen Siedler hin, die über die Jahrhunderte durch Rodungen, den Bau von Hochwasserdämmen sowie durch die Trockenlegung und Düngung von Weiden eine Infrastruktur errichteten, und so allmählich den Talgrund erschließen konnten. Rätoromanische Siedler waren von mehreren Seiten nach Galtür eingewandert. Bemerkenswert erscheint die Besiedlung aus dem Süden, die laut Nikolaus Huhn keineswegs einer „topographischen Logik“ gerecht wurde. Die Pässe der Zentralsilvretta sind beinahe tausend Meter höher und damit ungleich schwerer zu überqueren als die Übergänge des Zeinisjochs und der Bielerhöhe, die Galtür mit dem Montafon verbinden. Klassische Push- und Pull-Faktoren haben laut Huhn eine Besiedlung aus dem Engadin ausgelöst: Überbevölkerung, damit verbundene Landknappheit und Einschränkungen, die mit dem Herrschafts- und Sozialsystem einhergingen, trieben die Menschen dazu an, die hohen Gebirgspässe der Zentralsilvretta zu überwinden. Auf der anderen Seite fanden sie kaum besiedeltes Gebiet mit ausreichendem Flächenangebot, das nur darauf wartete, bewirtschaftet zu werden.⁵³

51 Zit. n. Nikolaus Huhn, zur Siedlungsgeschichte von Galtür, in: Gemeinde Galtür, Galtür, S. 22; das Original befindet sich im Staatsarchiv München, „Tirol“, n.11, fol.88 a.

52 Huhn, Siedlungsgeschichte, S. 16.

53 Ebd., S. 21.

Walseransiedlung

„[...] die Landlüte in Patznün, alle Walliser zu Tamuls, zum Sonnentage, in Glatterns unnd [sic] am Tunserberg, und alle ander Walliser die zu uns gehören, alle Walliser zu Montafun mit den Silbern daselbst, und alle Walliser off Gultüre.“⁵⁴

Dieser Auszug stammt aus der „Konstanzer“ bzw. „Appenzeller Richtung“ vom 4. April 1408, einem Vertragswerk, das kurz nach dem Friedensschluss zu den Appenzellerkriegen entstand. Darin werden alle Beteiligten des Konflikts aufgezählt, unter anderem auch die „Landlüte in Paznün“ – die damaligen Bewohner des Paznaun – und die „Walliser off Gultüre“, womit offenbar die in Galtür angesiedelten Walser gemeint waren. Laut Nikolaus Huhn, wurden die Walser in Galtür durch die erstmalige Analyse der Konstanzer Richtung im 19. Jahrhundert überhaupt erst entdeckt und „in das Licht des historischen Interesses gerückt“.⁵⁵ Damit war – noch vor der Entzifferung der Notiz des Nauderer Richters durch Otto Stolz Anfang des 20. Jahrhunderts – ein historisches Zeugnis für die Anwesenheit von Walsern im Paznaun gefunden.

Die Ansiedlung der Walser in Galtür ist aus mehreren Gründen überraschend und außerordentlich bemerkenswert. Zunächst aufgrund des Zeitpunkts ihrer Niederlassung. Es wird davon ausgegangen, dass die Walser zwischen 1310 und 1315 Galtür erreichten, was bedeutet, dass sie zur selben Zeit siedelten, wie die Kolonisten in Vorarlberg – wenn nicht sogar noch früher. Die ersten Niederlassungen in Vorarlberg, Damüls und Laterns, sind urkundlich für 1313 nachgewiesen. Ein weiterer Aspekt ist die geographische Lage Galtürs als östlichster Punkt der Walser Kolonisation, die anderen Theorien zur Walseransiedlung in Tirol einmal ausgenommen, und der damit verbundenen großen Entfernung zum Oberwallis, der ursprünglichen Heimat der Kolonisten. Interessant ist aber vor allem der genaue Standort ihrer Siedlungstätigkeit. In der Regel ließen sich Walser Kolonisten immer in Höhenlagen nieder, nicht in den Talgründen. Das hat auf der einen Seite mit ihren Fähigkeiten und Techniken in Hinblick auf die Bewirtschaftung in Extremlagen zu tun. Aber auch schlicht und einfach damit, dass die Ebenen nicht bewohnbar oder schon bewohnt waren. Im Fall von Galtür, so Huhn, gelte es als gesichert, dass sich die Walser gerade im Talgrund niederließen, während die Romanen größtenteils in den Randlagen verblieben. Nun darf aber davon ausgegangen werden, dass auch romanische Siedler im Talkessel ansässig waren und das ehemals versumpfte Gebiet bereits kultiviert hatten (Stichwort „Cultura“). Das Aufeinandertreffen der neuen Siedler mit den ansässigen Bewohnern dürfte daher zu Differenzen geführt haben.⁵⁶

Eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, wie die Ansiedlung der Walser in Galtür organisiert wurde. Denn eines sei klar, wie Huhn betonte: „Die Neusiedler saßen auf jeden Fall inmitten eines hochkomplexen, durchorganisierten Wirtschafts-, Sozial- und Rechtsgefüges, sie trafen auf feste, abgesicherte Besitzverhältnisse“. Das

54 Joseph Bergmann, *Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg*, Wien 1844, S. 45 f., zit. n. Nikolaus Huhn, *Galtür und Ardez. Geschichte einer spannungsreichen Partnerschaft*, Diss. Innsbruck 1997, S. 79.

55 Huhn, *Galtür und Ardez*, S. 79.

56 Huhn, *Siedlungsgeschichte*, S. 22–24.

heißt, es müsste einen Förderer in Form eines Grundherrn – ob Fürst oder Institution (Kloster) – gegeben haben, unter dessen Schirmherrschaft die Niederlassung der Kolonisten im Paznaun vonstattenging.⁵⁷

Zur Walseransiedlung in Galtür existieren mehrere Hypothesen. Bisher wurden dafür mehrere „Machtträger“ ins Spiel gebracht:

(1) Die Grafen von Tirol

Für diese Hypothese spricht, dass die erste Erwähnung der Walser in einem Tiroler Rechnungsbuch (Notiz des Nauderer Richters) zu finden ist. Weiters hatten die Grafen von Tirol um die Zeit der Walser Ansiedlung in Galtür die Vogtei über das Kloster Marienberg inne. Außerdem waren die Walser ab 1360 nach Wiesberg zinspflichtig. Die Lehensherren der Herren von Wiesberg waren die Grafen von Tirol. Dagegen spricht allerdings die Tatsache, dass die Tiroler Grafen nicht Grund-, sondern nur Landesherrn der Galtürer und damit der Walser waren. Überdies wäre eine Walseransiedlung von Tiroler Seite nicht notwendig gewesen, da es zu dieser Zeit, folgt man Huhn, genügend Tiroler Bauern gegeben habe, die mit der Kultivierung in Höhenlagen vertraut gewesen wären.⁵⁸

(2) Die Herren von Matsch

Die Hypothese der Herren von Matsch als Ansiedler der Walser erscheint eher unwahrscheinlich. Die Matscher waren mit den Montfortern verwandt, die die Walser in Graubünden und Vorarlberg angesiedelt hatten. Huhn führt einen gewissen „Ritter Gebhard von Tarasp“ an, der um 1305 für die Verwaltung der Besitzungen des Klosters im Paznaun, und damit vermutlich auch für eine Ansiedlung der Walser zuständig gewesen sei. Diese Annahme bewegt sich aber, wie er selbst betont, im Bereich der Spekulation.⁵⁹

(3) Das Kloster Marienberg

Das innere Paznaun war Grundbesitz der Benediktiner Abtei Marienberg im Vinschgau. Insofern erscheint eine Walseransiedlung unter Marienberger Aufsicht einleuchtend. Es bestand laut Huhn ein „unmittelbares Interesse, ihre [die Marienberger] Besitztümer im innersten Paznaun auszubauen und abzurunden.“ Das durchaus auch mittels einer Ansiedlung von den geringesehenen Walser Kolonisten. Ein Anhänger dieser Hypothese war auch Enrico Rizzi.⁶⁰ Zweifel an der Marienberg-Hypothese kamen Huhn durch die Tatsache, dass im schon erwähnten Urbar Goswins von Marienberg, das die erste Phase der Besiedlung Galtürs dokumentiert, explizit keine Abgaben von Walsern angeführt werden. Hätte es solche aber gegeben, hätte sie Goswin keinesfalls ausgelassen.

57 Huhn, Siedlungsgeschichte, S. 24.

58 Ebd., S. 24–26.

59 Ebd., S. 27.

60 Siehe Rizzi, Geschichte der Walser, S. 127.

Ein weiterer Zweifel besteht in den historischen Umständen. Das Kloster Marienberg war Anfang des 14. Jahrhunderts in mehrere Konflikte verwickelt. Einerseits gab es Differenzen mit dem Bischof von Chur, die schlussendlich zur völligen Abhängigkeit Marienbergs vom Hochstift Chur führten. Außerdem wurde Marienberg infolge eines Streits mit Ulrich II. von Matsch – dem Vogt des Klosters – von ebendiesem geplündert. Es liegt daher nahe, dass Marienberg zur Zeit der Walseransiedlung in Galtür gar nicht im Stande war, eine eigene Siedlungspolitik zu verfolgen, geschweige denn seine „Besitzungen im fernen Paznaun wirkungsvoll zu verteidigen“.⁶¹

(4) Die Bischöfe von Chur und die Montforter

Grundsätzlich, so Huhn, hätte der Bischof von Chur die Möglichkeiten gehabt, Walser auf Marienberger Grundbesitz anzusiedeln. Nach heftigen Differenzen der Marienberger – die vor allem ihre wirtschaftliche Selbständigkeit verteidigen wollten – mit dem Bischof von Chur wurde der Abt von Marienberg exkommuniziert und durch einen dem Bischof loyalen Mann ersetzt. Fortan bestimmte das Hochstift von Chur, was auf dem Grundbesitz von Marienberg vor sich ging. Von 1298 bis 1321 war Siegfried von Gelnhausen Bischof von Chur. Er starb 1321 – genau in dem Zeitraum, der für die Niederlassung der Walser in Galtür in Frage kommt. Er weilte aber selten in seiner Diözese und ernannte Rudolf von Montfort (ca. 1260 oder 1275 bis 1334) im Jahre 1310 zum Generalvikar. Damit hatten die Montforter im entscheidenden Zeitabschnitt faktisch die Kontrolle über das Hochstift von Chur. Im Rahmen eines bewaffneten Konflikts zwischen mehreren Adeligen und gegen Heinrich VII. kämpfte Rudolf 1311 und 1312 auch gegen den Grafen von Tirol. Huhn argumentierte, dass Rudolf einige seiner Walser Söldner im Paznaun angesiedelt haben könnte und damit sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe schlug. Er setzte „seine“ Leute ins Paznaun, das politisch der Grafschaft Tirol angehörte, und schwächte damit seine Gegner. Gleichzeitig zeigte er dem Kloster Marienberg als eigentlichem Grundbesitzer von Galtür, wer im Bistum das Sagen hatte.⁶²

Mit der Walseransiedlung in Galtür hat sich auch der Historiker Klaus Brandstätter auseinandergesetzt.⁶³ Brandstätter schrieb seinen Aufsatz als Ergänzung zu den Ausführungen Huhns. Er bestätigte ganz klar die These der Ansiedlung durch einen Grundherrn, die von Huhn vorgeschlagenen Machtträger erschienen ihm aber nicht ausreichend und nicht überzeugend genug. Brandstätter hob deshalb die sog. „Wiesberg“-Hypothese hervor, die Huhn nur streifte. Demnach wären es die Besitzer der am Eingang des Paznauntals gelegenen Burg Wiesberg gewesen, die die Ansiedlung der Walser in Galtür organisiert hätten. Dafür würde auch sprechen, dass Grundzinse aus Galtür an Wiesberg gingen. Brandstätter konstatierte schlussendlich, dass die Herren von Remüs die Walser nach Galtür geholt hätten bzw. maßgeblich an ihrer Siedlungstä-

61 Huhn, Siedlungsgeschichte, S. 26 f.

62 Ebd., S. 27 f.

63 Klaus Brandstätter, Die Walser in Galtür. Bemerkungen zur Besiedlungsgeschichte und Gerichtsorganisation, in: *Tiroler Heimat* 64 (2000), S. 75–92.

tigkeit beteiligt gewesen wären. In deren Besitz befand sich auch die Burg Wiesberg zur mutmaßlichen Siedlungszeit Anfang des 14. Jahrhunderts. Seine Argumentation stützt Brandstätter hauptsächlich auf das Rottenburger Urbar, das gegen Ende des 14. Jahrhunderts von den Rottenburgern – den Nachfolgern der Herren von Remüs als Besitzer Wiesbergs – angelegt worden sein soll. Im Tiroler Haupturbar von 1412 wird die Abgabe aus Galtür ebenfalls erwähnt: „[...] die ab Kaltür geben alle iar jürlich VI mark perner meraner münz auf sand Martestag [...]“⁶⁴ Die auf Quellen basierende These Brandstätters erscheint letztendlich viel wahrscheinlicher als die Hypothesen Huhns, die mangels historischer Belege und aufgrund ihres spekulativen Charakters nicht abschließend überzeugen können.

Romanen – Walser – Tiroler

Die Frage nach der Ausgestaltung des Zusammenlebens der ansässigen Bevölkerung mit den Neusiedlern stellte sich schon mehrmals. Zwei Indizien sprechen dafür, dass sich die Integration der Walser eher schleppend vollzog. 1383 wurde die erste Galtürer Kirche durch den Churer Bischof Johannes II. (starb 1388) geweiht. In der Weiheurkunde ist von „incolis“ (Einwohner) und „vallensis“ (Walser) die Rede. Die Walser wurden also getrennt von den Einwohnern genannt.⁶⁵ Auch in der Konstanzer Richtung von 1408 stehen die „Landlüte in Paznün“ getrennt von den „Wallisern off Gultüre“. Wie lange wurden die Walser als „Fremde“ wahrgenommen? Laut Waibel war Galtür ca. ab der Mitte des 16. Jahrhunderts deutschsprachig. Das heißt, die Romanen hatten sich den Neusiedlern auf kurz oder lang entweder angepasst, oder waren abgewandert. Beides wird in unterschiedlichem Ausmaß der Fall gewesen sein. Nicht außer Acht gelassen werden darf, dass immer wieder neue Walser Sippen nach Galtür kamen. So ist belegt, dass einzelne Walserfamilien auswanderten bzw. ausstarben und oftmals sogar deren hinterlassene Höfe wieder von neuen Walsern bezogen wurden.⁶⁶ Hinzu kommt, dass mit der Zeit ebenso Tiroler Bauern und Händler im Paznaun sesshaft wurden und darüber hinaus eine Vermischung der Galtürer Bevölkerung mit den Montafonern stattfand. Von all diesen Entwicklungen zeugen die Flurnamen: Neben rätoromanischen Benennungen (Bsp. Galtür = kultivierte Fläche, Zeinis = ergiebiges Weidegebiet, etc.) kam es auch zu deutschen, vorwiegend walserischen Bezeichnungen (Bsp. Binta = eingezäunter Grund, Sunnaberg = Sonnenberg).⁶⁷ Ein weiterer Bereich, in dem die unterschiedliche Besiedelung und Herkunft der Bewohnerinnen und Bewohner des Paznauntals deutlich werden könnte, ist jener der Trachten: „Während die Musikanten von Kappl, See und Langesthei grüne Joppen und rote Leibchen tragen, haben die von Ischgl

64 TLA, Urbar 1/2, fol.224 (alte Folierung 226), zit. n. Brandstätter, *Walser*, S. 80; Brandstätter berief sich ebenso auf ein neuzeitliches Urbare Wiesbergs, in dem die Galtürer Abgabe weiterhin geführt wird. Es habe sich dabei bis ins 17. Jahrhundert um eine „gemeinschaftlich zu leistende Zahlung“ gehandelt. In späteren Katastern werden die Zahlungen aus Galtür als auf einzelne Güter verteilt bzw. explizit „grundherrlich“ angeführt.

65 Nikolaus Huhn, *Galtür 1320 – „Homines dicti Walser“*, in: *Walserheimat* 91 (2012), S. 80–82, hier S. 80 f.

66 Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 210 f.

67 Waibel, *Unterwegs*, S. 307 f.; siehe auch Reinhard Jaufer, *Die romanischen Orts- und Flurnamen des Paznauntales* (Romanica Aenipontena 7), Innsbruck 1970; sowie Marialuise Haslinger, *Die Flurnamen von Galtür*, in: *Gemeinde Galtür*, Galtür, S. 52–57.

und Galtür gelbe Leibchen und blaue Joppen.“⁶⁸ Das Thema Tracht ist allerdings nicht zuletzt aufgrund des jeweiligen Entstehungskontextes differenziert zu behandeln und es ist daher schwer, Aussagen zu treffen. Auffallend ist jedenfalls, dass in den Gemeinden Ischgl und Galtür andere Tracht getragen wird als im übrigen Paznaun. Beide Orte haben einen Bezug zu den Walsern.

Sprachliche Entwicklung

Die sprachliche Entwicklung Galtürs ist hochinteressant. Der alemannische Dialekt, der für die Walser Identität so bedeutend ist, konnte sich dort nicht halten. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde er laut Waibel sozusagen nur mehr von den „alten Weibern“ untereinander gesprochen. Das Verschwinden der Walser Mundart könnte ein Grund sein, warum der Walserkolonisation von Galtür bis heute etwas Geheimnisvolles anhaftet.⁶⁹

Der Wechsel vom Walsersch-Alemannischen zum Bairischen ist teilweise dokumentiert und setzte ab ca. 1850 ein. Interessant ist, dass die höchstalemannische Mundart,⁷⁰ die die Galtürer Walser zunächst sprachen, bereits in der Nachbargemeinde Ischgl und vor allem im äußeren Paznaun äußerst schwer verstanden wurde.⁷¹ Sie war dem heutigen Montafonerischen sehr ähnlich. Um ein Beispiel zu geben: Die „alten“ Galtürerinnen und Galtürer sagten „I bin gsii“ (Ich bin gewesen), während es im übrigen Paznaun hieß: „I bin gwäst“. Galtür bildete also früher die Sprachgrenze zwischen dem Alemannischen und Bairischen. Heute wird der Ausdruck „gsii“ in Galtür nicht mehr verwendet und im Allgemeinen als Abgrenzungsmerkmal gegenüber dem Montafonerischen und dem Dialekt der Vorarlberger, die man im Volksmund auch „Gsii-Berger“ nennt, gesehen. Die Galtürerinnen und Galtürer haben sich sprachlich dem übrigen Paznaun angepasst. Dennoch ist der Galtürer Dialekt etwas Besonderes geblieben und auch heute noch finden sich einzelne alemannische Elemente im Sprachgebrauch. „Gotta und Getti“ sind „Patin und Pate“ (bairisch: „Tota und Teti“), „gooma“ bedeutet, auf die Kinder aufzupassen und der „Neaßarar“ ist der Hirte von Kleinvieh (von „Neaßar“ = Kleinvieh, Schafe und Ziegen). Im Gegensatz zur Anpassung der Galtürer Mundart ans Bairische gibt es gleichwohl Wörter walserschen Ursprungs, die sich auch über Galtür hinaus im Paznauner Obertal durchsetzen konnten. Ausdrücke wie „Meika“ (Mädchen), „Guxa“ (Schneesturm) und „guxna“ (so viel wie „stürmen und schneien“) finden sich auch in Mathon oder Ischgl.⁷²

Der Dialekt in Galtür genießt laut Eveline Vogt einen hohen Stellenwert. Vogt betont, dass dieser viel mehr Funktionen als die bloße Verständigung einnimmt. Die Mund-

68 Georg Juen, Tracht in Galtür, o. D. [<http://www.vorarlberger-walservereinigung.at/kultur/trachten/galtuer/>], eingesehen 17.10.2014.

69 Waibel, *Unterwegs*, S. 307 f.

70 Das Höchstalemannisch ist eine Spielart alemannischer Dialekte, die heute fast ausschließlich in der Südwestschweiz gesprochen wird.

71 Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 230 f.

72 Eveline Vogt, ... als die Galtürer noch „Gsii-Berger“ waren. Der Galtürer Dialekt im Wandel der Zeit, in: *Gemeinde Galtür, Galtür*, S. 48–50.

art bedeutet auch Identität, Individualität, Tradition – sie verbindet die Menschen untereinander. Deshalb birgt die ganz natürliche Veränderung des Dialekts auch nicht die Gefahr eines Dialektverlusts.⁷³ Sprache ist eben etwas Dynamisches. Sie ist durch eine permanente Entwicklung und Veränderung geprägt. Man denke nur an die heute gängigen Anglizismen, die auf die deutsche Sprache – vor allem die der jüngeren Generationen – einwirken und sie nachhaltig verändern. Besonders durch die rasant angestiegene Bedeutung des Internets und von sozialen Netzwerken im Alltag hat dies eine neue Dimension erreicht. Die größtenteils natürlichen Prozesse der Sprachveränderung werden von manchen sehr kritisch gesehen – aufzuhalten sind sie aber nicht.

Erinnerungskultur im Zusammenhang mit den Walsern

Die „drei Entdeckungen“ der Walser

Folgt man Max Waibel, so wurden die Walser insgesamt dreimal „entdeckt“. Die erste Entdeckung war eine wissenschaftliche. Schon im 16. Jahrhundert beschäftigte sich der Chronist Ägidius Tschudi (1505–1572), der als erster Schweizer Historiker gilt, mit den Walsern. Er hielt sie für ein autochthones Alpenvolk gallischer oder germanischer Herkunft, das sich in die Höhenlagen zurückgezogen hatte. Tschudi nannte die Walser „Lepontier“ und hob besonders ihre deutsche Sprache als interessantes Merkmal hervor: „Dieselben Lepontier [...] noch hüt by tag guot heyer tütsch redend, sind vonn iren altuodren und harkommen nie ander spraach gewesen [...]“.⁷⁴ Tschudi vermutete, dass diese „Lepontier“ als „Ureinwohner der Alpen“ auch immer schon deutsch gesprochen hätten. Wieder andere wollten in den Bewohnerinnen und Bewohnern der Berghöhen Reste germanischer Heereszüge erkennen – ob Reste von Kimbern und Teutonen, die im 2. Jh. v. Chr. in Italien einfielen, oder Überbleibsel von Burgundern, Sachsen und Langobarden aus der Zeit der Völkerwanderung. Erst die neuere Forschung des 20. Jahrhunderts wies diese teils fantasievollen Vermutungen in die Schranken.⁷⁵

Die Forschung zu den Walsern ist von einem die wissenschaftlichen Disziplinen übergreifenden Charakter geprägt. Neben Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftlern widmeten sich vor allem Historikerinnen und Historiker, Ethnologinnen und Ethnologen sowie Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler den Walsern. Für die historische Auseinandersetzung waren besonders die Walserwanderungen, ihre Ausgestaltung und die Gründe und Motive dafür interessant. Nach wie vor existieren hierzu zahlreiche unterschiedliche Theorien. Vor allem aus wirtschaftshistorischer Sicht wurden die Walser untersucht.⁷⁶ Interessant ist, dass erst die Verbindung mehrerer Einzelstudien zur Erkenntnis führte, dass alle Walser auf alemannische Siedlerinnen und Siedler aus dem Oberwallis zurückzuführen sind. Dies wurde lange Zeit auch von namhaften Historikern bestritten. Eine ganz wichtige Rolle spielten rechtshis-

73 Gemeinde Galtür, Galtür, S. 51.

74 Max Waibel, *Unterwegs*, S. 45.

75 Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 15 f.

76 Waibel, *Unterwegs*, S. 45 f.

torische Untersuchungen zum „Walserrrecht“ als einem wichtigen historischen Identifikationsmerkmal der Walser.⁷⁷

Vertreterinnen und Vertreter aus der Ethnologie, wie auch der Soziologie, beschäftigten sich in erster Linie mit überlieferten Bräuchen und Traditionen, den Trachten und Gebrauchsgegenständen, um die kulturelle Lebenswelt der Walser zu untersuchen. Für die Forschung zu den Walsern war auch die Linguistik von besonderer Bedeutung, da sich die Verbindung der einzelnen Walsersiedlungen und ihrer Bewohnerinnen und Bewohner vor allem durch sprachwissenschaftliche Erkenntnisse über die gemeinsamen sprachlichen Merkmale herstellen ließ.⁷⁸ Durch die Entdeckung der gemeinsamen Mundart wurde – noch vor dem historischen Nachweis durch urkundliche Zeugnisse – eine Klammer der Walser Kultur und ihrer überregional angesiedelten Träger aufgespürt.⁷⁹ So konnte man die Walserkolonisation teilweise auch durch sprachwissenschaftliche Erkenntnisse rekonstruieren.⁸⁰

Die zweite Entdeckung ereignete sich laut Waibel durch die Walser bzw. deren Nachkommen selbst. Waibel argumentierte, dass das Wissen um die walsersische Herkunft über die Jahrhunderte zum Teil verloren ging, da es nicht von Bedeutung war. Laut Waibel wurde es wenn, dann vor allem in katholisch geprägten Regionen bewahrt, wo man den hl. Theodor von Sitten (auch „Theodul“ und „St. Joder“) verehrte.⁸¹ Die Walser mussten sich also erst wieder selbst entdecken. Laut Waibel war die Voraussetzung für die Ausbildung eines Walserbewusstseins das Anwachsen des Wohlstands sowie die Trennung von Arbeit und Freizeit. Diese Entwicklungen setzte Waibel in den 1950er-Jahren an. Erkenntnisse der Wissenschaft fanden allmählich ihren Eingang in das Bewusstsein der Menschen, was vor allem durch bestimmte Personen gewährleistet wurde, die einerseits selbst Vorträge hielten, andererseits WissenschaftlerInnen zu Diskussionen luden.⁸² Den nächsten Schritt stellte die Bildung von Zusammenschlüssen dar, die sich der Walserkultur und ihrer Bewahrung widmeten. Neben überwiegend regional bezogenen Organisationen wie der 1960 entstandenen Walservereinigung Graubünden (WVG) und der seit 1967 existierenden Vorarlberger Walservereinigung (VWV) ist vor allem die 1963 gegründete Internationale Vereinigung für Walsertum (IVfW) zu nennen, die als ein gemeinsames Bindeglied zwischen allen Walsersiedlungen auftritt. Die Tätigkeiten dieser Vereinigungen erstrecken sich von der Organisation diverser Veranstaltungen, der Herausgabe von Zeitschriften und Büchern bis zu einer aktiven Präsenz im Netz.⁸³ Vor allem Plattformen und Websites im Internet gewannen in den letzten Jahren an Bedeutung. So entstand etwa das „Virtuelle Walsermuseum“, eine

77 Zinsli, *Walser Volkstum*, S. 49.

78 Waibel, *Unterwegs*, S. 45.

79 Zinsli, *Walser Volkstum*, Einführung.

80 Einen detaillierten Überblick zur Walsersforschung über die Jahrhunderte hinweg bietet Max Waibel, *500 Jahre Walsersforschung – Ein kritischer Rückblick*, in: *Wir Walser* 1 (2007), S. 19–33.

81 Dies war etwa besonders in Obersaxen und Vals (Vorderrheintal), in Triesenberg (Liechtenstein) und in Vorarlberg der Fall, Waibel, *Unterwegs*, S. 46. Der hl. Theodul starb um 400 n. Chr. und ist noch heute der Landespatron des Kantons Wallis.

82 Waibel erwähnt hier vor allem Tita von Öttingen, die in ihrem Haus in Saas Fee mehrmals zu Zusammenkünften rund um das Thema Walser lud, Waibel, *Unterwegs*, S. 46.

83 Ebd., S. 46 f.

Website, auf der man wie in einem echten Museum „Räume“ besuchen kann, die sich regionenübergreifend mit den einzelnen Bräuchen und Traditionen, Trachten und Objekten der Walserorte auseinandersetzen.⁸⁴ All diese Entwicklungen können weitestgehend in einen Prozess der Musealisierung und Historisierung eingebettet werden, der laut Cristoph Cornelißen mit einer „grundlegenden mentalitätsgeschichtlichen Wende seit Mitte der 1970er-Jahre“ einher geht, die – verbunden mit ökonomischen Krisen – erst das Bedürfnis nach der „dinglichen Vergegenwärtigung der Vergangenheit“ und nach Identität hervorbrachte.⁸⁵

Eine besondere Stellung im Walser-Diskurs besitzt das sog. „Walsertreffen“, das seit 1962 alle drei Jahre in einem anderen Walserort stattfindet und tausende Menschen anzieht. Im Jahr 2004 war die Gemeinde Galtür Veranstaltungsort dieser Zusammenkunft. Zuletzt ereignete es sich im September 2013 im Großen Walsertal und der Gemeinde Damüls, 2016 wird das „Walsertreffen“ bereits zum 19. Mal stattfinden und in Arosa im Kanton Graubünden abgehalten werden.⁸⁶

Eine dritte und bislang letzte Entdeckung erfolgte laut Waibel in touristischer Hinsicht. Dahinter steht die Idee, für Touristen in den Walserorten eine Kombination aus „Sport und Walserkultur“ anzubieten. So gibt es zahlreiche Wanderwege, die sich die Walser zum Thema gemacht haben. Des Weiteren existieren etliche Hotels mit Bezug zu den Walsern sowie viele Gastronomiebetriebe, die mit speziellen Walsengerichten aufwarten.⁸⁷ Es stellt sich daher auch die Frage, inwiefern die Bewahrung oder Auseinandersetzung mit der Walserkultur der touristischen Vermarktung dient. „Fast an allen Orten werden Veranstaltungen unter dem Markenzeichen ‚Walser‘ durchgeführt“, wie Max Waibl hervorhob. Das Angebot reicht von historischen Vorträgen und geführten Wanderungen bis hin zu „Brotbacken, Wollherstellung“ und sonstigen „folkloristischen Darbietungen“.⁸⁸

Es entsteht der Eindruck, dass für den Boom der Beschäftigung mit der Walserkultur neben dem Interesse an der eigenen Herkunft auch die Aussicht auf neue Möglichkeiten im Tourismus verantwortlich ist.

Durch den Zusammenschluss der Walsergebiete in den schon angeführten Vereinigungen entstand jedenfalls eine nach außen hin einheitlich erscheinende Kulturgemeinschaft, die ihr Selbstverständnis als „Walser“ auch in der modernen Zeit pflegt:

„Es hat sich vieles verändert in den letzten Jahrzehnten. Vielfach wurden die Walserhäuser durch Gästehäuser, die Bergbauerngehöfte durch Pensionen ersetzt. Wenn auch in den meisten Gemeinden der Tourismus überwiegend zur Existenzgrundlage geworden ist [...] die Erwerbsgrundlage [sich] vielfach ver-

84 Siehe unter Walser Vereinigung (Hrsg.), 2016, Virtuelles Walsermuseum, [<http://www.walser-museum.ch/museum.html>], eingesehen 17.10.2014.

85 Christoph Cornelißen, Erinnerungskulturen, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, [http://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen_Version_2.0_Christoph_Corneli.C3.9Fen?oldid=106410], eingesehen 20.1.2015.

86 Siehe dazu Interreg IIIb Projekt „Walser Alps“ (Hrsg.), Walsertreffen, o. D., [<http://www.walser-alps.eu/kultur-1/anlaesse-und-feste/walsertreffen-1>], eingesehen 17.10.2014.

87 Waibel, Unterwegs, S. 47 f.

88 Ebd., S. 48.

ändert hat, ist das Walservolk über Jahrhunderte und über Alpenpässe hinweg unverwechselbar geblieben.⁸⁹

Davon abgesehen, dass die Darstellung einer Jahrhunderte überdauernden Kontinuität des „Walservolks“ konstruiert und idealistisch – was wäre dieses „Unverwechselbare“? Nur die Sprache – da ist sich die Wissenschaft einig – kann als verbindendes Merkmal der Walsergebiete genannt werden. In Galtür aber ist die alemannische Mundart gar nicht mehr vorhanden. Warum fühlt man sich also trotzdem so verbunden? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Wie ausgeführt, wurden die Walser dreimal „entdeckt“ – von der Wissenschaft, von den Walsern bzw. ihren Nachkommen selbst und aus touristischer Sicht. Es drängt sich unweigerlich eine weitere Frage auf, nämlich ob diese „Selbst-Entdeckung“ der Walser nicht Züge einer „invented tradition“ im Sinne Eric Hobsbawms⁹⁰ trägt? Hinsichtlich des Umgangs mit der Walserkultur gilt es zu klären, wie das Hobsbawm'sche Modell einer „erfundenen Tradition“ anzuwenden ist bzw. ob es überhaupt passend erscheint. Kann man – in transnationaler Perspektive gedacht – eine vermeintliche Konstruktion der Walserkultur mit der Erfindung der Hochlandtradition in Schottland im 18. Jahrhundert vergleichen? Damals sind den Studien des britischen Historikers Hugh Trevor-Roper zufolge die heute als „typisch schottisch“ bekannten Merkmale wie die Kilts oder das Ossian-Epos „als angeblich jahrhundertalte Symbole der schottischen kulturellen Identität etabliert“⁹¹ worden. Diese Konstruktion sei im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts gefestigt worden und wäre demnach so erfolgreich gewesen, dass sie heute zum Inbegriff „schottischer Kultur“ geworden sei. Interessant könnten in diesem Zusammenhang auch die Überlegungen Terence Rangers zur Konstruktion einer „britischen“ Identität während der Zeit der britischen Kolonialherrschaft, und parallel dazu der Erfindung von afrikanischen Stammestradi-tionen und ganzen Stämmen durch die Briten selbst, werden.⁹²

In Bezug auf die Walser stellt sich nicht zuletzt die Frage, warum eine Ausein-dersetzung mit einer Walser-Identität im heutigen Sinn überhaupt notwendig wurde und wer von einer mutmaßlichen Konstruktion einer solchen profitiert? Kann wirklich der Tourismus als Motor einer breitenwirksamen Kultur, die nur auf ihre „Wiederent-deckung“ wartete, ausgemacht werden? Oder ist das Bedürfnis von Menschen nach Identität und Tradition in Zeiten zunehmender Beschleunigung und Modernisierung ausschlaggebend? All diese Überlegungen können hier nur kurz angedacht werden und sind auch von anderen Autorinnen und Autoren stiefmütterlich behandelt worden. Sie bedürften daher einer eigenen wissenschaftlichen Arbeit. Eines erscheint in

89 Fritz Tiburt, Über die Walser, o. D., [<http://www.vorarlberger-walservereinigung.at/ueber-die-walser/>], eingesehen 20.10.2015.

90 Siehe dazu Eric Hobsbawm/Terence Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1992; im Kern geht es bei dem Konzept „invented tradition“ darum, dass bestimmte Traditionen konstruiert werden, die historisch nicht verbrieft, sprich fiktiv, sind und in der jeweiligen Gegenwart ihrer Konstruktion einem gewissen Zweck dienen sollen. Dieser kann in der Herstellung einer Identität, künstlicher historischer Kontinuität oder der Legitimation bzw. Stabilisierung von Wertvorstellungen und Strukturen bestehen. Hobsbawms Konzept spielt auch für gesellschaftskritische Untersuchungen zur Konstruktion von Macht und Autorität eine Rolle.

91 Forum Interkultur (Portal für Austausch und Information), „Erfundene Traditionen“, o. D., [<http://www.forum-interkultur.net/Erfundene-Traditionen.2010.html>], eingesehen 20.1.2015.

92 Ropers und Rangers Thesen sind im Sammelband von Hobsbawm/Ranger „*Invention of Tradition*“ nachzulesen.

jedem Fall einleuchtend: Die fortschreitende Globalisierung in unserer modernen Welt führt dazu, dass Traditionen und Traditionsbilder wieder stärker in den Vordergrund rücken. Auch diese Tatsache könnte einen wichtigen Faktor für die anhaltende Konjunktur der Walserkultur darstellen.

Erinnerungskultur in Galtür

Wie steht es nun um die Galtürer Erinnerung an die Walser? In der Einleitung wurde die Hypothese aufgestellt, dass die Erinnerung an die Walser in Galtür sehr präsent sei. Dazu ist zunächst zu sagen, dass die Galtürer Erinnerungskultur in jüngerer Zeit von einem einschneidenden Ereignis geprägt wurde. Im Februar 1999 kam es in Galtür zu einer der größten Lawinenkatastrophen in der Geschichte Österreichs. Im Zuge des Unglücks starben 31 Menschen – unter ihnen sechs Einheimische. Durch das enorme mediale Interesse wurde Galtür international bekannt und ist seitdem ein „Synonym für extreme Lawinenereignisse in den Alpen“.⁹³ Diese Katastrophe hat tiefe Spuren im kollektiven Gedächtnis der Galtürerinnen und Galtürer hinterlassen. Nach einer Phase der Trauer wurde mit der Aufarbeitung der Ereignisse begonnen. An der Stelle, an der die Lawine das Dorf traf, wurde eine Lawinenschutzmauer errichtet. Direkt anschließend an die Mauer entstand das Alpinarium Galtür – ein Museum und neues Zentrum der Dorfkultur, in dem bereits mehrere Ausstellungen stattfanden. Die Ausstellung „Die Mauer – Leben am Berg“ gab Einblicke in die Galtürer Geschichte und nahm auch Bezug auf die Walser. Eine konkretere Behandlung etwa in Form einer eigenen Walser-Ausstellung fand bisher allerdings nicht statt. Dennoch ist mit dem Alpinarium ein Ort entstanden, der Vergangenheit und Zukunft verbindet sowie das kulturelle und gesellschaftliche Leben des Dorfes – darin eingebunden die Erinnerung an und die Beschäftigung mit der Vergangenheit – abbildet.

Verarbeitung des Walser-Stoffs in der Literatur

„Von der Bergkette um das Matterhorn und den Monte Rosa ziehen Täler nach Norden der Rhone, im Süden dem sonnigen Aostatal im Piemont zu. Walliser nannte man ihre Bewohner; [...] Sie zogen eines Tages nach Norden und ließen sich als Spezialisten für die Bergbauernwirtschaft in Graubünden, Vorarlberg und auch in Galtür nieder. Was sie veranlaßte [sic], ihre Heimat zu verlassen, wissen wir nicht genau, [...] eines aber wissen wir: In der Nutzung und Bearbeitung hochalpiner Lagen waren sie unerreichte Meister.“⁹⁴

Diese Zeilen stammen von Dr. Walter Köck (1922–2011), dem langjährigen Paznauner Talarzt und Ehrenbürger der Gemeinde Galtür. Nach seiner beruflichen Tätigkeit als Arzt wurde er Autor und verfasste mehrere Bücher, die interessante Einblicke in die Geschichte des Paznaun und das Leben seiner Bewohnerinnen und Bewohner geben.

93 Bernd Rieken, *Schatten über Galtür? Gespräche mit Einheimischen über die Lawine von 1999. Ein Beitrag zur Katastrophenforschung*, Münster 2010, S. 186.

94 Walter Köck, *Paznaun. Stürmisch bis heiter. Allerlei aus dem Paznaun, Landeck-Innsbruck 1997*, S. 214.

Das obige Zitat ist seinem Buch „Paznaun. Stürmisch bis heiter“ (1997) entnommen, in dem Geschichten und Anekdoten aus Galtür und dem übrigen Paznaun zusammengetragen wurden. So wird auf zwei Seiten auch über die „Siedler vom Süden“, die Walser, berichtet, die sich – so Köck – vor allem durch ihre Tüchtigkeit ausgezeichnet und die Entwicklung des Paznaun bis in die heutige Zeit geprägt hätten.⁹⁵ Der Topos von den Walsern als besonders fleißige Bergbewohner ist charakteristisch für die literarische Verarbeitung des Walser-Stoffs und prägt auch das Walser-Bild der heutigen Bewohnerinnen und Bewohner von Galtür. Hinzu kommt die Ansicht, dass die Walser fleißiger und strebsamer gewesen seien als ihre rätoromanischen Zeitgenossen.

Der US-amerikanische Schriftsteller Ernest Hemingway (1899–1961), der in den 1920er-Jahren das Montafon besuchte, erzählt in seiner Kurzgeschichte „Ein Gebirgsidyll“ von einem Bauern, der die gefrorene Leiche seiner Frau als Laternenpfahl in seinem Schuppen verwendete. Hemingway griff damit eine alte Sage auf, die sich laut Huhn in vielen Alpentälern vorfinden lässt, aber vor allem in Galtür überliefert wurde. Da man im Winter die Toten nicht begraben konnte, habe man sie erst im Frühling übers Joch getragen und bestattet. Dahinter steht die Überführung verstorbener Romanen nach Ardez ins Engadin, um sie dort beizusetzen. Da die Gebirgsübergänge im Winter oft nicht passierbar waren, mussten die Leichen bis zum Frühjahr aufbewahrt werden. Dieser Umstand wird in Hemingways Erzählung auf schaurige Art und Weise geschildert. Ob diese „Zwischenlagerung“ der Toten tatsächlich geschah, ist nicht gesichert, es dürfte sich vielmehr um einen Mythos handeln. Huhn deutete ihn in Bezug auf das Verhältnis zwischen Romanen und Walsern in der ersten Zeit des Zusammenlebens. Er wollte in der Sage von unbestatteten Romanen Vorurteile der Walserschen Siedler erkennen, denen ihre romanischen Nachbarn „sitten- und gottlos“ erschienen seien.⁹⁶

Walserkultur und Galtürer Identität

Im Jahr 2004 fand das 15. Internationale Walsertreffen in Galtür statt. Es war durch vielfältige Veranstaltungen geprägt – von Festumzug und Konzert der Dorfkapelle mit Prozession über Einkaufsbummel und Kennenlern-Abend bis zur Präsentation von Walserliteratur. Interessant ist auch, dass mehrere Wanderungen unter dem Motto „Walserwege“ angeboten wurden, welche die Teilnehmerinnen und Teilnehmer auf die Spuren der Walser führen sollten. So wurde mit der Wanderung vom Montafon über das Zeinisjoch nach Galtür jene Route verfolgt, die auch die ersten Walser genommen haben sollen.⁹⁷

Wichtige Beiträge für die Galtürer Auseinandersetzung mit der Walser Kultur werden durch die Halbjahreszeitschrift „Walserheimat“, die von der Vorarlberger Walservereinigung herausgegeben wird, geliefert. Neben den Chroniken aller 19 Walserdörfer der

95 Köck, Paznaun. Stürmisch bis heiter, S. 214 f.; weitere Publikationen Köcks sind Walter Köck, *Ins Paznaun geschaut. Geschichten, Begegnungen, Erinnerungen. Ein Lesebuch*, Galtür 1992; Walter Köck, *Sturm über Galtür. Im lawinen-, kapellen- und sagenreichen Paznaun*, Galtür 2000 sowie Walter Köck, *80 Jahre im Paznaun. Zeit zu lachen, Zeit zu weinen, Zeit zu sammeln*, Galtür 2003.

96 Huhn, Galtür und Ardez, S. 122 f.

97 Georg Juen, 15. Internationales Walsertreffen in Galtür, in: *Walserheimat* 74 (2004), S. 235–238.

Vereinigung, zu denen auch Galtür zählt, kommen regelmäßig Wissenschaftler wie Alois Niederstätter, Max Waibel oder Nikolaus Huhn zu Wort, die sich mit der Walser Geschichte und Kultur auseinandersetzen und neue Erkenntnisse publizieren können. Insofern entwickelte sich die „Walserheimat“ auch als ein Medium, das den aktuellen wissenschaftlichen Diskurs um die Walser für alle Interessierten zugänglich macht und mit Beiträgen über das Dorfleben und die Dorfkultur verbindet. In Heft 91 vom August 2012 (Titel „700 Jahre Walser in Vorarlberg, Tirol und Liechtenstein“) wurden Bewohnerinnen und Bewohner aus Walsergemeinden in Tirol, Vorarlberg und Liechtenstein zum Thema „Walserbewusstsein“ befragt. Klaus Raggl aus Galtür antwortete: „Walser zu sein bedeutet für mich zu wissen, woher unsere Wurzeln sind [...], die Gemeinschaft im Dorf und die Natur so zu nehmen, wie sie ist, mit allen Vor- und Nachteilen.“⁹⁸ Alexandra Mattle, die mit dem Zusatz „Studentin“ versehen wurde, antwortete: „Walserin zu sein bedeutet für mich, aus dem einzigen Tiroler Dorf mit Walserwurzeln zu kommen!“⁹⁹ Es sind dies nur zwei individuelle Beispiele für ein ausgedrücktes Walserbewusstsein in der Bevölkerung und daraus können keine Generalisierungen abgeleitet werden. Die Vermutung liegt aber nahe, dass man sich in Verbindung mit den Walsern als etwas „Besonderes“ definiert und durch die Tatsache einer walserisch geprägten Geschichte von Anderen abgrenzen möchte. Diese Abgrenzung und damit verbunden die Herstellung eines Gemeinschaftsgefühls, die sich keinesfalls in einem negativen Sinn oder in Form eines Überlegenheitsgefühls äußern, spielen laut Bernd Rieken in einem vom Tourismus geprägten Ort wie Galtür eine ganz besondere Rolle: Es herrsche eine permanente Auseinandersetzung mit „dem ‚Fremden‘ in Gestalt der Touristen“. Insofern seien die Betonung von zusammenstehender Dorfgemeinschaft, von Selbständigkeit und Unabhängigkeit von großer Bedeutung.¹⁰⁰ Die Walser werden neben ihrer beinahe sprichwörtlichen Tüchtigkeit auch gerne mit ihrem angeblichen Freiheitssinn in Verbindung gebracht, und dies fügt sich nahtlos ein in das Selbstverständnis der Galtürerinnen und Galtürer, die ihre Gemeinde als das „eigensinnigste Dorf Österreichs“ bezeichnen.¹⁰¹ Darüber hinaus lässt sich auch eine Abgrenzung der Galtürerinnen und Galtürer zu ihren nächsten Nachbarn im Paznaun, den Ischglerinnen und Ischglern, feststellen. Gegenüber dem häufig mit Massentourismus, Après-Ski Party und grenzenlosen Hotel- und Lifтанlagen in Verbindung gebrachten Ischgl versucht sich Galtür in einer teils auch idealisierten Vorstellung als besonnenes, familiäres Bergdorf darzustellen, dessen Uhren nicht nach dem Profit gehen und das mit der Natur noch in Einklang lebt. Inwiefern diese Abgrenzung auch mit den walserischen Wurzeln des Dorfes und der Tatsache, dass Ischgl weniger walserisch geprägt ist, zusammenhängt, kann nicht festgestellt werden. Die Galtürer Devise „Bewahren statt Erschließen“ ist jedoch nicht aus der Luft gegriffen. 1976 wurde tatsächlich die geplante Erschließung eines „Gletscher-Sommer-Schigebiets“ im Jamtal durch die Abstimmung der Galtürer als Grundbesitzer in der au-

98 Monika Bischof, Walserbewusstsein – Blitzlichter aus den Walsergemeinden, in: *Walserheimat* 91 (2012), S. 115–118, hier S. 117.

99 Ebd., S. 118.

100 Rieken, Schatten über Galtür?, S. 135.

101 Charles E. Ritterband, Dem Österreichischen auf der Spur. Expeditionen eines NZZ-Korrespondenten, Wien-Köln-Weimar 2010, S. 55.

ßerordentlichen Vollversammlung des Tourismusverbands mit 244 Nein-Stimmen von 246 Abstimmenden abgelehnt. Franz Lorenz, bekannter Bergführer, Wirt der Jamtalhütte und selbst jahrelang Obmann des Galtürer Tourismusverbandes, formulierte die damals vorherrschende Maxime: „So lange wir leben, bleiben Gletscher und Berge für unsere Nachkommen unberührt erhalten und unser Galtür als Dorf intakt.“¹⁰²

Eine zentrale Rolle im Zusammenhang mit der Identität und dem Selbstverständnis der Galtürerinnen und Galtürer nimmt sicher das Buch „Galtür. Zwischen Romanen, Walsern und Tirolern“ ein, das 1999 von der Gemeinde Galtür herausgegeben wurde und Fragen wie „Wer sind wir? Woher kommen wir?“ etc. zu beantworten versucht. In der schlicht als „Galtür-Buch“ bekannten Publikation wird die eigene (Entwicklungs-) Geschichte und Kultur ausführlich behandelt. Neben Beiträgen von Nikolaus Huhn zur Geschichte des Dorfes – detaillierte Darstellung der Walser inbegriffen – werden bekannte Persönlichkeiten, die Mundart, die Kunst, die eigene touristische Entwicklung, aber auch die Lawinen-Katastrophe von 1999, veranschaulicht und verarbeitet. Das „Galtür-Buch“ ist in gewisser Weise für die Galtürerinnen und Galtürer selbst identitätsstiftend geworden.

Interview mit Elisabeth Kathrein

Am 17. Dezember 2014 befragte ich meine Großmutter Elisabeth Kathrein, geboren als Elisabeth Lorenz im Jahr 1924 in Galtür, zum Thema Walser. Die Lorenz gehen auf das Walsergeschlecht der „Loretz“ zurück, das urkundlich bereits im 15. Jahrhundert im Montafon nachweisbar ist. Von dort aus wanderten die Vorfahren der Lorenz nach Galtür und in andere Täler. In Galtür werden die Lorenz auch „Balluner“ genannt, da ihr Stammhof im Weiler Wirl direkt unter der Ballunspitze lag. Mitglieder der Familie Lorenz konnten sich einen Namen als Bergführer machen und nahmen an zahlreichen Erstbesteigungen teil, darunter vor allem Elisabeth Kathreins Großvater Gottlieb Lorenz und dessen Bruder Ignaz, sowie Elisabeths Vater Albert Lorenz. Auch im Hüttenwesen sind die Lorenz bis heute tätig.¹⁰³

In dem etwa halbstündigen, halboffenen, halbstrukturierten Interview wurde der Interviewperson eine große Erzählfreiheit gewährt und nur durch einige Leitfragen versucht, Impulse zu setzen.

Die Eingangsfrage lautete, was Elisabeth Kathrein mit den Walsern in Verbindung bringe und ob es etwas gebe, dass ihr als „typisch Walserisch“ gelte. Spontan nannte sie dazu die „alten Häuser in Galtür“, von denen nur mehr ganz wenige da seien, und Erzählungen in ihrer Kindheit, unter anderem auch die bereits angesprochene Sage von den unbestatteten Toten:

„Es wurde viel erzählt, wie es früher war, wie die Toten, die hat man ja früher über den Winter gar nicht begraben können und dann hat man sie über den

102 Franz Lorenz, Bewahren statt Erschließen, in: Gemeinde Galtür, Galtür, S. 187.

103 Thomas Parth, Balluner Chronik. Die Lorenz im Paznaun, o. O. 2005, S. 2–4.

Futschöl-Pass hinüber getragen im Frühjahr. Die hat man einfach eingefroren, würde man heute sagen.“¹⁰⁴

Überdies erinnerte sie sich auch daran, dass manche älteren Galtürerinnen und Galtürer „ganz alte Wörter“ und „andere Ausdrücke“ benutzt hätten, die es so heute nicht mehr gebe. Verantwortlich dafür sieht sie auch den „Fremdenverkehr“, da man sich durch ihn „an vieles anpassen“ musste. Angesprochen auf die walserische Herkunft, speziell auch ihrer eigenen Familie, sagte Elisabeth Kathrein, dass diese in ihrer Kindheit nicht ausdrücklich thematisiert worden sei. Ein „Walserbewusstsein“ manifestierte sich höchstens in Geschichten und Erzählungen. Es stellte sich die Frage, ob man die Lorenz als Walserfamilie wahrgenommen hatte, da sie sozusagen in der Tradition ihrer Vorfahren, die vom Wallis über die Berge bis nach Galtür gekommen waren, besonders gut mit den Bergen und den Höhenlagen zurechtkamen und vielleicht auch deshalb so gut als Bergführer geeignet waren. Die Tatsache, dass die Lorenz als besonders fähige Bergführer galten, war aber laut Elisabeth Kathrein nicht mit ihrer walserischen Herkunft verknüpft worden:

„Von etwas haben sie dann ja leben müssen, nicht, dann ist der Fremdenverkehr gekommen, nicht, und da ist ja schon der Ballun [gemeint ist ihr Großvater Gottlieb Lorenz] staatlich geprüfter Bergführer gewesen und da waren die Balluner eine der ersten [...]; irgendwie glaube ich sind sie einfach noch so Naturmenschen gewesen, einfach verbunden [...]. Die Jamtalhütte, da haben sie das Holz noch von Galtür hinaufgetragen, die ganzen Balken und alles. Später, als wir Kinder waren, hat man dann schon Rösser gehabt.“¹⁰⁵

Darauf angesprochen, ob sich die Galtürerinnen und Galtürer denn als etwas Besonderes sehen würden, sagte sie:

„Mir kommt einfach vor, dass sie immer am Boden geblieben sind [...] das ist immer so gewesen. In Ischgl ist [sic] der Dorfkern und die Häuser ja schon ganz anders gewesen, da sind viele, wie soll ich sagen, mächtigere Häuser gewesen als wie in Galtür. In Galtür ist man nicht allem so nachgerannt, und einfach auch, wie soll ich sagen, wir haben einfach gelernt wie man mit der Natur lebt, und den Jahreszeiten. [...] Die Ischgler haben sich immer so ein bisschen, ja, der Papa [damit meint sie nicht ihren eigenen Vater, sondern ihren Ehemann] hat immer gesagt die großkopferten Ischgler, die haben sich halt immer so ein bisschen als etwas Besseres gefühlt. [...] Warum die Ischgler immer so ein bisschen höher dran waren weiß ich nicht, da werden halt auch so ein paar Familien gewesen sein, die, ja, mehr Geld gehabt haben oder mehr gehandelt haben wahrscheinlich.“¹⁰⁶

Auch trotz des Tourismus, der vieles verändert habe, sei man in Galtür also nicht „allem Neuen“ nachgerannt, sondern sei genügsam geblieben. Abschließend betonte Elisa-

104 Elisabeth Kathrein, Interview, 17.12.2014.

105 Ebd.

106 Ebd.

beth Kathrein, dass sie sich selbst nicht unbedingt als Walserin, sondern als Galtürerin fühle:

„Ich habe mich wirklich immer als Galtürerin gefühlt, habe es auch nie verleugnet, verleugne auch den Dialekt nicht [...] und wie soll ich sagen, Neni und Nona [gemeint sind ihre Eltern] sind immer für alles offen gewesen, die sind auch irgendwie mit der Zeit gegangen, aber halt immer am Boden geblieben [...] Ich selbst bin einfach geblieben, wie ich mich gefühlt habe und am Boden gelassen haben mich auch meine Kinder.“¹⁰⁷

Aus dem Interview mit Elisabeth Kathrein konnten einige wichtige Erkenntnisse gewonnen werden, auch wenn immer bedacht werden muss, dass ihnen subjektive Erzählungen und Empfindungen zu Grunde liegen. Elisabeth Kathrein sieht sich selbst – trotz ihrer Herkunft aus einer alten Walserfamilie – nicht als Walserin, sondern betonte explizit, Galtürerin zu sein. Aus ihren Erzählungen kann vor allem die Akzentuierung einer Naturverbundenheit, die sie ihren Vorfahren und ebenso sich selbst attestierte, herausgelesen werden. Erkennbar wurden auch Züge eines starken Gemeinschaftsgefühls innerhalb des Dorfes, das Elisabeth Kathrein durch eine Abgrenzung zu den Ischglern ausdrückte. Diese steht aber offenbar in keiner Verbindung zu ihrer walse-rischen Herkunft. Interessant ist auch ihre Aussage bezüglich des Dialekts, indem sie betont, diesen nie verleugnet zu haben. Wie sich bereits gezeigt hat, stellt die gemeinsame, regionale Sprache in Galtür ein wesentliches identitätsstiftendes Element dar. Mehrmals erwähnte sie die Bodenständigkeit als ein hervorstechendes Merkmal der Galtürerinnen und Galtürer. Diese Einschätzung passt auch zum aktuellen Selbstbild der Gemeinde.

Schluss

Beim Verfassen dieser Arbeit wurde eine deduktive Vorgehensweise gewählt. Zunächst standen allgemeine Fragen betreffend die Walser und deren Wanderungen im Vordergrund. Es wurde definiert, was man sich unter „Walsern“ vorzustellen hat. Dabei spielten vor allem das „Walserrecht“ sowie das „Walserdeutsch“ eine Rolle. Des Weiteren wurden Gründe und Motive für die Wanderzüge der Walser ab dem Ende des 12. Jahrhunderts diskutiert. Es hat sich gezeigt, dass dazu zahlreiche Theorien existieren, die in ihrer Verschiedenheit auch weiterhin relevant sein werden. Eine abschließende Klärung ist derzeit nicht zu erwarten. Als plausibel erscheinen jedoch folgende Gründe: Eine Überbevölkerung, die die Menschen zum Verlassen ihrer ursprünglichen Heimat bewegte und gleichzeitig eine gezielte Anwerbung von Walsern durch einzelne Landesfürsten, die die Walser aufgrund ihrer Fähigkeiten hinsichtlich der Bewirtschaftung von hoch gelegenen Regionen in ihrem Herrschaftsbereich ansiedeln wollten. Zum zeitlichen Ablauf

der Walserzüge ist zu sagen, dass diese in Schüben verliefen und meist von mehreren, kleineren Kolonisten-Gruppen durchgeführt wurden.

107 Elisabeth Kathrein, Interview, 17.12.2014.

Die Ansiedlung von Walsern in Galtür stellt ein besonders interessantes Kapitel der Walsergeschichte dar, das bis heute nicht restlos aufgearbeitet zu sein scheint. Durchgesetzt hat sich die Annahme, dass die Galtürer Walser schon zwischen 1310 und 1315 von Vorarlberg aus über das Zeinisjoch einwanderten. Das Bemerkenswerte dabei ist der Zeitpunkt der Niederlassung, denn auch die ersten Vorarlberger Walserkolonien sind urkundlich ab 1313 feststellbar. Die Kolonisation von Galtür geschah demnach zeitgleich. Bezüglich der Organisation bzw. der Triebkräfte hinter der Niederlassung in Galtür können nur Vermutungen getätigt werden. Sehr wahrscheinlich ist aber, dass die Galtürer Walser durch einen Grundherrn oder eine Institution gefördert wurden. Die These, nach der das Kloster Marienberg als Schirmherr der Galtürer Walser-Ansiedlung in Frage käme, erschien dem Autor in Bezug auf Rizzi und trotz Einwänden Huhns zunächst am überzeugendsten. Nach der Durcharbeitung der Literatur muss aber vor allem auf die „Wiesberg“-Hypothese von Klaus Brandstätter Rücksicht genommen werden, nach der die Burgherren von Wiesberg als wahrscheinlichste Träger der Walser-Ansiedlung anzusehen sind.¹⁰⁸

Die Galtürer Walser wurden lange Zeit getrennt von den ansässigen Romanen wahrgenommen. Davon zeugen Dokumente wie die Weiheurkunde der Galtürer Kirche von 1383, in der von den Einwohnern („incolis“) und den Walsern („vallensis“) die Rede ist, sowie die „Konstanzer Richtung“ von 1408, in der die jeweiligen Bevölkerungsgruppen getrennt aufgeführt werden. Spätestens ab der Mitte des 16. Jahrhunderts erscheinen die Walser jedoch als die dominante Ethnie. Interessant ist die sprachliche Entwicklung Galtürs. Der alemannische Dialekt, der die Galtürer lange Zeit von den übrigen Bewohnern des Paznaun unterschied, wich ab ca. 1850 dem Bairischen und ist heute nur mehr durch einige wenige Wortrelikte präsent. Auch wenn sich die Mundart geändert und den Paznauner Nachbarn angepasst hat, besitzt sie nach wie vor eine große Bedeutung im Zusammenhang mit der Identität der Galtürerinnen und Galtürer.

Zur heutigen Erinnerungskultur an die Walser ist Folgendes festzuhalten: Sie ist in erster Linie von Vereinen geprägt, die aus Zusammenschlüssen der einzelnen Walserorte in den 1960er-Jahren entstanden sind und sich die Pflege und Erhaltung der Walserkultur zur Aufgabe gemacht haben. Was unter dieser Walserkultur verstanden wird, ist nicht gänzlich klar, denn es kann eigentlich keineswegs von einer einheitlichen Kultur gesprochen werden. Nur die alemannische Mundart gilt als verbindendes Element zwischen den Walsergebieten, und selbst diese wird nicht mehr überall aktiv gesprochen. Die einzelnen Walserorte fühlen sich dennoch miteinander verbunden, sei es durch die ähnlichen historischen Voraussetzungen oder andere Gemeinsamkeiten wie den Tourismus. Um noch einmal die Ausgangshypothese dieser Arbeit aufzugreifen: Hinsichtlich der Pflege der Walserkultur und der bisherigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit ihr, ist jedenfalls ein gewisses Maß an konstruierter Identität erkennbar. Das Fehlen von eindeutigen, verbindenden Elementen

ten, von „lieux de mémoire“ im Sinne Pierre Noras,¹⁰⁹ führt dies zwangsläufig mit sich. Es wird daher versucht, Symbole eines Walsertums zu finden und etwas „unverwechselbar Walserisches“ zu definieren. Als walserischer „Erinnerungsort“ im Sinne Noras könnte – wenn überhaupt – die alemannische Mundart gesehen werden. Auch wenn sie nicht von allen, die sich als „Walser“ sehen, gesprochen wird, kann sie dennoch als Bestandteil der walserischen Identität gelten. Was jedenfalls festgestellt werden kann, ist der hohe Grad an Institutionalisierung rund um die Walserkultur. Die angesprochenen Vereinigungen und Zeitschriften stellen folglich eine Art „Erinnerungs-Institutionen“ bzw. Werkstätten zur Reproduktion von Erinnerung und zur Identitätsbildung dar. Als „moderner Erinnerungsort“ könnte zuletzt noch der Tourismus bezeichnet werden, der sich als verbindendes Element durch alle heutigen Walserorte zieht. Vielleicht ist aber genau der vermeintliche Mangel an Gleichartigkeit die Stärke der Walserkultur, denn dadurch steht statt Abgrenzung die Suche nach Gemeinsamkeiten im Vordergrund. Diese Suche allein wirkt bereits identitätsbildend. Insofern ist ein Phänomen, das hier als „Gleichartigkeit des Ungleichartigen“ umschrieben werden soll, ausreichend für die Konstruktion einer Identität. Diese Bezeichnung wird in Anlehnung an den Begriff der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ getätigt, der im Kern zunächst von dem Philosophen Ernst Bloch verwendet und später durch Historiker wie Rudolf Schlögl und Reinhard Koselleck fest in der Geschichtswissenschaft, insbesondere der Forschung zur Frühen Neuzeit, verankert wurde.¹¹⁰ Die Bedeutung von „Gleichartigkeit des Ungleichartigen“ ist freilich eine andere als jene des bekannten Pendants der Ungleichzeitigkeit. Der Neologismus dient in dieser Arbeit als eine Art Hilfsbeschreibung für das Phänomen der Walser-Identität, das auch mangels detaillierter wissenschaftlicher Arbeiten der Walserforschung zum eigenen Identitätsbegriff kaum fassbar erscheint. Die Walser-Identität wird zwar untersucht, in erster Linie jedoch um Gemeinsamkeiten zu finden und sie damit zu rechtfertigen. Die wichtige Frage nach der grundsätzlichen Entstehung dieser Identität und dem – banal gesagt – „wie und warum“, kommt zu kurz. Der Mehrwert dieser Bachelorarbeit für die wissenschaftliche Forschung zu den Walsern und der Walserkultur könnte zuletzt darin bestehen, diese Lücke anzusprechen und im Idealfall die Forschung durch die Eröffnung neuer Perspektiven anzukurbeln.

Es ist schlussendlich davon auszugehen, dass die Beschäftigung mit der Walserkultur in Zukunft nicht an Bedeutung verlieren wird. In den Zeiten von Massentourismus und Globalisierung scheint die regionale Identität besonders an Reiz zu gewinnen. Die Berufung auf Charakteristika, die mit den Walsern in Verbindung gebracht werden,

109 Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a. M. 1998 bzw. Pierre Nora, *Les Lieux de mémoire*, 7 Bde., Paris 2001. Nora versuchte mit seinem Konzept der „lieux de meoire“ durch den flexiblen Begriff des „Erinnerungsorts“ – welcher sich nicht auf die herkömmliche Bedeutung des Wortes „Ort“ beschränkt – Bezugspunkte für die Identität einer sozialen Gruppe zu definieren. Nora arbeitete dies am Beispiel der französischen Nation heraus. Sein sieben Bände umfassendes Werk „Erinnerungsorte Frankreichs“ behandelt etwa den Mythos um Jeanne d'Arc oder die Nationalhymne Frankreichs, die Marseillaise, als identitätsstiftende „Erinnerungsorte“ der Französinnen und Franzosen. Der Versuch, vergleichbare Faktoren für eine Walser-Identität zu finden, gestaltet sich komplex und bedürfte vermutlich einer eigenen wissenschaftlichen Auseinandersetzung.

110 Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*, Frankfurt a. M. 1973, bzw. Rudolf Schlögl, *Alter Glaube und moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch 1750–1850*, Frankfurt a. M. 2013 und Reinhard Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 2000.

kann dabei allerdings mitunter in Romantisierung abgleiten:

„Allzit fri Walser! – Der hoffnungsfrohe Klang dieses Rufs weht in der Zeit touristisch voll erschlossener Bergregionen nur noch selten in unseren Hochtälern – der aufmerksame Wanderer oder Skifahrer aber vermag ihn vielleicht auch heute noch hier oder dort zu hören.“¹¹¹

Zur spezifischen Galtürer Erinnerungskultur und der Beschäftigung mit den Walsern konnten einige wichtige Erkenntnisse gewonnen werden. Von den Galtürer Walsern zeugen heute noch örtliche Bezeichnungen und Flurnamen, einige wenige Begriffe alemannischen Ursprungs sowie die Familiennamen (Lorenz, Mattle, Walser, etc.) vieler Galtürerinnen und Galtürer. Die alemannische Sprache, die bisher von der Wissenschaft als einzig mögliches verbindendes Element aller Walsergebiete ausgemacht wurde, wird in Galtür nicht mehr verwendet. Dennoch existiert ein spezifisches Galtürer „Walserbewusstsein“. Es wird vor allem in Form kulturell-gesellschaftlicher Ereignisse, meist im Kontext von Veranstaltungen der Vorarlberger Walservereinigung, ausgedrückt (siehe Walsertreffen, etc.) und spiegelt sich auch in literarischen Abhandlungen und Erzählungen wider. Dieses Bewusstsein gilt jedoch nicht generell, denn ob und wie sich die einzelnen Bewohnerinnen und Bewohner der Gemeinde als Walser definieren, scheint individuell verschieden zu sein. Im Großen und Ganzen ist jedenfalls festzuhalten, dass sich Galtür in seinem Selbstbild als etwas Besonderes wahrnimmt, ob nun als „eigensinnigstes Dorf Österreichs“, westlichste Gemeinde Tirols, östlichste Walsersiedlung, oder auch als umwelt- und naturbewusster Tourismusort inmitten von überlaufenen Skimetropolen. Genau deshalb könnten die Walserkultur und die Auseinandersetzung mit ihr in Zukunft sogar noch an Bedeutung gewinnen.

Literatur

Bartlett, Robert, Die Geburt Europas aus dem Geist der Gewalt. Eroberung, Kolonisation und kultureller Wandel von 950 bis 1350, München 1998.

Bischof, Monika, Walserbewusstsein – Blitzlichter aus den Walsergemeinden, in: *Walser-heimat* 91 (2012), S. 115–118.

Bloch, Ernst, Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt a. M. 1973.

Brandstätter, Klaus, Die Walser in Galtür. Bemerkungen zur Besiedlungsgeschichte und Gerichtsorganisation, in: *Tiroler Heimat* 64 (2000), S. 75–92.

Büttner, Heinrich, Anfänge des Walser Rechtes im Wallis, in: Das Problem der Freiheit in der deutschen und schweizerischen Geschichte. Mainauvorträge 1953 (Vorträge und Forschungen 2), Sigmaringen 1953.

Carlen, Louis, Walsenforschung 1800–1970. Eine Bibliographie, Visp 1973.

Ders., Die Walser in Tirol, Separatdruck aus *Wir Walser* 2 (1968).

111 Silke La Rosée, Walser Volkstum: Forschungen und Meinungen, Walser Recht ennetbirgen, Ein Beitrag zu Ursprung und Verlaufsbedingungen der Walserwanderungen, Teil III (Schluss), in: *Wir Walser* 1 (2007), S. 7–18, hier S. 15.

- Hahn, Sylvia, *Historische Migrationsforschung*, Frankfurt a. M. 2012.
- Haslinger, Marialuise, Die Flurnamen von Galtür, in: *Gemeinde Galtür* (Hrsg.), *Galtür. Zwischen Romanen, Walsern und Tirolern*, Galtür 1999, S. 52–57.
- Henning, Friedrich-Wilhelm, *Deutsche Agrargeschichte des Mittelalters 9. bis 15. Jahrhundert*, Stuttgart 1994.
- Hitz, Florian, *Walser Recht und Walser Freiheit*, in: *Wir Walser 2* (2011), S. 19–30.
- Hobsbawm, Eric/Ranger, Terence (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1992.
- Huhn, Nikolaus, *Galtür und Ardez. Geschichte einer Spannungsreichen Partnerschaft*, Univ. Diss., Innsbruck 1997.
- Ders., *Galtür 1320 – „Homines dicti Walser“*, in: *Walserheimat 91* (2012), S. 80–82.
- Ilg, Karl, *Siedlungsgeschichte und Siedlungsformen der Walser einschließlich des Montafons (Geschichte und Wirtschaft II)*, Innsbruck 1968.
- Ders., *Die Walserwanderung in Vorarlberg und ihre Bedeutung für Österreich*, in: *Festschrift zum 75. Geburtstag von Helmut Prasch*, Spittal 1985, S. 204–213.
- Ders., *Die Walser und die Bedeutung ihrer Wirtschaft in den Alpen*, in: *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 39* (1952), S. 63–75.
- Ders., *Die heutige Lage des Walservolkstums in Vorarlberg*, in: *Wir Walser 2* (1963), S. 8.
- Isenmann, Eberhard, *Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550. Stadtgestalt, Recht, Verfassung, Stadregiment, Kirche, Gesellschaft, Wirtschaft*, Wien 2012.
- Jaufer, Reinhard, *Die romanischen Orts- und Flurnamen des Paznaunales (Romanica Aenipontana 7)*, Innsbruck 1970.
- Juen, Georg, *15. Internationales Walsertreffen in Galtür*, in: *Walserheimat 74* (2004), S. 235–238.
- Kleinschmidt, Harald, *Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung*, Göttingen 2002.
- Koselleck, Reinhard, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M. 2000.
- Köck, Walter, *Paznaun. Stürmisch bis heiter. Allerlei aus dem Paznaun*, Landeck-Innsbruck 1997.
- Ders., *Ins Paznaun geschaut. Geschichten, Begegnungen, Erinnerungen. Ein Lesebuch*, Galtür 1992.
- Ders., *Sturm über Galtür. Im lawinen-, kapellen- und sagenreichen Paznaun*, Galtür 2000.
- Ders., *80 Jahre im Paznaun. Zeit zu lachen, Zeit zu weinen, Zeit zu sammeln*, Galtür 2003.

La Rosée, Silke, Alte Freiheit in neuem Licht. War Walser Recht Kolonistenrecht?, in: *Wir Walser* 2 (2011), S. 5–18.

Dies., Die Rechte der Walser in den ennetbirgischen Siedlungsgebieten in ihrer rechts-historischen Relevanz, Diss. Innsbruck, 2004.

Dies., Wie der Walser entstand. Neue Antworten auf alte Fragen, in: *Wir Walser* 2 (2010), S. 5–21.

Dies., Walser Volkstum: Forschungen und Meinungen, Walser Recht ennetbirgen. Ein Beitrag zu Ursprung und Verlaufsbedingungen der Walserwanderungen, Teil III (Schluss), in: *Wir Walser* 1 (2007), S. 7–18.

Lorenz, Franz, Bewahren statt Erschließen, in: Gemeinde Galtür (Hrsg.), Galtür. Zwischen Romanen, Walsern und Tirolern, Galtür 1999, S. 187.

Nora, Pierre, Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1998.

Ders., Les Lieux de mémoire, 7 Bde., Paris 2001.

Niederstätter, Alois, Die ältesten Vorarlberger „Walser“-Urkunden, in: *Walserheimat* 91 (2012), S. 68–79.

Ders., Die Zuwanderung der Walser nach Vorarlberg, in: Vorarlberger Walservereinigung (Hrsg.), Stefan Heim, Walserweg Vorarlberg. In 25 Etappen vom Brandnertal über Triesenberg nach Laterns und Damüls, ins Große und Kleine Walsertal und über den Tannberg ins Silbertal nach Galtür, Innsbruck-Wien o. D., S. 18–23.

Parth, Thomas, Balluner Chronik. Die Lorenz im Paznaun, o. O. 2005, S. 2–4.

Rieken, Bernd, Schatten über Galtür? Gespräche mit Einheimischen über die Lawine von 1999. Ein Beitrag zur Katastrophenforschung, Münster 2010.

Ritterband, Charles E., Dem Österreichischen auf der Spur. Expeditionen eines NZZ-Korrespondenten, Wien-Köln-Weimar 2010.

Rizzi, Enrico, Geschichte der Walser, Anzola d'Ossola 1993.

Schlögl, Rudolf, Alter Glaube und moderne Welt. Europäisches Christentum im Umbruch 1750–1850, Frankfurt a. M. 2013.

Steffen, Hans, Rechte der Walser. Zwischen Mythologisierung und Verleugnung, in: *Wir Walser* 2 (2009), S. 5–13.

Stolz, Otto, Die Niederlassung der Walser im Paznauntale, Innsbruck 1910.

Vogt, Eveline, ...als die Galtürer noch „Gsii-Berger“ waren. Der Galtürer Dialekt im Wandel der Zeit, in: Gemeinde Galtür (Hrsg.), Galtür. Zwischen Romanen, Walsern und Tirolern, Galtür 1999, S. 48–51.

Waibel, Max, Unterwegs zu den Walsern. In der Schweiz, in Italien, in Frankreich, Liechtenstein Vorarlberg und dem Tirol, Frauenfeld 2003.

Ders., 500 Jahre Walsenforschung – Ein kritischer Rückblick, in: *Wir Walser* 1 (2007), S. 19–33.

Ders., Die mittelalterlichen Walserswanderungen, in: *Walsersheimat* 91 (2012), S. 83–92.

Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C./Becker, Siegfried, Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte (Sammlung Metzler 79), Stuttgart-Weimar 32003.

Zinsli, Paul, Walsers Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Italien. Erbe, Dasein, Wesen, Chur 61991.

Ders., Die Walser, in: Paul Hugger (Hrsg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur II, Zürich 1992, S. 847–858.

Onlineresourcen

Cornelißen, Christoph, Erinnerungskulturen, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.10.2012, [http://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen_Version_2.0_Christoph_Corneli.C3.9Fen?oldid=106410], eingesehen 20.1.2015.

Forum Interkultur (Portal für Austausch und Information), „Erfundene Traditionen“, o. D., [<http://www.forum-interkultur.net/Erfundene-Traditionen.201.0.html>], eingesehen 20.1.2015.

Juen, Georg, Tracht in Galtür, o. D., [<http://www.vorarlberger-walservereinigung.at/kultur/trachten/galtuer/>], eingesehen 17.10.2014.

Programmheft Walsertreffen 2013, Vorwort, [<http://www.walsertal.at/Walsertreffen%202013>], eingesehen 9.4.2014.

Tiburt, Fritz, Über die Walser, Vorarlberger Walservereinigung, o. D., [<http://www.vorarlberger-walservereinigung.at/ueber-die-walser/>], eingesehen 20.10.2014.

Interreg IIIb Projekt „Walser Alps“ (Hrsg.), Walsertreffen, o. D., [<http://www.walser-alps.eu/kultur-1/anlaesse-und-feste/walsertreffen-1>], eingesehen 17.10.2014.

Walser Vereinigung (Hrsg.), 2016, Virtuelles Walsermuseum, [<http://www.walser-museum.ch/museum.html>], eingesehen 17.10.2014.

Quellen

Kathrein, Elisabeth, Interview, 17.12.2014.

Jakob Kathrein ist Student der Geschichtswissenschaften (MA) und des Diplomstudiums Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck. jakob.kathrein@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Jakob Kathrein, „Walliser off Gultüre“. Die Wanderungsbewegung der Walser und Galtür, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 187–222, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Seminare 2016

Schloss Hartheim – von der Pflege- zur Tötungsanstalt: Historischer Abriss und exemplarische Quellenarbeit mit Briefen von Angehörigen der Ermordeten

Julia Tapfer

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Hartheim Castle – From Curing to Killing. A Historical Summary and Primary Source Research with Letters from Relatives of the Murdered

This paper is about the history of Hartheim Castle in Upper Austria that was transformed into a euthanasia centre during the nazi regime. 18,269 mentally ill people were killed in Hartheim. The seminar paper is divided into two parts – the historical summary and the analysis of the primary sources. The latter are letters from relatives of the murdered, who wrote to the „Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen“ to get information about their (dead) family members.

Einleitung

Wenn die Herrschaft der Nationalsozialisten heute zu Recht als das dunkelste Kapitel des 20. Jahrhunderts bezeichnet wird, so muss die NS-Euthanasie – der Massenmord an geistig und körperlich beeinträchtigten Menschen während jener Zeit – der Metaphorik folgend als tiefschwarzes Unterkapitel auftreten. In der breiten Öffentlichkeit kaum bekannt, war die im Sinne der nationalsozialistischen Ideologie als Rassenhygiene bezeichnete Ausmerzung „unwerten Lebens“ auch in der Forschung lange Zeit ein kaum behandeltes Thema. Die HerausgeberInnen des Sammelbandes „Tötungsanstalt Hartheim“, die sehr detailreiche Aufarbeitung betreiben, beschreiben in ihrem Vorwort

die Literatursuche zum Thema vor circa 25 Jahren als mehr als unbefriedigend: Sie führte „damals nur zu ein paar Zeitungsartikeln der Nachkriegszeit und einer maschinengeschriebenen Hausarbeit als einzigem wissenschaftlichen Bearbeitungsversuch“.¹ Dass sich die heutige Forschung vermehrt um dieses Thema bemüht, ist angesichts der 200.000 Opfer der NS-Euthanasie ein folgerichtiger und wichtiger Lichtblick darauf. Als erster systematisch geplanter Massenmord des NS-Regimes ist die NS-Euthanasie auch als „Wegbereiter“ zur Tötung in Konzentrationslagern zu begreifen. Sie wurde zum Modell weit größerer Massenmorde, die ersten Kommandanten von Belzec, Sobibor und Treblinka kamen aus der „T4“² – jener „Aktion“ der Nationalsozialisten, in der Insassen von Heil- und Pflegeanstalten in Tötungsanstalten ermordet wurden.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Schloss Hartheim in Linz und dessen Weg von der Pflege- zur Tötungsanstalt. In einem einleitenden Kapitel soll der Kontext der Ermordungen von behinderten Menschen in Hartheim erschlossen werden, weshalb die „Aktion T4“ und die Organisation des Tötens anhand ausgewählter Fachliteratur erklärt werden. Im folgenden Kapitel wird der Fokus auf Hartheim gelegt und dessen Rolle in der NS-Tötungsmaschinerie erläutert, ein Unterkapitel wird sich auch mit Hartheim als Gedenkort befassen. Im abschließenden Kapitel wird ein besonderer Aspekt der NS-Euthanasie anhand einer kleinen Quellenstudie thematisiert, nämlich die Reaktion der Angehörigen von Ermordeten. Diese exemplarische und in einem sehr kleinen Rahmen durchgeführte Untersuchung ist möglich, da im Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen Briefe aus dem Jahr 1941 aufgefunden und im Buch „Hartheim. Wohin unbekannt“ veröffentlicht wurden. Durch die Analyse der Briefe von Eltern und Angehörigen von Ermordeten soll aufgezeigt werden, dass der unnatürliche Tod der Pfleglinge wenn nicht gewusst, so doch geahnt wurde. Auch sollen verschiedene Verhaltensmuster und Reaktionen in den Briefen herausgearbeitet werden.

Der ausschlaggebende Grund für die Themenwahl dieser Arbeit war eine Exkursion an den Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim. Auch zwei Jahre nach dem Besuch der Gedenkstätte und der Ausstellung „Lebensunwertes Leben?“ sind die damit verbundenen Gefühle unbeschreiblich: Wut. Trauer. Bestürzung. Unverständnis. Sprachlosigkeit. Die Gewissheit, dass der junge Mann mit Down-Syndrom, der das Essen für die Besucher in der Cafeteria serviert – hätte er 75 Jahre früher gelebt – mit hoher Wahrscheinlichkeit nur wenige hundert Meter entfernt vergast worden wäre, macht sprachlos. Und dennoch kann und darf darüber nicht geschwiegen werden. So schwer das Sprechen über den Massenmord der Nationalsozialisten – auch unserer Vorfahren – fällt, es ist notwendig.

Die „Aktion T4“ – Morden mit System

Bevor sich der Blick auf das Schloss Hartheim und dessen Geschichte als Tötungsanstalt in der NS-Zeit richtet, erscheint es als zielführend, den Kontext zu erschließen und die

1 Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008², S. 13.

2 Götz Aly, Die „Aktion T4“ – Modell des Massenmordes, in: Götz Aly (Hrsg.), Aktion T4 1939–1945, Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, Berlin 1989², S. 11–20, hier S. 12.

Verordnungen aufzuzeigen, die das Morden in Hartheim bedingten. Nimmt man die NS-Euthanasie in den Fokus der Betrachtung, bedarf es zunächst einer Begriffsklärung. Zu schnell kann es sonst passieren, dass die Diktion der Nationalsozialisten gedankenlos übernommen wird. „Euthanasie“ stammt aus dem Griechischen und bedeutet „schöner Tod“. Die Nationalsozialisten bezeichneten die Ermordung von geistig und körperlich behinderten Menschen auch euphemistisch als „Gnadentod“.³ Da das systematische Morden in Gaskammern, durch Spritzen oder Verhungern-Lassen aber alles andere als ein „schöner Tod“ ist, soll dieser Hinweis auf den problematischen Begriff das Kapitel einleiten. Der in heute gegenwärtigen Diskussionen verwendete Begriff der Euthanasie als Sterbehilfe von unheilbar Kranken ist für die NS-Zeit auch schon deshalb nicht gleichsetzbar, da die Opfer der Nationalsozialisten nicht selbst über ihren Tod bestimmten.⁴

Hitlers Weisung

Die NS-Euthanasie war in verschiedene Phasen und Aktionen gegliedert:⁵

- Die Kindereuthanasie 1939–1945: „Missgebildete“ Neugeborene und behinderte Kleinkinder, später auch Jugendliche bis 17 Jahre, werden in Kinderfachabteilungen getötet.
- Die „Aktion T4“ 1940–1941: Die InsassInnen von Heil- und Pflegeanstalten werden in Tötungsanstalten ermordet.
- Ab September 1939: PatientInnen psychiatrischer Anstalten in besetzten Ländern Europas (vor allem in Polen und der Sowjetunion) werden ermordet.
- Die Aktion „14f13“ 1941–1944: In den Euthanasietötungsanstalten werden auch unliebsame und arbeitsunfähige Häftlinge von Konzentrationslagern getötet.
- Ab 1943: Psychisch kranke „Ostarbeiter“ werden in den Euthanasieanstalten getötet.
- „Wilde Euthanasie“ 1941–1945: Das Morden geht nach Abbruch der „Aktion T4“ dezentral in den Heil- und Pflegeanstalten weiter.

In dieser Arbeit wird vor allem die „Aktion T4“ behandelt, da sie für Hartheim eine besondere Relevanz aufweist. Auch die „Sonderbehandlung 14f13“ wird im Folgenden kurz angesprochen. Die Gründe und Motive, die zum Massenmord an psychisch und körperlich behinderten Menschen im Deutschen Reich führten, liegen in den rassehygienischen Vorstellungen der Nationalsozialisten begründet. Arbeitsunfähige, pfe-

3 Siehe Hitlers „Gnadentod-Erlass“ am Ende dieses Unterkapitels.

4 Eine weitergehende Betrachtung des Themas Sterbehilfe und Euthanasie heute würde zu weit über das eigentliche Thema der Arbeit hinausgehen. Fakt ist aber, dass die NS-Euthanasie mit dem heutigen Begriff nichts gemein hat.

5 Hier aufgelistet nach: Wolfgang Neugebauer, „Die Aktion T4“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 17–34, hier S. 17.

gebedürftige Menschen wurden als „unnütze Esser“ und „minderwertig“ gesehen. Die Angst, dass die Gesunden von den Kranken „überwuchert“ würden, wurde etwa mit Propagandabildern geschürt. Durch eugenische Maßnahmen sollte der „Ballast“ abgeworfen werden, konkret bedeutete dies: Verhinderung der Fortpflanzung⁶ oder physische Vernichtung, also Mord. Da erstes den Nationalsozialisten zu wenig effektiv war, ging man 1939 zur „Vernichtung unwerten Lebens“ über.⁷

Die konkrete Planung der Maßnahmen der Aktion, die aufgrund des Sitzes der Zentraldienstleitstelle in der Tiergartenstraße 4 in Berlin als „Aktion T4“ in die Geschichte einging, begann einige Monate vor Kriegsbeginn. Zuständig dafür waren Reichsleiter Philipp Bouhler und Hauptamtsleiter Viktor Brack. Ein Expertengremium wurde einberufen, doch die Forderung nach einer schriftlichen Legitimation wurde größer.⁸ So verfasste Hitler im Oktober das Ermächtigungsgesetz, das auf den Kriegsbeginn am 1. September zurückdatiert wurde. Den Grund für diese Rückdatierung macht der österreichische Historiker Wolfgang Neugebauer in der „negativen Auslese“ in Kriegszeiten fest. Eugenik und Krieg standen für die Nationalsozialisten in einem untrennbaren Zusammenhang, würden doch durch das Sterben der Gesunden an der Front dem „Volkkörper“ bloß die Kranken erhalten bleiben.⁹ Auch die Freimachung von Krankenbetten und die Schaffung von Lazarettraum waren neben der Rassehygiene Gründe für die Ermordung der InsassInnen von Heil- und Pflegeanstalten, wie Viktor Brack 1946 vor dem Nürnberger Gerichtshof zugibt:

„Letzten Grundes bezweckte Hitler mit der Einleitung des Euthanasie-Programms in Deutschland jene Leute auszumerzen, die in Irrenhäusern und ähnlichen Anstalten verwahrt und für das Reich von keinem irgendwelchen Nutzen mehr waren. Diese Leute wurden als nutzlose Esser angesehen, und Hitler war der Ansicht, dass durch die Vernichtung dieser so genannten nutzlosen Esser die Möglichkeit gegeben wäre, Ärzte, Pfleger, Pflegerinnen und anderes Personal, Krankenbetten und andere Einrichtungen für den Gebrauch der Wehrmacht freizumachen.“¹⁰

Im Wortlaut besagt Hitlers „Gnadentoderlass“, den er auf sein privates Briefpapier geschrieben hat:

„Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, dass nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischer Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann.“¹¹

6 Bereits 1933 wurde ein Gesetz zur Zwangssterilisierung von „Erbkranken“ eingeführt.

7 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 18.

8 Brigitte Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich: Die „Aktion T4“ – Struktur und Ablauf, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 35–62, hier S. 38.

9 Wolfgang Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 19 f.

10 Zit. n. ebd., S. 20.

11 Ermächtigungsgesetz vom 1. September 1939.

Diese Ermächtigung ist nun aber freilich kein Gesetz. Dass sie also keine ausreichende rechtliche Grundlage für den Massenmord darstellte, war den Nationalsozialisten bewusst. Allerdings wurden jegliche Bemühungen um einen Gesetzesentwurf von Hitler, aus außen- und kirchenpolitischen Gründen, aber auch um den Widerstand der Bevölkerung nicht zu provozieren, verworfen.¹² Bis zum Ende des NS-Regimes war das Töten der InsassInnen von Heil- und Pflegeanstalten also auch nach NS-Gesetzen nicht legal.¹³ Es kam sogar zu Anzeigen gegen Euthanasieärzte. Diese wurden erst fallengelassen, als Reichsleiter Bouhler dem Reichsjustizminister im Jahr 1940 Hitlers Ermächtigungsschreiben vorlegte. Für den Justizminister galt der Führerwille als höhere Rechtsquelle als das geltende Strafrecht.¹⁴

Die Organisation des Massenmordes

Dem Protokoll einer Arbeitsbesprechung des Leitungsgremiums der NS-Euthanasie ist zu entnehmen, dass man „mit 65–70.000 Fällen zu rechnen“¹⁵ habe. Zunächst war es also das Ziel, zwanzig Prozent der InsassInnen in Heil- und Pflegeanstalten zu töten. Schon am 3. April 1940 aber sprach derselbe Viktor Brack schon von dreißig bis vierzig Prozent der InsassInnen, die „asoziale oder lebensunwerte Elemente“¹⁶ seien. Die Historikerin Brigitte Kepplinger, die selbst maßgeblich an der Entwicklung der Dauerausstellung „Wert des Lebens“ in Schloss Hartheim beteiligt war und die NS-Euthanasie schon lange erforscht, erklärt diese Inkongruenz der Planungsgröße damit, dass sie entweder bloß eine fiktive Größe gewesen sei, um die Zustimmung der Experten im Gremium zu erhalten, oder aber, dass sie durch die Anforderungen des Krieges sehr rasch nach oben revidiert wurde.¹⁷ Unabhängig davon, ob es beim Start der „Aktion T4“ schon genau festgelegte Zahlen bezüglich der Tötungen gab, war der Massenmord organisatorisch kein einfaches Unterfangen. Für eine konkrete Planung und Koordination bedurfte es zunächst genauer Informationen aus den Heil- und Pflegeanstalten. So wurden bereits am 9. Oktober 1939 zwei Meldebögen und ein Merkblatt an die Anstalten geschickt. Der erste Meldebogen betraf die PatientInnen, im zweiten wurden detaillierte Angaben zur Anstalt selbst erfragt.¹⁸ Im Merkblatt hieß es:

„Zu melden sind sämtliche Personen, die

1. an nachstehenden Krankheiten leiden und in den Anstaltsbetrieben nicht oder nur mit mechanischen Arbeiten (Zupfen u. a.) zu beschäftigen sind: Schizophrenie, Epilepsie (wenn exogen, Kriegsbeschädigung oder andere Ursache angeben), senile Erkrankungen, Schwachsinn jeder Ursache, Encephalitis, Huntington und andere neurologische Endzustände; oder

12 Aly, *Modell des Massenmordes*, S. 16.

13 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 26 f.

14 Ebd., S. 27.

15 Viktor Brack, zit. n. Kepplinger, *NS-Euthanasie in Österreich*, S. 39.

16 Ebd., S. 41.

17 Ebd.

18 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 22.

2. sich seit mindestens fünf Jahren dauernd in Anstalten befinden; oder
3. als kriminelle Geisteskranke verwahrt sind; oder
4. nicht die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht deutschen oder artverwandten Blutes sind unter Angabe von Rasse und Staatsangehörigkeit.¹⁹

Die ausgefüllten Fragebögen wurden anschließend von drei Begutachtungsärzten mit „+“ oder „-“ für Leben oder Tod gekennzeichnet.²⁰ Dass so rasch Rückmeldungen aus den Heil- und Pflegeanstalten kamen – denen im Übrigen nicht mitgeteilt wurde, warum diese Erhebung gemacht wird –, ist auch durch das Honorierungssystem zu erklären: Bis zu fünfhundert Meldebögen brachten hundert Reichsmark im Monat, über 3.500 sogar 400 Reichsmark.²¹ Es kam aber auch zu Verzögerungen und Abwehr in den Pflegeanstalten, woraufhin Ärztekommisionen selbst vor Ort die Begutachtung der PatientInnen durchführten. Die mit einem „+“ versehenen Meldebögen wurden an die Gemeinnützige Krankentransport GmbH (Gekrat) weitergeleitet, die für die Transporte in die Euthanasieanstalten zuständig war.

Insgesamt sechs Tötungsanstalten wurden im Deutschen Reich eingerichtet, über deren Standorte entschied letztlich Viktor Brack:²² Grafeneck bei Münsingen, Brandenburg an der Havel, Hadamar in Hessen, Pirna-Sonnenstein in Sachsen, Bund Bernburg an der Saale und die Landesanstalt Hartheim bei Linz.²³

Morden für die Volksgesundheit

Die Erstellung der Transportlisten, die die Verlegung von Insass_innen von Pflege- und Heilanstalten in die Tötungsanstalten betrafen, geschah in Berlin. Die Pflegeanstalten erhielten die Liste, um den Transport vorzubereiten. Mit dem Verweis auf die militärische Geheimhaltung erübrigte sich eine Begründung der Verlegung der PatientInnen.²⁴ Am Tag des Transportes wurden die Kranken von PflegerInnen der Gekrat in Busse mit verschlossenen Fenstern gebracht, wenn die Anstalt nicht über einen eigenen Gleisanschluss verfügte.²⁵ In der Tötungsanstalt angekommen, wurden die Opfer entkleidet. In Hartheim, das hier als Beispiel für den Ablauf einer Tötung in einer Euthanasieanstalt gilt, entschied dann einer der Ärzte, ob der/die Kranke ein besonderer

19 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 22.

20 Aly, Modell des Massenmordes, S. 11.

21 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 23.

22 Brigitte Kepplinger/Hartmut Reese, Massenmord als Arbeitsprozess: Die Organisation einer NS-Euthanasieanstalt am Beispiel Hartheim, in: Brigitte Kepplinger/Irene Leitner (Hrsg.), Dameron Report, Bericht des War Crimes Investigating Teams No. 6824 der U.S. Army vom 17.7.1945 über die Tötungsanstalt Hartheim, Innsbruck 2012, S. 11–22, hier S. 11.

23 Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 41.

24 Norbert Aas, Von der Logistik des Todes. Die Verlegung von Bayerischen Anstaltskranken nach Schloss Hartheim (August 1940 bis August 1941), in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 268.

25 Ebd., S. 269.

medizinischer Fall sei. Diese wurden gekennzeichnet, um Organe und das Gehirn nach der Ermordung für die Forschung zu präparieren.²⁶

Bevor die Menschen in die Gaskammer gebracht wurden, wurden die medizinisch interessanten Fälle noch fotografiert. Um die Opfer ruhig zu halten, wurde ihnen beim Betreten der Gaskammer gesagt, dass sie gebadet würden. Der Hartheimer Arzt Dr. Georg Renno formulierte zu diesem Täuschungsmanöver: „Ich weiß nicht, wer den Unsinn der Tarnung des Duschraums angeordnet hat. Ein geistig Toter kümmert sich nicht um seine Umgebung.“²⁷ Die Opfer wurden schließlich mittels Kohlenmonoxid in den Gaskammern ermordet. Die Tötungsmethode war beim bereits zitierten Treffen am 9. Oktober 1939 ausgewählt worden, da die große Anzahl an Morden durch einzeln verabreichte Injektionen nicht durchführbar gewesen wäre.²⁸

Nach der Vergasung mussten die Brenner die Leichname zum Krematoriumsofen bringen. Die Routine und Alltäglichkeit des Tötens ist in folgender Aussage eines Brenners fassbar zu machen:

„Das Wegbringen der Toten vom Gasraum in den Totenraum war eine sehr schwierige und nervenzermürende Arbeit. Es war nicht leicht, die ineinander verkrampften Leichen auseinander zu bringen und in den Totenraum zu schleifen. Diese Arbeit wurde anfänglich auch insofern erschwert, als der Boden holprig war und als man den Boden betonierte, rau gewesen ist. Durch diese Umstände war das Schleifen in den Totenraum beschwerlich. Später als der Boden befließt war, haben wir Wasser aufgeschüttet. Dadurch war die Beförderung der Toten bedeutend leichter.“²⁹

Am 24. August 1941 befahl Hitler die Einstellung der Abtransporte von Kranken in die Euthanasieanstalten zur Vergasung. Die Gründe dafür werden von ForscherInnen unterschiedlich bewertet: Sowohl das Erreichen des angestrebten Ziels von der Freimachung von 70.000 Betten wird genannt, als auch der wachsende Widerstand, der in der Bevölkerung aufkam.³⁰ Die NS-Euthanasie kam mit diesem mündlichen Befehl Hitlers allerdings nicht zum Erliegen. In den Heil- und Pflegeanstalten wurde dezentral weitergemordet (Wilde Euthanasie).³¹

26 Brigitte Kepplinger, Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Linz 2003, S. 85–115, hier S. 94.

27 Zit. n. Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 95.

28 Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 40.

29 Zit. n. Kepplinger, Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 96.

30 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 30; Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 58.

31 Peter Schwarz, Mord durch Hunger, „Wilde Euthanasie“ und „Aktion Brandt“ am Steinhof in der NS-Zeit, in: Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien, Teil II, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 113–141.

Die Zahl der Toten bis 1941 belief sich in allen sechs Anstalten auf 70.273.³²

Grafeneck	9.839
Brandenburg	9.772
Bernburg	8.601
Hadamar	10.072
Hartheim	18.269
Sonnenstein	13.720

Schloss Hartheim – Kranke pflegen, Kranke töten

Bereits im vorangehenden Kapitel wurde Schloss Hartheim als Beispiel für eine Tötungsanstalt herangezogen. Nun steht es mit seiner Geschichte vor und während der NS-Zeit, mit seiner Organisation als NS-Tötungsanstalt und der heutigen Umstrukturierung als Gedenkort im Zentrum dieses Kapitels. Leitende Fragen sind dabei: Wie und wann wandelte sich das Schloss Hartheim von der Pflegeanstalt zur Euthanasieanstalt? Welches Personal war in der NS-Zeit in Hartheim anzutreffen? Wie präsentiert sich Schloss Hartheim heute?

Schloss Hartheim – die Zeit „davor“

Heute ist das Schloss Hartheim unwiderruflich mit der NS-Euthanasie konnotiert, die Bau- und Nutzungsgeschichte des Schlosses vor 1940 ist in der Geschichtsforschung von geringem Interesse. Auch in diesem Beitrag wird sie nur sehr kurz angeschnitten, da der Fokus andernorts liegt. Für eine tiefergehende Beschäftigung sei an dieser Stelle die „Broschüre Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“ der „Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003“ empfohlen.

Bereits im Mittelalter gab es einen „Sitz Hartheim“, der jedoch ein recht bescheidenes Anwesen gewesen sein muss. Viel mehr als einen Turm mit angeschlossenem Wohnhaus umfasste das Anwesen um 1350 nicht.³³ Um 1600 wurde für Jakob Aspan ein völliger Neubau, ganz nach den Idealvorstellungen der Renaissance, von oberitalienischen Baumeistern errichtet.³⁴ Offenbar war Schloss Hartheim reich an aufwändiger Innenausstattung, wovon aber nicht viel erhalten ist. Das Schloss selbst erfuhr in den folgenden Jahrhunderten kaum sichtbare Veränderungen.³⁵ 1896 schenkte Camillo Heinrich Fürst Starhemberg, dessen Familie seit 1799 in Besitz von Schloss Hartheim war, dieses

32 Tabelle nach: Aly, Die „Aktion T4“, S. 13. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Hartheimer Statistik verwiesen, die akribisch genau die Anzahl der Ermordeten auflistet und die Ersparnisse dadurch berechnet. Eine kritische Bewertung dieses in Hartheim gefundenen Dokumentes findet sich bei: Andrea Kugler, Die „Hartheimer Statistik“, „Bis zum 1. September 1941 wurden desinfiziert: Personen: 70.273“, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens. Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion, S. 124–131.

33 Georg Heilingsetzer, „Ain Schenn Fürstlich Gebeu“, Schloss Hartheim und seine Besitzer bis 1897, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion (Hrsg.), Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Wert des Lebens, Gedenken – Lernen – Begreifen, Linz 2003, S. 6–22, hier S. 6.

34 Bernd Euler-Rolle, Bau- und Kunstgeschichte von Schloss Hartheim, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion (Hrsg.), Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, S. 23–39, hier S. 23.

35 Ebd., S. 36.

dem Oberösterreichischen Landes-Wohltätigkeitsverein, der dort eine Pflegeanstalt für geistig behinderte Menschen einrichten sollte.³⁶ Die Schenkungstafel besagte – in der damals gebräuchlichen Ausdrucksweise:

„Aus Anlass des 50jährigen Regierungsjubiläums Seiner kaiserlich-königlichen Apostolischen Majestät Kaisers Franz Josef I. widmet Seine Durchlaucht Fürst Camillo Heinrich Starhemberg dieses Asyl den armen Schwach- und Blödsinnigen, Idioten und Cretinösen im Jahre 1898.“³⁷

Mit diesem Jahr war somit der Grundstein für Schloss Hartheim als Pflegeanstalt gelegt. In den folgenden zehn Jahren folgten einige Umbauarbeiten, um das Gebäude für dessen neue Bestimmung tauglich zu machen: Dach, Fußböden, Fenster und Türen wurden erneuert, Abortanlagen eingerichtet und der Festsaal zu einer Kapelle umgebaut. Die Pfleglinge waren im Erdgeschoß und im ersten Stock untergebracht. 1907 konnte auch endlich die Wasserversorgung für alle Stockwerke eingerichtet werden.³⁸

Während des Ersten Weltkrieges kam die Modernisierung der Anstalt etwas ins Stocken, in den 1920er-Jahren wurde diese aber mit der Installation der elektrischen Beleuchtung, neuer Klosetts mit Wasserspülung und der Sanierung der Küche weiter vorangetrieben. Im dritten Stock wurde eine Arbeitsschule für die Pfleglinge eingerichtet.³⁹ Kepplinger konstatiert der Pflegeanstalt in den 1930er-Jahren „ein nach zeitgenössischen Maßstäben fortschrittliches Modell der Behindertenbetreuung“⁴⁰ Ungefähr zweihundert Pfleglinge lebten in Schloss Hartheim und wurden von den Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul betreut. Die Kosten dafür trugen entweder die Angehörigen oder – im Falle von Armenpfleglingen – die Heimatgemeinde.⁴¹

Die Tötungsanstalt

Im nationalsozialistischen Deutschland hatte in der Zwischenzeit bereits ein Umbruch in der Pflege begonnen. Nach und nach wurde die konfessionelle Wohlfahrtspflege zurückgedrängt und dem „völkischen Wohlfahrtsstaat“ unterstellt. Nur so konnten die Nationalsozialisten ihren Plan der Rassenhygiene verfolgen. Am 10. Dezember 1938 bekam auch der Oberösterreichische Landes-Wohltätigkeitsverein, Träger der „Schwachsinnigenanstalt Hartheim“, diese einschränkenden Maßnahmen zu spüren und wurde aufgelöst. Schloss, Gutshof, Inventar und Barvermögen wurden 1939 dem Reichsgau Oberdonau/Gauselbstverwaltung übertragen. Zum Stichtag 28. Februar 1939 meldete der scheidende Leiter der Anstalt, Direktor Karl Mittermayer, 191 Pfleglinge. Nun oblag der Fürsorgeabteilung der Gauselbstverwaltung die Leitung der Pflegeanstalt.⁴²

36 Euler-Rolle, Bau- und Kunstgeschichte von Schloss Hartheim, S. 36.

37 Hartmut Reese, Schloss Hartheim: Bau- und Nutzungsgeschichte 1898–1999, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, S. 46.

38 Reese, Bau- und Nutzungsgeschichte, S. 46 f.

39 Ebd., S. 49.

40 Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 85.

41 Ebd.

42 Ebd., S. 86.

Schloss Hartheim sollte für das Taubstummen-Institut in Linz freigemacht werden, es begannen Umstrukturierungen, die sich jedoch mit der zeitgleich stattfindenden Planung der „Aktion T4“ überschneiden. Hartheim wurde als eine der sechs Tötungsanstalten im Deutschen Reich ausgewählt und musste auf das Massenmorden vorbereitet werden. Im März 1940 wurden die Pfleglinge aus der nun als 'Landesanstalt Hartheim' bezeichneten Einrichtung weggebracht: Frauen und Mädchen wurden nach Baumgartenberg überstellt, Männer und Buben in die Pflegeanstalt in Niedernhart.⁴³

Dr. Rudolf Lonauer, ein Linzer Psychiater, wurde ärztlicher Leiter der Landesanstalt Hartheim, Dr. Georg Renno sein Stellvertreter. Ebenerdig wurden eine Gaskammer, ein Leichenraum und ein Krematoriumsraum mit gemauertem Verbrennungsofen errichtet. An der Westseite des Schlosses wurde ein Holzschuppen für die Transportbusse angebaut.⁴⁴ Die Fenster der Euthanasieräume wurden mit Brettern abgedeckt, um Einblicke zu verhindern.

Der erste Krankentransport traf in der ersten Maihälfte 1940 in Hartheim ein, es waren PatientInnen der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart – einige von ihnen waren selbst vorher Pfleglinge in Hartheim gewesen, wo sie nun vergast wurden.⁴⁵ In der 25 Quadratmeter großen Gaskammer der Landesanstalt Hartheim wurden dreißig bis sechzig Menschen zugleich ermordet. Das Betätigen des Gashahnes war laut Vorschrift der Zentrale Aufgabe des Arztes, aber auch Brennern wurde diese Aufgabe in der Praxis häufig delegiert. Zehn bis fünfzehn Minuten lang wurde Gas in die Kammer geleitet, dann waren die Opfer tot. Eine Stunde später wurde die Kammer gelüftet und die Toten in den Krematoriumsraum gebracht – nicht, ohne vorher alle Goldzähne herausgebrochen zu haben. Die Dauerbelastung des Verbrennungsofens führte schon einige Monate nach Inbetriebnahme zu einem Kaminbrand, weshalb ein neuer Kamin errichtet werden musste. Die Asche der verbrannten Opfer wurde zunächst in der Donau entsorgt, dann begann man sie im ehemaligen Schlossgarten zu vergraben, da die häufigen Fahrten vom Schloss zum Fluss bei der umliegenden Bevölkerung nicht unbemerkt blieben. Einen Teil der Asche verwendete man für die Befüllung der Urnen – Angehörige konnten eine solche anfordern. Dass sich darin nicht die Asche ihres/ ihrer Verwandten befand, war nicht nachprüfbar.⁴⁶

Für das Morden in Hartheim brauchte es sechzig bis siebzig Personen, viele davon wohnten im Schloss. Neben dem ärztlichen Leiter gab es auch einen Büroleiter, Christian Wirth. In seine Zuständigkeit fielen das Sonderstandesamt, das Urnenbuch und die Abwicklung des Schriftverkehrs. Hilfskräfte wurden in der Umgebung angeworben, die Autobuschauffeure waren allesamt aus Oberösterreich, aber auch Belegschaft aus der „T4“-Zentrale in Berlin kam nach Hartheim.⁴⁷ Den Großteil des Personals machten Büroangestellte aus, was sich durch die Verschleierungstechniken in der NS-Euthanasie erklären lässt. Der Massenmord an geistig und körperlich behinderten Menschen sollte

43 Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 88.

44 Reese, Bau- und Nutzungsgeschichte, S. 50 f.

45 Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 92.

46 Ebd., S. 96 f.

47 Ebd., S. 89 ff.

nicht an die Öffentlichkeit dringen. Aus diesem Grund gab es in den Anstalten auch ein eigenes Sonderstandesamt, das die Todesfälle beurkundete. Im Normalfall wurden die Angehörigen eines Patienten/einer Patientin in einem Schreiben über die Verlegung in eine andere Anstalt informiert, zu diesem Zeitpunkt war das Opfer tot. Nach ein paar Tagen wurde eine Todesnachricht an die Verwandten geschickt, in dem eine unverfängliche, natürliche Todesursache angegeben wurde: Lungenentzündung, Schlaganfall, Gehirnschwellung oder Ähnliches wurde als Todesursache festgemacht.⁴⁸

Die Angehörigen wurden bewusst getäuscht, indem ein System des Aktenaustausches entwickelt wurde: Wurde ein/e Patient/in aus der Umgebung Hartheims dort ermordet, gab nicht die Landesanstalt Hartheim die Todesmeldung an die Angehörigen weiter, sondern eine andere Anstalt, etwa Sonnenstein bei Pirna, erledigte dies. Damit wurde erreicht, dass Angehörige, wenn sie von der Verlegung erfuhren, nicht kurzfristig zu Besuch kamen, sondern sich dies mit der bald darauf eintreffenden Todesnachricht erübrigte. Angesichts dieses immensen bürokratischen Aufwandes erstaunt es nicht, dass 20 bis 25 Büroangestellte während des Mordens in Hartheim in diesem Bereich beschäftigt waren.⁴⁹

Im Frühjahr 1941 begann in Hartheim die Sonderaktion „14f13“, die die Ermordung von kranken KZ-Häftlingen vorsah. Ab Juli 1941 trafen Häftlinge aus Mauthausen und Gusen in Hartheim ein. Die Aktion „14f13“ benötigte nur die Infrastruktur der Tötungsanstalt, jegliche Bürokratie wurde im Konzentrationslager abgewickelt.⁵⁰ Aus diesem Grund sind die Toten aus den Konzentrationslagern auch nicht in der Hartheimer Statistik aufgeführt. 1943 ruhte die Aktion „14f13“, 1944 wurde sie wieder für einige Zeit reaktiviert. Bis zur Schließung der Tötungsanstalt Ende des Jahre 1944 wurden über 3.000 KZ-Häftlinge in Hartheim ermordet.⁵¹

Am 24. August 1941 wurde die „Aktion T4“ telefonisch von Hitler gestoppt. Bis dahin wurden in Hartheim 18.269 psychisch kranke Menschen ermordet, die vor allem aus den österreichischen Anstalten kamen. Bei der Verlegung der PatientInnen lässt sich ein Muster erkennen: Zunächst wurde eine relativ große Anzahl von PatientInnen aus einer Anstalt nach Hartheim abtransportiert, um in dieser sukzessive Platz für die InsassInnen von anderen, kleineren Anstalten zu machen. Die Tötungsmaschinerie bewegte sich so langsam nach Osten.⁵² Aus dem Gau Tirol-Vorarlberg wurden 707 Menschen in den Jahren 1940–1942 nach Hartheim deportiert, 360 davon aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol.⁵³ 780 Betten hatte die Haller Anstalt, was eine Opferquote bezogen auf die Bettenanzahl von 46,15 Prozent ausmacht. Novo Celje in der Untersteiermark verzeichnete eine Opferquote von 89,25 Prozent, die Anstalt Ybbs eine von 82,66 Prozent. Auch Klagenfurt (81,47 Prozent), Valduna (70,51 Prozent) und Niedernhart (67,85 Prozent) lie-

48 Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 99.

49 Ebd.

50 Ebd., S. 101.

51 Ebd., S. 107.

52 Ebd., S. 97 f.

53 Oliver Seifert, „Sterben hätte sie auch hier können“. Die „Euthanasie“-Transporte aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol nach Hartheim und Niedernhart, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 405.

gen über dem Durchschnitt der Opferquote in der Ostmark. Im Zuge der „Aktion T4“ wurden 62,4 Prozent der AnstaltspatientInnen in der Ostmark ermordet.⁵⁴

Nach dem Stopp der Aktion war das Personal in Hartheim vor allem mit der Bearbeitung des vorhandenen Aktenmaterials beschäftigt, Statistiken wurden erstellt und die Anfragen von Angehörigen beantwortet. Dies bedurfte keines so großen Personalstabs mehr, weshalb viele Bürokräfte und Pflegerinnen das Schloss verließen. Dabei ist ein „Personal- und Technologietransfer“⁵⁵ zu beobachten, kamen etwa einige MitarbeiterInnen auch in der „Aktion Reinhard“, dem Massenmord an der jüdischen Bevölkerung des Generalgouvernements, zum Einsatz.⁵⁶ Als 1944 das Kriegsende bereits absehbar war, wurde die Landesanstalt Hartheim aufgelöst. Ursula Kregelius, eine „T4“-Angestellte aus Berlin, war zur Beseitigung der Akten eigens nach Hartheim versetzt worden, da das Material nach dem Krieg nicht aufgefunden werden sollte. Zur Tarnung wurde im Schloss ein Kinderheim des Gau-Fürsorgeamtes eingerichtet und siebzig Kinder aus Baumgartenberg nach Hartheim verlegt. Im Juni 1945 erreichte das War Crime Investigation Team No. 6824 der U.S. Army Hartheim und begann unter der Leitung von Charles Dameron den Massenmord in den vorhergehenden Jahren zu untersuchen.

Der Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim

1948 ging das Schloss Hartheim wieder an den Oberösterreichischen Landes-Wohltätigkeitsverein und wurde zunächst als Unterkunft für Flüchtlinge und Displaced Persons (DPs) genutzt.⁵⁷ An ein Gedenken der Opfer wurde in dieser Zeit weder von Landes-, noch von staatlicher Seite gedacht. Vielmehr brauchte es zunächst Impulse von außen, wie etwa ein erstes Denkmal der Erinnerung, das 1950 auf Initiative der französischen Häftlingsorganisation der Überlebenden des Konzentrationslagers Mauthausen an der Nordseite des Schlosses errichtet wurde.⁵⁸ In den Folgejahren wurde darüber nachgedacht, ob das Schloss Hartheim sich als Depot für das Landesarchiv und Landesmuseum eignete, aber das Schloss war schwer beschädigt und es wären aufwändige Renovierungsarbeiten dafür notwendig gewesen. Der Oberösterreichische Landes-Wohltätigkeitsverein war nie vom Wunsch abgekommen, die Arbeit mit behinderten Menschen wieder aufzunehmen, doch es dauerte bis 1963, bis das „Institut Hartheim“ unweit des Schlosses eröffnet werden konnte. Es gab immer wieder Überlegungen, Wirtschaftstreibende im Schloss und in den dazugehörigen Wirtschaftsgebäude unterzubringen – Interessenten wie einen Linzer Eisenhändler hätte es dafür durchaus gegeben. 1954 ergab sich durch das Donauhochwasser aber eine neue Situation mit neuem Handlungsbedarf: Betroffene des Hochwassers zogen in Folge in das Schloss ein und dieses war bis 1999 ein Wohnhaus.⁵⁹

54 Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 52.

55 Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, S. 104.

56 Ebd.

57 Reese, Bau- und Nutzungsgeschichte, S. 51.

58 Ders./Brigitte Kepplinger, Gedenken in Hartheim: Die neue Gedenkstätte, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens, S 161–169, hier S. 161.

59 Reese, Bau- und Nutzungsgeschichte, S. 52 f.

Der Weg bis zur heutigen Gedenkstätte war nach den Anfängen 1950 noch ein langer. Bis in die 1960er-Jahre hinein besuchten vor allem Angehörige von Opfern aus dem Ausland den Ort, an dem ihre Verwandten umgekommen waren. So waren die ersten Gedenktafeln keine österreichischen, sondern in Eigenregie angebrachte Zeichen der Erinnerung von Angehörigen hier ermordeter französischer oder italienischer Häftlinge der Lager Mauthausen und Dachau. Der Großteil der Tafeln betraf damit die Opfer der „Aktion 14f13“, solche für die Euthanasieopfer kamen erst später dazu.⁶⁰

Auf eine daraus entstandene öffentliche Diskussion reagierte der Oberösterreichische Landes-Wohltätigkeitsverein 1969 mit der Errichtung einer Gedenkstätte im ehemaligen Aufnahmeraum und der ehemaligen Gaskammer. Es wurden dafür ein Kreuz und Glasfenster, ähnlich denen in sakralen Räumen, als christliche Symbole angebracht und eine Gedenktafel aufgehängt.⁶¹ Ein neuer Steinfußboden wurde gelegt, die Wände gestrichen, ein Mauerdurchbruch in die Gaskammer getätigt und darin ein neuer Zementverputz aufgetragen: Spuren aus der Zeit der NS-Euthanasie wurden dabei nicht beachtet.⁶²

1995 wurde der Verein Schloss Hartheim gegründet, der es sich zum Ziel setzte, die Geschichte des Schlosses aufzuarbeiten. Das Land Oberösterreich und der Oberösterreichische Landes-Wohltätigkeitsverein sagten 1997 zu, die Neugestaltung der Gedenkstätte zu finanzieren. Da man davon überzeugt war, es seien keine authentischen Spuren der NS-Euthanasie mehr vorhanden, da 1944/45 alles zurückgebaut worden war, betraute man einen Künstler, Herbert Friedl, mit der Gestaltung der Räume. Herbert Friedl schreibt über sein Vorhaben:

„Mein wichtigstes Anliegen ist es, einen Erinnerungsprozess in Gang zu halten. Dies bedingt das Schaffen einer neuen Wirklichkeit, die in Distanz zum historisch-realen Geschehen steht. Darauf habe ich mein Gestaltungskonzept aufgebaut. Ziel ist nicht die Rekonstruktion dieser Einrichtungen und Ereignisse oder gar deren Inszenierung, sondern mittels einer abstrahierten Gestaltung Geschehnisse ins Gedächtnis zurückzurufen.“⁶³

Während der Planung der Gedenkstätte brachten bauarchäologische Begehungen schließlich Funde zutage, mit denen man nicht gerechnet hatte: der Abfluss im Leichenraum, die Halterungen der Gasleitungen, selbst die vermauerte Tür zwischen Gaskammer und Technikraum. Wegen dieser und weiterer Funde wurde das künstlerische Konzept überdacht, um keine weiteren Spuren zu zerstören. Der Weg durch die Gedenkstätte führt über einen Steg aus Stahlkonstruktionen. Die Tötungsräume können so durchschritten, aber nicht betreten werden. Damit wurde das Prinzip verfolgt, „nicht ‚den Weg der Opfer nachgehen‘, nicht ‚Sich-Einfühlen‘, indem man den historischen Ort des Mordes selbst berührt und begeht, sondern aus der Distanz zur Anschauung des

60 Reese/Kepplinger, Gedenken in Hartheim, S. 162.

61 Ebd.

62 Reese, Bau- und Nutzungsgeschichte, S. 54.

63 Herbert Friedl, Ort des Geschehens – Ort der Erinnerung, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung - Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens, S. 155–160, hier S. 155.

Ortes und seiner Bedeutung zu gelangen.“⁶⁴ Im Herbst 2001 wurden bei Grabungen Überreste von Habseligkeiten der Opfer entdeckt, kurz darauf Gruben mit menschlicher Asche. Die Gegenstände wurden geborgen und als Block zentral im ersten Raum der Gedenkstätte, dem Aufnahmeraum, aufgestellt, die Überreste der Opfer wurden beigesetzt und das Gelände zum Friedhof erklärt.⁶⁵ Die Namen der Opfer wurden auf Glaspaneele in einer zufälligen Reihenfolge geschrieben. Damit wollte man sich von den bürokratisierten Listen der Nationalsozialisten entfernen und keine Hierarchie der Opfer entstehen lassen. Es wurde dabei keine Trennung in Euthanasie- oder KZ-Opfer vollzogen.⁶⁶

In der Gedenkstätte selbst wurde keine Didaktisierung vorgenommen, diese findet man in der im ersten Obergeschoß des Schlosses gelegenen Ausstellung „Wert des Lebens“, die die Entwicklung der Situation behinderter Menschen vom Zeitalter der Industrialisierung bis in die Gegenwart zeigt.⁶⁷

Quellenstudie: Reaktionen der Angehörigen

Bereits in den vorhergehenden Kapiteln wurde versucht zu verdeutlichen, wie die „Aktion T4“ sich verschleiender Methoden bediente, indem Angehörige von Opfern etwa nicht über den Abtransport ihrer Verwandten informiert wurden oder sie eine Benachrichtigung von einer weit entfernten Pflegeanstalt erhielten, die sie nicht kurzfristig für einen Besuch aufsuchen konnten. Im Folgenden sollen die Reaktionen der Angehörigen auf diese Mitteilungen und die damit einhergehende Ungewissheit über den Verbleib ihrer Verwandten fassbar gemacht werden. Dafür werden Briefe aus dem Jahr 1941 herangezogen, die bei Renovierungsarbeiten im Evangelischen Diakoniewerk Gallneukirchen Jahrzehnte nach dem Krieg gefunden wurden.

Zwischen dem 13. und 31. Jänner 1941 wurden 64 behinderte Menschen aus den zum Diakoniewerk gehörenden Heimen ins nur vierzig Kilometer entfernte Hartheim abtransportiert und dort ermordet.⁶⁸ Die Angehörigen erhielten eine kurze Mitteilung, dass der Pflegling „aus kriegswichtigen Gründen gemäß einer Anordnung des Herrn Reichsverteidigungskommiss[ar]s“⁶⁹ in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna in Sachsen verlegt worden sei, wenige Tage später erhielten sie von dort auch die Todesnachricht. Anhand von Auszügen aus den Briefen, die als Faksimile und ohne Kommentar in „Hartheim, wohin unbekannt. Briefe & Dokumente“ abgedruckt sind, soll im Folgenden ein Einblick in die Handlungsoptionen und Deutungen der Angehörigen gegeben werden.⁷⁰

64 Reese/Kepplinger, Gedenken in Hartheim, S. 165.

65 Ebd., S. 166.

66 Ebd., S. 169.

67 Verein Schloss Hartheim, Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim, Folder zum Lern- und Gedenkort.

68 Johannes Neuhauser/Michaela Pfaffenwimmer (Hrsg.), Hartheim, wohin unbekannt, Briefe und Dokumente, Weitra 1992, S. 7. Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 55.

69 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 136.

70 Der genaue Wortlaut der Briefe wird in den Auszügen wiedergegeben, etwaige Rechtschreib- oder Grammatikfehler sowie falsche bzw. fehlende Interpunktion werden dabei übernommen. Um die Lesbarkeit zu gewährleisten, wird auf eine sonst übliche Kennzeichnung mit „[sic!]“ verzichtet.

Unverständnis und Wut über die Verlegung des Pfleglings

In beinahe allen Briefen der Angehörigen liest sich zunächst Entsetzen und Unverständnis darüber, warum das eigene Kind ohne Verständigung der Eltern in eine andere Anstalt verlegt worden war. Diese Briefe waren meist unmittelbare Reaktionen nach Erhalt der kurzen Mitteilung aus der Pflege- und Heilanstalt Sonnenstein bei Pirna. Die Angehörigen forderten von den Schwestern in Gallneukirchen Aufklärung darüber. Die entsprechenden Stellen aus den Briefen lesen sich etwa so:

„Das ist doch die Höhe das Kind, ohne die Mutter zu verständigen einfach in eine andere Anstalt zu überstellen!“⁷¹

„Durch Zufall erfahre ich von Alberts Übersiedlung ins Altreich. Da Albert keine Möglichkeit gegeben wurde sich von uns zu verabschieden oder uns irgend etwas zu sagen, möchte ich Sie mit meinen Zeilen herzlichst bitten, mir doch alle Einzelheiten dieses Vorganges bekannt zu geben. Ich nehme an, daß Sie noch dort sind & der Sache beigewohnt haben. Ebenso kann ich nicht umhin mein Befremden darüber Ausdruck zu geben, doch weder der Hausvater noch die Hausmutter es für nötig hielten meine Angehörigen in Linz von dem Vorfall rechtzeitig in Kenntnis zu setzen.“⁷²

Das Ehepaar Mladenov war so erschüttert über die Verlegung ihres Sohnes Vasi, dass beide nach Gallneukirchen schreiben:

„Ehrwürdige Schwestern! Über die heutige Nachricht, dass mein Sohn, Vasi Mladenov der Pflegeanstalt Sonnenstein b.Pirna ohne jede weitere Verständigung, zugeführt worden ist, bin ich ganz bestürzt. Morgen wären meine Frau und ich zu Besuch gekommen, weil mir eigens einen Vertreter bestellt hatten. Meine Frau hat so grosse Sehnsucht nach den Jungen. Es ist daher verständlich, dass sie einen Weinkrampf erlitten und ganz gebrochen ist. Man hätte uns unter allen Umständen verständigen sollen.–Bitte geben Sie uns nähere Aufklärung darüber! Bitte teile Sie uns auch mit, wie man Sonnenstein err[sic:] reichen kann, weil mir dieser Ort vollkommen fremd ist.[.] In Ihrem Schutz und Schirm, haben wir unser armes Kind gut aufgehoben gewusst und nun ist die Ruhe dahin... Im vorhinein besten Dank für Ihre rasche Rück antwort! Heil Hitler!“⁷³

„Liebe Schwester Anna ! Die heutige Nachricht, dass Vasi nicht mehr bei Ihnen ist, hat mich und meinen Mann ganz bestürzt. Ich kann Ihnen,gute Schw.gar nicht sagen, wie mir eigentlich zu Mute ist. Ich erhielt heute die Verständigung, dass Vasi in der Heil-u.Pflegeanstalt Sonnenstein b.Pirna untergebracht ist und sonst gar nichts!!! Man hat uns gar nicht gefragt[,] Wo ist Sonenstein ? Warum hat man Vasi dorthin gebracht? Wurde Gallneukirchen ganz oder teilweise aufgelöst? Warum schrieben Sie mir nicht, Schwester? Was ging eigentlich dort

71 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 12.

72 Ebd., S. 22.

73 Ebd., S. 34.

vor? Ist die Anstalt Sonnenstein gut? Liebe Schwester, ich bin tief unglücklich und traurig und möchte über Vasis Unterkunft Gewissheit haben. Der arme Junge tut uns je so leid! [...]“⁷⁴

Auf Anfragen wie diese antworteten die Schwestern stets gleich. Eine Verständigung über die Überstellung sei ihrerseits nicht möglich gewesen, weitere Auskünfte könne man laut Weisung auch keine geben.⁷⁵ Wie funktional die Täuschungen der „Aktion T4“ über den Aufenthaltsort der Pflegelinge waren, zeigt folgender Ausschnitt eines Briefes aus Gallneukirchen, in dem die beste Zugverbindung von Wels nach Pirna beschrieben wird. Eine spontane Reise nach Pirna wäre dem Ehepaar Mladenov nicht möglich gewesen, dauerte eine solche Reise doch ganze 12 Stunden:

„Ich habe mich gleich auf dem Verkehrsbüro in Linz wegen einer Verbindung nach Sonnenstein bei Pirna erkundigt und konnte mir dort nur die Verbindung bis Pirna angegeben werden. Der beste Zug verkehrt ab Wels 7 Uhr 37, Linz an 8 Uhr 20, Linz ab 8 Uhr 45, Bodenbach an 17 Uhr 42, Bodenbach ab 18 Uhr 24, Pirna an 19 Uhr 35. Dort kann man Ihnen gewiss weiteren Bescheid geben.“⁷⁶

Dass ein Besuch der Eltern ohnehin nicht möglich gewesen wäre, zeigen zwei Telegramme, die 17-jährige Hedwig Gemperle betreffend:

„Telegramm, aufgegeben 28.1.1941, abends ½ 8 Uhr: An Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna Sachsen[.] Kann ich meine Tochter Hedwig Gemperle Pflegling aus Gallneukirchen morgen besuchen? Gemperle“⁷⁷

„Telegramm, eingelangt 29.1.1941, abends 8 Uhr: Nein. Brief abwarten. Sonnenstein“⁷⁸

Zwei Tage später erhielt die Familie den Brief aus Sonnenstein, dass ihre Tochter bereits am 27. Jänner „unerwartet in einem schweren epileptischen Anfall verstorben“⁷⁹ sei. Dies teilten sie der Schwester in einem Brief mit, in dem unter anderem zu lesen ist, dass sogar ein Gesuch an die Reichskanzlei des Führers gestellt worden war, um die Tochter in die häusliche Pflege rückführen zu können.⁸⁰

Reaktionen auf die Todesnachricht

In den Briefen der Angehörigen wurde im Sinne des christlichen Glaubens öfters dahingehend argumentiert, dass das Leiden der/des Kranken nun endlich beendet sei. Mitzi Barth schrieb etwa: „Fritzl hat ausgelitten, ist bei seinem Vater nur Gott wird es wissen warum er es zugelassen.“⁸¹ Marie Höller berief sich mit ihren Worten ebenfalls auf ein Ende des Leidens: „Das eine muß uns ein Trost sein daß der Arme nun von sei-

74 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 35.

75 Ebd., S. 36, 45.

76 Ebd.

77 Ebd., S. 101.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 105.

80 Ebd., S. 107.

81 Ebd., S. 78.

nem schweren Leiden erlöst ist.“⁸² Dennoch hielten sich die Eltern auch mit ihrer Trauer nicht zurück:

„Denn ich bin noch in tiefsten Leid über den unerwarteten plötzlichen Tod meines armen Hannerle. Und wo immer ich in den Ämtern darüber vorsprach und Aufklärung darüber forderte, erhielt ich nur ungenügende Antworten, u. wenn man gar nichts mehr zu sagen wußte, die Rede, aber bitte Sie, es war ja der Tod für ihre Tochter das Beste!! Ja, das braucht mir niemand zu sagen, das weiß ich wohl selbst [...]. Ach, es ist alles so garstig, wenn ich nachdenke, mein armes Kinderl ist ja von allem erlöst, aber der überlebenden Mutter ist mit diesem Akt ein unauslöschliches Leid zugefügt worden.“⁸³

Die oben schon genannte Frau Mladenov zeigt sich nach der Nachricht über den Tod ihres Sohnes in ihrem Brief auch ganz erschüttert:

„Der liebe Gott hat mir nicht geholfen und meine Bitte nicht erhört! Man hat mir als Mutter eine Nadel in das Herz gestochen, als ich gestern die Todesurkunde meines,unseres armen Vasi erhalten habe[.] Man gibt als Todesursache ‚Blutvergiftung durch ein Lippenfurunkel an ! Ich könnte zum Himmel schreien, wie grausam man ist! [...] Eine Mutter ahnt doch alles! Ich konnte schon lange keine Nacht ruhig schlagen und immer sah ich Vasi in’ Anstaltskleidung! [...] Verzeihen Sie liebe, gute Schwester die Maschinschrift aber meine Hände zittern und ich kann nicht schreiben..... Mein Schmerz ist so gross und tief, dass ich nur im Weinen Erleichterung finden kann. Ihre schwergeprüfte Magda Mladenov“⁸⁴

Frau Knauer aus Wien ist ähnlich betroffen:

„Der schwere Schicksalsschlag der uns getroffen, hat uns so niedergeschmettert, so daß ich gar nicht fähig bin zu denken. Ich kann es gar nicht fassen, daß ich mein armes Kind nicht mehr habe und es nicht mehr sehen soll. Mein Mann ist dadurch um 100% wieder schlechter geworden, er fällt von einem Weinkampf in den anderen. [...] Wie ich das überleben soll weiß ich noch nicht, ich lebe jetzt und arbeite wie eine Maschine, die Nächte verbringe ich schlaflos und immer in Gedanken an Kurt und weinend.“⁸⁵

Auffällig ist in manchen Briefen die Diktion der Nationalsozialisten, etwa die „geistige Minderwertigkeit“, die sich selbst Angehörige von behinderten Menschen angeeignet haben:

„Das arme Wesen ist seit 20 Jahren in Gallneukirchen in bester Obhut gewesen, und ich war beruhigt, denn wenn sie auch geistig minderwertig ist, so ist und

82 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 114.

83 Ebd., S. 16 f.

84 Ebd., S. 37.

85 Ebd., S. 162.

bleibt es doch mein Kind und ich Sorge mich genau so um sie, wie um meine anderen Kinder.“⁸⁶

Frieda Haar berief sich in ihrem Brief über ihre abtransportierte Mutter auf den „Deutschen Sinn“:

„Es ist furchtbar bitter für uns, obwohl sie schrecklich arm war, jetzt an einen so plötzlichen Tod glauben mußte, sie war eine Deutsche Frau von 5 Kindern, wovon leider nur wir zwei am Leben blieben [...]. Wenn dies so weiter geht, einfach mit den alten Leuten abzufahren wenn ihre Kraft ausgedient hat, wir sind Deutsch bis ins innerste, aber wer dies selber ansehen und erleben muß, der denkt in manchen, manchen Sachen nach, ob dies wohl richtig Deutscher Sinn ist.“⁸⁷

Zweifel und Ahnungen

Trotz der ausgeklügelten Täuschungsmethoden der Nationalsozialisten lässt sich aus den Briefen ein gewisser Zweifel der Angehörigen herauslesen. Sowohl die Todesursachen erschienen manchen unglaubwürdig, als auch die gehäufte Anzahl der Todesnachrichten: Drei Familien standen so etwa in Briefkontakt, da sie alle ein Kind in Gallneukirchen untergebracht hatten.⁸⁸ Aus manchen Briefen lässt sich zudem erschließen, dass die Angehörigen zumindest eine Ahnung von den Morden hatten, natürliche Tode wurden ausgeschlossen. Im Folgenden einige Ausschnitte, die diese Zweifel belegen:

„Die fürchterliche Ahnung, die mich beschlich als ich die erste Nachricht von Alberts Verschleppung hatte, finde ich mit Ihren Zeilen bestätigt. [...] Der arme gute Kerl, der niemandem etwas zu Leide tat, dessen größte Freude es war anderen etwas zu schenken, konnte nicht einmal sein bescheidenen Dasein durch ein natürliches Ende beschließen. Wie sind die Henkersleute mit den bedauernswerten Menschen umgegangen, ich werde die Vorstellung nicht los, daß sie noch schlecht behandelt wurden! Und was man dann dort mit ihnen getrieben hat, daran darf ich gar nicht denken! Was für eine erbarmungslose Welt! [...] Hätte ich s.z. als mein Vater der 13 Monate Krebsleidend im Bette lag und für hoffnungslos aufgegeben war und von mir gepflegt wurde und mich immer immer wiederholt bat ihm doch das erlösende Gift zu geben, da er entsetzliche Schmerzen litt, wirklich diese barmherzige Tat getan, man hätte mich ins Zuchthaus gesteckt – heute vergiftet man den Rest des Lebens noch gesunder Leute, denn diese Tat läßt mich nicht mehr los und die Vernunftsgründe, die selbstherrliche Menschen einem entgegenschleudern kann ich in Alberts Fall nicht gelten lassen.“⁸⁹

86 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 12.

87 Ebd., S. 200.

88 Ebd., S. 110.

89 Ebd., S. 24 f.

Zweifel kommen auch Pfarrer Schiefermair aus Rottenmann in der Steiermark, der nach Gallneukirchen schreibt, weil Johann Landl aus seiner Gemeinde in Sonnenstein verstorben sei:

„War Johann Landl irgendwie verletzt schon in Gallneukirchen, dass er an ‚Blutvergiftung infolge einer Wundrose‘ sterben musste? Oder hat er sich diese Verletzung merkwürdiger Weise erst zugezogen als er in Pirna war? Kommt das seltsamer Weise öfter vor, dass Pfleglinge abgeholt werden und dass sie dann, wenn sie von Gallneukirchen weg sind, plötzlich versterben [...]?“⁹⁰

Pauline Landl schreibt auch wegen Johann Landl nach Gallneukirchen. Interessant in ihren Ausführungen ist dabei auch die Argumentation, dass dieses Vorgehen bei einem „Irren“ ja auch zu dulden gewesen wäre:

„Ich bin so gebrochen und die schwersten Tage meines Lebens verbringe ich jetzt. Wenn Hans bei Ihnen dort durch ein Unglück oder Krankheit oder so irgend ums Leben gekommen wäre, würde ich mich viel leichter beruhigen. Aber so [i.O.] was? Mein Gedanke was ja sofort obwohl ich nicht die leiseste Idee hatte davon. Und ich wollte auch nichts sagen wenn ein Irrer gewesen wäre. Das war doch nicht der Fall. Wie er sich alles gut ausdenken konnte und überhaupt alles gewußt und verstanden hat. Nun möchte ich fragen ob dies der erste Transport war oder ob früher schon einmal welche abgeholt wurden. (wie Schlachttiere!) Und wieso Hans so schnell drankam. War er schon zu lange in der Anstalt oder wurde er als erbkrank bezeichnet? Weil noch viele Schwere dort verblieben.“⁹¹

Auch Rosa Netolitzky drückte ihre Zweifel aus:

„Was die Anstalt ‚Sonnenstein‘ schrieb ist doch alles nur Lüge, die zu glauben ich nicht imstande bin. Sie schickten ein Verzeichnis von Traudis Kleider und Wäsche, welche ich zugeschickt bekomme. Ich finde das lächerlich, daß man mit diesen nebensächlichen Dingen auf einmal so gewissenhaft umzugehen versucht.“⁹²

Zusammenfassende Bemerkungen

Freilich waren die Ausführungen auf diesen wenigen Seiten keine umfassende Quellenstudie, eine solche war aber auch nicht angestrebt. Vielmehr ging es darum, kleine Blickfenster auf die Reaktionen der Angehörigen von Ermordeten zu öffnen und exemplarisch einige herausragende Briefauszüge zu beleuchten. Eine systematische Analyse aller Briefe wäre sicherlich sehr interessant, da sie auf mehreren Ebenen untersucht werden könnten, sowohl die sprachliche als auch inhaltliche Ebene könnten noch einige Erkenntnisse zutage bringen.

90 Neuhauser/Pfaffenwimmer, Hartheim, wohin unbekannt, S. 44.

91 Ebd., S. 46 f.

92 Ebd., S. 138.

Zusammenfassend kann an dieser Stelle festgemacht werden, dass in den Briefen die Bestürzung und das Unverständnis über die plötzliche Verlegung des Pflégling ohne Verständigung der Angehörigen durchgängig sind. Die Angehörigen fordern vom Pflegepersonal unverzügliche Aufklärung über die Vorkommnisse – die ihnen aber nicht gegeben werden kann – und vergessen dabei auch nicht, den Schwestern in Gallneukirchen für ihre hervorragende Pflege bisher zu danken. Besonders bezeichnend sind die ausgedrückten Zweifel darüber, ob die Meldungen aus Sonnenstein der Wahrheit entsprechen. Als Ergebnis dieser kleinen Studie kann auch festgemacht werden, dass es sehr wohl Unruhe unter den Angehörigen gab und dass sie zumindest eine Ahnung von dem hatten, was im Zuge der NS-Euthanasie geschah. Die Ablehnung dieser Handlungen spiegelt den Unmut in der Bevölkerung zu dieser Zeit wider, der mit als Grund für den Abbruch der „Aktion T4“ angegeben wird.⁹³

Schlussbemerkung

Ziel dieser Seminararbeit war es, den Weg der Pflegeanstalt Hartheim bis hin zur Tötungsanstalt im Sinne der NS-Euthanasie nachzuzeichnen. Während im ersten Kapitel die Organisation des Tötens im Allgemeinen beschrieben wurde, konnte sich das zweite Kapitel ganz den Geschehnissen in Hartheim widmen. Dabei waren vor allem die Forschungen von Brigitte Kepplinger sehr hilfreich, die klar strukturiert in einem Sammelband bzw. dem Begleitkatalog zur Dauerausstellung in Schloss Hartheim zusammengetragen wurden.

Im letzten Kapitel konnte aufgezeigt werden, wie Angehörige von Opfern mit der Todesnachricht umgingen: Wut, Trauer, Empörung und Verzweiflung lesen sich in den Briefen, aber es finden sich auch einzelne mit wenigen bis gar keinen emotionalen Regungen darunter. Als besonders interessant herauszustreichen ist die Tatsache, dass Zweifel und Ahnungen um die wirkliche Todesursache der Pfléglinge in einigen Briefen durchaus ausgedrückt werden. Die Täuschungen der Nationalsozialisten fruchteten also nur bedingt und das „Beseitigen der unnützen Esser“ stieß vorwiegend auf Ablehnung in der Bevölkerung.

In dieser abschließenden Bemerkung soll die Diskussion um die Namensnennung der Opfer der NS-Euthanasie noch kurz angeschnitten werden. In diesem Beitrag wurden ganz im Sinne von Götz Aly keine Anonymisierungen vorgenommen. Aly befasst sich in der Einleitung seines 2013 erschienenen Buches „Die Belasteten“ mit dem „Schweigen mit Rücksicht auf die lebenden Verwandten“.⁹⁴ Während Florian Schwanninger in Zusammenhang mit dem „Gedenkbuch Hartheim“ 2008 noch hinzufügt, dass ForscherInnen sich vor Übergabe der Daten verpflichten müssen, die Namen nicht ohne Anonymisierung bzw. ohne Einverständnis noch lebender Verwandter zu veröffentlichen,⁹⁵

93 Neugebauer, „Die Aktion T4“, S. 30; Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich, S. 58.

94 Götz Aly, Die Belasteten, „Euthanasie“ 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 2013, S. 9.

95 Florian Schwanninger, Den Opfern einen Namen geben. Die Recherche nach den in Hartheim ermordeten Menschen im Rahmen des Projekts „Gedenkbuch Hartheim“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 131–143, hier S. 140.

kann hier Götz Aly zugestimmt werden, der findet: „Es ist an der Zeit, die Ermordeten namentlich zu ehren [...]. Erst dann wird den lange vergessenen Opfern ihre Individualität und menschliche Würde wenigstens symbolisch zurückgegeben.“⁹⁶ Wenn Anonymisierungen vorgenommen werden, um Personen zu schützen, stellt sich die Frage: Wer wird geschützt? Noch lebende Verwandte, die sich wegen ihres/r psychisch kranken Vorfahren schämen? Ist ein solcher „Opferschutz“ dann gerechtfertigt und gewollt? Wenn es nämlich um das Opfer der NS-Euthanasie geht, so sehe ich keinen Grund zur Anonymisierung – wenigstens jetzt, nach 75 Jahren, sollte es doch möglich sein, diesen Menschen mehr als nur eine anonyme Nummer zuzugestehen, die sie für die Nationalsozialisten waren.

Das Thema der NS-Euthanasie bietet noch viel Raum für weitere Forschungen, besonders auf lokaler Ebene gilt es noch einiges an Pionierarbeit zu leisten und Einzelschicksale nachzuzeichnen. Mit dem Film „Tote lügen nicht“ von Heinz Fechner und Bertram Wolf ist ein wichtiger Schritt unternommen worden, die Geschichte der Psychiatrie in Hall aufzuarbeiten und an die Öffentlichkeit zu tragen. Es genügt dann aber nicht, betroffen aus dem Kinosaal zu gehen und das Gesehene wieder zu vergessen: Es bedarf weiterer Aufarbeitung, etwa durch die Behandlung der Thematik in Schulen, wo sie bisher noch zu kurz kommt. Gedenkstätten wie Hartheim, gekoppelt mit der Ausstellung „Wert des Lebens“, bieten gute Exkursionsmöglichkeiten mit Schulklassen. Derzeit wird an der Erstellung von Material für die Vor- und Nachbereitung in der Schule gearbeitet, womit die Bereitschaft signalisiert wird, Lehrpersonen bei der Thematisierung dieses doch recht schwierigen Themas nicht allein zu lassen, sondern sie mit didaktisch gut durchdachten Materialien zu unterstützen.

Literatur

Aas, Norbert, Von der Logistik des Todes. Die Verlegung von Bayerischen Anstaltskranken nach Schloss Hartheim (August 1940 bis August 1941), in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008², S. 261–317.

Aly, Götz, Die „Aktion T4“ – Modell des Massenmordes, in: Götz Aly (Hrsg.), Aktion T4, 1939–1945, Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstraße 4, Berlin 1989², S. 11–20.

Ders., Die Belasteten, „Euthanasie“ 1939–1945. Eine Gesellschaftsgeschichte, Frankfurt am Main 2013.

Euler-Rolle, Bernd, Bau- und Kunstgeschichte von Schloss Hartheim, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Wert des Lebens, Gedenken – Lernen – Begreifen, Linz 2003, S. 23–39.

96 Aly, Die Belasteten, S. 10.

Friedl, Herbert, Ort des Geschehens – Ort der Erinnerung, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Linz 2003, S. 155–160.

Heilingsetzer, Georg, „Ain Schenn Fürstlich Gebeu“, Schloss Hartheim und seine Besitzer bis 1897, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Wert des Lebens, Gedenken – Lernen – Begreifen, Linz 2003, S. 6–22.

Kepplinger, Brigitte, Die Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Linz 2003, S. 85–115.

Dies., NS-Euthanasie in Österreich: Die „Aktion T4“ – Struktur und Ablauf, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 35–62.

Dies./Marckhgott, Gerhart/Reese, Hartmut (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, Linz 2008².

Dies./Reese, Hartmut, Massenmord als Arbeitsprozess: Die Organisation einer NS-Euthanasieanstalt am Beispiel Hartheim, in: Brigitte Kepplinger/Irene Leitner (Hrsg.), Dameron Report, Bericht des War Crimes Investigating Teams No. 6824 der U.S. Army vom 17.7.1945 über die Tötungsanstalt Hartheim, Innsbruck 2012, S. 11–22.

Kugler, Andrea, Die „Hartheimer Statistik“, „Bis zum 1. September 1941 wurden desinfiziert: Personen: 70.273“, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Linz 2003, S. 124–131.

Lüdemann, Dagny/Schadwinkel, Alina/Stockrahm, Sven, Wer darf leben? online, [<http://www.zeit.de/feature/down-syndrom-praenataldiagnostik-bluttest-entscheidung>], eingesehen 24.1.2015.

Neugebauer, Wolfgang, „Die Aktion T4“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 17–34.

Neuhauser, Johannes/Pfaffenwimmer, Michaela (Hrsg.), Hartheim, wohin unbekannt, Briefe und Dokumente, Weitra 1992.

Reese, Hartmut, Schloss Hartheim: Bau- und Nutzungsgeschichte 1898–1999, in: Broschüre „Baugeschichte des Schlosses Hartheim/Alkoven“, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Wert des Lebens, Gedenken – Lernen – Begreifen, hrsg. v. Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion, Linz 2003, S. 46–56.

Reese, Hartmut/Kepplinger, Brigitte, Gedenken in Hartheim: Die neue Gedenkstätte, in: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung – Landeskulturdirektion (Hrsg.), Wert

des Lebens. Gedenken – Lernen – Begreifen, Begleitpublikation zur Ausstellung des Landes OÖ in Schloss Hartheim 2003, Linz 2003, S. 161–169.

Schwanninger, Florian, Den Opfern einen Namen geben. Die Recherche nach den in Hartheim ermordeten Menschen im Rahmen des Projekts „Gedenkbuch Hartheim“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 131–143.

Schwarz, Peter, Mord durch Hunger, „Wilde Euthanasie“ und „Aktion Brandt“ am Steinhof in der NS-Zeit, in: Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung, Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien, Teil II, Wien-Köln-Weimar 2002, S. 113–141.

Seifert, Oliver, „Sterben hätte sie auch hier können“. Die „Euthanasie“-Transporte aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol nach Hartheim und Niedernhart, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 356–410.

Verein Schloss Hartheim, Lern- und Gedenkort Schloss Hartheim, Folder zum Lern- und Gedenkort.

Julia Tapfer ist Mitarbeiterin im Projekt „Arbeitsmigration in Südtirol seit dem Zweiten Autonomiestatut“, am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck sowie Studierende der Lehramtsfächer Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung sowie Deutsch. julia.tapfer@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Julia Tapfer, Schloss Hartheim – von der Pflege- zur Tötungsanstalt: Historischer Abriss und exemplarische Quellenarbeit mit Briefen von Angehörigen der Ermordeten, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 225–248, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Runner-Up-Award & Sonderpreis des Landes Vorarlberg 2016

gesponsert von der Historisch-Philosophischen Fakultät

Bachelor-Arbeit 2016

„Wir kommen unter die Metzger.“ Die Umsetzung des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms im Reichsgau Tirol-Vorarlberg

Thomas Walli

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

The National Socialist „Aktion T4“ in the „Reichsgau Tirol-Vorarlberg“

The following bachelor thesis is about the „Aktion T4“ in Nazi-Germany and its execution in the „Reichsgau Tirol-Vorarlberg“. Starting with an overview of the most important ideological influences of the Nazis, like the social Darwinism or the theories about eugenics of the late 19th century, it focuses on the state-wide „Aktion T4“. From 1939 on, the National Socialist regime aimed at killing all persons with a mental or physical handicap. One of the main hospitals in western Austria was the „Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol“. This paper examines the role of Hall within the „Aktion T4“.

Einleitung: Die Erbgesundheit als politisches Prinzip

Spätestens seit dem Fund eines Gräberfeldes nahe der Heil- und Pflegeanstalt (kurz: HPA) Hall in Tirol rückte die historische Rolle der Psychiatrie im Kontext der nationalsozialistischen Euthanasiepolitik – und damit das grausame Euthanasieprogramm als solches – in den Fokus der öffentlichen Aufmerksamkeit. Insgesamt wurden 221 Skelette gefunden.¹ Ob die Verstorbenen der nationalsozialistischen „Rassenhygiene“ zum Op-

1 *derStandard.at*, Ausgrabungen in Hall in Tirol beendet, 14.11.2011, [<http://derstandard.at/1319182805511/Psychiatrie-Friedhof-Ausgrabungen-in-Hall-in-Tirol-beendet>], eingesehen 6.5.2014.

fer fielen, ist noch nicht vollends geklärt und gilt es weiter zu untersuchen. Für die Nationalsozialisten war die Pflegeanstalt in Hall ein wichtiger Ort für die Umsetzung ihrer Euthanasiepolitik im Reichsgau Tirol-Vorarlberg. Sie diente während der ersten Jahre der „Aktion T4“² – wie der systematische Massenmord an Menschen mit Behinderung im Nachhinein genannt wurde – in erster Linie als Sammelanstalt. Von hier aus wurden zahlreiche psychisch Kranke oder geistig behinderte Menschen in die Landesanstalt Hartheim oder in die Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart bei Linz abtransportiert, wo sie ermordet wurden. Systematische Tötungen vor Ort in Hall in Tirol im Rahmen der sogenannten „wilden Euthanasie“ sind bislang nicht belegt. Die Erforschung der Jahre 1942 bis 1945 dauert noch an und dürfte mehr Licht ins Dunkel bringen.

Fest im sozialdarwinistischen und eugenischen Denken verwurzelt galten für die Nationalsozialisten Menschen mit körperlicher oder psychischer Behinderung im gesamten deutschsprachigen Gebiet als „minderwertig“.³ Zwangssterilisationen sollten dafür sorgen, dass sich „schwaches“ oder „krankes Erbgut“ nicht weiter in der Gesellschaft verbreitete. Die „Rassenhygiene“ war zentraler Bestandteil der Politik der Nazis. Aber auch von außerhalb der Partei kamen bereits vor 1933 Forderungen, im Namen der Eugenik Sterilisationen und „Tötungen lebensunwerten Lebens“ durchzuführen. Dementsprechend waren Befürworter derartiger Maßnahmen vom neuen Reichskanzler Adolf Hitler und seiner Politik angetan: „Der Führer des Deutschen Reiches ist der erste Staatsmann, der die Erkenntnisse der Erbbiologie und „Rassenhygiene“ zu einem bedeutenden Prinzip der Staatsführung gemacht hat,“⁴ meinte einer der damals führenden Rassenhygieniker, Otmar Freiherr von Verschuer, 1935. 1939 schließlich gab der „Führer“ höchstpersönlich den für zigtausende Menschen verheerenden Befehl, die InsassInnen von Heil- und Pflegeanstalten zu erfassen und zu ermorden.

Das Programm zur Vernichtung von geistig kranken und körperlich behinderten Menschen war damit der erste systematische Massenmord der Nationalsozialisten.⁵ Das unter dem nichtssagenden Namen „Aktion T4“ bekannt gewordene Euthanasieprogramm fand Anwendung im gesamten Deutschen Reich, so auch im Reichsgau Tirol-Vorarlberg. Diese Arbeit widmet sich der Frage, wie die Planung, Vorbereitung und Umsetzung der NS-Euthanasie in besagtem Gau – und speziell in der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol – vonstattenging. Insgesamt werden die ideellen und theoretischen Grundlagen, an die sich die Nationalsozialisten anlehnten, die verschiedenen Phasen, die beteiligten Personen und die relevanten Orte der „Aktion T4“ im Deutschen Reich und schließlich im Gau Tirol-Vorarlberg herausgearbeitet und systematisiert.

2 Die Bezeichnung „Aktion T4“ findet sich in dieser Form in den zeitgenössischen Dokumenten nicht; sie hat sich erst nach 1945 etabliert. In den Quellen wird entweder von der „Aktion“ oder „Eu bzw. E-Aktion“ gesprochen; Brigitte Kepplinger, Tötungsanstalt Hartheim 1940-1945, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013, S. 63–116, hier S. 67. In dieser Arbeit werden die Bezeichnungen „Aktion T4“, „Aktion“ und „T4“ daher synonym verwendet.

3 Wolfgang Neugebauer, Die „Aktion T4“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 19.

4 Otmar Freiherr von Verschuer in der Zeitschrift *Der Erbarzt*, Nr. 7/1935, zit. n. Ernst Klee, „Euthanasie“ im Dritten Reich. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (Die Zeit des Nationalsozialismus 18674), Frankfurt am Main 2010, S. 63.

5 Neugebauer, „Aktion“, S. 17.

Insgesamt soll damit ein Bogen gespannt werden. Dieser beginnt mit dem dem nationalsozialistischen Regime übergestülpten ideologischen Überbau. Dessen Wurzeln und Ursprünge, wie der Sozialdarwinismus und die „Rassenhygienetheorien“ des späten 19. Jahrhunderts, die Etablierung eben dieser Konzepte innerhalb der Wissenschaft während der Zeit der Weimarer Republik und deren Zusammenführung in der nationalsozialistischen Ideologie, werden dabei in den Blick genommen. Anschließend folgt die Darstellung der Politik der Nazis im Sinne dieser Ideologie und zum Zweck der Schaffung eines „reinen Menschengeschlechts“. Schließlich endet der dramaturgische Bogen bei der Darlegung der unmittelbaren Anwendung dieser politischen Maßnahmen in einem abgegrenzten Gebiet – nämlich dem Reichsgau Tirol-Vorarlberg. Damit sollen das Leid und der Wahnsinn greifbar gemacht werden, die ihren Ausgang in jenen wissenschaftlichen Konzepten fanden, die im Terrorregime des Dritten Reiches zu unumstößlichen Ideologien erklärt wurden.

Durch die Arbeit leitet folgende These: Auch der Reichsgau Tirol-Vorarlberg war an der Umsetzung der „rassenhygienischen“ NS-Politik beteiligt. Insbesondere die HPA Hall in Tirol erfüllte dabei eine wichtige Funktion: Die Menschen wurden hier erfasst, gesammelt und selektiert, ehe sie in die Tötungsanstalt Hartheim abtransportiert wurden. Personell ist Dr. Hans Czermak, Leiter der staatlichen Gesundheitsverwaltung im Gau, neben Gauleiter Franz Hofer an erster Stelle zu nennen. Im Rahmen der HPA Hall war Primar Dr. Ernst Klebelsberg eine der zentralen Akteure: Er konnte aktiv an den Selektionen mitwirken und machte sich damit mitschuldig am Tod der abtransportierten AnstaltsinsassInnen.

Zunächst wird die Idee der „Rassenhygiene“ und der Euthanasie mit der Rassenideologie der Nationalsozialisten in Verbindung gebracht und dargestellt. Im dritten Kapitel wird die „Aktion“ skizziert: ihr Ursprung, von der Implementierung der ersten Gesetze zur Zwangssterilisation bis zu Hitlers Befehl zur Tötung von Menschen mit Behinderung, ihre Umsetzung und die relevanten Personen, Orte und Methoden. Dies soll die Vorarbeit darstellen zu der Beantwortung der Frage nach der Umsetzung der Euthanasiepolitik in Tirol und Vorarlberg, die Inhalt von Kapitel vier ist. Hier werden wiederum die Vorbereitung, die Durchführung anhand der Darstellung der einzelnen Transporte in die Anstalten Hartheim und Niedernhart und der Reaktionen – soweit bekannt – von Opfern und Verwandten und der Widerstand dagegen thematisiert. Zum Schluss wird die Frage gestellt, was sich nach dem Ende der offiziellen „T4“ im Gau Tirol-Vorarlberg und vor allem in der HPA Hall in Tirol abspielte.

Die für diese Arbeit relevante Literatur ist eine Kombination aus älteren Werken der 1980er-Jahre, wie etwa Hans-Walter Schmuhls „Rassenhygiene, Nationalsozialismus; Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung ‚lebensunwerten Lebens‘, 1890–1945“ von 1987, sowie aktuellen Werken (siehe weiter unten). Schmuhls Werk stellt trotz seines Alters ein Standardwerk für die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema dar.

Florian Leimgrubers erstaunlich umfassende Dissertation „Euthanasie und Sterilisierung im ehemaligen ‚Reichsgau Tirol-Vorarlberg‘ während des II. Weltkrieges 1939–45“

(1988) wurde insbesondere für das zweite Kapitel herangezogen. Seine Bedeutung für Kapitel vier hält sich aufgrund der neuen Erkenntnisse der letzten Jahre leider in Grenzen. Für bestimmte Stellen in Kapitel zwei wurde ebenfalls Peter Emil Beckers „Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich“ herangezogen. Das Werk sollte aber mit Vorsicht betrachtet werden, da Becker einst selbst Mitglied der SA und der NSDAP war. In seiner Entnazifizierungsakte wurde er als „Mitläufer“ deklariert.⁶

Ein weiteres Standardwerk, das trotz enormer Fülle an Informationen sehr kompakt wirkt, ist Ernst Klees „Euthanasie‘ im Dritten Reich. Die ‚Vernichtung lebensunwerten Lebens‘“ von 2010. Es handelt sich um eine vollständig überarbeitete Neuausgabe seines bekannten Buches „Euthanasie‘ im NS-Staat“ von 1985. Ein weiteres Grundlagenwerk aus den 1980er-Jahren ist „Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland“ von Peter Weingart, Jürgen Kroll und Kurt Bayertz. Die Darstellung der NS-(Rassen-) Ideologie darin ist sehr umfassend.

Für Kapitel drei und vier ist neben Klee und Schmuhl vor allem der Sammelband „Tötungsanstalt Hartheim“ (3. Auflage 2013) relevant. Die darin befindlichen Artikel zu unterschiedlichen Themen in Bezug auf die „Aktion T4“ vor allem in Österreich sind übersichtlich, sehr gut recherchiert und auf aktuellsten Stand. Besonders Oliver Seiferts Beiträge über die HPA Hall in Tirol, Brigitte Kepplingers Beiträge zu der Anstalt Hartheim und dem Ablauf von „T4“ in Österreich sowie Wolfgang Neugebauers Beitrag zur „Aktion“ waren für das Zustandekommen dieser Arbeit von unschätzbarem Wert. Nicht weniger bedeutend war der Sammelband der „Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945“. Die darin befindlichen Artikel wiederum von Seifert, Kepplinger und Neugebauer sowie von Elisabeth Dietrich-Daum, Dirk Dunkel, George McGlynn/Nadine Carlich-Wijes und Friedrich Stepanek enthalten die aktuellsten Informationen rund um das Thema und sind für diese Arbeit unverzichtbar. Schließlich sei noch Horst Schreibers Werke genannt, der mit „Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer, Täter, Gegner“ ein Standardwerk für diese Epoche im Tiroler Raum schuf und dessen Artikel über Dr. Hans Czermak einen guten Einblick in die Psyche und persönliche Geschichte eines NS-Täters gibt.

„Was nicht gute Rasse ist auf dieser Welt, ist Spreu“:⁷ Die nationalsozialistische Ideologie der „Rassenhygiene“ und deren Ursprung

Sozialdarwinismus

Charles Darwin veröffentlichte sein Hauptwerk „The Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life“ im November 1859 in London. Es sollte den Grundstein legen für eine neue Auffassung

6 Entnazifizierungsakte Dr. Peter Emil Becker, 9.3.1948, Staatsarchiv Sigmaringen (Landesarchiv Baden-Württemberg), Bestand Wü 13 T 2: Staatskommissariat für die politische Säuberung, [<https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/struktur.php?bestand=593&sprungId=3232265&letztesLimit=suchen>], eingesehen 7.9.2014.

7 Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1939⁴⁸⁹, S. 324.

über das Leben, die Entwicklung des Lebens auf der Erde und in weiterer Folge die Gesellschaft als einen sich evolutionär entwickelnder Organismus. Darwin ließ den Menschen zunächst außen vor, doch dauerte es nicht lange, bis seine Theorie auch in sozialphilosophischen und -politischen Diskursen Eingang fand. Die „Sonderstellung“ des Menschen stellte er selbst zwölf Jahre später allerdings in Frage, als er die Entwicklung des Menschen als Bestandteil des gesamten Evolutionsprozesses ansah.⁸

Spätestens in den 1880er-Jahren galt der Darwinismus als gefestigt und allgemein anerkannt. Zur gleichen Zeit gab es auch die ersten tiefer gehenden Überlegungen zum Sozialdarwinismus, i. e. die wissenschaftlich nicht haltbare Anwendung der Theorien und Konzepte Darwins auf die Gesellschaft(en),⁹ mit anderen Worten „die Übertragung der Gültigkeit von Darwins Prinzipien auf den sozialen Bereich“.¹⁰ Zentral für Darwin und später den Sozialdarwinismus sind Formeln wie der „Kampf ums Dasein“, die „natürliche Auslese“ und das „Überleben des Stärksten“, wobei letztere auf eine (unglücklich) gewählte Übersetzung des Ausspruches „survival of the fittest“¹¹ von Darwin zurückgeht.¹²

Eugenik

Einer der ersten, der aus den Lehren der Evolutionstheorie sozialpolitische Maßnahmen ableitete, war Darwins Vetter, der Arzt und Anthropologe Francis Galton. Dieser gilt als Begründer des Begriffs „Eugenik“,¹³ den er 1883 das erste Mal verwendete. Dabei theoretisierte er sowohl die positive Eugenik, also die Vermehrung der Erbanlagen von „Tüchtigen“, als auch die negative Eugenik, die Verminderung von Erbanlagen, die als negativ betrachtet wurden.¹⁴ Einige der von ihm geforderten Maßnahmen wurden in den folgenden Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten von Amerika umgesetzt: Zum Beispiel verschiedene Sterilisierungsgesetze, die seit 1907 in mehreren Bundesstaaten (darunter beispielsweise Kalifornien) eingeführt wurden.¹⁵ In Deutschland waren Otto Ammon und Ernst Haeckel Wegbereiter des Sozialdarwinismus eugenischer Ausprägung. So äußerte sich beispielsweise der Rassenanthropologe Ammon in Bezug auf „mißratene [sic!] Individuen“, sprich Menschen mit Behinderung, dahingehend, dass die „Verhinderung ihrer Fortpflanzung“¹⁶ von wichtigem Gesellschaftsinteresse sei. Er

8 Florian Leimgruber, *Euthanasie und Sterilisierung im ehemaligen „Reichsgau Tirol-Vorarlberg“ während des II. Weltkrieges 1939–45*, Diss. Innsbruck (1988), S. 57 f.

9 Horst Schreiber, *Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer, Täter, Gegner (Tiroler Studien zu Geschichte und Politik 8)*, Innsbruck 2008, S. 209.

10 Peter Emil Becker, *Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich*, Stuttgart, New York 1988, S. 8.

11 Heute spricht man deshalb eher vom Überleben des am besten Angepassten.

12 Klee, *Euthanasie*, S. 19.

13 Der Begriff stammt vom griechischen *eugenés* und meint so viel wie „wohlgeboren“, „von edler Abkunft“; „Eugenik“, in: Duden, online [<http://www.duden.de/node/685055/revitions/1262418/view>], eingesehen 8.9.2014.

14 Klee, *Euthanasie*, S. 19.

15 Hans-Walter Schmuhl, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, 1890–1945 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75)*, Göttingen 1987, S. 30.

16 Otto Ammon, *Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen*, Jena 1896², S. 249.

lehnte eine „künstliche Zuchtwahl“ ab, mit der Begründung, dass der Mensch nicht die Aufgabe der Natur übernehmen dürfe.¹⁷

Ernst Haeckel, seines Zeichens Zoologe, verlangte bereits 1863 in seiner Jungferrede vor der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Stettin, die evolutionsbiologischen Theorien Darwins auf die Menschen zu übertragen, zu einer Zeit, als die Evolutionstheorie noch keineswegs als gesichert galt.¹⁸ Im Sinne der Eugenik machte Haeckel unter anderem auf die „contraselektorisches“ Effekte in der Medizin aufmerksam. Durch medizinische Eingriffe würden, so Haeckel, Erbkrankheiten innerhalb der Gesellschaft zunehmen. Gleichzeitig stellte er diese Effekte auch in der Tradition der spartanischen Kindestötungen¹⁹ dar, die er als einen „Ausdruck bewußter [sic!] Erbpflege“²⁰ deutete und wofür er nur positive Worte fand: „Gewiß [sic!] verdankt das Volk von Sparta dieser künstlichen Auslese oder Züchtung zum großen Theil [sic!] den seltenen Grad von männlicher Kraft und rauher [sic!] Heldentugend, durch die es in der alten Geschichte hervorragt.“²¹ Dass Haeckel über dies hinaus nicht explizit Kindestötungen forderte, ist nur auf den ersten Blick erstaunlich. Denn es lag schlichtweg an Haeckels Interesse an der natürlichen Auslese und damit seiner Abneigung gegenüber politischen Maßnahmen, die ihn von Forderungen nach Euthanasie absehen ließen. Er glaubte an ein Ziel, auf das sich die Natur als Ganzes hinbewege, und dass es nicht nötig sei, sich in diesen Prozess einzumischen. Erst mit dem Ende dieser teleologischen Sichtweise und dem Aufkommen eines größeren Kulturpessimismus sowie einer umfassenderen Zivilisationskritik gewann der Euthanasiegedanke²² mehr Bedeutung innerhalb der Eugenik.²³

„Rassenhygiene“

So etablierte sich in Deutschland – neben den vorrangig britischen Eugenikern jener Zeit – gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Gruppe von besonders eifrigen Sozialdarwinisten. Es handelte sich um deutsche Ärzte, Biologen und Anthropologen, die als Vertreter der „Rassenhygiene“ auftraten und diese salonfähig machten. Zu den bedeutendsten unter ihnen zählen Alfred Ploetz, von dem der Begriff der „Rassenhygiene“ stammt, Wilhelm Schallmayer, Fritz Lenz, Christian Freiherr von Ehrenfels sowie die in ihren Ansichten radikalsten Schriftsteller Ernst Mann und Alexander Tille. Dabei waren

17 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 32.

18 Ebd., S. 31.

19 In der Forschung ist man sich weitestgehend einig, dass die spartanischen Kindestötungen, die auf Schilderungen Plutarchs zurückgehen (beschrieben in Plutarch, Vita Lycurgii XVI), nichts als eine Legende darstellen; Klee, Euthanasie, S. 606.

20 Zit. n. Schmuhl, Rassenhygiene, S. 32.

21 Ernst Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben, auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft, Berlin 1870², [<http://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=hvd.32044066291840;view=1up;seq=11>], eingesehen 7.10.2014, S. 152.

22 Der Begriff „Euthanasie“ entstammt dem griechischen *euthanasía*, das so viel wie „leichter Tod“ bedeutet; ‚Euthanasie‘, in: Duden, online [<http://www.duden.de/node/685056/revisions/1193702/view>], eingesehen 9.9.2014; vertiefend zum Begriff und dessen vielseitigen Bedeutungen: Schmuhl, Rassenhygiene, S. 25–28.

23 Ebd., S. 33.

die Rassenhygieniker ohnehin in ihren Ansichten extremer als ihre angelsächsischen Kollegen. So fanden beispielsweise die Mittel der negativen Euthanasie Eingang in ihre Theorien. Überhaupt wurde das Euthanasieprinzip integraler Bestandteil ihrer Werke.²⁴ Im Folgenden werden die Gedanken und rassistischen Konzepte von einigen wenigen Exponenten der deutschen „Rassenhygiene“ dargestellt.

Wilhelm Schallmayer

Der Arzt Wilhelm Schallmayer verfasste um die Jahrhundertwende mehrere Werke über eugenische Themen. Als sein Hauptwerk gilt „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker, eine staatswissenschaftliche Studie aufgrund der neueren Biologie“, das als dritter Teil der Preisschriftensammlung „Natur und Staat“, herausgegeben von Heinrich Ernst Ziegler (deutscher Zoologe), Johannes Conrad (Nationalökonom) und Ernst Haeckel, 1903 in Jena publiziert wurde. Es erschien in immer neueren Auflagen und avancierte zum Standardwerk der Eugenik in Deutschland. In diesem und in anderen Schriften erörtert Schallmayer, dass sich die erblichen Eigenschaften – insbesondere die Leistungsfähigkeit – von Gesellschaften immer wieder in einem zeitlich langen Prozess veränderten. Seine Grundidee ist dabei so simpel wie folgenscher: Eine Gesellschaft setzt sich aus verschiedenen Personen zusammen, mit jeweils verschiedenen Erbanlagen; somit sind die einzelnen Personen einer Gesellschaft in puncto „Rassetüchtigkeit“ ungleich. Gleichzeitig „vermehrten“ sich nicht alle Personen genau gleich, was bedeutet, dass sich manche Erbanlagen mehr verbreiten als andere.²⁵ Als Folge resultiert für den Staat die Notwendigkeit einer „zweckmäßigen Beeinflussung des sozialgenerativen oder Rasseprozesses sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht“²⁶. Das heißt mit einfachen Worten, der Staat solle für eine Vermehrung der Erbanlagen, die zu einem Ansteigen der „Rassetüchtigkeit“ führen, sorgen. Dabei schweben Schallmayer weniger Gesetze im Bereich der Ehe und Fortpflanzung vor, als vielmehr „Beeinflussungen der öffentlichen Meinung im Sinne des Rassedienstes“²⁷ Reformen im Bereich der Kinderförderung, Sexualordnung, des Erbrechts, des Steuerwesens, des Sanitätswesens etc. Als besonders wichtig sah er die Einführung von sogenannten „obligatorischen Personalbögen“ an.²⁸ Diese sollten eventuelle Krankheiten, genetische Anomalien und in einem weiteren Schritt einen kurzen Stammbaum enthalten. So hätte der Staat Eheverbote unter Bezugnahme auf die „Rassetüchtigkeit“ verordnen können. Die Einführung derartiger Bögen erlebte Schallmayer nicht mehr, aber in dieser Tradition standen mehrere Maßnahmen der Nationalsozialisten, wie beispielsweise die „Nürnberger Gesetze“.²⁹

24 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 30.

25 Leimgruber, Euthanasie, S. 79.

26 Zit. n. ebd., S. 80.

27 Zit. n. ebd.

28 Becker, Rassenhygiene, S. 42.

29 Ebd., S. 44 f.

Nach Schallmayers Tod 1919 gerieten er und sein Werk zunehmend in Vergessenheit. Seine Wirkung auf und Bedeutung für die nachkommenden Rassenhygieniker darf jedoch nicht unterschätzt werden.³⁰

Alfred Ploetz

Der Begriff „Rassenhygiene“ ist mit seinem Schöpfer, Alfred Ploetz, untrennbar verbunden. Dieser veröffentlichte 1895 sein Hauptwerk „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen. Grundlinien einer Rassen-Hygiene“. Dabei verwendete Ploetz die Bezeichnungen Eugenik und „Rassenhygiene“ noch als Synonyme.³¹ Ploetz hatte sein Leben ganz der „Rassenhygiene“ verschrieben; er sah darin sein Lebenswerk, eine Art der „religiösen Offenbarung“.³² Bereits in Studentenjahren gründete er zusammen mit einigen Freunden (darunter auch Autor Gerhart Hauptmann) den Verein „Pacific“, der sich das Ziel setzte, „eine Art Kolonie [...] auf freundschaftlicher, sozialistischer und wohl auch pangermanischer Grundlage“³³ in einem Pazifikstaat zu errichten. Um Ideen für einen derartigen Staat zu sammeln, entschied sich Ploetz einige Zeit in der Kolonie Ikarien in den Vereinigten Staaten zu verbringen. Hier hatte der französische Sozialist Étienne Cabet eine nach sozialistischen Prinzipien geleitete Dorfgemeinschaft errichtet. Nach sechs Monaten kehrte Ploetz enttäuscht zurück. Durch die Erfahrung des Misserfolges von Cabets Experiment kam er zur fatalen Erkenntnis, „daß [sic!] mit dem heutigen durchschnittlichen Menschenmaterial der Zusammenhalt solcher Kolonien [...] nicht aufrechtzuerhalten wäre“.³⁴

Ploetz' Forderungen waren denkbar hart: Nur Paare mit ausgesprochen guten Erbanlagen durften Kinder in die Welt setzen. Dem Staat komme die Aufgabe zu, die Fortpflanzung dahingehend zu reglementieren.³⁵ Dabei schwebten Ploetz nicht nur Mittel der positiven Eugenik vor; die „Ausjätung“, das heißt die (Kinder-) Euthanasie, war ein legitimes Instrument des Staates. Gleichzeitig sollte einer „Kontraselektion“ vorgebeugt werden, bei der (beispielsweise durch Kriege) gerade diejenigen vernichtet würden, deren Erbmasse als qualitativ gut gelte, und jene (teuer) am Leben blieben, die ein in Ploetz' Augen „schlechtes“ und „schwaches“ Erbgut besaßen.³⁶ Hilfe für Arme und Schwache sind für ihn nichts als Gefühlsduselei:

„Solche [die Armenfürsorge, T. W.] und andere ‚humane Gefühlsduseleien‘ wie Pflege der Kranken, der Blinden, der Taubstummen, überhaupt aller Schwachen, hindern oder verzögern nur die Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl. [...] Der Kampf ums Dasein muss in seiner vollen Schärfe erhalten bleiben.“³⁷

30 Leimgruber, Euthanasie, S. 78.

31 Becker, Rassenhygiene, S. 58; Klee, Euthanasie, S. 19.

32 Becker, Rassenhygiene, S. 58.

33 Ebd., S. 59.

34 Alfred Ploetz, Lebenserinnerungen (im Ploetz-Archiv), zit. n. ebd., S. 60.

35 Klee, Euthanasie, S. 19.

36 Leimgruber, Euthanasie, S. 84.

37 Alfred Ploetz, Grundlinien einer Rassenhygiene, Nachdruck von Weiß, S. 98, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 20.

Alfred Ploetz, immer nur das Ziel der vollkommen erbgesunden Rasse vor Augen, gründete 1904 ein Periodikum mit dem etwas sperrigen Namen „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene. Zeitschrift für die Erforschung des Wesens von Rasse und Gesellschaft und ihres gegenseitigen Verhältnisses, für die biologischen Bedingungen ihrer Erhaltung und Entwicklung, sowie für die grundlegenden Probleme der Entwicklungslehre“. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass ab Januar 1905 der Psychiater und Schwager von Ploetz, Ernst Rüdin, die Texte für die Veröffentlichung im Heft redigierte. Klee schreibt dabei zu Recht von einer „Ehe mit Symbolcharakter: ‚Rassenhygiene‘ und Psychiatrie verschwägern sich“³⁸. Später ließen sich Pauline Rüdin, Ernst Rüdins Schwester, und Alfred Ploetz wegen Kinderlosigkeit einvernehmlich scheiden.³⁹

Neben dieser Zeitschrift machte Ploetz zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem mit der Gründung der „Gesellschaft für Rassenhygiene“ (ab 1914 „Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene“, DGR) auf sich aufmerksam. Mitbegründer und spätere Mitglieder sind unter anderem der Botaniker Erwin Baur, der Rassenforscher Eugen Fischer, der Erbbiologe Fritz Lenz, der sozialdemokratische Hygieniker Alfred Grotjahn, der zusammen mit dem ersten Vorsitzenden Max von Gruber maßgeblich für die rasche Anerkennung der Bewegung in Deutschland verantwortlich war, sowie der Schriftsteller Gerhart Hauptmann. Andere Vereinigungen mit ähnlich klingenden Namen folgten: so zum Beispiel die „Gesellschaft für soziale Medizin, Hygiene und Medizinalstatistik“, die im gleichen Jahr (1905) gegründet wurde, oder in Österreich die „Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene)“ (WGR)⁴⁰ von 1925.⁴¹

Gedanken über das „lebensunwerte Leben“ und der „Baur-Fischer-Lenz“

Zwei Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges und des „Schandfriedens von Versailles“ gaben der hochrangige Jurist Karl Binding und der Direktor der Freiburger Universitätsklinik Alfred Erich Hoche ein zweibändiges, 62 Seiten umfassendes Büchlein mit dem Titel „Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form“ heraus. Die Schrift gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil, von Binding verfasst, findet sich eine Gegenüberstellung von im Krieg oder in Bergwerken getöteten gesunden jungen Männer mit den InsassInnen von Heil- und Pflegeanstalten. Getötet werden dürften laut dem Autor alle „unheilbar Blödsinnigen“: „Ihr Leben ist absolut zwecklos [...]. Ihr Tod reißt nicht die geringste Lücke – außer vielleicht im Gefühl der Mutter oder

38 Alfred Ploetz, Grundlinien einer Rassenhygiene, Nachdruck von Weiß, S. 98, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 20.

39 Ebd., S. 606.

40 In Österreich waren es vor allem deutschnational bzw. völkisch geprägte Vereinigungen, die zwischen 1923 und 1926 gegründet wurden. Neben der genannten WGR waren die beiden bedeutendsten die Oberösterreichische Gesellschaft für Rassenhygiene in Linz sowie die Grazer Gesellschaft für Rassenhygiene. Alle nahmen die DGR als Vorbild; Thomas Mayer, Familie, Rasse und Genetik. Deutschnationale Eugeniken im Österreich der Zwischenkriegszeit, in: Gerhard Baader/Veronika Hofer/Thomas Mayer (Hrsg.), Eugenik in Österreich. Biopolitische Strukturen von 1900–1945, Wien 2007, S. 162–183, hier S. 165.

41 Leimgruber, Euthanasie, S. 88, 92.

der treuen Pflegerin.⁴² Dabei liege es an einer Kommission, bestehend aus zwei Ärzten und einem Juristen, eine Euthanasie zu beschließen.⁴³

Auch bei Alfred Erich Hoche war es die traumatische Erfahrung des Ersten Weltkrieges, in dem Millionen von jungen, „erbgesunden“ Menschen gestorben waren, die ihn zu einem Befürworter der „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ machte. Hoche unterschied zwei Gruppen von „Blödsinnigen“: Die erste Gruppe umfasste jene PatientInnen, deren geistige Krankheit sich erst im Laufe des Lebens einstellte, so zum Beispiel ältere Menschen oder Menschen mit Schizophrenie. War der „geistige Tod“ – wie es Hoche gern nannte – von Geburt an gegeben, gehörten diese Menschen in die zweite Gruppe. Je nach Gruppe müssten dann andere Maßstäbe angewendet werden. Hoche etablierte in seinem Werk mehrere Begriffe, die unter anderem die Nationalsozialisten in ihr Programm dankbar aufnahmen. Er sprach von „Ballastexistenzen“, „Menschenhülsen“, „geistig Toten“ und „Defektmenschen“. Angesichts derartiger Begriffe ist klar, dass Hoche nicht viel Mitleid für Menschen mit Behinderung hatte, ihnen sogar jegliches Mitleid absprach: „Mitleid ist den geistig Toten gegenüber im Leben und im Sterbensfall die an letzter Stelle angebrachte Gefühlsregung; wo kein Leiden ist, ist auch kein mit-Leiden [sic!].“⁴⁴ Die Kindereuthanasie und die eugenischen Entwicklungen im Dritten Reich hatte er nach eigenen Angaben später allerdings keineswegs gutgeheißen.⁴⁵

1921 erschien ein zweibändiges Werk, das kurze Zeit später zum Standardwerk der „Rassenhygiene“ in Deutschland avancierte: der „Grundriß der menschlichen Erblchkeitslehre und Rassenhygiene“. Seine drei Autoren und der Verleger waren allesamt Mitglieder der DGR: Erwin Baur, Arzt, Botaniker und Professor für Vererbungswissenschaft in Berlin, Eugen Fischer, Rassenforscher und Professor für Anatomie in Freiburg, und Fritz Lenz, der mit seiner Habilitationsschrift „Erfahrungen über Erblchkeit und Entartung an Schmetterlingen“ auf sich aufmerksam gemacht hatte. Der Verleger des Werkes, das nach seinen Autoren allgemein der „Baur-Fischer-Lenz“ genannt wird, war Julius Friedrich Lehmann, NSDAP-Mitglied seit 1920 und ab 1922 zudem Verleger vom „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie“.⁴⁶

Jeder der Autoren schreibt über eines seiner Spezialgebiete: Fischer berichtet unter anderem über „Die Rassenunterschiede des Menschen“. Baur kommt in seinem Artikel („Abriß der allgemeinen Variations- und Erblchkeitslehre“) zum Schluss, dass die „Verhinderung der natürlichen Auslese“ dazu führt, dass „die ständig entstehenden minderwertigen Mutanten nicht ausgemerzt werden“,⁴⁷ Lenz plädiert für die Tötung „von

42 Karl Binding/Alfred Hoche, Die Freigabe der Vernichtung lebensunwerten Lebens. Ihr Maß und ihre Form, Leipzig 1920, S. 31 f., zit. n. Klee, Euthanasie, S. 23.

43 Ebd., S. 22 f.

44 Binding/Hoche, Freigabe, S. 59, zit. n. ebd., S. 26.

45 Ebd.

46 Ebd., S. 27.

47 Erwin Baur, Abriß der allgemeinen Variations- und Erblchkeitslehre, in: Erwin Baur/Eugen Fischer/Fritz Lenz (Hrsg.), Menschliche Erblchkeitslehre und Rassenhygiene (Eugenik). Band I: Menschliche Erblchkeitslehre, München 1936⁴, S. 1–94, hier S. 89.

Geisteskranken, schweren Psychopathen, Säufnern, Schwindsüchtigen, Tauben, Blinden, Zuckerkranken usw.“⁴⁸

Lenz, ab 1923 Lehrstuhlinhaber für „Menschliche Erblehre“ in München, hatte für Adolf Hitler stets lobende Worte übrig: „Jedenfalls hat er [Hitler, T. W.] die wesentlichen Gedanken der Rassenhygiene und ihre Bedeutung mit großer geistiger Empfänglichkeit und Energie sich zu eigen gemacht.“⁴⁹ Die Tatsache, dass der spätere Führer höchstpersönlich den „Baur-Fischer-Lenz“ gelesen hatte, erfüllte die Autoren und besonders Fritz Lenz mit Stolz.⁵⁰

Der „Baur-Fischer-Lenz“, der in den 1920er-Jahren in mehrfachen Auflagen erschien, löste Schallmayers „Vererbung und Auslese“ ab, das bis dahin das Standardwerk der Eugenik in Deutschland war. Ein Vergleich der beiden Werke zeigt eine eindeutige Radikalisierung in den Schlussfolgerungen im „Baur-Fischer-Lenz“. Hatte Schallmayer noch Eheverbote für Erbkrankte in den Mittelpunkt gestellt, gingen Baur, Fischer und vor allem Lenz so weit, die Sterilisierung explizit zu fordern.⁵¹ Hochrechnungen von Grotjahn zufolge müssten laut Lenzschen Kriterien etwa zwanzig Millionen Deutsche – ein Drittel der gesamten deutschen Bevölkerung – zwangssterilisiert werden. Entsprechend groß war seine Genugtuung, dass Hitler „die Sterilisierung nicht nur für extreme Fälle fordert, was für die Gesundung der Rasse ziemlich bedeutungslos sein würde, sondern sie auf den gesamten minderwertigen Teil der Bevölkerung erstreckt wissen will“.⁵²

Nationalsozialistische Rassenideologie⁵³

Die NSDAP nahm zahlreiche Elemente der vorangegangenen rassenhygienischen Debatte in ihre Ideologie auf. Der völkische Staat hatte laut Hitler

„die Rasse in den Mittelpunkt des allgemeinen Lebens zu setzen. Er hat für ihre Reinerhaltung zu sorgen. [...] Er muß [sic!] dafür Sorge tragen, daß [sic!] nur wer gesund ist, Kinder zeugt; daß es nur eine Schande gibt: bei eigener Krankheit und eigenen Mängeln dennoch Kinder in die Welt zu setzen, doch eine höchste Ehre: darauf zu verzichten.“⁵⁴

48 Fritz Lenz, *Menschliche Auslese und Rassenhygiene*, in: Erwin Baur/Eugen Fischer/Fritz Lenz (Hrsg.), *Menschliche Erblehre und Rassenhygiene (Eugenik)*. Band II: *Menschliche Auslese und Rassenhygiene*, München 1923², S. 186, zit. n. Klee, *Euthanasie*, S. 28.

49 Fritz Lenz, *Die Stellung des Nationalsozialismus zur Rassenhygiene*, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie* 25 (1931), S. 300–308, hier S. 302, zit. n. ebd.

50 Ebd.

51 Schmuhl, *Rassenhygiene*, S. 46.

52 Lenz, *Stellung*, S. 304, zit. n. ebd., S. 48.

53 Im folgenden Abschnitt wird auf die rassenhygienische und erbbiologische Ideologie der Nationalsozialisten eingegangen; für die gründlichere Darstellung einer umfassenden Rassenideologie (mit Einbezug unter anderem des Antisemitismus und des Rassismus) siehe Johannes Zischka, *Die NS-Rassenideologie. Machttaktisches Instrument oder handlungsbestimmendes Ideal?* (Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 274), Frankfurt am Main-Bern-New York 1986; Thomas Klepsch, *Nationalsozialistische Ideologie. Eine Beschreibung ihrer Struktur vor 1933* (Studien zum Nationalsozialismus 2), Münster 1990.

54 Hitler, *Kampf*, S. 446.

In der NS-Ideologie waren sowohl die Förderung einer „gesunden Erbmasse“ einerseits, als auch die Abwehr von vermeintlich „schädlichem Erbmaterial“ andererseits wichtige Grundpfeiler. Dabei war die (vorgeblich) wissenschaftliche Disziplin der „Rassenhygiene“ nie ganz deckungsgleich mit dem Nationalsozialismus. Letzterer verband mehrere Strömungen des 19. Jahrhunderts: „Sozialdarwinismus, Pangermanismus, Ariomanie, völkische Ideologie und Rassentheorien“.⁵⁵ Hitler hatte im Grunde zwei Ziele vor Augen, denen er alle anderen ideologischen Prinzipien unterordnete: Zum einen strebte er nach außenpolitischer Macht und Weltherrschaft, zum anderen wollte er die Rassenlehre in allen Lebensbereichen durchsetzen.⁵⁶ Für Letzteres waren die rassenhygienischen Lehren von Ploetz, Lenz und anderen ebenso wichtig wie die rassistischen und antisemitischen Vorstellungen von Arthur de Gobineau, Houston St. Chamberlain und Paul de Lagarde. Diese beschrieben in ihren Werken sehr ausführlich ihre Ansichten zur Überlegenheit der „germanischen“ bzw. „arischen Rasse“ und der „Minderwertigkeit“ vor allem der „semitischen Rasse“.⁵⁷

Durch die Übernahme derartiger Überlegungen in die Sozial- und Gesundheitspolitik wurde von nun an das Individuum verdrängt, und „das Kollektiv des deutschen Volkes, definiert als erbgesunde, rassisch homogene und leistungsfähige Gemeinschaft“,⁵⁸ in das Blickfeld genommen. Für die Menschen mit Behinderung bedeutete dies, dass sie zu „Ballastexistenzen“, „unnützen Essern“⁵⁹, „Defektmenschen“ oder „leeren Menschenhülsen“⁶⁰ degradiert wurden. Mit einem derartigen Vokabular zielte das NS-Regime darauf ab, die Kosten der Patienten im Vergleich zu deren Nutzen für die „Volksgemeinschaft“ in den Vordergrund zu rücken.⁶¹ Dies war Teil einer Propaganda, die die Bevölkerung von der Notwendigkeit der Sterilisierung (die Ermordungen verliefen ohnehin unter Geheimhaltung) überzeugen sollte.⁶²

Euthanasie im Dritten Reich

Vorläufer und Parallelaktionen der T4

Gleichschaltung des Gesundheitswesens

Schon kurz nach der Machtergreifung sicherten sich die Nationalsozialisten die Loyalität der Ärzteschaft, indem sie berufsständische Forderungen erfüllten. Auch Ärz-

55 Peter Weingart et al., *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*, Frankfurt am Main 1988, S. 370.

56 Ebd., S. 371.

57 Dazu vertiefend Klepsch, *Ideologie*, S. 87–98.

58 Brigitte Kepplinger, *Zum Gesundheitssystem im Reichsgau Tirol-Vorarlberg. Eine Skizze*, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), *Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945)*, Innsbruck 2014, S. 83–89, hier S. 83.

59 Zit. n. Schreiber, *Nationalsozialismus*, S. 210.

60 Zit. n. Wolfgang Benz, *Geschichte des Dritten Reiches*, Bonn 2010, S. 170.

61 Schmuhl, *Rassenhygiene*, S. 148.

62 Vertiefend zu der NS-Propaganda im Rahmen der rassenhygienischen Politik ebd., S. 173–177.

te, die nicht bereits Mitglieder der NSDAP waren, erwiesen sich – zumindest in der Anfangszeit – als durchaus loyale Anhänger. Als „tiefgreifendste und weitreichendste Gleichschaltungsmaßnahme“⁶³ kann die Neuordnung des Kassenarztwesens angesehen werden. Das Krankenversicherungsgesetz von 1883 hatte die Ärzte in eine Abhängigkeit von den Krankenkassen gebracht, die sie in ihrem Selbstverständnis nicht akzeptieren wollten. Mit Wohlwollen nahmen sie zur Kenntnis, dass die Nationalsozialisten daran waren, „den Saustall der roten Ortskrankenkassen aus[zum]isten“⁶⁴, wie es der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels formulierte. Bis Ende 1933 gelang es den Nationalsozialisten, die Krankenkassenselbstverwaltungen zu zerschlagen.⁶⁵ Mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 konnte die Regierung gleichzeitig nicht-jüdische Ärzte entlassen. Sozialistische und Sozialdemokratische Mediziner wurden ebenfalls ihres Amtes enthoben und verfolgt.⁶⁶ Die bürokratische Gleichschaltung erfolgte mit dem „Gesetz zur Vereinheitlichung des Gesundheitswesens“ vom Juli 1934, das sogenannte „Beratungsstellen für Erb- und Rassenpflege“ bei den Gesundheitsämtern einrichten ließ.⁶⁷ Deren Aufgabe bestand vor allem darin, (mögliche) „Erbkranke“ dem Amtsarzt zu melden; dieser nahm die Kontrollen vor und legte „Erbarchive“ bzw. „Erbkarteien“ an.⁶⁸ Die Gleichschaltung erfolgte auch auf wissenschaftlicher Seite, indem das Nazi-Regime die Verbreitung von rassenhygienischen Lehren förderte.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass kaum eine andere Berufsgruppe derart hinter den Nationalsozialisten stand wie jene der Ärzte. Schätzungen beziffern den Anteil der NSDAP-Mitglieder innerhalb der Ärztekammer auf 45 Prozent, während von den Lehrpersonen beispielsweise „lediglich“ 25 Prozent der Partei beitraten.⁶⁹

Sterilisierungen

Am 14. Juli 1933, nicht einmal ein halbes Jahr nach der Machtergreifung Hitlers, wurde das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN), kurz „Erbgesundheitsgesetz“, verabschiedet. Das Gesetz listet dabei alle Krankheiten und Behinderungen auf, die als sogenannte „Erbkrankheiten“ galten:

„Erbkrank im Sinne dieses Gesetzes ist, wer an einer der folgenden Krankheiten leidet: 1. angeborenem Schwachsinn⁷⁰, 2. Schizophrenie, 3. zirkulärem (manisch-depressivem) Irresein, 4. erblicher Fallsucht, 5. erblichem Veitsanz (Huntingtonsche Chorea), 6. erblicher Blindheit, 7. erblicher Taubheit,

63 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 138.

64 Zit. n. ebd., S. 140.

65 Ebd., S. 138–140.

66 Klee, Euthanasie, S. 36 f.

67 Elisabeth Dietrich-Daum, Die Psychiatrische Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol 1830 bis 1940, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 109.

68 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 145.

69 Ebd., S. 37.

70 Explizit wurde hier der Terminus „angeboren“ anstatt „erblich“ verwendet, da die Erblichkeit von „Schwachsinn“, d. h. (schwerer) geistiger Behinderung, keineswegs als erwiesen galt.

8. schwerer erblicher körperlicher Mißbildung [sic!]. Ferner kann unfruchtbar gemacht werden, wer an schwerem Alkoholismus leidet.“⁷¹

Statistiken zeigen, dass 96 Prozent der sterilisierten Personen aufgrund von „Schwachsinn“ (52,9 Prozent), Schizophrenie (25,4 Prozent), Epilepsie (14 Prozent) oder manischen Depressionen (3,2 Prozent) dem Gesetz zum Opfer fielen. Den Rest stellten Alkoholiker (2,4 Prozent), Taube (1 Prozent), Blinde (0,6 Prozent), Körperbehinderte (0,3 Prozent) und Menschen mit Chorea Huntington (0,2 Prozent) dar.⁷² Über eine Zwangssterilisierung entschieden mehr als zweihundert sogenannte Erbgesundheitsgerichte, die im Deutschen Reich eine Art „rassenhygienische Sonderjustiz“⁷³ darstellten, ungeachtet der Tatsache, dass es nach dem wissenschaftlichen Stand der damaligen Zeit in den allermeisten Fällen gar nicht möglich war, Erbkrankheiten festzustellen.⁷⁴

Kindereuthanasie

Laut einer Legende stand am Anfang der Kindereuthanasie der sogenannte „Fall Knauer“ im Jahr 1939. Demnach soll ein Elternpaar der Kanzlei des Führers ein Gesuch gestellt haben, um ihrem körperlich schwerst behinderten und blinden Kind den „Gnadentod“ gewähren zu dürfen.⁷⁵ Während einige dieser Geschichte eine große Bedeutung beimessen,⁷⁶ handelt es sich für andere beim „Kind Knauer“ um eine von bestimmten Kreisen der Nationalsozialisten hochgeschaukelte Episode, die die Euthanasie an Kindern mit Behinderung rechtfertigte.⁷⁷ Alles in Allem dürfte das „Kind Knauer“ nicht der Anlass zur Massentötung von Kindern gewesen sein, doch aber einen wichtigen Vorwand für die beteiligten Personen gespielt haben.

Die Kindereuthanasie unterlag von Beginn an strenger Geheimhaltung. Als zentrale Schaltstelle wurde der Reichsausschuß zur wissenschaftlichen Erfassung von erb- und anlagebedingten schweren Leiden damit beauftragt. Im Hintergrund war aber, zumindest zu Beginn, auch Viktor Brack, Oberdienstleiter des Hauptamtes II der Kanzlei des Führers (KdF), involviert.⁷⁸

Im August 1939 wurden mittels eines streng geheimen Erlasses des Reichsministerium des Innern (RMdI) alle Hebammen, Ärzte und sonstigen Geburtshelfern darauf angewiesen, Kinder, die bei der Geburt bereits Behinderungen aufwiesen, zu melden.⁷⁹ Die Operation ging zu Beginn nur schleppend voran. Erst allmählich steigerte sich die Bereitschaft der Ärzte, der Aufforderung nach einer Meldung nachzukommen. Die Mel-

71 Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, § 1, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 39; Schmuhl, Rassenhygiene, S. 156.

72 Zahlen aus Wolfgang Form, Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und seine Entwicklung nach 1945 in Hessen, in: Gerhard Aumüller (Hrsg.), Kontinuität und Neuanfang in der Hochschulmedizin nach 1945, Marburg-Schüren 1997, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 40 f.; Schmuhl, Rassenhygiene, S. 156.

73 Klee, Euthanasie, S. 42.

74 Schreiber, Nationalsozialismus, S. 211.

75 Klee, Euthanasie, S. 81–83.

76 So zum Beispiel Schmuhl, vgl. Schmuhl, Rassenhygiene, S. 182.

77 Diese Ansicht teilt Klee: Klee, Euthanasie, S. 81–83.

78 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 182.

79 Wolfgang Neugebauer, NS-Euthanasieaktionen in Österreich. Ein Überblick, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 37.

debögen wurden in der KdF von Beamten und später von drei medizinischen Gutachtern durchgesehen, die mittels Plus- und Minuszeichen direkt auf dem Bogen über das Leben der/s Neugeborenen entschieden.⁸⁰ Die Tötungen fanden zu einem großen Teil in den oftmals neu eingerichteten sogenannten „Kinderfachabteilungen“ (insgesamt dreißig im gesamten Deutschen Reich⁸¹) in den Krankenhäusern statt. Viele Kinder wurden in Gaswagen ermordet – besonders in der Frühphase. Der Großteil der in Frage kommenden Buben und Mädchen wurde mittels Luminal⁸² und anderer Schlafmittel getötet. Den Eltern wurde vorgegaukelt, man würde bei den Kindern neue, oftmals riskante Therapien anwenden. Die „Therapien“ überlebten die Kinder nie.⁸³

Die „Aktion T4“

Beginn und Apparat

„Reichsleiter Bouhler und Dr. med. Brandt sind unter Verantwortung beauftragt, die Befugnisse namentlich zu bestimmender Ärzte so zu erweitern, daß nach menschlichem Ermessen unheilbar Kranken bei kritischster Beurteilung ihres Krankheitszustandes der Gnadentod gewährt werden kann. gez.: Adolf Hitler“⁸⁴

Mit diesen Worten gab Hitler den Auftrag zu den Euthanasiemorden, der in den folgenden zwei Jahren laut Hartheimer Statistik 70.273 Menschen das Leben kostete.⁸⁵ Obwohl er den Befehl im Oktober 1939 weiterleitete, datierte Hitler ihn auf den 1. September, dem Tag des Beginns des Krieges.⁸⁶ Die in dem Erlass genannten Personen waren der Leiter der Kanzlei des Führers Reichsleiter Philipp Bouhler und sein Leibarzt Prof. Dr. Karl Brandt. Die Aktion stand von Beginn an unter strenger Geheimhaltung. Allen Beteiligten war klar, dass sie in einer rechtlichen Grauzone agierten, und die „Aktion“ im strafrechtlichen Sinne als Mord einzustufen war.⁸⁷

Bouhler, Brandt und Ministerialdirigent Dr. Herbert Linden vom Reichsministerium des Innern bauten schon Monate vor dem Führererlass eine geheime Organisation auf. Durch den Einbezug von Linden wollte man sich der Unterstützung des RMDI, ohne die eine planmäßige Erfassung der PatientInnen nicht möglich gewesen wäre, sicher sein.⁸⁸ Das Zentrum der „Aktion“ war das Hauptamt II der Kanzlei des Führers, dessen Leitung Viktor Brack innehatte. Damit unterstand dieser direkt Bouhler und Brandt. Dem Hauptamt II untergeordnet war die Zentraldienststelle in Berlin mit Adresse Tier-

80 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 184.

81 Neugebauer, NS-Euthanasieaktionen, S. 37.

82 Luminal, eigentlich Phenobarbital, ist ein Schlafmittel und wurde bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein gegen Epilepsie und andere Krankheiten verwendet.

83 Klee, Euthanasie, S. 335–343.

84 Geheimer Führererlass, datiert auf den 1. September 1939, zit. n. Schmuhl, Rassenhygiene, S. 190.

85 Andrea Kammerhofer, „Bis zum 1. September 1941 wurden desinfiziert: Personen: 70.273“. Die „Hartheimer Statistik“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 117–130, hier S. 124.

86 Neugebauer, „Aktion T4“, S. 19.

87 Ebd.

88 Brigitte Kepplinger, NS-Euthanasie in Österreich. Die „Aktion T4“ – Struktur und Ablauf, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 37.

gartenstraße 4 – oder eben „T4“.⁸⁹ Der Leiter davon war Dietrich Allers. Die medizinische Abteilung, der zuerst Prof. Dr. Werner Heyde und ab 1941 Prof. Dr. Hermann Paul Nitsche vorstanden, bildete zusammen mit der Büroabteilung von Gerhard Bohne die Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten (RAG). Die Gemeinnützige Krankentransport GmbH (Gekrat) unter Reinhold Vorberg sollte die Krankentransporte organisieren.⁹⁰ Diese und weitere Scheinunternehmen – mit insgesamt an die etwa fünfhundert MitarbeiterInnen (darunter mindestens fünfzig Ärzte bis Ende der „Aktion“⁹¹) – dienten dazu, die zentrale Rolle der KdF bzw. des Hauptamtes II unter Viktor Brack in der gesamten „Aktion“ so gut als möglich zu vertuschen. Es handelte sich somit „um Abteilungen ein und derselben Gesamtorganisation“⁹².

Die Durchführung – von der Erfassung bis zur Tötung

Der „offizielle“ Beginn der „Aktion T4“ im Deutschen Reich kann mit 9. Oktober 1939 datiert werden: An diesem Tag schickte das RMdI einen Runderlass an alle Heil- und Pflegeanstalten. Dem Erlass beigefügt waren zwei Meldebögen und ein Merkblatt. Die Anstalten wurden angewiesen – ohne weitere Erklärungen –, psychisch kranke und/oder behinderte PatientInnen zu melden. Diese wurden im ersten Bogen eingetragen, während im zweiten Informationen zur Anstalt (Größe, Betten, Personal, Anschluss an Bahnschienen, nächster Bahnhof etc.) erfasst wurden. Ähnlich wie bei der Durchführung der Kindereuthanasie wurden die – anfangs nur sehr zögerlich – zurückgesandten Bögen von drei „GutachterInnen“ der medizinischen Abteilung der Zentraldienststelle mit Plus- und Minuszeichen versehen.⁹³ Dabei entschieden die „GutachterInnen“ unter anderem anhand der Angaben zur Arbeitsfähigkeit und eventuell zur Art der Beschäftigung der einzelnen AnstaltsinsassInnen. Die Bögen wurden dann noch einem der sogenannten „Obergutachtern“ (Linden, später Heyde und Nitsche) vorgelegt, die eine endgültige Entscheidung trafen. Die ausgewählten Bögen wurden darauf der Gekrat übergeben, die die Transporte in die Euthanasieanstalten organisierte.⁹⁴

So waren für die mindestens 100.000 PatientInnen an die vierzig „Begutachter“ zuständig. Über 70.000 Menschen wurden dann schließlich den sechs Tötungsanstalten übergeben, wo sie einen grausamen Tod fanden. In den Gaskammern der Anstalten wurden die ohnehin schon sehr geschwächten Ankömmlinge durch Kohlenmonoxid erstickt. Die sechs Tötungsanstalten waren: Grafeneck/Württemberg (9.839 „Desinfizierungen“), Brandenburg a. d. Havel (9.772), Hartheim (18.269), Sonnenstein/Pirna (13.720), Bernburg a. d. Saale (8.601), Hadamar/Limburg (10.072).⁹⁵

89 Der Umzug in eine Villa in der Tiergartenstraße 4 erfolgt erst im April 1940, vgl. Klee, Euthanasie, S. 121.

90 Neugebauer, „Aktion T4“, S. 20 f.

91 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 192.

92 Aussage Therese Hergenröder, Sekretärin des hessischen Landesrats Bernotat, vom 23.8.1946 im Eichberg-Verfahren, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 121. Eine detaillierte Darstellung der internen Struktur und Organisation des T4-Apparats findet sich in ebd., S. 121 f. und in Kepplinger, NS-Euthanasie, S. 39 und in Neugebauer, NS-Euthanasieaktionen, S. 39.

93 Neugebauer, „Aktion T4“, S. 22 f.

94 Ebd., S. 24.

95 Ebd.

Alle bei der „Aktion T4“ beteiligten Personen und Institutionen übten sich in Geheimhaltung. Die Morde wurden mittels der Angabe von natürlichen Todesursachen vertuscht. Auch der Todesort und -tag wurden falsch angegeben. Damit sollte die Tatsache verschleiert werden, dass es sich um Massentötungen in immer denselben Anstalten handelte. Die Briefe, die die traurige Nachricht vom Tod einer/s Insassin/Insassen der Familie mitteilen sollten, wurden nach stets gleichen Mustern verfasst. Die Leichen wurden mit dem Hinweis auf eine „seuchenpolizeiliche Anordnung“ verbrannt, den Verwandten eine Urne mit einer x-beliebigen Asche gesendet.⁹⁶

Widerstand

Trotz dieser Vorsichtsmaßnahme kamen in der Bevölkerung immer wieder Gerüchte auf, dass die verstorbenen Verwandten in den Anstalten ermordet wurden. Immer wieder soll es zu Ansammlungen von Menschen vor den Anstalten gekommen sein, als die Gekrat mit ihren Bussen eintraf.⁹⁷ Auch das Ausland wurde auf das Euthanasieprogramm aufmerksam. In einer von der Royal Air Force über deutsche Städte abgeworfenen Propagandazeitung wurde beispielsweise auf den Wiener Arzt und „T4“-Beteiligten Dr. Erwin Jekelius aufmerksam gemacht. Auch innerhalb der AnstaltspatientInnen verbreitete sich das Gerücht der Tötungen. Die Angehörigen weigerten sich in der Folge immer mehr, hilfsbedürftige Verwandte an Anstalten abzugeben.⁹⁸

Der lauteste Widerstand kam vom kirchlich-katholischen Lager. Besonderen Ruhm in diesem Zusammenhang erlangte der Bischof von Münster Clemens August Graf von Galen, der in diversen Predigten und Schriften die Euthanasie ansprach und verurteilte.⁹⁹ Sein offenes Ansprechen der Tötungen ermutigte andere Bischöfe und Pfarrer dazu, in Reden darauf einzugehen – eine Tatsache, die im totalitären System des nationalsozialistischen Staates als bemerkenswert angesehen werden kann.¹⁰⁰

„Sonderbehandlung 14f13“ – die Ermordung von KZ-Häftlingen in den Euthanasieanstalten

„T4“-Gutachter wurden ab Anfang 1941 auch von den Leitungen der Konzentrationslager „ausgeliehen“, wo sie „Schwerstkranke“ – Häftlinge, die als arbeitsunfähig eingestuft worden waren – im Rahmen der „Aktion T4“ ermordeten. „14“ stellte das Kürzel für Todesfälle in den KZ dar, „13“ stand für den Tod durch Vergasen. Die von den Gutachtern ausgewählten Personen wurden wiederum durch die Gekrat in eine der Tötungsanstalten gebracht und dort vergast.¹⁰¹ Wie die ärztlichen Gutachter der „Aktion T4“ die „Sonderbehandlung 14f13“ wahrnahmen, kann zum Teil aus dem sehr umfangreichen Briefverkehr von Dr. Friedrich Mennecke, der bereits zuvor unter anderem die Heil-

96 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 208.

97 Ebd., S. 209.

98 Neugebauer, „Aktion T4“, S. 28 f.

99 Ebd., S. 29; Klee, Euthanasie, S. 255 f.

100 Ebd., S. 258 f.

101 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 217 f.

und Pflegeanstalt in Hall in Tirol gesichtet hatte,¹⁰² abgelesen werden: „Auf geht’s zum fröhlichen Jagen!!! Ich bin frisch u. munter, hoffentlich Du auch, Herzli!“¹⁰³ Kepplinger und Reese schätzen die Zahl der durch die „Sonderbehandlung 14f13“ ermordeten KZ-InsassInnen auf 10.000 bis 20.000,¹⁰⁴ Schmuhl auf 20.000.¹⁰⁵ „14f13“ stellte damit eine Art Bindeglied zwischen dem Apparat der Euthanasiemorde und jenem der Konzentrationslager dar.¹⁰⁶

Das Ende von „T4“ und die Weiterführung der Morde als „dezentrale Anstaltsmorde“¹⁰⁷

Am 24. August 1941 erteilte Hitler direkt an Brandt den Befehl, die „Aktion T4“ mit einem Schlag zu beenden.¹⁰⁸ Die Überraschung darüber in den einzelnen Anstaltsleitungen, die telefonisch darüber benachrichtigt worden waren, war groß. Die Ursachen für das offenbar plötzliche Umdenken Hitlers sind nicht ganz klar. Fakt ist aber, dass die Unruhe innerhalb der Bevölkerung in einem für den Führer unannehmbaren Ausmaß zugenommen hatte: Es war der Zeitpunkt des Kriegsbeginns mit der Sowjetunion, für dessen Umsetzung der Führer den Rückhalt in „seinem Volk“ benötigte.¹⁰⁹ Besonders die Predigt des Bischofs von Münster, von Galen, vom 3. August 1941 spielte eine wichtige Rolle in der Aufklärung der Bevölkerung. In der Folge wuchs der Unmut über die dargestellten Ereignisse, und das NS-Regime sah sich unter Druck gesetzt.¹¹⁰ Gleichzeitig war nach der Tötung von über 70.000 PatientInnen das Kurzziel der Freilegung von Betten wohl erfüllt, was den Entschluss zur Beendigung der „Aktion“ erleichtert haben dürfte.

Das Ende der „Aktion T4“ bedeutete aber nicht zwangsläufig das Ende des gesamten „T4“-Apparates. So wurde die Kindereuthanasie bis kurz vor Ende des Krieges weitergeführt, ebenso die „Sonderbehandlung 14f13“. Gleichzeitig wurden die Heil- und Pflegeanstalten angehalten, die Euthanasie dezentral, sprich vor Ort, weiter durchzuführen.¹¹¹ Durch Überdosierungen von Medikamenten sollten „bereitswillige“ Ärzte die Morde im Sinne einer rassenhygienischen Auslese fortsetzen. Den AnstaltsinsassInnen sollte dreimal täglich Luminal in das Essen gemischt werden; zusammen mit einer radikalen Unterversorgung wirkte das Schlafmittel tödlich. Die Opfer erlitten auf diese Weise einen oft Tage andauernden, qualvollen Tod.¹¹² Insgesamt fanden in dieser Phase ungefähr gleich viele Menschen den Tod wie in den beiden Jahren der „Aktion T4“¹¹³

102 Schreiber, Nationalsozialismus, S. 218.

103 Dr. Friedrich Mennecke, T4-Arzt, in einem Brief vom 28.11.1941, 7 Uhr 40, an seine Gemahlin, kurz bevor er im KZ Buchenwald in Frage kommende InsassInnen für die Gaskammer auswählte, zit. n. Klee, Euthanasie, S. 284.

104 Brigitte Kepplinger/Hartmut Reese, Die Nationalsozialistische Euthanasieverbrechen. Orte und „Aktionen“, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 442.

105 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 219.

106 Kepplinger/Reese, Euthanasieverbrechen, S. 443.

107 Für die Verwendung der Begrifflichkeiten wilde Euthanasie bzw. dezentrale/regionale/regionalisierte Anstaltsmorde siehe Neugebauer, NS-Euthanasieaktionen, S. 43.

108 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 210.

109 Kepplinger, NS-Euthanasie, S. 58.

110 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 210 f.

111 Neugebauer, „Aktion T4“, S. 30.

112 Schmuhl, Rassenhygiene, S. 220 f.

113 Neugebauer, NS-Euthanasieaktionen, S. 43.

„...alles was unheilbar ist solle weg...“¹¹⁴ – Die Umsetzung der „Aktion T4“ im Reichsgau Tirol-Vorarlberg

Vor der „Aktion“

Das „Erbgesundheitsgesetz“ trat in Österreich mit 1. Januar 1940 in Kraft. Damit begannen die Zwangssterilisationen auch in der neu dazugekommenen „Ostmark“. Horst Schreiber schätzt die Zahl der Personen im Gau Tirol-Vorarlberg, die dieser grausamen Maßnahme zum Opfer fielen, auf rund vierhundert.¹¹⁵ Die Existenz von „Kinderfachabteilungen“ für die Ermordung „erbkranker“ Kinder im Reichsgau ist nicht belegt. Ob Säuglinge in Tirol und Vorarlberg erfasst und getötet wurden, liegt noch im Unklaren.¹¹⁶

Für die Vorbereitungen der „Aktion T4“ im Gau Tirol-Vorarlberg reiste Viktor Brack höchstpersönlich nach Innsbruck. Dort traf er sich mit Gauleiter Franz Hofer um erste Vorkehrungen zu treffen. Auch der Leiter der staatlichen Gesundheitsverwaltung im Gau, Dr. Hans Czermak, und der Gauamtsleiter für Volksgesundheit, Dr. Josef Malfatti, wurden bereits zu diesem Zeitpunkt über die „Aktion“ informiert. In der Zeit nach dem Treffen legten die beteiligten, allen voran Czermak, ein großes Maß an Eigeninitiative an den Tag.¹¹⁷ Ende August 1940 traf eine ärztliche Kommission unter Leitung von Dr. Friedrich Mennecke in Hall ein. Diese sah sich die Krankenakten der PatientInnen durch. Auf Grundlage dieser Sichtung – und ohne die betreffenden InsassInnen je zu Gesicht bekommen zu haben – stellte die Kommission später von Berlin aus die Transportlisten zusammen. Czermak schloss in der Zwischenzeit eine Abmachung mit Dr. Rudolf Lonauer, der in Personalunion Anstaltsleiter der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart (Linz), ärztlicher Leiter der Tötungsanstalt Hartheim, Beauftragter der RAG und „T4“-Gutachter war: Es wurde beschlossen, dass die RAG für alle Kosten und das weitere Schicksal der PatientInnen ab der Ankunft der Transporte in Niedernhart zuständig war.¹¹⁸ Am 3. Dezember 1940 erhielt Czermak einen Brief aus der Anstalt Niedernhart. In diesem stand, dass eine „Verlegung von Patienten“ in den kommenden neun Tagen durchgeführt werden soll. In den folgenden Jahren war es nicht selten die Direktion der Gau-Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart in Linz – und im Speziellen der Anstaltsleiter Lonauer selbst –, der Dr. Ernst Klebelsberg von der Anstalt Hall entsprechende Befehle erteilte.¹¹⁹

114 Zeugenaussage Dr. Klebelsberg bei der Hauptverhandlung gegen Dr. Czermak vor dem Landesgericht (LG) Innsbruck, 30.11.1949. Tiroler Landesarchiv (TLA), LG Innsbruck, 10 Vr 4740/47, zit. n. Oliver Seifert, Das Sterben in der Heil- und Pflegeanstalt Hall 1942–1945, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 115.

115 Schreiber, Nationalsozialismus, S. 213.

116 Oliver Seifert, „Sterben hätten sie auch hier können“. Die „Euthanasie“-Transporte aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol nach Hartheim und Niedernhart, in: Kepplinger et al. (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim, S. 363.

117 Ebd., S. 364.

118 Ebd., S. 369.

119 Ebd., S. 371.

Durchführung

Der erste Transport am 10. Dezember 1940

Im Vorfeld des ersten Transportes reiste Dr. Georg Renno, Stellvertreter von Lonauer in Hartheim, nach Hall, da „etwas nicht ganz in Ordnung [gewesen] sei“¹²⁰ denn Klebelsberg wollte die Transportlisten nicht ohne Weiteres akzeptieren. Von den insgesamt 291 aufgeführten Personen¹²¹ waren viele, die laut dem Haller Primar noch arbeitsfähig und die deshalb für die Anstalt von Wert waren. Zusammen mit Dr. Helmut Scharfetter, dem Vorstand der Psychiatrischen Klinik Innsbruck, NSDAP-, NS-Ärztebund- und SS-Mitglied, unterbreitete er seine Sorge Czermak, der das Problem Gauleiter Hofer vortrug. Czermak erhielt für Klebelsberg eine Ermächtigung, alle heilbaren PatientInnen von der Liste streichen zu dürfen.¹²² Mit dieser „Generalvollmacht“¹²³ ausgestattet, konnte Primar Klebelsberg insgesamt 112 Menschen vor der Fahrt nach Hartheim – und damit dem sicheren Tod – bewahren. Damit konnte Klebelsberg eine begrenzte Anzahl an Leben retten, hatte aber auch eine ambivalente Rolle inne: Falls er zu viele Menschen von der Liste strich, riskierte er nach eigenen Aussagen durch einen linientreuen NS-Arzt ersetzt zu werden.¹²⁴ Seine Rolle relativierte Klebelsberg im Nachhinein mit den Worten: „Ich habe die Auswahl getroffen, ob der wekommt oder nicht, aber nicht darüber, ob er leben dürfe oder nicht. Wenn ich die Zustimmung nicht gegeben hätte, wären die Leute doch nicht gerettet worden.“¹²⁵ Die Auswahl traf er anhand der Arbeitsleistung der PatientInnen.

Die 111 Männer und 68 Frauen, die nicht von der Liste gestrichen wurden, wurden am 10. Dezember 1940 von Einheiten Rennos mit Autobussen zum Bahnhof in Hall gebracht und von dort mit dem Zug direkt nach Hartheim „verlegt“. Zuvor war ihnen noch eine Marke um den Hals gehängt und ihr Besitz mitgegeben worden.¹²⁶

Neben diesem Transport aus Hall kam es zu einem weiteren aus dem St. Josefs-Institut in Mils, bei dem von ursprünglich 122 geforderten Personen 67 schlussendlich wegtransportiert wurden – wiederum erfolgte eine Streichung mit dem Verweis auf die Arbeitsleistung der Betroffenen. Zudem konnte ein Mann kurz vor der Abfahrt fliehen.¹²⁷

120 Staatsanwaltschaft (StA) Konstanz, 2 Js 524/61, Zeugenaussage Dr. Georg Renno vor der Polizei Frankenthal/Pfalz, 19.2.1963, zit. n. ebd., S. 372.

121 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 113.

122 Friedrich Stepanek, Zur Untersuchung des Personals der Heil- und Pflegeanstalt Hall, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 189 f.

123 Seifert, Sterben, S. 374.

124 Archiv Edwin Tangl (Privatbesitz Rainer Hofmann), Bericht über die Vernehmung von Dr. Klebelsberg durch die Bundespolizeidirektion Innsbruck, 15.5.1946, zit. n. ebd., S. 375.

125 Zit. n. Horst Schreiber, Ein „Idealist, aber kein Fanatiker“? Dr. Hans Czermak und die NS-Euthanasie in Tirol, 2008, [<http://www.horstschreiber.at/texte/czermak-und-die-nseuthanasie-in-tirol>], eingesehen 19.9.2014.

126 Seifert, Sterben, S. 378.

127 Ebd., S. 379.

Der zweite Transport am 20. März 1941

Anfang des Jahres 1941 war es für Czermak sowie Klebelsberg klar, dass es zu weiteren Deportationen kommen würde. Im Vorfeld dieses Transportes wurden auch die Versorgungs-, Armen- und Altenheime von Czermak, Lonauer und Renno besichtigt. Am 14. März folgte der Abtransport von zwanzig Personen aus dem Versorgungshaus Nassereith sowie 19 Patientinnen aus dem Versorgungshaus Imst. Mit Bussen wurden sie nach Hall transferiert. Die Zusammenführung von PatientInnen in der HPA Hall in Tirol diente wohl dem reibungslosen Ablauf der „Aktion“ in Tirol.¹²⁸

Auch aus der Heil- und Pflegeanstalt Valduna bei Rankweil (Vorarlberg) wurden drei Transporte nach Hall getätigt, zwei Transporte wurden am 10. Februar und am 17. März 1941 von Valduna direkt nach Hartheim zur Vergasung geschickt.¹²⁹ Laut Hinterhuber (auf Erhebungen der Staatsanwaltschaft Konstanz basierend) sollen mindestens 447 PatientInnen aus Vorarlberg „verlegt“ worden sein. 220 davon wurden direkt nach Hartheim gebracht.¹³⁰ Valduna wurde mehr oder weniger „geleert“ und von der Wehrmacht als Lazarett verwendet.

Schließlich wurden am 20. März aus Hall 92 Menschen abtransportiert. Dabei strich dieses Mal Klebelsberg nur mehr drei Personen von den Listen. Dies hing damit zusammen, dass er bereits im Vorfeld Halbjahresberichte erstellt hatte, in denen er auf die Arbeitsfähigkeit von einigen der InsassInnen verwiesen hatte. Auf den Transportlisten, die sich nach den Halbjahresberichten richteten, waren demnach nur sehr wenige Personen, die Klebelsberg mit dem Argument der Arbeitsfähigkeit in Hall behalten konnte.¹³¹ Bei den Verhandlungen des Volksgerichtsprozesses vom Jahr 1949 gegen Czermak rechtfertigte Klebelsberg seine Rolle: „Beim zweiten Transport ist nur weggegangen, was ich verantworten konnte. Renno hat mir Richtlinien gegeben in dem Sinne, alles was unheilbar ist solle weg.“¹³²

Der dritte Transport am 29. Mai 1941

Die Leitung der Anstalt Hartheim kündigte bis Mitte Mai einen erneuten Transport an. In der Zwischenzeit forcierten Czermak und Lonauer die Konzentration von geistig behinderten Menschen in der HPA Hall in Tirol, während die Armen- und Versorgungshäuser alten und körperlich behinderten Personen vorbehalten werden sollten. Über den dritten Transport ist nur wenig bekannt. Man weiß nur von 29 Personen sicher, dass sie am 29. Mai 1941 von Hall wegtransportiert worden sind: „21 Frauen aus dem

128 Seifert, *Sterben*, S. 379–381.

129 Ebd., S. 381.

130 Hartmann Hinterhuber, *Ermordet und vergessen. Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten in Nord- und Südtirol*, Innsbruck 1995, S. 47.

131 Seifert, *Sterben*, S. 383.

132 Zeugenaussage Dr. Klebelsberg bei der Hauptverhandlung gegen Dr. Czermak vor dem Landesgericht (LG) Innsbruck, 30.11.1949. *Tiroler Landesarchiv (TLA)*, LG Innsbruck, 10 Vr 4740/47, zit. n. Seifert, *Heil- und Pflegeanstalt*, S. 115.

Versorgungshaus Ried [...], vier Männer und zwei Frauen aus der Anstalt Hall [...] und je ein Mann und eine Frau aus dem St. Josefs-Institut in Mils [...].¹³³

Interessant ist die Intervention des Innsbrucker Oberbürgermeisters Egon Denz bei Gauleiter Hofer, um einen Abtransport aus den Innsbrucker Heimen zu verhindern. Dies beweist, dass Einflussnahmen im kleinen Rahmen durchaus möglich waren.¹³⁴

Der vierte Transport am 31. August 1942

Im August 1941 wurde die „Aktion T4“ von Berlin aus eingestellt. Umso erstaunlicher ist es, dass es rund ein Jahr später zu einem erneuten Transport aus Hall, diesmal nach Niedernhart, kam. Nicht nur aus diesem Grund war dieser vierte und letzte Transport aus dem Gau Tirol-Vorarlberg einzigartig.¹³⁵ Auch die Durchführung der Morde mittels einer Überdosierung von Arzneimitteln war in diesem Zusammenhang eine Neuheit.¹³⁶

Dem Transport am 31. August 1942 gingen energische Interventionen von Czermak bei Lonauer und bei zuständigen Stellen in Berlin voraus. Er klagte über die „überfüllte“ Anstalt Hall in Tirol, was laut ihm „ein ganz außerordentlich beklagenswerter Zustand“¹³⁷ war. Schlussendlich erreichte Czermak den gewünschten Abtransport. Oliver Seifert nimmt an, dass die Transportlisten aus einem Zusammenwirken vor allem von Czermak und Lonauer, aber in begrenzten Umfang auch Klebelsberg, entstanden waren.¹³⁸ Mit zwei Bussen wurden die 60 PatientInnen diesmal von den eigenen PflegerInnen der HPA Hall in Tirol bis nach Niedernhart gebracht. Der dortige Anstaltsleiter Lonauer hatte bereits im Vorfeld eine Art „Tötungsstation“ eingerichtet, in der alle sechzig Ankömmlinge „zu Tode gespritzt“¹³⁹ wurden.

Später benachrichtigte Lonauer Czermak schriftlich über den Tod der PatientInnen. Dabei bemerkte er, dass „diese Behandlungsmethode praktischer und reibungsloser ist als die frühere“.¹⁴⁰

Reaktionen der Opfer

Reaktionen von InsassInnen, die von Tirol aus nach Hartheim bzw. Niedernhart gebracht wurden, sind sehr spärlich erhalten. Es ist davon auszugehen, dass viele der Opfer – vor allem jene, die nur leichte Behinderungen hatten – von ihrem Schicksal wussten bzw. es zumindest erahnten. Es sind hierzu nur einige wenige Zeugenaussagen vorhanden, wie zum Beispiel jene der Schwester Oberin, einer Pflegerin von Nassereith:

133 Seifert, *Sterben*, S. 386.

134 Ebd.

135 Ders., *Heil- und Pflegeanstalt*, S. 115.

136 Ders., *Sterben*, S. 401.

137 TLA, Reichsstatthaltereie (RStH) in Tirol und Vorarlberg, Abt. IIIa1 (medizinische Angelegenheiten), Zl. M-XI 1941 (Heil- und Pflegeanstalten), Dr. Czermak an Dr. Lonauer, 3.7.1942, zit. n. ebd., S. 398.

138 Ebd., S. 399; Seifert, *Heil- und Pflegeanstalt*, S. 115.

139 Seifert, *Sterben*, S. 401.

140 TLA, RStH in Tirol und Vorarlberg, Abt. IIIa1 (medizinische Angelegenheiten), Zl. M-XI 1941 (Heil- und Pflegeanstalten), Dr. Lonauer an Dr. Czermak, 5.11.1942, zit. n. ebd., S. 402.

„Die Pfleglinge machten keine besonderen Schwierigkeiten, da sie glaubten, es handle sich um eine Spazierfahrt. Nur ein Pflegling aus Imst, die sich bereits im Auto befand, schrie wiederholt, „wir kommen unter die Metzger“, sodass sogar die Bevölkerung aufmerksam wurde.“¹⁴¹

Für die Kinderanstalt Mariathal in Kramsach berichtete Schwester Alberta Berchtenbreiter von 23. Mai 1941, als 61 Kinder mit Bussen abgeholt wurden:

„[...] Im Verbringen in die Autos spielte sich mancher Kampf ab. Ein ganz braver Bub mit 6 Jahren wurde von der Tante abgeholt: Beim Ausgang wurde ihr der Kleine weggerissen und ins Auto verbracht. Ein 14-jähriger Bub verkroch sich im Dach, wo die Männer nicht hin konnten. Alle Kunst, ihn heraufzubringen, war vergeblich. Eine Schwester mußte [sic!] den Versuch machen: Als er die Schwester sah, kam er von selbst herauf – um das Los der anderen zu teilen. Ein 16-jähriger Bub lag schwer krank im Bett. Ich bat den Kleinen dazulassen, er sterbe ja ohnehin gleich. Es war umsonst. Er mußte [sic!] zu den anderen ins Auto [...] Unter den Entführten waren einige größere, ältere Buben und Mädchen, die willig und tüchtig Haus- und Gartenarbeiten verrichteten. Auf die Bitte, diese dazulassen, versprach man, sie wiederzubringen: Es kam aber niemand mehr zurück!“¹⁴²

Und weiter:

„[...] und alle Kinder, es waren damals 60 [sic!] an der Zahl wurden mit Gewalt und gegen unseren Einspruch weggebracht. Die Kinder haben geweint und gejammert und als sie in den Omnibussen untergebracht worden waren, hörte man die Kinder nicht mehr, sondern wurde es alsbald still. Ich nehme an, bzw. hat es uns damals den Anschein erweckt, dass den Kindern damals irgendwelche Einspritzungen verabreicht wurden.“¹⁴³

Beim Abtransport von InsassInnen des St. Josefs-Institut in Mils am 10. Dezember 1940 konnte ein Mann fliehen; wie viel er von seinem bevorstehenden Schicksal wusste, ist nicht bekannt.¹⁴⁴ Aus der HPA Hall ist ein Fall überliefert, in dem eine Patientin in grauer Vorahnung einen Brief an ihren Cousin schreibt, er möge sie herausholen, bevor sie zur „Verurnung“ gebracht werde. In der Tat war sie beim ersten Transport Ende 1940 dabei. Ihr Cousin erhielt nur mehr eine Urne.¹⁴⁵

141 TLA, LG Innsbruck, 10 Vr 4740/47 (Verfahren Dr. Hans Czermak), Zeugenvernehmung Sr. Martha Puschmann vor dem LG Innsbruck, zit. n. Seifert, Sterben, S. 389.

142 Zit. n. Hinterhuber, Ermordet, S. 105 f.

143 Archiv Edwin Tang (Privatbesitz Rainer Hofmann), Bericht über die Vernehmung der Leiterin der Idiotenanstalt Mariathal, Alberta Berchtenbreiter, von der Bundespolizeidirektion Innsbruck, 7.12.1946, zit. n. Seifert, Sterben, S. 389.

144 Ebd., S. 390.

145 Ebd.

Reaktionen der Verwandten

Wie im gesamten Deutschen Reich erhielten auch die Verwandten von PatientInnen aus den Tiroler und Vorarlberger Anstalten oft erst Wochen nach dem Tod eine Nachricht mit erfundener Todesursache und Todesort. Dass die zugesandte Urne nicht die Asche der/s Verwandten enthielt, hatte sich auch hier schnell herumgesprochen. Interventionen von Angehörigen direkt bei der Anstaltsleitung in Hall in Tirol bzw. Hartheim hatten nur selten Erfolg. Entweder wurde ihnen der Besuch der – nicht selten bereits ermordeten – PatientInnen verweigert, oder ihnen mitgeteilt, diese seien wiederum in eine andere Anstalt wegtransportiert worden. Auch persönliche Anfeindungen gegen Primar Klebelsberg von Seiten der Angehörigen waren nicht selten. Ihm wurde unter anderem vorgeworfen, über die Köpfe der Angehörigen hinweg entschieden zu haben.¹⁴⁶

Nach der „Aktion“

Hitler beendete im August 1941 die „Aktion T4“. Der letzte Transport aus Hall im August 1942 stellt für die Heil- und Pflegeanstalten im Deutschen Reich eine Ausnahme dar. Dass jedoch auch in anderen Anstalten nach dem Stopp der „offiziellen“ Euthanasie nicht Schluss war mit dem Morden, beweisen die Sterberaten in den einzelnen Anstalten: Ab 1942 stiegen sie wieder enorm an. Inwieweit die InsassInnen der HPA Hall in Tirol davon betroffen waren, soll in diesem Kapitel erörtert werden.¹⁴⁷

Dr. Hans Czermak bemühte sich – teils aus „blindem Gehorsam“ und Karrierebewusstsein, teils aus überzeugtem nationalsozialistischen Rassenwahn¹⁴⁸ – ab November 1942 immer stärker, eine eigene Euthanasie-Station in Hall zu etablieren. Dazu kontaktierte er mehrmals Dr. Lonauer, der eine derartige Station einrichten und leiten sollte.¹⁴⁹ Dieser Umstand kann als Beweis gelten, dass Dr. Klebelsberg sich davor sträubte, diesen letzten Schritt bei der Ermordung selbst Hand anzulegen, umzusetzen.¹⁵⁰ Auch war es Klebelsberg, der nach eigenen Aussagen Czermak und Lonauer von derartigen Plänen abbrachte. Die Pläne lagen in den nächsten Jahren mehr oder weniger auf Eis, bis sich Lonauer im März 1945 hilfesuchend an Czermak wandte und ihn bat, ihm und seiner Familie eine geheime Unterkunft in Tirol zu beschaffen. Czermaks Antwort zeugt von seiner nationalsozialistischen Überzeugung bis zum Schluss: „Treten Sie ‚inkognito‘ vorübergehend als Oberarzt in unsere Heilanstalt Solbad Hall ein und organisieren Sie dort die Reduzierung des Krankenstandes, denn die Anstalt ist zum Bersten voll.“¹⁵¹ Ob Lonauer dem „Angebot“ folgte, ist nicht belegt und gilt als unwahrscheinlich.¹⁵²

146 Seifert, *Sterben*, S. 392–394.

147 Die folgende Darstellung fußt aus Mangel an zusätzlicher aktueller Literatur größtenteils auf Seifert, *Sterben*.

148 Schreiber, *Idealist*.

149 Seifert, *Heil- und Pflegeanstalt*, S. 116.

150 Ebd., S. 117, 143.

151 Hans Czermak an Rudolf Lonauer, 17.4.1945, abgedruckt in: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), *Widerstand und Verfolgung in Tirol 1934–1945*. Band 1, Wien-München 1984, S. 497, zit. n. Seifert, *Heil- und Pflegeanstalt*, S. 117.

152 Ebd.

Eindeutig nachgewiesen ist allerdings die stark erhöhte Sterblichkeit in der Anstalt zwischen 1943 und 1945. Lag die Anzahl der Todesfälle pro Jahr zwischen 1935 und 1938 bei durchschnittlich rund 4 Prozent, erhöhte sich die Zahl zwischen 1939 und 1943 auf 6,6 Prozent, und in den letzten beiden Kriegsjahren auf 17 (!) Prozent.¹⁵³ Seifert macht dazu auf mehrere strukturelle, im Folgenden aufgelistete Bedingungen aufmerksam.¹⁵⁴

Die Versorgungslage

Es liegt auf der Hand, dass die Versorgungslage im gesamten Reich in den letzten beiden Kriegsjahren miserabel war, und dass die Krise in der Beschaffung des Lebensnotwendigsten insbesondere die „unnützen Esser“ in den Anstalten traf. Die Rationen an Lebensmitteln pro Person wurden drastisch gekürzt. 1946 machte sich die Lage besonders bemerkbar, als die Menschen mit einem Drittel dessen auskommen mussten, was in Friedenszeiten als normal galt. Dazu kam der Umstand, dass die InsassInnen der HPA Hall nicht über andere Formen der Lebensmittelbeschaffung, wie etwa den Handel über dem Schwarzmarkt, ihre Lage verbessern konnten. Zudem waren sie Opfer der nationalsozialistischen Politik, die auf eine grundsätzliche Benachteiligung von AnstaltsinsassInnen zielte. Dies bezeugt unter anderem ein Erlass von 1940: Von den den Krankenhäusern zugeteilten „Sonderzulagen“ waren die psychiatrischen Anstalten explizit ausgeschlossen.¹⁵⁵ Der Erlass wurde erst im Mai 1946 in Tirol aufgehoben. Dass der Zustand der PatientInnen der HPA Hall nach Kriegsende sehr schlecht war, beweist die Aussage einer US-amerikanischen Sanitätseinheit: Diese habe nach Besichtigung der HPA Hall erklärt, „in keinem Kazett [sic!] solcher Art herabgekommene Leute gefunden zu haben“.¹⁵⁶

Die desolote Versorgungssituation mit Brennstoffen in den Jahren 1944 und 1945 trugen nicht minder zu einer Verschlechterung der körperlichen Verfassung der InsassInnen bei, wenngleich davon die Bevölkerung als Ganzes gleichermaßen betroffen war und eine gezielte Benachteiligung der Anstalten bislang nicht nachgewiesen wurde.¹⁵⁷

Zudem mangelte es nicht selten an lebensnotwendigen Medikamenten. Infektionskrankheiten breiteten sich auf den Stationen der HPA Hall rasant aus, und oftmals endeten viele der heute als harmlos geltenden Krankheiten mit dem Tod der/s Betroffenen.

Man kann davon ausgehen, dass diese markante Unterversorgung an Lebensmitteln, Heizstoffen und Medikamenten zum Tode vieler PatientInnen führte. Allerdings kann der Verdacht auf die gezielte Tötung beispielsweise durch Nahrungsentzug nicht be-

153 Die zugrunde legenden Zahlen beruhen auf Dirk Dunkel, Grundlegende statistische Auswertungen zur Heil- und Pflegeanstalt Hall während der NS-Zeit, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 146.

154 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 119–139.

155 Ebd., S. 120 f.

156 Protokoll über die mündliche Verhandlung der Disziplinarkommission für Landesbeamte beim Amte der Tiroler Landesregierung, 30.10.1951. TLA, ATR, Präsisium (Personalakten) I, Personalakt Julius Vogt, zit. n. ebd., S. 124; diese Darstellung ist insofern noch erschreckender, als dass die für Hall zuständige 103. Infanteriedivision zuvor das KZ Dachau befreit hatte, ebd.

157 Ebd., S. 128 f.

legt werden.¹⁵⁸ Gleiches gilt für die Heizzituation¹⁵⁹ und die Versorgung mit Medikamenten.¹⁶⁰ Jedoch kann anhand der Quellen eine Art „Hierarchisierung des Wertes“¹⁶¹ der PatientInnen festgestellt werden, in dem Maße, als dass InsassInnen, die als heilbar galten, besser versorgt wurden als solche, bei denen eine Behandlung als aussichtslos angesehen wurde.¹⁶²

Die räumliche Situation

Die ab 1940 720 Betten der HPA Hall in Tirol waren bis 1944 durchgehend überbelegt. Die Transporte nach Hartheim und Niedernhart bedeuteten nur eine kleine Erleichterung, da den weggebrachten PatientInnen stets rasch neue folgten. Das hatte auch damit zu tun, dass nach 1940 vermehrt auch SüdtirolerInnen und VorarlbergerInnen nach Hall gebracht wurden.¹⁶³ Besonders dramatisch war die Lage Mitte 1944, als für 702 PatientInnen nur insgesamt 640 Betten bereitstanden. Die hygienischen Bedingungen waren demnach katastrophal. Als extremes Beispiel dient die Darstellung der Männerabteilung 7: Hier waren Alte, Kranke und Pflegebedürftige untergebracht; zudem wurden nach Juni 1944 immer mehr neue „unruhige Patienten“¹⁶⁴ hier einquartiert. Drei Viertel aller 72 nach Juni 1944 verstorbenen Patienten, die auf dem Anstaltsfriedhof beerdigt sind, starben hier.¹⁶⁵ Alles in allem muss die räumliche Situation ähnlich katastrophale Zustände angenommen haben wie in Zeiten des Ersten Weltkrieges.¹⁶⁶

Personal

Bereits 1937 waren in der HPA Hall in Tirol im Verhältnis zu anderen reichsdeutschen Anstalten wenige PflegerInnen und Ärzte aktiv: Der Pflegeschlüssel lag bei eins zu sieben, was bedeutet, dass auf eine/n PflegerIn sieben PatientInnen kamen. Nach dem Anschluss wurde die Zahl der PflegerInnen erhöht. So kam es, dass in den ersten Kriegsjahren keine größeren Einbußen an Personal zu verzeichnen waren. Ab 1943 änderte sich die Lage aber radikal. Durch den Einzug zur Wehrmacht und Krankenstände verringerte sich die Anzahl der anwesenden Ärzte bei einer stetig wachsenden Zahl an InsassInnen. Kriegsbedingt kam es auch zu den weitaus folgenschwereren Engpässen bei den PflegerInnen, insbesondere bei den männlichen.¹⁶⁷

158 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 126.

159 Ebd., S. 129.

160 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 132.

161 Christof Beyer, Die pfälzische Heil- und Pflegeanstalt in Klingenstein im Nationalsozialismus, in: Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation (Hrsg.), NS-„Euthanasie“ und lokaler Krankenmord in Oldenburg, Klingenstein und Sachsen. Erinnerungskultur und Betroffenenperspektive (Berichte des Arbeitskreises 6), Münster 2011, S. 55–70, hier S. 57, zit. n. ebd., S. 126; dies war jedoch kein ausschließliches Phänomen der Kriegszeit, sondern bereits in den Jahrzehnten zuvor und unmittelbar nach 1945 mehr oder weniger gängige Praxis, siehe unter anderem Dietrich-Daum, Heil- und Pflegeanstalt, S. 105.

162 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 126.

163 Ebd., S. 133.

164 Ebd.

165 Ebd., S. 133–135.

166 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 102.

167 Ebd., S. 136 f.

Seifert führt dies mitunter als Grund für die höhere Sterberate bei Männern an.¹⁶⁸ Die anthropologischen Studien zu den Leichenfunden auf dem ehemaligen Anstaltsfriedhof legen die Vermutung nahe, dass die PatientInnen vermehrt geschlagen wurden.¹⁶⁹ Inwieweit dieses Vorgehen durch die Ideologie des Nationalsozialismus beeinflusst oder vielmehr damals gängige Praxis war, lässt sich nicht feststellen. Für Seifert ist eine Verbindung beider Motive am wahrscheinlichsten.¹⁷⁰

Eine gezielte Tötung von InsassInnen mittels Medikamenten, wie sie nach Beendigung von „T4“ in vielen reichsdeutschen Heil- und Pflegeanstalten üblich war, lässt sich für die HPA Hall nach derzeitigem Wissensstand weder beweisen, noch vollends widerlegen.¹⁷¹ Auch die Errichtung des Friedhofes im November 1942 steht wahrscheinlich nicht im Zusammenhang mit Czermaks Plänen, Morde vor Ort durchzuführen. Vielmehr erhoffte sich die Stadtverwaltung mehr Platz für den überfüllten Stadtfriedhof.¹⁷²

Nichtsdestotrotz muss erwähnt werden, dass die Versorgungslage miserabel war. Die Ärzte der HPA Hall hatten sich offensichtlich mit der institutionalisierten Schlechterbehandlung der InsassInnen abgefunden.¹⁷³ Der Tod stellte insofern einen ständigen Begleiter der PatientInnen der HPA Hall auch nach „T4“ dar.

Schluss

Die nationalsozialistische Euthanasie stellt ein äußerst trauriges Kapitel der Zeitgeschichte dar. Dabei war die Rassenideologie, die der „Aktion“ zugrunde lag, keine reine Erfindung der Nazis. Sie bedienten sich scheinbar wissenschaftlicher Theorien und Konzepte, die dem Gedanken des Sozialdarwinismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprungen und bis in die 1940er-Jahre in immer perfideren Spielarten weiterentwickelt worden waren. Auch wenn die wissenschaftliche Disziplin der (deutschen) „Rassenhygiene“ zu keiner Zeit deckungsgleich war mit dem politischen Programm der NSDAP, war doch sie es, die der Partei und vor allem Hitler¹⁷⁴ die Ideen und die vorgeblich wissenschaftliche Grundlage gab.¹⁷⁵

In einem weiteren, abstrakteren Sinn war es die Absicht des Verfassers zu veranschaulichen, wie die Wissenschaft (vor allem, wenn sie polemisch wirkt) langfristig das Denken und Handeln von Personen und Personengruppen beeinflussen kann. Der Nationalsozialismus und dessen institutionalisierter Massenmord waren zwar keine zwangsläufigen Folgen der zutiefst unmenschlichen Rassentheorien des 19. und 20.

168 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 137.

169 George McGlynn/Nadine Carlich-Witjes, Vorbericht zu den biologisch-anthropologischen Untersuchungen am Skelettmaterial des Friedhofs der Heil- und Pflegeanstalt Hall, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 290–298 und im Besonderen ebd., S. 298.

170 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 138 f.

171 Ebd., S. 143.

172 Oliver Seifert, Der Anstaltsfriedhof der Heil- und Pflegeanstalt Hall 1942–1945, in: Perz et al. (Hrsg.), Schlussbericht, S. 248 f.

173 Seifert, Heil- und Pflegeanstalt, S. 144.

174 Beispielsweise Hitler, Kampf, S. 311–362, bei dem unter anderem Rassenhygieniker und -theoretiker mit ihren Ideen Pate standen.

175 Weingart et al., Rasse, S. 370.

Jahrhunderts, aber deren Wesensverwandtschaft ist auch keineswegs als rein zufällig zu betrachten.

Die eigentliche „Aktion T4“, die mit einem mündlichen Befehl Hitlers begann, lief unter großer Geheimhaltung. Für die Ermordung der „Ballastexistenzen“ wurde ein eigener Verwaltungsapparat mit bestimmten Vollmachten aufgebaut. Ein ausgeklügeltes Täuschungssystem sollte für die Geheimhaltung sorgen. Neben seiner radikalen Unmenschlichkeit sticht die „Aktion“ vor allem auch wegen ihrer Rolle als „wichtige Vorstufe für den Holocaust“, „in organisatorischer, personeller und technologischer Hinsicht“¹⁷⁶ hervor.

Mit dieser Arbeit konnte zudem gezeigt werden, dass aus dem Reichsgau Tirol-Vorarlberg mindestens 686 Personen (mindestens 466 aus Tirol, mindestens 220 aus Vorarlberg) in die Tötungsanstalten abtransportiert wurden. Die HPA Hall in Tirol erfüllte eine zentrale Sammelfunktion für den Reichsgau. Hier wurden die selektierten Personen aus den umliegenden Pflegeanstalten des Tiroler Raumes Reichsgaus konzentriert, ehe sie nach Hartheim oder Niedernhart weitertransportiert wurden. Die Vertreter des Reichsgaus waren besonders in der Person von Dr. Hans Czermak an der Ermordung von psychisch kranken und behinderten Menschen interessiert. Seine Unterwürfigkeit gegenüber dem NS-Regime sowie sein Karrierismus machten aus ihm einen der schärfsten Verfechter der „Tötung lebensunwerten Lebens“. In der Rolle des Primars Klebelsberg wurde die ambivalente Haltung vieler Ärzte (sowie anderer Berufsgruppen) im Bezug mit dem Nationalsozialismus aufgezeigt. Obwohl er nach eigener Aussage ein Gegner der Euthanasie war, konnte er sich mit dem System arrangieren, um zumindest einen Teil der InsassInnen zu retten. Durch diese Praxis legitimierte er jedoch auch die Tötung vieler anderer PatientInnen.

Literatur

Ammon, Otto, Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen, Jena 1896².

Baur, Erwin, Abriß der allgemeinen Variations- und Erblehre, in: Erwin Baur/Eugen Fischer/Fritz Lenz (Hrsg.), Menschliche Erblehre und Rassenhygiene (Eugenik). Band I: Menschliche Erblehre, München 1936⁴, S. 1–94.

Becker, Peter Emil, Zur Geschichte der Rassenhygiene. Wege ins Dritte Reich, Stuttgart-New York 1988.

Benz, Wolfgang, Geschichte des Dritten Reiches, Bonn 2010.

derStandard.at, Ausgrabungen in Hall in Tirol beendet, 14.11.2011, [<http://derstandard.at/1319182805511/Psychiatrie-Friedhof-Ausgrabungen-in-Hall-in-Tirol-beendet>], eingesehen 6.5.2014.

Projektteam „Psychiatrische Landschaften/Psichiatria Confini“ (Hrsg.), Die unsichtbare Arbeit. Zur Geschichte der psychiatrischen Pflege im historischen Tirol von 1830 bis zur Gegenwart, in: Psychiatrische Landschaften | Psichiatria Confini, o. D., [http://arbeit.psychiatrische-landschaften.net/?page_id=6], eingesehen 5.10.2014.

Dietrich-Daum, Elisabeth, Die Psychiatrische Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol 1830 bis 1940, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 99–110.

Duden online, Euthanasie, [<http://www.duden.de/node/685056/revisions/1193702/view>], eingesehen 9.9.14.

Duden online, Eugenik, [<http://www.duden.de/node/685056/revisions/1193702/view>], eingesehen 8.9.14.

Dunkel, Dirk, Grundlegende statistische Auswertungen zur Heil- und Pflegeanstalt Hall während der NS-Zeit, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 145–186.

Haeckel, Ernst, Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben, auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft, Berlin 1870², [<http://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=hvd.32044066291840;view=1up;seq=11>], eingesehen 7.10.2014.

Hinterhuber, Hartmann, Ermordet und vergessen. Nationalsozialistische Verbrechen an psychisch Kranken und Behinderten in Nord- und Südtirol, Innsbruck 1995.

Hitler, Adolf, Mein Kampf, München 1939⁴⁸⁹.

Kammerhofer, Andrea, „Bis zum 1. September 1941 wurden desinfiziert: Personen: 70.273“. Die „Hartheimer Statistik“, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 117–130.

Kepplinger, Brigitte, NS-Euthanasie in Österreich. Die „Aktion T4“ – Struktur und Ablauf, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 35–62.

Dies., Tötungsanstalt Hartheim 1940–1945, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 63–116.

Dies., Zum Gesundheitssystem im Reichsgau Tirol-Vorarlberg. Eine Skizze, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 83–89.

Dies./Reese, Hartmut, Die Nationalsozialistische Euthanasieverbrechen. Orte und „Aktionen“, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 437–473.

Klee, Ernst, „Euthanasie“ im Dritten Reich. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ (Die Zeit des Nationalsozialismus 18674), Frankfurt am Main 2010.

Klepsch, Thomas, Nationalsozialistische Ideologie. Eine Beschreibung ihrer Struktur vor 1933 (Studien zum Nationalsozialismus 2), Münster 1990.

Leimgruber, Florian, Euthanasie und Sterilisierung im ehemaligen „Reichsgau Tirol-Vorarlberg“ während des II. Weltkrieges 1939–45, Diss. Innsbruck [1988].

Mayer, Thomas, Familie, Rasse und Genetik. Deutschnationale Eugeniken im Österreich der Zwischenkriegszeit, in: Gerhard Baader/Veronika Hofer/Thomas Mayer (Hrsg.), Eugenik in Österreich. Biopolitische Strukturen von 1900–1945, Wien 2007, S. 162–183.

McGlynn, George/Carlichi-Witjes, Nadine, Vorbericht zu den biologisch-anthropologischen Untersuchungen am Skelettmaterial des Friedhofs der Heil- und Pflegeanstalt Hall, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 275–299.

Neugebauer, Wolfgang, Die „Aktion T4“, in: Kepplinger et al., (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 17–34.

Ders., NS-Euthanasieaktionen in Österreich. Ein Überblick, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 35–48.

Parma.Repubblica.it, [<http://da-parma-a-mauthausen-parma.blogautore.repubblica.it/>], eingesehen 5.10.2014.

Schmuhl, Hans-Walter, Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung „lebensunwerten Lebens“, 1890–1945 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 75), Göttingen 1987.

Schreiber, Horst, Ein „Idealist, aber kein Fanatiker“? Dr. Hans Czermak und die NS-Euthanasie in Tirol, 2008, [<http://www.horstschreiber.at/texte/czermak-und-die-nseuthanasie-in-tirol>], eingesehen 19.9.2014.

Ders., Tiroler Studien zu Geschichte und Politik, Bd. 8: Nationalsozialismus und Faschismus in Tirol und Südtirol. Opfer, Täter, Gegner, Innsbruck 2008.

Schwarz, Peter, Der Gerichtsakt Georg Renno als Quelle für das Projekt Hartheim, in: Zentrale österreichische Forschungsstelle Nachkriegsjustiz (Hrsg.), Nachkriegsjustiz.at, 11.9.2014, [http://www.nachkriegsjustiz.at/ns_verbrechen/euthanasie/renno_psw.php#zw3], eingesehen 5.10.2014.

Seifert, Oliver, „Sterben hätten sie auch hier können“. Die „Euthanasie“-Transporte aus der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol nach Hartheim und Niedernhart, in: Brigitte Kepplinger/Gerhart Marckhgott/Hartmut Reese (Hrsg.), Tötungsanstalt Hartheim (Oberösterreich in der Zeit des Nationalsozialismus 3), Linz 2013³, S. 359–410.

Ders., Das Sterben in der Heil- und Pflegeanstalt Hall 1942–1945, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 111–144.

Ders., Der Anstaltsfriedhof der Heil- und Pflegeanstalt Hall 1942–1945, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), Innsbruck 2014, S. 229–249.

Ders., Dr. Ernst Klebelsberg, in: Projektteam „Psychiatrische Landschaften/Psichiatria Confini“ (Hrsg.), Psychiatrische Landschaften | Psichiatria Confini, o. D. [<http://psychiatrische-landschaften.net/node/146>], eingesehen 5.10.2014.

Stepanek, Friedrich, Zur Untersuchung des Personals der Heil- und Pflegeanstalt Hall, in: Bertrand Perz/Thomas Albrich/Elisabeth Dietrich-Daum et al. (Hrsg.), Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945 (Veröffentlichungen der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945), S. 187–209.

Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt, Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland, Frankfurt am Main 1988.

Zischka, Johannes, Die NS-Rassenideologie. Machttaktisches Instrument oder handlungsbestimmendes Ideal? (Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 274), Frankfurt am Main-Bern-New York 1986.

Abkürzungsverzeichnis

ATLR	Amt der Tiroler Landesregierung
DGR	Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene
Gekrat	Gemeinnützige Krankentransport GmbH
GzVeN	Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, bzw. Erbgesundheitsgesetz
HHStA	Hessisches Hauptstaatsarchiv
HPA	Heil- und Pflegeanstalt
KdF	Kanzlei des Führers
LG	Land(es)gericht
RAG	Reichsarbeitsgemeinschaft Heil- und Pflegeanstalten
RMdl	Reichsministerium des Innern
RStH	Reichsstatthalterei
StA	Staatsanwaltschaft
TLA	Tiroler Landesarchiv
WGR	Wiener Gesellschaft für Rassenpflege (Rassenhygiene)

T4-Personenverzeichnis¹⁷⁷

Allers, Dietrich	Geschäftsführer der Zentraldienststelle (T4), † 22.3.1975 München.
Bohne, Gerhard	1939 bis 1940 Leiter der Reichsarbeitsgemeinschaft für Heil- und Pflegeanstalten (RAG), † 8.7.1981.
Bouhler, Philipp	Leiter der Kanzlei des Führers, ab 1939 „Euthanasiebevollmächtigter“, † 19.5.1945 Dachau (Suizid).
Brack, Viktor	Oberdienstleiter des Hauptamtes II der Kanzlei des Führers in Berlin (mit „Aktion T4“ beauftragt), † 2.6.1948

¹⁷⁷ Die Darstellung entstammt aus verschiedenen Werken der angegebenen Literatur; als größte Hilfe für den Verfasser dieser Arbeit sowie als Empfehlung für weitere Personenrecherchen im Zusammenhang mit der Aktion T4 soll auf das äußerst umfangreiche Verzeichnis in Klee, Euthanasie, S. 544–605 verwiesen werden.

- Landsberg (Hinrichtung).
- Prof. Dr. Brandt, Karl Adolf Hitlers chirurgischer Begleitarzt, ab 1939 „Euthanasiebevollmächtigter“, † 2.6.1948 Landsberg (Hinrichtung).
- Dr. Czermak, Hans Leiter der Abteilung III („Volkspflege“) im Gau Tirol-Vorarlberg, † 30.4.1975 Innsbruck.

Im Original ist hier ein Foto von Dr. Hans Czermak zusammen mit Gauleiter Franz Hofer und Volksgruppenführer Peter Hofer aus dem Juni 1941 abgebildet.

- Denz, Egon 1938 bis 1945 Oberbürgermeister von Innsbruck, Mitglied der NSDAP und der SS, † 15.12.1979 Innsbruck.
- Prof. Dr. Heyde, Werner bis 1941 Leiter der medizinischen Abteilung der Zentraldienststelle („T4“), † 13.2.1964 Zuchthaus Butzbach (Suizid).
- Hofer, Franz Gauleiter in Tirol-Vorarlberg, † 18.2.1975 Mülheim an der Ruhr.
- Dr. Jekelius, Erwin T4-Gutachter, 1940 bis 1942 Leiter der „Kinderfachabteilung“ Wien-Spiegelgrund, † 8.5.1952 Vladimírski Gefängnis des sowjetischen Innenministeriums.
- Dr. Klebelsberg, Ernst von 1925 bis 1950 Primararzt in der Heil- und Pflegeanstalt Hall in Tirol, † 13.5.1957 Hall in Tirol.

Im Original ist hier ein Foto von Dr. Ernst Klebelsberg abgebildet.

- Dr. Linden, Herbert Ministerialdirigent im Reichsministerium des Innern, Reichsbeauftragter für die Heil- und Pflegeanstalten, † 27.4.1945 Berlin (Suizid).
- Dr. Lonauer, Rudolf Anstaltsleiter der Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart bei Linz und ärztlicher Leiter der Tötungsanstalt Hartheim, zudem Beauftragter der Reichsarbeitsgemeinschaft für Heil- und Pflegeanstalten, und „T4“-Gutachter, † 5.5.1945 Linning bei Neuhofen a. d. Krems (Suizid).
- Dr. Malfatti, Josef Gauamtsleiter für Volksgesundheit im Gau Tirol-Vorarlberg, † k. A.

Dr. Mennecke, Friedrich	„T4“-Gutachter, † 28.1.1947 Zuchthaus Butzbach.
Prof. Dr. Nitsche, H. Paul	ab 1941 Leiter der medizinischen Abteilung der Zentraldienststelle („T4“), † 25.3.1947 Dresden (Hinrichtung).
Nohel, Vinzenz	Leichenverbrenner in der Tötungsanstalt Hartheim, † 27.5.1946 Landsberg (Hinrichtung).
Dr. Renno, Georg	Stellvertreter von Lonauer in Hartheim, † 4.10.1997 Neustadt an der Weinstraße.

Im Original ist hier ein Foto von Dr. Georg Renno abgebildet.

Dr. Scharfetter, Helmut	Vorstand der Psychiatrischen Klinik Innsbruck, SS-Untersturmführer, Mitglied der NSDAP und des NS-Ärztebundes, † 3.6.1979.
Vorberg, Reinhold	Leiter der Gemeinnützigen Krankentransport GmbH (Gekrat), † 2.10.1983 Bonn.

Thomas Walli ist Studierender des Bachelorstudiums Geschichte im 9. Semester und des Masterstudiums Politikwissenschaft im 1. Semester an der Universität Innsbruck. thomas.walli@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Thomas Walli, „Wir kommen unter die Metzger.“ Die Umsetzung des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms im Reichsgau Tirol-Vorarlberg, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 253–286, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Seminare 2016

Arbeitsmigration in Österreich mit Blick auf Vorarlberg

Nele Gfader

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Thomas Albrich

eingereicht im Semester: WS 2014/2015

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Labor Migration in Austria with references to Vorarlberg

This paper is about labor migration in Austria and Vorarlberg. The paper includes a definition of the essential concepts of migration. In the following chapters the Austrian and Vorarlberg migration history, the government regulated recruitment of Turkish guest-workers and their historical and economic importance will be displayed. The focus of this paper is to show which historical developments have caused recruitment of foreign workers and which positive and negative effects this political move had for Austria and also for the migrants themselves.

Hinweis

Die verwendeten Bilder und Grafiken wurden von der Autorin aus online zur Verfügung stehenden Materialien direkt übernommen. Für die Grafiken, die von der Website www.okay-line.at stammen, liegt eine schriftliche Einverständniserklärung von Frau Dr. Eva Grabherr, die die Publikation im Rahmen dieser Arbeit erlaubt, vor.

Einleitung

Bereits in der Habsburgermonarchie war das deutschsprachige Kernland von zahlreichen Wanderbewegungen geprägt. Die industrielle Revolution und die Verbesserung öffentlicher Verkehrsmittel ließen Migration zu einem Massenphänomen heranwachsen. Der wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegszeit Mitte der 1950er-Jahre brachte einen erheblichen Arbeitskräftemangel mit sich, dem Österreich nach bun-

desdeutschem Vorbild durch Anwerbeabkommen mit den verschiedensten Staaten entgegenzuwirken versuchte. Die Abkommen mit der Türkei und Jugoslawien waren für Österreich von zentralster Bedeutung und aufgrund des Scheiterns des Rotationsprinzips aus sozio-politischer Sicht am folgereichsten, wie aktuelle Integrationsdebatten verdeutlichen.

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Thematik Arbeitsmigration in Österreich und Vorarlberg. Die Arbeit ist nach thematischen Gesichtspunkten gegliedert. Sie beinhaltet aufgrund dieser Fokussierung einen Definitionsversuch der wesentlichsten Begrifflichkeiten. In den folgenden Kapiteln werden neben der österreichischen und der Vorarlberger Migrationsgeschichte auch die staatlich gelenkte Anwerbung türkischer GastarbeiterInnen sowie deren soziale Situation wie wirtschaftliche Bedeutung dargestellt. Im Mittelpunkt steht dabei der Versuch, aufzuzeigen, welche historischen Entwicklungen eine Anwerbung von ausländischen ArbeiterInnen bedingten und mit welchen positiven wie negativen Auswirkungen dieser politische Eingriff für Österreich, aber auch für die MigrantInnen verbunden war.

Daher geht diese Arbeit folgenden Fragestellungen nach: Wie stellt sich die Anwerbung türkischer GastarbeiterInnen im historischen Kontext der österreichischen wie Vorarlberger Migrationsgeschichte dar? Was waren zentrale Migrationsmotive türkischer MigrantInnen und mit welchen sozialen Schwierigkeiten waren diese Menschen im Zielland Österreich konfrontiert?

Die Thesen, dass die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte sowohl von den Anwerbeländern, wie etwa Österreich eines war, als auch von den MigrantInnen selbst als zeitlich begrenztes Mittel zum Zweck verstanden wurde und dass erst die sozio-ökonomischen Veränderungen, die das Scheitern des Rotationsprinzips mit verursacht haben, die Dimension des „tatsächlichen Niederlassens“ bedingt haben, werden in dieser Arbeit vertreten.

Zur wissenschaftlichen Erarbeitung dieser Thematik wurden Printmedien in Form von Fachliteratur sowie Onlineresourcen verwendet. Die Grundlagenliteratur bilden der Aufsatz von Rainer Bauböck und das Werk von Karl Alber und Ernst Gehmacher sowie die Werke von Kurt Greussing, Erika Thurner und Simon Burtscher.

Österreichische Migrationsgeschichte

Definitionsversuch der Begrifflichkeiten Migration und Arbeitsmigration

Wie die Einleitung bereits verdeutlicht hat, beschäftigt sich diese Arbeit mit den Aspekten von Migration, wenn auch zeitlich und regional eingegrenzt. Diese inhaltliche Fokussierung fordert nicht zuletzt aus Verständnisgründen eine anfängliche nähere Besprechung der zentralsten Begrifflichkeiten dieser Arbeit. Daher werden im folgenden Unterkapitel die Termini *Migration* und *Arbeitsmigration* skizziert.

Migration

Der Begriff „Migration“ lässt sich aus dem Lateinischen (*migrare*) herleiten und bedeutet so viel wie „umziehen“ oder „den Ort wechseln“.¹ Diese antike Grundbedeutung trifft zwar den Kern der Thematik, ist für aber für diese Arbeit zu vage, da sozio-politische Aspekte nicht aufgegriffen werden. Heute umfasst der Migrations-Begriff zahlreiche Konkretisierungen und Differenzierungen, die anhand verschiedenster Typologien unterschieden werden können. So wird anhand *geographischer* bzw. *räumlicher* Aspekte zwischen Binnenwanderung und internationaler Migration und deren jeweiligen strukturellen Merkmalen unterschieden. Während die Binnenwanderung die Wanderung innerhalb eines Staates (Land-Stadt-Migration) beschreibt, ist unter internationaler Migration das Überschreiten politischer Grenzen im Zuge eines Wohnortswechsels zu verstehen.² Des Weiteren spielt in zahlreichen Definitionsversuchen von Migration der Aspekt der *Dauer* eine wesentliche Rolle. So definieren etwa die United Nations (UN) das Verlassen des gewöhnlichen Wohnortes (*usual residence*) bereits ab drei Monaten als eine temporäre Migration (*short-term migration*). Der Aufenthalt – also die Emigration bzw. Immigration – von mehr als zwölf Monaten in einem anderen Staat/Ort definiert die UN als Langzeitmigration (*long-term migration*).³ Diese Definition greift vor allem den Aspekt der Dauer auf, um zwischen PendlerInnen, die internationale Grenzen täglich überqueren, und MigrantInnen zu unterscheiden.

Somit kann anhand der UN-Definition zusammengefasst werden, dass ein internationaler Migrant/eine internationale Migrantin eine Person ist, die ihren gewöhnlichen Aufenthaltsort verlässt, um in einem anderen Staat sesshaft zu werden, wodurch eine neue *usual residence* geschaffen wird.

Beate Steinhilber erweitert den Begriff der internationalen Migration, indem sie den Prozess der Migration vor der eigentlichen Ausreise ansetzt und nicht mit der physischen Ankunft der immigrierenden Person enden lässt. So wird der MigrantInnenstatus erst durch die Entscheidung der eingewanderten Person die Staatsbürgerschaft des Ankunftslandes anzunehmen oder durch die Rückkehr ins Herkunftsland aufgehoben.⁴

Auch Bernhard Perchinig denkt den Begriff der Migration weiter und widerspricht gleichzeitig Steinhilber, da er von dem Phänomen des/r „immerwährenden Migranten/Migrantin“ ausgeht, das er wie folgt argumentiert:

„Wereinmal für ein, zwei Jahre ein Land verlassen hat und dann wieder in dieses zurückkehrt und bis zum Ende seines Lebens dort bleibt, bleibt immer ein/e MigrantIn, hat er/sie doch das Land, in dem er/sie ein, zwei Jahre lebte und das so zum

1 Migration, in: Duden, Das Fremdwörterbuch, Mannheim 2010, S. 669.

2 Annette Treibel, Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht, München 2011, S. 20 ff., und United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Statistics Division: Recommendations on Statistics of International Migration (Statistical Papers Series M, No. 58, Rev. 1), New York 1998, S. 18.

3 Ebd.

4 Beate Steinhilber, Grenzüberschreitungen. Remigration und Biographie – Frauen kehren zurück in die Türkei, Frankfurt am Main 1994, S. 26 f.

neuen Land des gewöhnlichen Aufenthalts' wurde, für länger als ein Jahr verlassen."⁵

Neben diesen räumlichen und zeitlichen Aspekten spielt bezogen auf den Migrationsbegriff auch die *Ursache* bzw. das *Motiv* für die jeweilige Ein- oder Auswanderung eine wesentliche Rolle. Unterschieden wird zwischen freiwilliger Migration (Arbeitsmigration) und erzwungener Migration (Fluchtmigration). Auch wenn die Hauptmotive für Migration die *Suche nach Arbeit* und der *Schutz vor Verfolgung* sind, muss angemerkt werden, dass eine Differenzierung zwischen Arbeitsmigration und Fluchtmigration heute angesichts aktueller Entwicklungen kaum möglich bzw. wenig sinnvoll ist, da sich Zwang und Freiwilligkeit immer mehr vermischen. So sehen sich Menschen aufgrund politischer Verfolgung oder akuter Armut zur Flucht gezwungen.⁶

Der Aspekt des *Umfangs* ist die vierte und letzte Klassifikation in Treibels Typologie und beschreibt, wie viel Personen an einer Wanderung beteiligt sind. Daher wird zwischen Einzel-, Gruppen- und Massenwanderung differenziert.⁷

Arbeitsmigration

Arbeitsmigration ist als Sonderform der Migration zu verstehen und benennt gleichzeitig den Migrationstypus und das zentrale Motiv der Migration.⁸ Wie oben bereits angesprochen, kann diese Form der Migration nicht eindeutig als rein freiwillig angesehen werden und ist dennoch von erzwungener Migration, Migration aus gesundheitlichen Gründen sowie Migration aufgrund einer Heirat zu unterscheiden. Zumal ArbeitsmigrantInnen ihren Heimatort oftmals verlassen, da sie sich im Zielland Arbeit im Allgemeinen oder bessere Lohnbedingungen erwarten, die es ermöglichen, Ersparnisse anzulegen, um sich so eine spätere Existenz im Herkunftsland zu sichern. Somit besteht bei dieser Form der Migration eine feste Rückkehrabsicht. Der Zeitpunkt der Rückkehr hängt meist mit dem Erreichen eines angestrebten Kapitals zusammen.⁹

Auf globaler Ebene bringt diese Wanderung neben einer Umverteilung von Arbeitskräften auch sozioökonomische wie politische Veränderungen mit sich, die im Laufe dieser Arbeit noch näher aufgezeigt werden.

Historischer Abriss der österreichischen Migrationsgeschichte

Das deutschsprachige Kernland der Habsburgmonarchie war bis ins 19. Jahrhundert von drei verschiedenen Wanderbewegungen geprägt:¹⁰

5 Bernhard Perchinig, Migration, Integration und Staatsbürgerschaft – was taugen die Begriffe noch? in: Herbert Langthaler (Hrsg.), Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde, Innsbruck 2010, S. 13–33, hier S. 14.

6 Treibel, Migration in modernen Gesellschaften, S. 20 f.

7 Ebd.

8 Thomas Geisen, Arbeitsmigration: WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft, Frankfurt am Main 2005, S. 19.

9 Klaus Bade, Ausländer, Aussiedler, Asyl. Eine Bestandsaufnahme, München 1994, S. 42.

10 Heinz Fassmann/Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen, Wien 1995, S. 13 f.

- Die im 17. und 18. Jahrhundert stattfindenden Zwangsaussiedlungen von Protestanten, wie etwa die Deportation der „Landler“ nach Siebenbürgen oder ins Banat unter Maria Theresia,
- die wirtschaftlich bedingten Saisonwanderungen (Schwabenzüge) aus den Alpen- und Karpatenländern in die Agrargebiete des Alpenvorlandes und Ungarns
- und die Zuwanderung politischer, wirtschaftlicher und künstlerischer Eliten aus dem Ausland nach Wien.

Die industrielle Revolution und in weiterer Folge die Verbesserungen im öffentlichen Verkehr ließen Migration zu einem Massenphänomen heranwachsen. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts nahmen die Wanderdistanzen deutlich zu. Ziele waren zumeist die Großstädte der Monarchie wie etwa Wien oder Prag sowie die industriellen Zentren – das südliche Wiener Becken, die Obersteiermark oder das Vorarlberger Rheintal. Das Ausmaß der damaligen Zuwanderung verdeutlichen die Einwohnerzahlen der Stadt Wien. 1790 lebten in Wien mit Vorstädten 200.000 Menschen. 1860 hatte sich diese Zahl mit knapp 500.000 Einwohnern mehr als verdoppelt und bis 1910 verzehnfacht.¹¹ Das Dampfschiff war seit dem späten 19. Jahrhundert das zentrale (Übersee-)Transportmittel. Da dadurch Reisen nach Übersee kürzer und erschwinglicher wurden, war es neben der Hoffnung auf Arbeit oder berufliche Selbstständigkeit mit ausschlaggebend für eine starke Auswanderungswelle nach Übersee. Zwischen 1870 und 1910 verließen rund 3,5 Millionen Menschen Österreich-Ungarn. Alleine aus dem heutigen Gebiet Vorarlbergs emigrierten bis 1938 5.000 Menschen in die USA. Neben den USA waren auch Brasilien und Argentinien häufige Zielländer.¹²

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einer weiteren Auswanderungswelle nach Übersee. Siebzig Prozent (22.462 Personen) der österreichischen Übersee-Auswanderer kamen in der Zwischenkriegszeit aus dem heutigen Burgenland, das seit 1921 zur Republik Österreich gehörte. Mit dem Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland kam es aufgrund der systematischen Verfolgung von Juden und anderen Menschengruppen zu einem Massenexodus. Dabei gelang rund 125.000 österreichischen Juden die Flucht.¹³

Nach 1945 gab es weitere quantitativ hohe Wanderungs- bzw. Flüchtlingsbewegungen nach Österreich, die hier kurz angedeutet werden sollen. In den Jahren 1945–1950 immigrierte rund eine Million Volksdeutsche aus dem Osten Europas nach Österreich. Rund die Hälfte dieser Menschen blieb schlussendlich auch im Land. 1956 endete der Ungarische Volksaufstand mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen, der eine enorme Auswanderungswelle zur Folge hatte. 180.000 UngarInnen flüchteten nach Österreich. Viele dieser Flüchtlinge wanderten in die USA und Kanada weiter aus; 8.000 kehrten zurück und 18.000 blieben in Österreich. Der wirtschaftliche Aufschwung Mitte der

11 Fassmann/Münz, *Einwanderungsland Österreich?*, S. 13–28.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 29 ff.

1950er-Jahre und der damit einhergehende Arbeitskräftemangel bewirkten eine staatlich gelenkte Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte. Dieses bewusste Eingreifen der Politik stellt eine Sonderform in der österreichischen Migrationsgeschichte dar, die das anschließende Kapitel näher beleuchten wird.¹⁴

In der Folge der Ereignisse des Prager Frühlings verließen 1968/69 innerhalb eines Jahres rund 160.000 TschechInnen und SlowakInnen ihre Heimat via Österreich. Auch wenn Österreich immer wieder freiwillig Flüchtlinge aus Übersee wie etwa aus Chile oder Argentinien aufnahm, war der Flüchtlingszustrom in den 1970er-Jahren eher gering. Ab den 1980er-Jahren war Österreich aufgrund zahlreicher kriegerischer Auseinandersetzungen wieder Ziel oder Zwischenstation mehrerer Migrations- bzw. Flüchtlingswellen. So gewährte Österreich zwischen 1992–1995 rund 80.000 Bürgerkriegsopfern aus Kroatien und Bosnien-Herzegowina vorübergehend Aufenthalt. Zu dieser Zeit verschärfte sich die ausländerfeindliche Stimmung in der Gesellschaft und Politik, was ab 1993 zu einem restriktiveren Asyl- und Fremdenrecht führte. Das Drittstaatenprinzip, das aus diesen Gesetzesverschärfungen resultierte, ermöglichte es Österreich, zahlreichen Kriegsoptionen die Ein- oder Durchreise zu verwehren.¹⁵ Weshalb „die Hauptlast dieser größten Flüchtlingswelle seit 1945/46 [...] Bosnien-Herzegowina selbst sowie Kroatien, Serbien, Slowenien und Montenegro [trugen].“¹⁶

Mit dem Beitritt Österreichs zur EU 1995 und dem daraus resultierenden Schengener Abkommen veränderte sich die Einwanderungspolitik in Österreich drastisch.

„In der Zweiten Republik wurden Zuwanderung und Arbeitsmarkt durch die kooperative Interessenspolitik von Staat, Gewerkschaft und Unternehmerverbänden gelenkt. Dieses für Österreich typische sozialpartnerschaftliche System der Zuwanderungs- und Arbeitsmarktregulierung wurde 1993 von einem Quotensystem abgelöst, das Neuzuzüge wesentlich erschwerte. [...] Die Einführung dieses Aufenthaltsgesetzes markierte eine Zäsur in der bis dahin relativ offen gehandhabten Zuwanderungspolitik.“¹⁷

Aktuell wird die Zuwanderung in Österreich durch ein Quotensystem geregelt, wobei die rechtliche Grundlage für die Zuwanderung nach Österreich das Fremdenrechtspaket von 2005 bildet, das auch die Basis für das Niederlassungs-, das Aufenthalts- und das Asylgesetz von 2009 ist. Seit 2011 ersetzt die Rot-Weiß-Rot Card die quotenge-regelte Zuwanderung nach Österreich. Ihr liegt ein Punktesystem zugrunde, das die Bereiche Alter, Deutschkenntnisse sowie Berufsausbildung berücksichtigt.

Das Bild der Zuwanderung in Österreich setzt sich heute aus zahlreichen Formen zusammen, wie die unten stehende Grafik zeigt. Insgesamt sind 2012 125.600 ausländische Staatsangehörige – davon 17.413 Asylwerbende – eingewandert, während gleichzeitig 74.400 Österreich wieder verließen. Somit ergibt sich eine im Vergleich mit

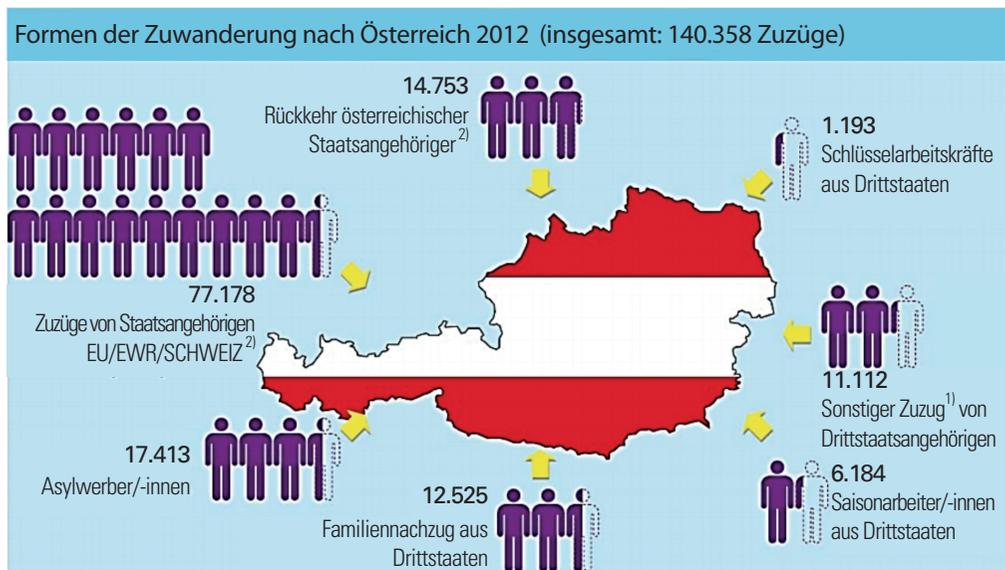
14 Fassmann/Münz, *Einwanderungsland Österreich?*, S. 34 f.

15 Ebd., S. 35 ff.

16 Ebd., S. 37.

17 Sylvia Hahn, Österreich, in: Klaus Bade/Pieter Emmer u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Paderborn 2007, S. 171–188, hier S. 186.

vorangegangenen Jahren eine höhere Netto-Zuwanderung von 51.200 Personen, die aber vor allem auf den EU-Beitritt einiger Staaten zurückzuführen ist.¹⁸



Grafik 1: Formen der Zuwanderung¹⁹

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Österreich seit jeher ein Einwanderungsland ist, das heute mit einer zahlenmäßig geringeren, wenn auch aufgrund von politischen, wirtschaftlichen wie sozialen Veränderungen komplexeren Zuwanderung konfrontiert ist.

Das folgende Kapitel geht nun näher auf die Arbeitsmigration in den 1960er-Jahren ein und versucht deren besondere Rolle im Kontext der österreichischen Migrationsgeschichte aufzuzeigen.

Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte von 1960 bis zum Anwerbestopp 1973

Der wirtschaftliche Aufschwung Mitte der 1950er-Jahre, das Abwandern vieler ÖsterreicherInnen aufgrund des niedrigen Lohnniveaus ins Ausland sowie der stockende Zustrom der ländlichen Bevölkerung in Industriezweige kann als Auslöser bzw. als Beginn für eine aktive österreichische Migrationspolitik der Zweiten Republik gesehen werden. Nicht zuletzt, weil VertreterInnen der Bundeswirtschaftskammer (BWK) die Zulassung ausländischer Arbeitskräfte forderten.²⁰

18 ÖIF, Fact Sheet 04 Migration und Wirtschaft, April 2014, [http://www.integrationsfonds.at/fileadmin/Integrationsfond/Fact_Sheets/Fact_Sheet_04_Migration_und_Wirtschaft.pdf], eingesehen 15.9.2014, S. 3–4.

19 Die Grafik wurde von der Autorin aus dem ÖIF-Bericht „Migration und Wirtschaft“ von 2014 direkt übernommen, S. 4.

20 Hannes Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, in: Hannes Wimmer (Hrsg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich, Frankfurt a. M.-New York 1986, S. 241–280, hier S. 5 f.

„Nach der Integration der Zuwanderer der Nachkriegsjahre reagierte Österreich auf die steigende Nachfrage von Arbeitskräften Anfang der sechziger Jahre mit der Anwerbung von ‚Gastarbeitern‘. Das heißt: Die Rekrutierung von Arbeitskräften fand nicht mehr im Inland statt, sondern im Ausland [...]“²¹

Auch wenn Österreich im Vergleich mit anderen europäischen Ländern erst spät mit einem Arbeitskräftemangel konfrontiert worden war, musste von politischer Seite dennoch reagiert werden. Die Bundeswirtschaftskammer (BWK) und der Österreichische Gewerkschaftsbund (ÖGB) kamen 1961 im Rahmen des Raab-Olah-Abkommens, das nach den jeweiligen Präsidenten Ing. Julius Raab und Franz Olah benannt ist, überein, den österreichischen Arbeitsmarkt nach bestimmten Vereinbarungen zu öffnen. Damit reagierte man nicht nur auf die Forderung von Unternehmen, sondern in erster Linie auf das Urteil des Verfassungsgerichtshofs (VGh) vom 18. Dezember 1959, der drei Erlässe des Bundesministeriums für soziale Verwaltung (BMfSV), die auf der Verordnung über ausländische Arbeitnehmer von 1933 aufbauten, mit Wirkung ab dem 15. Juni 1960 für gesetzwidrig erklärt hatte.²²

Das Raab-Olah-Abkommen legte die Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften auf Basis von Kontingenten fest. Zu Beginn wurde ein Kontingent von 47.000 festgesetzt, wobei die Kontingente jährlich neu beschlossen wurden. Das Abkommen, das einen Kompromiss zwischen ÖGB und BWK darstellte, beinhaltete weiters die zeitliche Begrenzung des Aufenthalts auf ein Jahr (Rotationsprinzip), die bescheinigte unbedenkliche Gesundheit der ausländischen Arbeitskräfte, die gesicherte Rückreise der GastarbeiterInnen sowie faire Arbeitsbedingungen und die gleichberechtigte Entlohnung der ausländischen gegenüber den inländischen ArbeiterInnen. Zudem durften Arbeitsstellen streikender inländische Arbeitskräfte nicht mit GastarbeiterInnen besetzt werden. Bei Kündigungen mussten jedoch ausländische Arbeitskräfte vor einheimischen Arbeitskräften entlassen werden. Dieses Abkommen mit den hier dargestellten Vereinbarungen bildete von 1962 bis zum Inkrafttreten des AusländerInnenbeschäftigungsgesetzes 1975 die rechtliche Grundlage für die staatlich gelenkte Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte.²³

Die staatlich gelenkte Anwerbung war in Mitteleuropa schon voll im Gange, als Österreich sich in die Gruppe der Anwerbeländer einreihete. Die BRD hatte bereits 1955 ein Anwerbeabkommen mit Italien geschlossen. Österreich schuf, um in diesem Konkurrenzkampf um Arbeitskräfte bestehen zu können, Anwerbeinstrumentarien nach BRD-Vorbild.²⁴ „[E]s umfasste eine koordinierende Institution im Inland mit Kommissionen als Verbindungsstellen in den Entsendeländern und Anwerbe- und Sozialversicherungsabkommen.“²⁵

21 Eveline Wollner, Die Reform der Beschäftigung und Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte Anfang der 1960er Jahre in Österreich, in: *Zeitgeschichte* 34 (2007), Heft 4, S. 213–225, hier S. 213 f.

22 Ebd.

23 Ebd., S. 217 ff. und Rainer Bauböck, „Nach Rasse und Sprache verschieden“. Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute (Reihe Politikwissenschaft/Political Science Series 31), Wien 1996, S. 12 ff.

24 Wollner, Reform der Beschäftigung, S. 218 f.

25 Ebd., S. 219.

Das erste Abkommen schloss Österreich mit Spanien, wobei dieses ohne Folgen blieb. 1964 und 1966 folgten Abkommen mit der Türkei und Jugoslawien, die heute noch zentrale Herkunftsländer von Einwanderern sind. Geplante Abkommen mit Griechenland und Italien kamen nicht zustande. Die Anwerbung an sich erfolgte auf offiziellem Weg über die Anwerbbestellen in Istanbul und Belgrad. Diese Stellen arbeiteten mit den nationalen Arbeitsämtern zusammen. Ziel dieser Zusammenarbeit war es, die BewerberInnen hinsichtlich ihrer Berufserfahrung und Qualifikation zu klassifizieren und in die entsprechenden Branchen in Österreich einzuteilen. Obwohl die Anwerbung über den offiziellen Weg sicherstellte, dass Firmen nur Arbeitskräfte mit entsprechenden Qualifikationen zugeteilt bekamen, entschieden sich viele Unternehmen aus Zeit- und Kostengründen – die Anwerbung dauerte zwischen vier und fünf Wochen und kostete z. B. bei TürkinInnen zwischen 900 und unter 2.000 Schilling Anwerbepauschale – für zwei andere Anwerbewege.²⁶

Ein solcher Weg der Anwerbung erfolgte über die Vermittlung von Verwandten oder Bekannten durch bereits ausgewanderte MigrantInnen, die zumeist im Auftrag der jeweiligen Firma gegen eine „Kopfprämie“ Mundpropaganda im Heimatland betrieben. Die „Touristenbeschäftigung“, wie dieses Verfahren in der Fachliteratur bezeichnet wird, stellt eine weitere, wenn auch nach damaligem österreichischem Recht illegale Form der Ausländerbeschäftigung dar. Aufgrund der Visafreiheit, die Österreich bereits 1955 mit der Türkei vereinbart hatte, reisten ausländische Arbeitssuchende als „Touristen“ ein. Sofern diese innerhalb des dreimonatigen Aufenthalts eine Arbeitsstelle gefunden hatten, konnte die notwendige Einreise-, Aufenthalts- sowie Arbeitserlaubnis im Nachhinein beantragt werden.²⁷

Trotz dieser Möglichkeiten und Maßnahmen stieg die Zahl der ausländischen Arbeitskräfte in Österreich aufgrund des vergleichsweise niedrigen Lohnniveaus nur langsam. Mit Ende der 1960er-Jahre stieg die Zahl der GastarbeiterInnen jedoch jährlich um 20.000 bis 40.000 Personen an. Im Jahr 1970 wurden erstmals mehr als hunderttausend Bewilligungen gezählt. 1973, dem Höhepunkt der ersten Arbeitsmigrationsphase, waren rund 250.000²⁸ MigrantInnen in Österreich beschäftigt. Vorarlberg war mit 24.761 (23 Prozent) ausländischen ArbeiterInnen im Bundesländervergleich Spitzenreiter. Auf Bundesebene bildeten die Personen aus Jugoslawien mit 78,5 Prozent den größten Anteil an ausländischen Arbeitskräften, gefolgt von den TürkinInnen mit 11,8 Prozent.²⁹

Welche Bedeutung die Beschäftigung von GastarbeiterInnen für die österreichische, aber auch die zentraleuropäische Wirtschaft hatte, zeigt der Ausländeranteil bei den unselbstständig Beschäftigten. Während Österreich 1965 mit 1,6 Prozent noch über einen sehr geringen Anteil an GastarbeiterInnen verfügte, stieg dieser binnen acht

26 Helga Matuschek, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, in: *Journal für Sozialforschung* 25 (1985), Heft 2, S. 153–198, hier S. 170 f.

27 Ebd., S. 172 f. und August Gächter, Migrationspolitik in Österreich seit 1945, in: Zentrum für Soziale Innovation (Hrsg.), *Arbeitspapiere Migration und Soziale Mobilität* Nr. 12, 10.10.2008, [<https://www.zsi.at/attach/p1208vukovic.pdf>], eingesehen 15.9.2014, S. 4 f.

28 Diese Zahl umfasst lediglich die in Österreich legal beschäftigten ausländischen Arbeitskräfte.

29 Bauböck, *Migrationspolitik in Österreich*, S. 12 ff. und Matuschek, *Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985*, S. 173 ff.

Jahren (1973) auf eine GastarbeiterInnenbeschäftigung von 8,7 Prozent. Diese Werte waren lediglich in der damaligen BRD mit 10,8 Prozent und der Schweiz mit 26,1 Prozent noch höher. Im 1985 vom damaligen Sozialministerium herausgegebenen Band „Ausländische Arbeitnehmer in Österreich“ werden die Auswirkungen der GastarbeiterInnenbeschäftigung auf die Konjunktur durchwegs positiv bewertet. Die GastarbeiterInnen hätten wesentlich dazu beigetragen, den Konjunkturaufschwung in der ersten Hälfte der 1970er-Jahre zu verlängern, und ohne die ausländischen Arbeitskräfte wäre es zu einem Kapazitätsengpass in der Produktion gekommen, schreibt Ewald Walterskirchen.³⁰

So wie der Plan der staatlich gelenkten Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften von Unternehmen wie MigrantInnen unterwandert wurde, ging auch der Plan der zeitlich begrenzten Rekrutierung von ausländischen Arbeitskräften aus unternehmerischen Gründen nicht auf. Viele Unternehmen waren nicht bereit, bereits eingelernte ausländische Arbeitskräfte jährlich durch neu angeworbene zu ersetzen. Zudem forderte die Gewerkschaft bei Beschäftigungsbedarf die Aufrechterhaltung der Anstellung und die MigrantInnen selbst verlängerten ihren Aufenthalt, solange ihnen Arbeit geboten wurde und sie ihr Sparziel noch nicht erreicht hatten.³¹

Diese beidseitige, aus wirtschaftlicher wie auch aus persönlicher MigrantInnen-Sicht plausible Unterwanderung der staatlichen Vorgaben bewirkte den Familiennachzug und somit eine dauerhafte Niederlassung der angeworbenen Arbeitskräfte. „Spätestens mit der Geburt oder dem Schulbesuch von Kindern in Österreich wurde die geplante Rückkehr zur (allerdings oft hartnäckig beibehaltenen) Illusion.“³²

Mit dem Nachzug der Familien setzte eine zweite Welle der Arbeitsmigration nach Österreich ein. Während die erste Zuwanderungswelle mit dem Abschluss der Anwerbeabkommen vor allem männlich geprägt war, bewirkte der Nachzug der Familien eine deutliche Erhöhung des Frauenanteils. Diese Entwicklung entsprach nicht nur dem subjektiven Wunsch der in Österreich arbeitenden Gastarbeiter, sondern auch der steigenden Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften im Textil- und Dienstleistungssektor.³³

Die zu Beginn der 1970er-Jahre einsetzende Wirtschaftskrise brachte neben vielen Entlassungen den Stopp von Neuanwerbungen, der Neuzugänge nur noch über Einzelgenehmigungen mit der Zustimmung der jeweiligen Ausschüsse möglich machte. Ausländische ArbeiterInnen mit Anstellung konnten aufgrund des Zutuns der Unternehmen, die das System der Rotation aufgrund ökonomischer Aspekte kritisierten, ihre Arbeitsplätze behalten. Die Ölkrise von 1973 und die daraus resultierende Rezession in Österreich hatten trotz der gesetzlichen Verschärfungen einen, wie Rainer Bauböck es beschreibt, paradoxen Effekt.

30 Bundesministerium für Soziale Verwaltung: Ausländische Arbeitnehmer in Österreich, Forschungsberichte aus Sozial- und Arbeitsmarktpolitik Nr. 9, Wien 1985, S. 325.

31 Bauböck, Migrationspolitik in Österreich, S. 13 f.

32 Ebd., S. 14.

33 Ebd., S. 14 ff.

„Der Anwerbestopp seit dem Jahr 1973 und die Beschränkung des Neuzugangs zum Arbeitsmarkt hatten sogar den paradoxen Effekt einer Beschleunigung dieser Prozesse. Konnten Ausländer zuvor erwarten, nach einer vorübergehenden Rückkehr in ihre Heimat wieder in Österreich Beschäftigung zu finden, so war es angesichts der restriktiven Politik klüger, im Land zu bleiben und die Familie rasch nachzuholen. Die Regulierung hatte also den Effekt, eine fluktuierende Migration zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland in einen Rückwanderungs- und einen Einwanderungsstrom aufzuspalten.“³⁴

Aus dem Inkrafttreten des AuslBG 1976, das eine gesetzliche Regelung der Zuwanderung nach Österreich darstellte, und der damaligen wirtschaftlich schwierigen Situation resultierte eine hohe Arbeitslosigkeit von AusländerInnen. So wurden zwischen 1974–1976 55.000 ausländische Arbeitskräfte entlassen. Bis 1984 wurden insgesamt vierzig Prozent der Arbeitsplätze, die von ausländischen Arbeitskräften besetzt waren, abgebaut.³⁵

Zusammenfassend bildeten das Raab-Olah-Abkommen sowie die Anwerbeabkommen mit Spanien 1962, vor allem aber mit der Türkei 1964 und Jugoslawien 1966 den Grundstein für die österreichische Arbeitsmigrationsgeschichte. Die mehr oder weniger illegale Handhabung der Abkommen-Verordnungen aus wirtschaftlichen oder individuellen Gründen hat Österreich als Staat, als Wirtschaftskraft, aber auch als Gesellschaft wesentlich geprägt und prägt es heute noch.

Damalige Situation in der Türkei

Der folgende kurze Exkurs dient einem Perspektivenwechsel, der abseits von den Entwicklungen und Bedürfnissen der österreichischen bzw. der westeuropäischen Wirtschaft die damalige Situation in der Türkei skizzieren soll.

Während westeuropäische Länder wie die Bundesrepublik, die Schweiz oder eben auch Österreich ab Mitte der 1950er-Jahre an einem aus dem Zweiten Weltkrieg resultierenden Arbeitskräftemangel litten, wiesen Länder wie beispielsweise die Türkei eine ausgeprägte Unterbeschäftigung auf. Karin Hunn nennt drei Hauptgründe für die hohe Zahl an Arbeitslosen in der damaligen Türkei:³⁶

- das starke Bevölkerungswachstum
- die Mechanisierung der Landwirtschaft und
- die beschleunigte Industrialisierung.

34 Baubock, Migrationspolitik in Österreich, S. 14.

35 Silvia Schmiderer, *Integration: Schlagwort – Zauberwort – hohles Wort. Eine historische und begriffliche Auseinandersetzung im Kontext der österreichischen Immigrationsgeschichte (1970–2005)*, phil. Dipl. Universität Wien 2008, S. 34.

36 Karin Hunn, „Nächstes Jahr kehren wir zurück...“, *Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik*, Göttingen 2005, S. 33.

Diese Entwicklungen hatten in der Türkei eine Binnenmigration vom Land in die Industriezentren zur Folge, wodurch sich die Struktur der Türkei rasant veränderte und dadurch sowohl die türkische Wirtschaft als auch die Regierung unter Menderes in eine tiefe Krise stürzte.³⁷

Um diese schwierige Wirtschaftslage in den Griff zu bekommen, wurde sie quasi verstaatlicht. Das Regime verankerte die staatliche Wirtschaftsplanung in der neuen Verfassung, die im Juli 1961 verabschiedet wurde. Im Oktober desselben Jahres schloss die Türkei bereits ein bilaterales Anwerbeabkommen mit der Bundesrepublik. Weitere Anwerbeabkommen mit Belgien, den Niederlanden, Österreich, Frankreich und Schweden wurden in den darauffolgenden Jahren getroffen.

Die staatlich gelenkte Aussendung von Arbeitskräften in die Länder Westeuropas war Teil der türkischen Beschäftigungspolitik, deren Hauptziel es war der wachsenden Arbeitslosigkeit im Land entgegenzuwirken. Während die türkische Regierung Verantwortung für die Aussendung von ArbeiterInnen der türkischen Anstalt für Arbeitsvermittlung übertrug, wurden soziale Probleme, die in Zusammenhang mit der Auswanderung standen, lange Zeit ignoriert.

Bis 1967 verließen 204.042 türkische StaatsbürgerInnen ihre Heimat. Dabei war die größte Gruppe jener Personen, die seit 1964 emigrierten, zwischen 25 und 35 Jahre alt, 38 Prozent waren Fachkräfte und sechzig Prozent stammten aus dem industrialisierten Westen der Türkei. Dies entsprach natürlich nicht dem, was sich die türkische Regierung erhofft hatte: nämlich die Entsendung von unqualifizierten Arbeitskräften zur Ausbildung ins Ausland.

Rückblickend trug die Aussendung von Arbeitskräften nicht wesentlich zur Ausbildung von unqualifizierten Arbeitskräften oder zur Beschäftigung von in der Landwirtschaft nicht mehr benötigten Arbeitskräften bei. Vielmehr entsprach die Migration dem Bedarf und den Anforderungen der westeuropäischen Anwerbeländer. In den ersten elf Jahren der staatlich gelenkten Aussendung und Anwerbung migrierten offiziell 654.465 Menschen, von diesen gingen 83,16 Prozent in die Bundesrepublik Deutschland, 16,84 Prozent in andere Länder.³⁸

GastarbeiterInnen³⁹

Der Gastarbeiter-Begriff resultiert in den deutschsprachigen Ländern wie Österreich oder der Bundesrepublik Deutschland aus der gezielten und dringend notwendig gewordenen Anwerbung von ausländischen Arbeitskräften ab der Mitte der 1950er-Jahre

37 Hunn, Nächstes Jahr, S. 33.

38 Beril Tufan, Migration von Arbeitnehmern aus der Türkei (Prozesse der Migration und Remigration), in: Eckhardt Koch (Hrsg.), Chance und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven, Freiburg im Breisgau 1998, S. 32–51, S. 39 f.

39 In dieser Arbeit wird versucht Begrifflichkeiten, die beide Geschlechter betreffen, zu gendern. So auch der Gastarbeiter-Begriff, auch wenn aus historischer Sicht die ersten angeworbenen Gastarbeiter Männer waren, bezeichnete er in weiterer Folge auch Frauen. Des Weiteren soll betont werden, dass der Gastarbeiter-Begriff in dieser Arbeit vollkommen wertfrei verwendet wird und mehr als Synonym für eine ausländische Arbeitskraft zu verstehen ist.

bis zum Anwerbestopp 1973. Zu Beginn diente diese neue Bezeichnung zur positiven Abhebung vom besonders negativ konnotierten Begriff „Fremdarbeiter“, wie Zwangsarbeiter während des Zweiten Weltkriegs genannt worden waren. Gleichzeitig verdeutlicht dieses Kompositum, das sich aus den Substantiven „Gast“ und „Arbeiter“ zusammensetzt, dass die Öffentlichkeit wie auch die Politik lange von einer Rückkehr dieser angeworbenen Arbeitskräfte ausgingen. Bereits gegen Ende der 1960er-Jahre hatte der Gastarbeiter-Begriff den des Fremdarbeiters im öffentlichen Sprachgebrauch abgelöst. Durch die sukzessive Unterwanderung des Rotationsprinzips, das die Rückkehr der ausländischen Arbeitskräfte vorsah, wurden aus GastarbeiterInnen Einwandernde, wodurch der Gastarbeiter-Begriff immer mehr abwertende Bedeutung erlangte.⁴⁰

1973 definierte der Arbeitskreis für ökonomische und soziologische Studien Wien jene ab 1964 angeworbenen Menschen als „[...] überwiegend minder qualifizierte Arbeitnehmer (Arbeiter, vor allem Anlern- und Hilfsarbeiter, sowie Angestellte in den untersten rein manipulativen Tätigkeiten) aus wirtschaftlich unter dem österreichischen Entwicklungsstand stehenden Ländern (derzeit fast ausschließlich aus Jugoslawien und der Türkei)“.⁴¹

Tatsächlich stammten zu Beginn der Beschäftigung von GastarbeiterInnen in Österreich rund drei Viertel der türkischen Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft. Zudem, so schreiben Alber/Gehrmacher, hätten 63 Prozent dieser nach Österreich Immigrierten vorher ihre Heimat noch nie verlassen.⁴² Jedoch muss diese Tatsache, die zahlreiche ÖsterreicherInnen in ihrer Haltung gegenüber MigrantInnen bestätigt, relativiert werden.

Herkunft türkischer Arbeitskräfte

Betrachtet man die Herkunft der anfänglich angeworbenen türkischen Arbeitskräfte in Mitteleuropa, wird deutlich, dass ein Großteil der angeworbenen Personen aus dem Norden und dem Westen der Türkei – also den wirtschaftlich am weitesten entwickelten Regionen – stammte. Dies bestätigt auch eine 1963 von der staatlichen Planungsorganisation (DPT) in Auftrag gegebene Erhebung. So stammte mehr als die Hälfte – genau 51 Prozent – aller angeworbenen türkischen GastarbeiterInnen aus Städten wie Izmir (4,3 %), Ankara (5,7 %) oder Istanbul (41 %). Lediglich 18,2 Prozent der fünfhundert befragten Personen gaben an, aus Dörfern mit weniger als 2.000 Einwohnern zu kommen. Auch verfügte ein hoher Prozentsatz der türkischen MigrantInnen über ein relativ hohes Ausbildungs- bzw. Bildungsniveau. 15,4 Prozent der Befragten besaßen einen Berufsschulabschluss, 12,8 Prozent einen Mittelschulabschluss, 5,1 Prozent hatten eine höhere Ausbildung (Matura, Hochschulabschluss) und weitere 49 Prozent gaben an, die Grundschule abgeschlossen zu haben.⁴³

40 Hunn, Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“, S. 9 f. und Elisabetta Mazza, Ein Ausländer ist ein Ausländer ist ein Ausländer oder Die sprachlichen (Fehl-) Schritte in Richtung Interkulturalität: deutsche Bezeichnungen für Nicht-Inländer, in: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 2(3), 1998, [http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_02_3/beitrag/mazza.htm], eingesehen 14.9.2014, S. 2 ff.

41 Karl Alber/Ernst Gehmacher (Hrsg.), *Gastarbeiter. Wirtschaftliche und soziale Herausforderung*, Wien 1973, S. 7.

42 Ebd., S. 17.

43 Hunn, Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“, S. 71.

Bezogen auf den Aspekt der Herkunft der angeworbenen türkischen Arbeitskräfte muss das Migrationsphänomen der Binnenwanderung berücksichtigt werden. So verweist Beril Tufan darauf, dass der Auswanderung aus der Türkei eine Binnenwanderung vom Land in die Stadt vorangegangen war. Wodurch sich einerseits die Bereitschaft der türkischen Bevölkerung zur Migration bereits abzeichnete und andererseits klar wird, dass die oben dargestellte Erhebung von 1963 nicht zwischen Herkunftsort bzw. langjährigem „gewöhnlichen Aufenthaltsort“ und dem letzten Wohnort vor der Ausreise differenziert.⁴⁴

Ein weiterer Punkt, der gegenüber der Herkunft und der damit zusammenhängenden Qualifikation von GastarbeiterInnen berücksichtigt werden muss, ist jener der Weiterwanderung. Ein Drittel der von Österreich angeworbenen türkischen Arbeitskräfte zog weiter in die Bundesrepublik Deutschland. Bei einem Großteil dieser GastarbeiterInnen handelte es sich um besser qualifizierte, die aufgrund des besseren Lohnniveaus Österreich wieder verließen. Zudem konzentrierte sich die österreichische Anwerbung auf arbeitsintensive Niedriglohn-Branchen, wie das Bauwesen, die Textilindustrie oder das Gastgewerbe.⁴⁵

Anhand der Aspekte Herkunft und Qualifikation wird deutlich, dass das „Kollektiv“ der angeworbenen türkischen GastarbeiterInnen, das sich anfangs vor allem aus Männern zwischen zwanzig und vierzig Jahren zusammensetzte, keineswegs eine homogene Gruppe darstellt. Dieses Faktum sollte im Besonderen für das anschließende Kapitel, in dem versucht wird die zentralen Migrationsmotive aufzuschlüsseln, berücksichtigt werden.

Migrationsmotive

Wie bereits angesprochen, stellt auch die Frage nach den Beweggründen und den Umständen ein weites, facettenreiches Forschungsfeld dar, das hier nur kurz erläutert wird.

Hunn zählt bezogen auf die DPT-Studie von Abadan drei generelle Migrationsgründe auf:⁴⁶

- Materielle Sicherheit und Wohlstand.
- Möglichkeit zur Schaffung einer besseren beruflichen Zukunft.
- Persönliche Unabhängigkeit und Freiheit.

Diese Beweggründe wurden im Zuge der Studie von 1963 prozentuell erhoben und detailliert aufgeschlüsselt. Zwanzig Prozent der Befragten wollten Geld sparen, 18,6 Prozent wollten ihre und die Zukunft ihrer Familie sichern, 17,4 Prozent wollten Berufskennntnisse erwerben und 14,8 Prozent verfolgten das Ziel, ein Auto zu kaufen. Weitere Motive waren ein Studium absolvieren (9,3 Prozent), ein Haus bauen (6,7 Prozent), die

44 Tufan, Migration von Arbeitnehmern aus der Türkei, S. 45.

45 Alber/Gehmacher, Gastarbeiter, S. 17 ff.

46 Hunn, Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“, S. 72 f.

Welt erkunden und Deutsch lernen (3 Prozent) und 0,6 Prozent wollten ihre Schulden abzahlen.⁴⁷

Diese Motive resultierten größtenteils aus den schwierigen sozialen sowie politisch repressiver werdenden Zuständen in der damaligen Türkei. Ende der 1950er-Jahre verfügte die Türkei aufgrund von schlechter Witterung über wenige Agrargüter, wodurch der Export stagnierte und sowohl die Inflation als auch die Arbeitslosenquote anstiegen. Dies und die ungewisse politische Lage in der Türkei – das türkische Militär griff innerhalb eines Jahrzehnts (1961 und 1971) in Form eines Putsches in die Staatspolitik ein – bestärkte die Menschen in ihrer Migrationsentscheidung.⁴⁸

Auch wenn der primäre Wunsch vieler türkischer ArbeitsmigrantInnen der Erwerb von Geld war, so war dennoch das Hoffen auf eine bessere Zukunft der entscheidende Antrieb für viele Menschen ihre Heimat zu verlassen.

Warum Österreich?

Neben der Frage nach den Migrationsmotiven, die oben bereits anschaulich gemacht wurden, stellt sich die Frage, weshalb sich viele GastarbeiterInnen für eine Migration nach Österreich entschieden haben, wenn doch das Lohnniveau in der Bundesrepublik Deutschland ein höheres war.

Alber und Gehmacher zählen hierzu wesentliche Gründe auf:⁴⁹

- Die räumliche Nähe zur Heimat, die eher einen kurzfristigen Heimaturlaub erlaube.
- Die kulturelle Nähe, die besonders für JugoslawInnen durch die kroatische Minderheit aus dem Burgenland erkennbar sei.
- Das österreichische Klima und Landschaftsbild ähnele eher jenem der Heimatländer als jenes in Deutschland.
- Die österreichische Lebensweise, da hier mehr Wert auf Lebensqualität und soziale Sicherheit als auf Leistung und Erfolg gelegt werde.
- Das Gefühl, dass ÖsterreicherInnen größere Toleranz gegenüber Einwanderern/Einwandererinnen haben.

Soziale Situation ausländischer Arbeitskräfte in Österreich

In diesem Kapitel soll versucht werden, anhand der zwei Themenschwerpunkte Einkommen und Wohnen einen Einblick in die damalige schwierige soziale Lage der GastarbeiterInnen zu geben. Nicht zuletzt, weil soziale Integration oder Isolation von MigrantInnen eng mit der Wohnsituation oder der Stellung auf dem Arbeitsmarkt zusammenhängen. Die zusätzliche Betrachtung dieser Bereiche – bezogen auf damals

47 Hunn, Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“, S. 73.

48 Klaus Kreiser, Geschichte der Türkei. Von Atatürk bis zur Gegenwart, München 2012, S. 87–96.

49 Alber/Gehmacher, Gastarbeiter, S. 20.

und heute – soll positive wie negative Entwicklungen oder Veränderungen vor Augen führen.

Einkommen

Wie bereits mehrfach angedeutet, wurden in Österreich ausländische Arbeitskräfte vor allem für Niedriglohn-Branchen angeworben. Somit verrichtete, wie die Statistik von 1983 zeigt, ein Großteil der GastarbeiterInnen Hilfsarbeit. 44,3 Prozent der türkischen Männer und 76,6 Prozent der türkischen Frauen arbeiteten in diesem Jahr als Hilfsarbeiter. Eine Arbeit, in die die türkischen Männer und Frauen eingelernt worden waren, hatten 39 Prozent der männlichen und nur 21,3 Prozent der weiblichen Gastarbeiter. Nur eine kleine Gruppe – nämlich 13,3 Prozent der Männer und 2,1 Prozent der Frauen – waren Facharbeiter. Dementsprechend niedrig war auch das durchschnittliche Einkommen eines türkischen Gastarbeiters/einer türkischen Gastarbeiterin. So lag, laut Mikrozensus von 1983, der durchschnittliche Gehalt eines männlichen Gastarbeiters bei 8.880 Schilling, während ein Österreicher durchschnittlich 10.020 Schilling verdiente. Frauen beider Seiten verdienten, wie das auch heute noch der Fall ist, ca. dreißig Prozent weniger.⁵⁰

Gleichzeitig waren die Arbeitslosenzahlen von türkischen MigrantInnen relativ niedrig, wie die Berechnungen von Wimmer für das Jahr 1981 zeigen. So waren im Mai 1981 2.158 TürklInnen arbeitslos, wobei nur 804 TürklInnen arbeitslos gemeldet waren. Dies spiegelt die schwankende, aber relativ hohe Erwerbsquote türkischer GastarbeiterInnen wieder. Wimmer resümiert bezogen auf Erwerbsquote und Einkommen wie folgt:

„Es ist [...] anzunehmen, daß die hohe Erwerbsquote der Gastarbeiterbevölkerung nicht darauf zurückzuführen ist, daß der im Vergleich zum Heimatland höhere Arbeitsverdienst als Anreiz zur Berufstätigkeit möglichst vieler Familienmitglieder wirkt, sondern daß in zahlreichen Fällen das für österreichische Lebenserhaltungskosten niedrige Lohnniveau die Arbeitsaufnahme vor allem von Frauen erzwingt, was besonders für Türken einen Bruch mit Normen der Herkunftsgesellschaft bedeutet.“⁵¹

Heute leben 274.700 Menschen mit türkischem Migrationshintergrund in Österreich. 80.800 der in der Türkei geborenen Personen sind in Österreich erwerbstätig. Statistisch gesehen sind MigrantInnen heute noch häufiger in schlecht bezahlten Berufen tätig als Einheimische. Laut einer Statistik zur Arbeitskräfteerhebung der Statistik Austria verrichteten 2010 40,9 Prozent der ersten MigrantInnen-Generation und 17,3 Prozent der zweiten Generation Hilfsarbeit. Betrachtet man die gesamte österreichische Bevölke-

50 Medien-Servicestelle Neue Österreich/innen, MSNÖ (Hrsg.), GastarbeiterInnen und ihre schwierige soziale Lage, 13.12.2011 [http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2011/12/13/gastarbeiterinnen-und-ihre-schwierige-soziale-lage/?article2pdf=1], eingesehen 5.9.2014.

51 Wimmer, Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, S. 255.

rung, arbeiten 38,2 Prozent aller Personen mit Migrationshintergrund in Hilfsarbeit bis mittleren Tätigkeiten, während das nur 12,1 Prozent der ÖsterreicherInnen betrifft.⁵²

Diese Tatsache schlägt sich, wie ein Bericht des Österreichischen Integrationsfonds zeigt, auch in einem durchschnittlich niedrigeren Einkommen ausländischer StaatsbürgerInnen gegenüber österreichischen StaatsbürgerInnen nieder. So verdienten Personen mit Migrationshintergrund ein durchschnittliches Netto-Jahreseinkommen von 18.798 Euro, während ein Österreicher/eine Österreicherin durchschnittlich 22.764 Euro verdiente. Dies verdeutlicht auch, weshalb ausländische Staatsangehörige in Österreich stärker armutsgefährdet sind.⁵³

Wohnen

Neben der Arbeit bzw. dem Einkommen gehört das Wohnen zu den wesentlichsten Dimensionen des alltäglichen Lebens. Im Unterschied zur Arbeit und zum Einkommen eröffnete der Bereich „Wohnen“ den MigrantInnen mehr persönlichen Spielraum. Zwar waren die österreichischen Betriebe und Unternehmen dazu verpflichtet, den angeworbenen GastarbeiterInnen eine ortsübliche Unterkunft bereitzustellen, jedoch wurde diese Bestimmung kaum kontrolliert. Da dies vielerorts – vor allem im ländlichen Bereich – nicht erfüllt werden konnte, errichteten viele Betriebe Werksunterkünfte, die anfangs auch 41 Prozent der türkischen GastarbeiterInnen bezogen.

Bezogen auf den Aspekt „Wohnen“ und dem damit verbundenen größeren persönlichen Spielraum lassen sich zwei Einstellungen der türkischen GastarbeiterInnen zum Wohnen differenzieren. Die erste Gruppe setzte sich aus jüngeren und alleinstehenden Personen zusammen, die ihre Familien in der Heimat zurückgelassen hatten, um zu arbeiten und zu sparen. Oftmals wurden, um so günstig wie möglich zu wohnen, schlechte Wohnverhältnisse oder der niedrige Wohnstandard von Heimen oder Betriebsquartieren in Kauf genommen. Das daraus ersparte Geld wurde an die Familie geschickt oder für die Rückkehr aufgespart. Die zweite Gruppe legte mehr Wert auf Wohnqualität und war auch bereit, mehr Miete dafür zu bezahlen. Sie bestand zu meist aus gut integrierten GastarbeiterInnen, deren Familien bereits in Österreich lebten und über die bessere Qualifikationen und Bildung verfügten.⁵⁴

Nebst diesem Unterschied ergeben sich bei näherer Betrachtung der Wohnverhältnisse von ÖsterreicherInnen und ausländischen Arbeitskräften erhebliche Ungleichheiten, was Wohnungsgröße und Wohnkosten betrifft. Während den ArbeitsmigrantInnen im Durchschnitt pro Person 14,2 m² Wohnfläche zustanden, verfügten ÖsterreicherInnen über knapp doppelt so viel Nutzfläche (28 m²) pro Person. Obwohl viele der ArbeitsmigrantInnen (und deren Familien) in Substandard-Wohnungen der Kategorie D55 wohnten, waren ihre Wohnungen bezogen auf die Nutzungsfläche pro m² we-

52 MSNÖ (Hrsg.), Soziale Situation der GastarbeiterInnen – heute, 12.5.2014, [http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2014/05/12/soziale-situation-der-gastarbeiterinnen-heute/], 12.5.2014, eingesehen 5.9.2014.

53 ÖIF, Migration und Wirtschaft, S. 6.

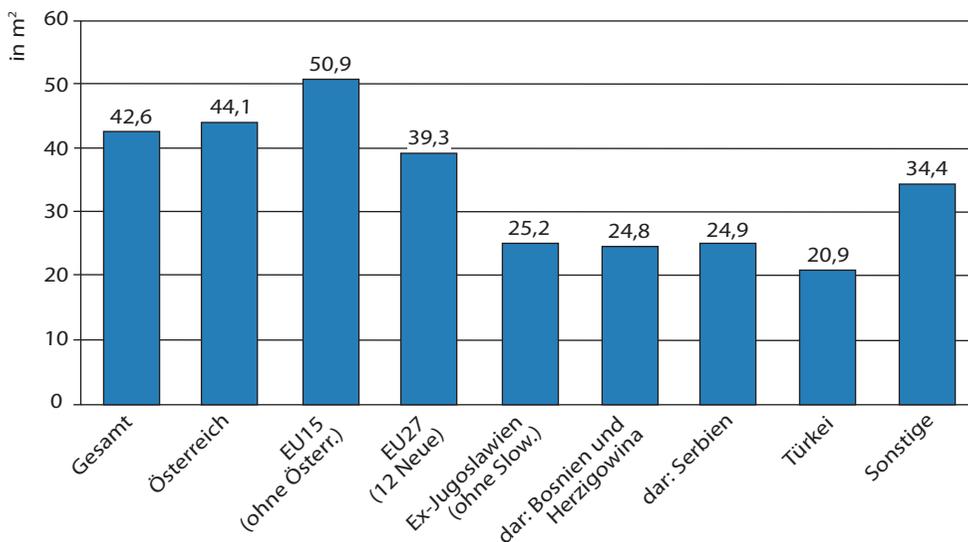
54 Alber/Gehmacher, Gastarbeiter, S. 46 ff.

55 WC und/oder Wasserentnahme befinden sich außerhalb der Wohnung.

sentlich teurer als jene von ÖsterreicherInnen. 1983 war die Miete pro Quadratmeter für ausländische ArbeiterInnen mit 47 Schilling (ca. 3,42 Euro) fast doppelt so teuer wie für die in Österreich geborenen Personen (24,5 Schilling/1,78 Euro).⁵⁶

2008 veröffentlichte die Statistik Austria einen Bericht zur Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich, der im Folgenden dazu dient, einen Einblick in die aktuelle Wohnsituation türkischer MigrantInnen zu geben. Da dieser Bericht lediglich zwischen Staatsangehörigkeiten differenziert und dabei den Aspekt der Einbürgerung außen vor lässt, kann die tatsächliche Wohnsituation der türkischen Community nicht dargestellt werden. Andererseits aber ermöglicht dieser Bericht einen Vergleich der Wohnsituation türkischer MigrantInnen zwischen damals und heute.

Die durchschnittliche Nutzfläche pro Person betrug 2008 42,6 m². Personen, die in Österreich geboren wurden, hatten mehr Fläche zur Verfügung, nämlich 44,1 m². Während Personen der EU15 noch mehr Raum hatten (50,9 m²), betrug die Nutzfläche von türkischen MigrantInnen durchschnittlich nur 20,9 m², wodurch sie selbst im Vergleich mit MigrantInnen-Gruppen anderer Nationen den letzten Platz belegten. Zudem wies die Gruppe der in der Türkei geborenen Personen, die in der Kategorie D mit 13,2 m² Nutzfläche pro Person wohnen, den niedrigsten Wert überhaupt auf.⁵⁷ Hier zeigt sich, dass im Vergleich zu 1983 die Nutzfläche pro Kopf an sich angestiegen ist, jedoch für MigrantInnen weniger stark, weshalb deren jeweilige Werte unter dem angegebenen Durchschnittswert liegen.



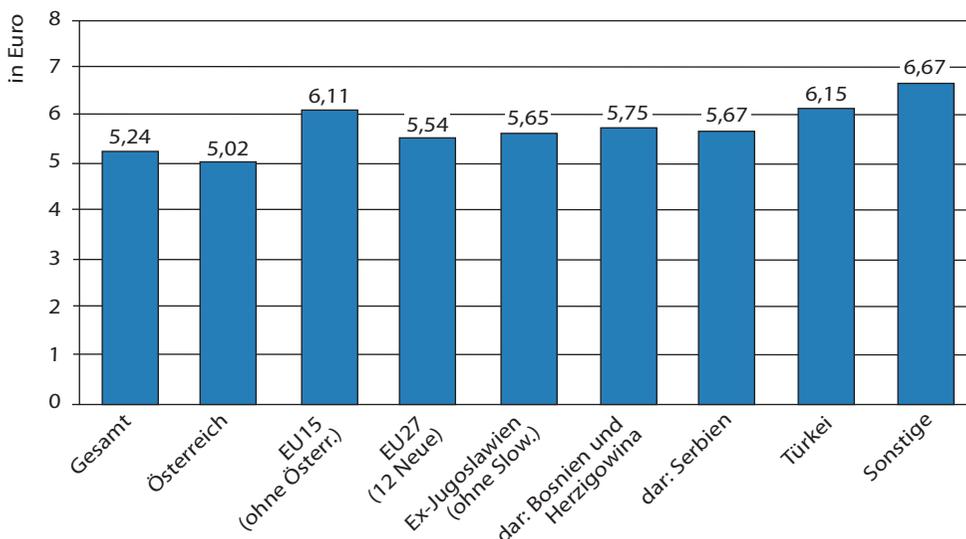
Grafik 2: Durchschnittliche Quadratmeterzahl der Wohnung pro Person nach Geburtsland⁵⁸

56 Hannes Wimmer, Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeiter in Österreich, in: Wimmer (Hrsg.), *Ausländische Arbeitskräfte*, S. 285 ff. und Bauböck, *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich*, S. 355 f.

57 Statistik Austria, *Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich*. Modul der Arbeitskräfteerhebung, 2009, [http://www.statistik.at/web_de/dynamic/services/publikationen/2/publdetail?id=2&lstid=2&detail=534], eingesehen 28.9.2014.

58 Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Bericht „Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich“ der Statistik Austria von 2008 direkt übernommen, S. 82.

Ein ähnliches Bild entsteht bei der näheren Betrachtung von Wohneigentum. So besitzen mehr als zwei Drittel (67,9 %) der in Österreich geborenen Menschen ein eigenes Haus oder eine Eigentumswohnung. Bei MigrantInnen aus der Türkei trifft dies nur auf jede achte Person (13,1 %) zu. Einen geringeren Wert erreicht nur noch die Personengruppe, die in Serbien geboren wurde. Auch die Mietpreise pro Quadratmeter sind gegenüber jenen von 1983 erheblich, wenn auch nicht linear gestiegen. 2008 bezahlten ÖsterreicherInnen mit 5,02 Euro pro Quadratmeter zwar fast dreimal so viel wie 1983, jedoch im Vergleich mit anderen Personengruppen (EU15-Mitglieder, Türken, Serben usw.) am wenigsten. Während MigrantInnen aus den sonstigen Ländern mit durchschnittlich 6,64 Euro pro Quadratmeter am meisten bezahlen, bezahlen TürkInnen mit 6,15 Euro den dritthöchsten Preis, allerdings nicht einmal doppelt so viel wie 1983.⁵⁹



Grafik 3: Durchschnittlicher monatlicher Wohnungsaufwand in Euro pro Quadratmeter nach Geburtsland der Haushaltsreferenzperson⁶⁰

Somit zeigt der Bericht von 2008, dass sich heute wie 1983 in den Bereichen Nutzfläche, Wohnqualität und Wohnkosten wesentliche Unterschiede für türkische MigrantInnen, aber auch für MigrantInnen aus anderen Nationen im Vergleich zu ÖsterreicherInnen ergeben.

Die hier dargestellten Missstände und Ungerechtigkeiten im Bereich „Wohnen“ hat Erika Thurner in ihrem Buch „Der ‚Goldene Westen‘?“ bezogen auf das Bundesland Vorarlberg näher beleuchtet und schreibt: „Der Sektor Wohnen beinhaltet ein weites Feld von Diskriminierungsarten und damit Erklärungsansätze.“ In der Anfangsphase der Anwerbung von GastarbeiterInnen lebten diese in Vorarlberg vor allem in Massenunterkünften oder in Einzelzimmern sowie Keller- und Garagenräumen zur Untermiete.

59 Statistik Austria, Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich, S. 80–84.

60 Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Bericht „Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich“ der Statistik Austria von 2008 direkt übernommen, S. 84.

Lediglich sechs Prozent der GastarbeiterInnen – also weniger als der österreichische Durchschnitt – verfügten über eine Mietwohnung, was nicht zuletzt auch daran lag, dass AusländerInnen bis 1987 – und ab da auch nur mit einem zehnjährigen Aufenthalt in Österreich – keinen Anspruch auf Wohnbeihilfe o. ä. hatten. Zudem bekamen ausländische GastarbeiterInnen seltener Zugang zu Firmenwohnungen als inländische GastarbeiterInnen.⁶¹

„Diese Unterbringungsvariante kam (fast) nur Inländer/innen zugute, auf jeden Fall kaum Ausländer/innen aus der ersten Zuwanderungsgeneration. An diesem Wohnmodell ist die gesellschaftliche Einstufung der Zuwanderer ablesbar, beziehungsweise werden daran sowohl Stufen der Fremden-Diskriminierung als auch Formen von Fremdenangst deutlich.“⁶²

Vorarlberg, ein Einwanderungsland

Seit jeher ließen sich in der heutigen Region Vorarlbergs die verschiedensten Volksgruppen wie Walser, Römer, Alemannen, Franken sowie religiöse Minderheiten wie Juden nieder, wodurch ein „Völkergemisch“ entstand, das bereits in der Antike als *Alemanni* (*Alemannen*) – also als „zusammengespülte und vermengte Menschen“ bezeichnet wurde.⁶³

Neben Wien ist Vorarlberg eine der höchstindustrialisierten Regionen Österreichs und daher auch Ziel zahlreicher Arbeits- bzw. Migrationswellen. Rückblickend verfügt Vorarlberg seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert über einen wenn auch schwankenden Ausländeranteil von zehn bis zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung.⁶⁴ Der nun folgende Überblick zeigt die stärksten Einwanderungsgruppen der jüngeren Vergangenheit Vorarlbergs auf und stellt gleichzeitig aus historischer Sicht die Dekonstruktion des Mythos, ein wahrer Vorarlberger bzw. eine wahre Vorarlbergerin zu sein, dar.

Die *TrentinerInnen* (1870–1914) waren die ersten ArbeitsmigrantInnen, die in größerer Zahl nach Vorarlberg kamen. Bis zu 10.000 italienisch sprechende ArbeiterInnen aus dem österreichischen Trentino arbeiteten in der Textil- und Baubranche, die aufgrund des Baus der Arlbergbahn auch den höchsten Beschäftigungsanteil aufwies. Um die Jahrhundertwende lag ihr Bevölkerungsanteil in bestimmten Gemeinden wie Hard oder Kennelbach bei vierzig Prozent. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und der territorialen Neuordnung – das Trentino war nun Teil Italiens – kehrte ein Teil dieser zugewanderten Menschen zurück; der andere Teil dieser Menschen hatte in Vorarlberg eine neue Heimat gefunden.⁶⁵

61 Erika Thurnher, *Der „Goldene Westen“? Arbeitszuwanderung nach Vorarlberg seit 1945* (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 14), Bregenz 1997, S. 36 ff.

62 Ebd., S. 38.

63 Dieter Geuenich, *Ein junges Volk macht Geschichte. Herkunft und „Landnahme“ der Alamannen*, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), *Die Alamannen*, Stuttgart 1997, S. 73–78, hier S. 74.

64 Markus Barnay, *Vorarlberg ein Einwanderungsland. 120 Jahre „Gastarbeit“ – 120 Jahre Zuwanderung*, in: *KultUrSprünge* (1992), Heft 3, S. 7.

65 Barnay, *Vorarlberg ein Einwanderungsland*, S. 7. und Kurt Greussing, *Vorarlberg ein Einwanderungsland. 120 Jahre „Gastarbeit“ – 120 Jahre Zuwanderung*, in: *KultUrSprünge* (1992), Heft 3, S. 7–9.

Sich zeitlich mit den TrentinerInnen überschneidend ließen sich zwischen 1890 und 1930 auch deutschsprachige Zuwanderer (*InnerösterreicherInnen*) aus anderen Kronländern der Monarchie in größerer Zahl in Vorarlberg nieder. Viele waren Handwerker, Beamte oder Post- und Bahnbedienstete. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde diese Zuwanderungsgruppe besonders für Bauprojekte der ÖBB (Spullersee) oder Illwerke angeworben. Auch von dieser Gruppe wurde ein großer Teil in Vorarlberg heimisch.

Die brisanten gesellschaftspolitischen Entwicklungen der 1920er- und 1930er-Jahre, die in der Machtergreifung des Faschismus gipfelten, hatten für Südtirol die sogenannte „Option“ zur Folge. Im Rahmen des Hitler-Mussolini-Abkommens von 1939 konnten sich die *SüdtirolerInnen* entscheiden, ob sie unter Aufgabe ihrer kulturellen wie sprachlichen Identität in Italien bleiben oder Italien ohne ihren Besitz verlassen und in das Deutsche Reich umsiedeln wollten. Tatsächlich wanderten zwischen 1939 und 1943 etwa 75.000 SüdtirolerInnen aus, davon ca. 11.000 nach Vorarlberg. Auch sie fanden hauptsächlich in der Textilindustrie und im Baugewerbe Arbeit. Möglich war diese kurzfristige Massenumsiedelung nur durch den Bau von sogenannten ‚Südtirolersiedlungen‘ in den Städten und größeren Gemeinden Vorarlbergs. Rund achtzig Prozent der Südtiroler UmsiedlerInnen blieben in Vorarlberg.⁶⁶

Der Zweite Weltkrieg brachte neben den SüdtirolerInnen eine weitere Gruppe von Arbeitern und Arbeiterinnen nach Vorarlberg, nämlich *Fremd- und ZwangsarbeiterInnen* (1939–1945). Die ersten ZwangsarbeiterInnen, die nach Vorarlberg gebracht wurden, waren 1939 polnische Kriegsgefangene. Ihnen folgten im Kriegsverlauf zahlreiche andere Gefangene aus eroberten Gebieten. Unter unmenschlichen Bedingungen und abgeschirmt von der einheimischen Bevölkerung arbeiteten sie in der Landwirtschaft, der Textil- und Rüstungsindustrie sowie an zahlreichen Großbau-Projekten wie zum Beispiel den Illwerke-Baustellen in der Silvretta mit. Gegen Kriegsende waren rund ein Drittel der ArbeiterInnen in Vorarlberg FremdarbeiterInnen und Kriegsgefangene (10.000). Aufgrund ihrer Erfahrungen blieben nach 1945 nur die allerwenigsten in Vorarlberg. Obwohl diese ZwangsarbeiterInnen einen wesentlichen Anteil am wirtschaftlichen Aufschwung Vorarlbergs trugen, wird in Vorarlberg erst seit kurzer Zeit die Bedeutung dieser Menschen öffentlich thematisiert und aufgearbeitet, wie das die 2012 geführte Debatte über die Aufarbeitung von Zwangsarbeit bei den Illwerken zeigt.⁶⁷

Der Aufschwung der Nachkriegskonjunktur bewirkte eine neuerliche Migrationswelle. Zwischen 1950 und 1970 kamen aufgrund des höheren Verdiensts und der Beschäftigungschancen Arbeiter und Arbeiterinnen aus *Kärnten* und der *Steiermark*. Während hier Männer hauptsächlich im Baugewerbe Arbeit fanden, waren zugewanderte Innerösterreicherinnen vor allem im Handel und Gastgewerbe tätig. Für Frauen bzw. Mädchen existierte hier eine besondere Unterkunftsregelung, indem ihnen „freie Kost und Logis“ zur Verfügung gestellt wurde. Von 1951 bis 1966 sind insgesamt rund 32.55 Menschen aus anderen österreichischen Bundesländern nach Vorarlberg dauerhaft zu-

66 Greussing, Vorarlberg, S. 7–9.

67 Barnay, Vorarlberg ein Einwanderungsland, S. 7 und orf.at (Hrsg.), Konzept zur Erinnerung an Nazi-Zwangsarbeit, 26.9.2012, [<http://vorarlberg.orf.at/radio/stories/2551719/>], eingesehen 20.10.2014.

gewandert, wobei ein großer Teil dieser Gruppe als Grenzgänger in der Schweiz oder in Liechtenstein tätig ist.⁶⁸

In der historischen Aufarbeitung stellt die Anwerbung von *JugoslawInnen* und *TürkInnen* in den 1960er-Jahren die vorläufige letzte Migrationsgruppe dar, mit der sich das folgende Unterkapitel näher beschäftigt.

Zusammenfassend ist Vorarlberg aufgrund seiner Industrie, aber auch aufgrund der verschiedensten sozio-politischen Entwicklungen, Veränderungen oder Krisen Ziel von freiwilliger und unfreiwilliger Migration geworden. Und so wie die aktuellen wirtschaftspolitischen Entwicklungen auf europäischer Ebene sowie die zahlreichen Krisenherde auf globaler Ebene erahnen lassen, wird Österreich/Vorarlberg weiterhin Zielland zahlreicher Migrations- und Flüchtlingsströme sein.

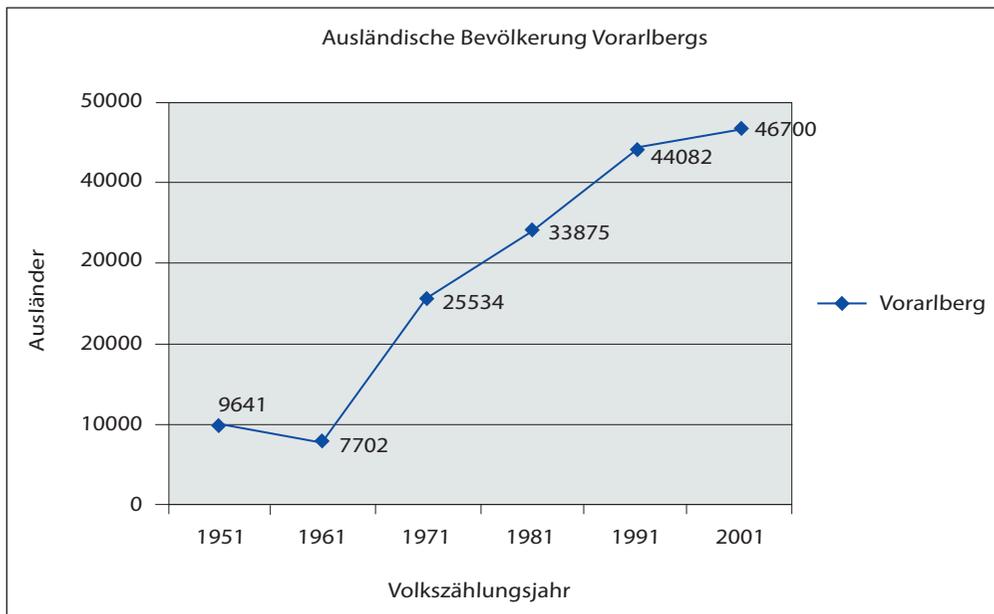
Entwicklung der ausländischen Bevölkerung in Vorarlberg

In diesem Kapitel soll im Kontext der bereits geschilderten Migrationsgeschichte Österreichs und Vorarlbergs im Allgemeinen sowie der näheren Betrachtung der Anwerbung türkischer ArbeiterInnen auf nationaler Ebene die demografische wie wirtschaftliche Entwicklung in Vorarlberg unter dem Aspekt dieser „Rekrutierung“ skizziert werden.

In Vorarlberg waren bereits zur Mitte der 1950er-Jahre die Arbeitskräftereserven erschöpft. Die Anwerbung von InnerösterreicherInnen entschärfte diese Situation jedoch nur kurzfristig, da viele dieser Arbeitskräfte bald auch Arbeit in der Schweiz und in Liechtenstein fanden. Die Tendenzen auf mitteleuropäischer wie nationaler Ebene machten sich auch in Vorarlberg bemerkbar. Im Oktober 1962 hielten sich in Dornbirn bereits 1.022 ausländische Arbeitskräfte auf, davon waren 49 Personen aus Jugoslawien und 18 Personen aus der Türkei. In den darauffolgenden Jahren stieg die Zahl der AusländerInnen in Vorarlberg kontinuierlich an, was vor allem mit der Tatsache zusammenhing, dass 1965 auf einen Arbeitssuchenden im Durchschnitt drei offene Arbeitsplätze kamen, wie Werner Matt schreibt.⁶⁹ In den Jahren von 1961 bis 1971 verdreifachte sich in Vorarlberg die Zahl der ausländischen Wohnbevölkerung und stieg von 7.702 auf 25.534 Personen an. Dieser Anstieg ist vor allem auf den industriellen Aufschwung der damaligen Zeit zurückzuführen.

68 Kurt Greussing, Die Bestimmung des Fremden – Hundert Jahre „Gastarbeit“ in Vorarlberg, in: Rainer Bauböck (Hrsg.), ...und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik, Wien 1988, S. 178–197, hier S. 192 f. und Thurner, Der „Goldene Westen“?, S. 36 ff.

69 Werner Matt, „Ich habe mich in den Zug gesetzt und nicht einmal gewusst, wo Vorarlberg überhaupt ist“. Arbeitsmigration nach Vorarlberg von 1945 bis 2000 am Beispiel der Stadt Dornbirn, in: *Österreich in Geschichte und Literatur* (ÖLG) 54 (2010), Heft 4, S. 316–330, hier S. 323.



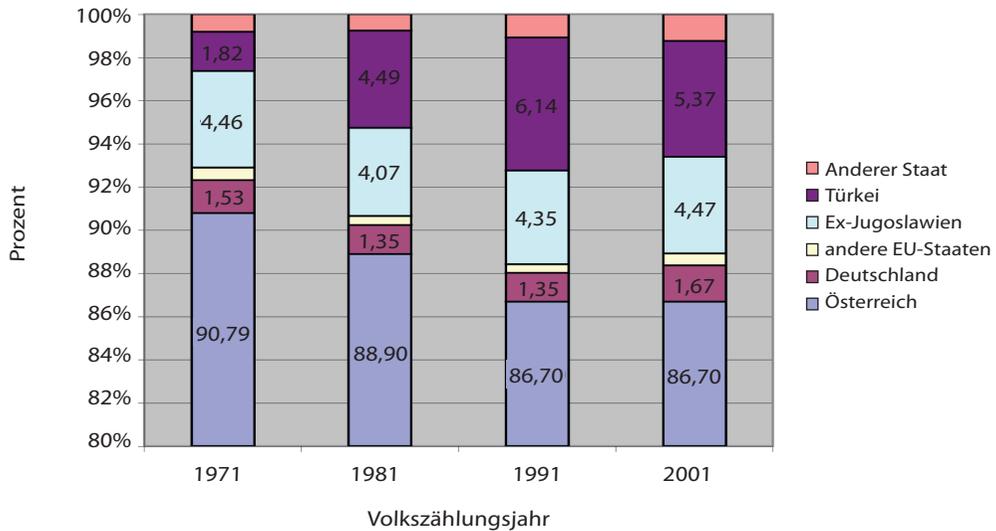
Grafik 4: Entwicklung der ausländischen Bevölkerung in Vorarlberg⁷⁰

Hauptsächlich setzt sich die in Vorarlberg ansässige ausländische Bevölkerung aus den drei Zuwanderungsgruppen aus der Türkei, aus dem ehemaligen Jugoslawien und aus Deutschland zusammen. Während es zwischen 1971 und 1981 aufgrund der schlechteren Wirtschaftslage zu einem Rückgang der aus Ex-Jugoslawien stammend Wohnbevölkerung kam, diese jedoch als Folge des Balkankriegs wieder zunahm, zeigt sich bei der Betrachtung der türkischen Bevölkerung eine gegenteilige Entwicklung. So nahm der Anteil der TürkinInnen bis 1991 stetig zu und sinkt bis 2001 auch nur aufgrund der Einbürgerungen ab.⁷¹

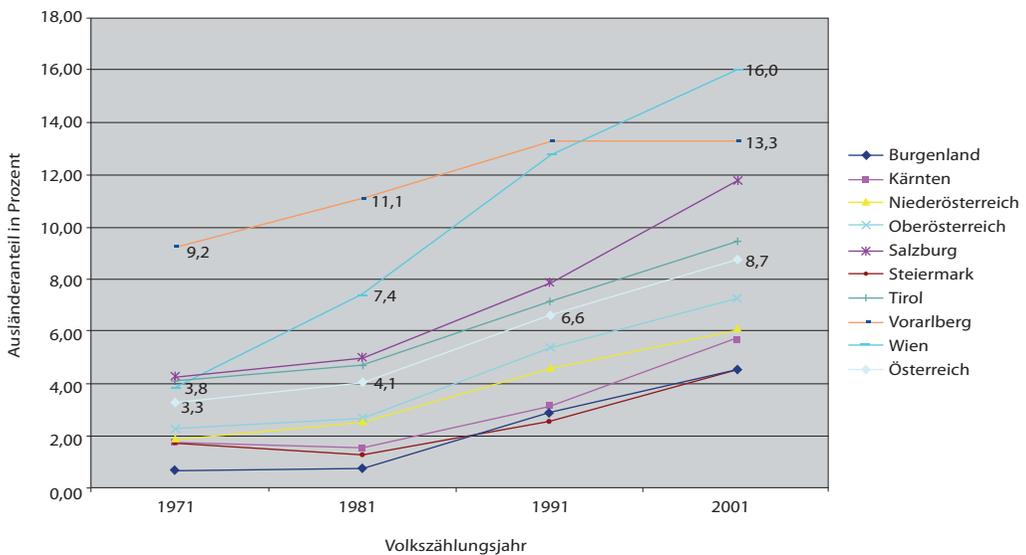
Ende 2012 lebten in Vorarlberg 51.843 AusländerInnen, wobei hier die türkischen StaatsbürgerInnen mit 13.608 EinwohnerInnen nur noch die zweitgrößte Zuwanderungsgruppe bildeten. Seit 2012 bilden ZuwanderInnen aus Deutschland mit ca. 14.500 Personen und aufgrund der wirtschaftlichen Lage in Ost-Deutschland tendenziell steigend die größte Gruppe ausländischer Bevölkerung.

⁷⁰ Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel okay. zusammen leben/Projektstelle für Zuwanderung und Integration (Hrsg.), Die historische Entwicklung der ausländischen Bevölkerung Vorarlbergs im österreichischen Vergleich, 2.3.2010, [<http://www.okay-line.at/deutsch/wissen/die-entwicklung-vorarlbergs-vom-gastarbeiter-zum-einwanderungsland/>], eingesehen 22.10.2014 übernommen.

⁷¹ Simon Burtscher, Zuwandern_aufsteigen_dazugehören. Etablierungsprozesse von Eingewanderten (transblick 4), Wien-Innsbruck-Bozen 2009, S. 42 f.



Grafik 5: Vorarlbergs Gesamtbevölkerung nach Staatsangehörigkeit⁷²



Grafik 6: Ausländeranteil nach Bundesländern⁷³

Vergleicht man die Entwicklung der Zuwanderung nach Vorarlberg mit den anderen österreichischen Bundesländern, wird einerseits deutlich, dass die Zuwanderung nach Vorarlberg etwas früher begann, was vor allem mit der stärkeren Industrialisierung Vorarlbergs im Vergleich zu den anderen Bundesländern mit Ausnahme Wiens zu erklären ist. Andererseits lag der Vorarlberger Ausländeranteil mit 9,2 Prozent 1971 bis 2001 mit

⁷² Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel okay, Die historische Entwicklung, übernommen.

⁷³ Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel okay, Die historische Entwicklung, übernommen.

13,3 Prozent über dem österreichischen Durchschnittswert von 8,7 Prozent.⁷⁴ Ende 2013 verfügt Vorarlberg über einen Ausländeranteil von 14,4 Prozent.

Des Weiteren wird hier nicht nur besonders gut deutlich, dass Vorarlberg, wie bereits angedeutet, zwischen 1971 und 1991 den höchsten AusländerInnenanteil aufwies, sondern dass dieser auch bis 2001 stagnierte und bis heute (2013) nur gering angestiegen ist. Wien hingegen, das bereits seit 1991 über einen ähnlich hohen AusländerInnenanteil verfügte, weist einen kontinuierlichen Anstieg dieses Anteils auf, der sich 2014 auf 24,2 Prozent belief. Der Grund, weshalb Vorarlberg entgegen seiner vorhergehenden demografischen Entwicklung in den 90er-Jahren stagnierte, ist vor allem auf den Aspekt der Einbürgerung zurückzuführen. Während Vorarlberg in den 80er-Jahren über eine sehr niedrige Einbürgerungsrate verfügte, stieg diese besonders bei den zwei größten Zuwanderungsgruppen aus der Türkei und aus dem ehemaligen Jugoslawien in den 1990ern stark an. So ließen sich zwischen 1995 und 2005 von insgesamt 19.273 Menschen 4.981 jugoslawische⁷⁵ BürgerInnen und 12.694 türkische StaatsbürgerInnen einbürgern. Auch wenn diese Einbürgerungen durch die Novellierung des Staatsbürgerschaftsgesetzes von 2005 zurückgegangen sind, lässt sich erkennen, dass mit dem Zuzug der Familien – also der vollkommenen Verlagerung des Lebensmittelpunkts – der Wunsch, in die Heimat zurückzukehren, abnahm, gleichzeitig aber das Interesse an der österreichischen Staatsbürgerschaft anstieg.⁷⁶

Dieser hier beschriebene demografische Wandel barg und birgt ein enormes wirtschaftliches Potential in sich. Vorarlberg ist im österreichischen Vergleich eines der Bundesländer mit einer relativ hohen und zugleich stabilen Fertilitätsrate. So lag 1984 die Gesamtfertilitätsrate bei 1,8 Kindern pro Frau und verringerte sich bis 2010 nur gering auf 1,6 Kinder pro Frau im Jahr. Verändert hat sich jedoch die Zusammensetzung dieser Rate, da die Fertilitätsrate ausländischer Staatsbürgerinnen im Durchschnitt über jener von österreichischen Frauen liegt. Zwar war der Unterschied 1984 noch deutlich größer als 2010, dennoch lag er mit 2,1 Kindern pro ausländischer Frau im Vergleich zu 1,4 Kindern pro österreichischer Frau im Jahr 2010 höher.⁷⁷

„Die höhere Geburtenrate der letzten Jahrzehnte führen dazu, dass Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund im Vorarlberger Schul- und Ausbildungssystem anteilmäßig zunehmend stärker vertreten sind. Im Zuge dieser Entwicklungen werden Kinder mit Migrationshintergrund nicht mehr nur als Problem, sondern zunehmend auch als Arbeitskräftepotential für den zukünftigen Arbeitsmarkt gesehen und als eigene Zielgruppe entdeckt und behandelt. Denn gleichzeitig mit dem demografischen Wandel und der Aufgabe

74 Burtscher, *Zuwandern_aufsteigen_dazugehören*, S. 41.

75 Die für diese Zahlen verwendete Grafik fasst aus Gründen der Übersichtlichkeit StaatsbürgerInnen aus Bosnien/Herzegovina, der Bundesrepublik Jugoslawien, Kroatien und Slowenien zusammen.

76 Burtscher, *Zuwandern_aufsteigen_dazugehören*, S. 42–54 und Statistik Austria (Hrsg.), „Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit – Wien“, 11.6.2015, [http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/023444.html], eingesehen 22.10.2014.

77 okay. *zusammen leben/Projektstelle für Zuwanderung und Integration* (Hrsg.), *Entwicklung der Gesamtfertilitätsraten, 2.3.2010*, [<http://www.okay-line.at/deutsch/wissen/demographische-entwicklung-vorarlbergs/entwicklung-der-gesamtfertilitaetsraten.html>], eingesehen 23.10.2014.

der Rückkehroption vollzieht sich ein struktureller Wandel der Wirtschaft, der die Förderung von Migrant*innen stärker in den Vordergrund rückt.⁷⁸

Schluss

Der Begriff der Migration wurde zwar anhand bestimmter geographischer, räumlicher wie zeitlicher Parameter beschrieben und theoretisch definiert, jedoch wird bei der Frage nach der Freiwilligkeit bzw. dem Zwang die diffizile Vielschichtigkeit dieses Begriffs besonders deutlich. Im Bereich der Arbeitsmigration wird dies begreifbar, da sich viele Menschen nicht nur aufgrund politischer Verfolgung, sondern auch wegen akuter Armut zur Auswanderung gezwungen sehen.

Auch in der langen österreichischen Migrationsgeschichte, die im 20. Jahrhundert von Flüchtlingswellen aufgrund kriegerischer Auseinandersetzungen geprägt war und heute wieder ist, nimmt der Bereich der Arbeitsmigration eine bedeutende Rolle ein. Nicht zuletzt deshalb, weil das gezielte Anwerben ausländischer Arbeitskräfte durch die Politik die österreichische Gesellschaft wesentlich geprägt und verändert hat. Zum einen ermöglichte die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte die positive Bewältigung des wirtschaftlichen Aufschwungs der 1950er- und 1960er-Jahre. Zum anderen bewirkte das aus wirtschaftlichen wie individuellen Gründen gescheiterte Rotationsprinzip den Nachzug zahlreicher Familien nach Österreich und damit die langfristige Verlagerung des Lebensmittelpunkts von Migrant*innen. Die angeführten Beispiele mit Schwerpunkt auf Österreich bzw. Vorarlberg lassen gut erkennen, welche weitreichenden demographischen, wirtschaftlichen und sozialen Folgen die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte für beide Seiten hatte.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass Österreich wie auch Vorarlberg seit Jahrhunderten Ziel von Einwanderung sind und unter Betrachtung der aktuellen europäischen wie globalen Entwicklungen bzw. Abkommen auch noch länger sein werden. Daher sollten kommende Migrations- und Flüchtlingswellen im Kontext der österreichischen Migrationsgeschichte weniger aus wirtschaftspolitischer, als aus humanitärer Sicht betrachtet werden.

Literatur

Alber, Karl/Gehmacher, Ernst (Hrsg.), *Gastarbeiter. Wirtschaftliche und soziale Herausforderung*, Wien 1973.

Bade, Klaus, *Ausländer, Aussiedler, Asyl. Eine Bestandsaufnahme*, München 1994.

Barnay, Markus, *Vorarlberg ein Einwanderungsland. 120 Jahre „Gastarbeit“ – 120 Jahre Zuwanderung*, in: *KultUrSprünge* (1992), Heft 3, S. 7.

78 Burtscher, *Zuwandern_aufsteigen_dazugehören*, S. 51 f.

Bauböck, Rainer, „Nach Rasse und Sprache verschieden“. Migrationspolitik in Österreich von der Monarchie bis heute (Reihe Politikwissenschaft/Political Science Series 31), Wien 1996.

Bauböck, Rainer, Ausländische Arbeitskräfte in Österreich, in: *Journal für Sozialforschung* 25 (1985), Heft 3, Register 1980–1985, S. 349–360.

Bundesministerium für Soziale Verwaltung: Ausländische Arbeitnehmer in Österreich, Forschungsberichte aus Sozial- und Arbeitsmarktpolitik Nr. 9, Wien 1985.

Burtscher, Simon, Zuwandern_aufsteigen_dazugehören. Etablierungsprozesse von Eingewanderten (transblick 4), Wien-Innsbruck-Bozen 2009.

Fassmann, Heinz/Münz, Rainer, Einwanderungsland Österreich? Historische Migrationsmuster, aktuelle Trends und politische Maßnahmen, Wien 1995.

Geisen, Thomas, Arbeitsmigration: WanderarbeiterInnen auf dem Weltmarkt für Arbeitskraft, Frankfurt am Main 2005.

Geuenich, Dieter, Ein junges Volk macht Geschichte. Herkunft und „Landnahme“ der Alamannen, in: Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg (Hrsg.), Die Alamannen, Stuttgart 1997, S. 73–78.

Greussing, Kurt, Die Bestimmung des Fremden – Hundert Jahre „Gastarbeit“ in Vorarlberg, in: Rainer Bauböck (Hrsg.), ...und raus bist du! Ethnische Minderheiten in der Politik, Wien 1988, S. 178–197.

Greussing, Kurt, Vorarlberg ein Einwanderungsland. 120 Jahre „Gastarbeit“ – 120 Jahre Zuwanderung, in: *KultUrSprünge* (1992), Heft 3, S. 7–9.

Hahn, Sylvia, Österreich, in: Klaus Bade/Pieter Emmer u. a. (Hrsg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn 2007, S. 171–188.

Hunn, Karin, „Nächstes Jahr kehren wir zurück...“. Die Geschichte der türkischen „Gastarbeiter“ in der Bundesrepublik, Göttingen 2005.

Kreiser, Klaus, Geschichte der Türkei. Von Atatürk bis zur Gegenwart, München 2012.

Matt, Werner, „Ich habe mich in den Zug gesetzt und nicht einmal gewusst, wo Vorarlberg überhaupt ist“. Arbeitsmigration nach Vorarlberg von 1945 bis 2000 am Beispiel der Stadt Dornbirn, in: *Österreich in Geschichte und Literatur (ÖLG)* 54 (2010), Heft 4, S. 316–330.

Matuschek, Helga, Ausländerpolitik in Österreich 1962–1985, in: *Journal für Sozialforschung* 25 (1985), Heft 2, S. 153–198.

Perchinig, Bernhard, Migration, Integration und Staatsbürgerschaft – was taugen die Begriffe noch? in: Herbert Langthaler (Hrsg.), Integration in Österreich. Sozialwissenschaftliche Befunde, Innsbruck 2010, S. 13–33.

Schmiderer, Silvia, *Integration: Schlagwort – Zauberwort – hohles Wort. Eine historische und begriffliche Auseinandersetzung im Kontext der österreichischen Immigration-Geschichte (1970–2005)*, phil. Dipl. Universität Wien 2008.

Steinhilber, Beate, *Grenzüberschreitungen. Remigration und Biographie – Frauen kehren zurück in die Türkei*, Frankfurt am Main 1994.

Thurner, Erika, *Der „Goldene Westen“? Arbeitszuwanderung nach Vorarlberg seit 1945 (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs 14)*, Bregenz 1997.

Treibel, Annette, *Migration in modernen Gesellschaften. Soziale Folgen von Einwanderung, Gastarbeit und Flucht*, München 2011.

Tufan, Beril, *Migration von Arbeitnehmern aus der Türkei (Prozesse der Migration und Remigration)*, in: Eckhardt Koch (Hrsg.), *Chance und Risiken von Migration. Deutsch-türkische Perspektiven*, Freiburg im Breisgau 1998, S. 32–51.

United Nations, Department of Economic and Social Affairs, Statistics Division, *Recommendations on Statistics of International Migration (Statistical Papers Series M, No. 58, Rev. 1)*, New York 1998.

Wimmer, Hannes, *Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer*, in: Ders. (Hrsg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich*, Frankfurt a. M.-New York 1986, S. 241–280.

Ders., *Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeiter in Österreich*, in: Ders. (Hrsg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich*, Frankfurt a. M.-New York 1986, S. 281–306.

Wollner, Eveline, *Die Reform der Beschäftigung und Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte Anfang der 1960er Jahre in Österreich*, in: *Zeitgeschichte* 34 (2007), Heft 4, S. 213–225.

Onlinere Ressourcen

Gächter, August, *Migrationspolitik in Österreich seit 1945*, in: [https://www.zsi.at/at_tach/p1208vukovic.pdf], 10.10.2008, eingesehen 15.9.2014.

Mazza, Elisabetta, *Ein Ausländer ist ein Ausländer ist ein Ausländer oder Die sprachlichen (Fehl-) Schritte in Richtung Interkulturalität: deutsche Bezeichnungen für Nicht-Inländer*, in: *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* 2(3), 1998, [http://www.spz.tu-darmstadt.de/projekt_ejournal/jg_02_3/beitrag/mazza.htm], eingesehen 14.9.2014.

Medien-Service Stelle *Neue Österreicher/innen* (Hrsg.), *GastarbeiterInnen und ihre schwierige soziale Lage*, 13.12.2011, [http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2011/12/13/gastarbeiterinnen-und-ihre-schwierige-soziale-lage/?article2pdf=1], eingesehen 5.9.2014.

Dies., *Soziale Situation der GastarbeiterInnen – heute*, 12.5.2014, [http://medienservicestelle.at/migration_bewegt/2014/05/12/soziale-situation-der-gastarbeiterinnen-heute/], eingesehen 5.9.2014.

Österreichischer Integrationsfonds, Fact Sheet 04 Migration und Wirtschaft, April 2014, [<http://www.integrationsfonds.at/themen/publikationen/oeif-fact-sheets/>], eingesehen 15.9.2014.

Statistik Austria (Hrsg.), Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich. Modul der Arbeitskräfteerhebung, Wien 2009, [http://www.statistik.at/web_de/dynamic/services/publikationen/2/publbdetail?id=2&listid=2&detail=534], eingesehen 28.9.2014.

Dies., Bevölkerung nach Staatsangehörigkeit – Wien, [http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/023444.html], eingesehen 22.10.2014.

okay. zusammen leben/Projektstelle für Zuwanderung und Integration (Hrsg.), Entwicklung der Gesamtfertilitätsraten, 2.3.2010, [<http://www.okay-line.at/deutsch/wissen/demographische-entwicklung-vorarlbergs/entwicklung-der-gesamtfertilitaetsraten.html>], eingesehen 23.10.2014.

orf.at (Hrsg.), Konzept zur Erinnerung an Nazi-Zwangsarbeit, 26.9.2012, [<http://vorarlberg.orf.at/radio/stories/2551719/>], eingesehen 20.10.2014.

Abbildungsverzeichnis

Grafik 1: Formen der Zuwanderung, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem ÖIF-Bericht „Migration und Wirtschaft“ von 2014 direkt übernommen, S. 4.

Grafik 2: Durchschnittliche Quadratmeterzahl der Wohnung pro Person nach Geburtsland, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Bericht „Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich“ der Statistik Austria von 2008 direkt übernommen, S. 82.

Grafik 3: Durchschnittlicher monatlicher Wohnungsaufwand in Euro pro Quadratmeter nach Geburtsland der Haushaltsreferenzperson, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Bericht „Arbeits- und Lebenssituation von Migrantinnen und Migranten in Österreich“ der Statistik Austria von 2008 direkt übernommen, S. 84.

Grafik 4: Entwicklung der ausländischen Bevölkerung in Vorarlberg, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel „Die historische Entwicklung der ausländischen Bevölkerung Vorarlbergs im österreichischen Vergleich“, [<http://www.okay-line.at/deutsch/wissen/die-entwicklung-vorarlbergs-vom-gastarbeiter-zum-einwanderungs/>], 2.3.2010, eingesehen 22.10.2014, übernommen.

Grafik 5: Vorarlbergs Gesamtbevölkerung nach Staatsangehörigkeit, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel okay. zusammen leben/Projektstelle für Zuwanderung und Integration (Hrsg.), „Die historische Entwicklung der ausländischen Bevölkerung Vorarlbergs im österreichischen Vergleich“, 2.3.2010, [<http://www.okay-line.at/file/656/2vorarlbergalseinwanderungsland.pdf>], eingesehen 22.10.2014, übernommen.

Grafik 6: Ausländeranteil nach Bundesländern, Die Grafik wurde von der Autorin aus dem Artikel okay, Die historische Entwicklung übernommen.

Nele Gfader ist Studierende der Lehramtsfächer Geschichte und Deutsch sowie Diplomandin und studentische Mitarbeiterin im FWF-Projekt „Deprovincializing Contemporary Austrian History“ unter der Projektleitung von Univ.-Prof. Mag. Dr. Dirk Rupnow an der Universität Innsbruck. nele.gfader@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Nele Gfader, Arbeitsmigration in Österreich mit Blick auf Vorarlberg, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 289–318, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Lobende Erwähnungen 2016

gesponsert von der Philosophisch-Historischen Fakultät

Bachelor-Seminare 2016

Sakoku. Ökonomische Anpassungen des Tokugawa-Shōgunats von 1639–1853

Emanuel Simonini

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Elisabeth Dietrich-Daum

eingereicht im Semester: SS 2014

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

Sakoku. Economic Adaptations of the Tokugawa Shōgunate from 1639 to 1853

During the Edo period (1603–1868), the Tokugawa Dynasty dominated Japan. In fact, this family ruled the country on its own and provided every Shōgun in the modern age. During the third Shōgun's reign – Tokugawa Iemitsu – Japan entered a phase of isolation which lasted 200 years and is known today as *Sakoku* (1639–1853). The purpose of this paper is to examine the economic and social conditions necessary in order to prevail as a sovereign country during this period of isolation. In order to expose these conditions, this paper focusses on the factors food supply, foreign commerce and the external relations of the Shōgunate.

Einleitung

Überblick und Problemstellung

Als Tokugawa Ieyasu (1543–1616) im Jahre 1615 seinen letzten Widersacher Toyotomi Hideyori (1593–1615) bei Osaka besiegte, vermochte er sicherlich nicht abzuschätzen, welche Auswirkungen sein Triumph auf die japanische Geschichte haben würde. Denn Ieyasu läutete die „Pax Tokugawa“ ein, die über zweihundertfünfzig Jahre lang in Japan Bestand haben sollte.¹ Von 1603 bis 1867 herrschten ausschließlich Abkömmlinge

¹ Manfred Pohl, *Geschichte Japans*, München 2002, S. 45.

aus der Tokugawa-Dynastie als Shōgun über das „Land der aufgehenden Sonne“. Im Wesentlichen umfasste die Herrschaftszeit des Tokugawa-Shōgunats die europäische Neuzeit. In dieser Epoche der japanischen Geschichte versuchte sich das Land so weit wie möglich von der Außenwelt zu isolieren.²

Bevor man sich jedoch intensiver mit der japanischen Neuzeit auseinandersetzen kann, müssen die bedeutendsten Perioden und Begrifflichkeiten jener Epoche dargelegt werden. Eine wie im europäischen Raum gängige Zweiteilung in eine Frühe und Späte Neuzeit gibt es nicht. Stattdessen werden zwei anerkannte Schemata für die Periodisierung der japanischen Neuzeit verwendet. Zum einen ist eine Unterteilung der Zeitalter in Anlehnung an die europäische Geschichtswissenschaft möglich: In das Altertum/*kodai* (7.–12. Jh.), das Mittelalter/*chusei* (12.–16. Jh.), die Neuzeit/*kinsei* (17.–19. Jh.), die Moderne/*kindai* (19.–20. Jh.) und die Gegenwart/*gendai* (ab 1939 bzw. 1941).³ Diese Einteilung lässt jedoch in einigen Belangen wichtige Umwälzungen in der japanischen Geschichte außer Acht, wodurch die wesentlich ältere Periodisierung nach Dynastien bzw. Herrschaftszentren auch heute noch ihre Berechtigung findet.

Folgt man dieser Einteilung, so wird die gesamte Neuzeit als Edo-Zeit (1603–1868) definiert. Sie ist benannt nach dem Herrschaftszentrum Edo, dem heutigen Tokio, der bedeutendsten Stadt der Tokugawa-Zeit. Da die Tokugawa-Dynastie als Basisnehmer der Edo-Zeit gilt, wird die japanische Neuzeit auch oft als Tokugawa-Zeit (1603–1868) bezeichnet.⁴ Die Edo- oder Tokugawa-Zeit umfasst die gesamte Neuzeit; lediglich das Ende der Edo-Zeit besitzt eine eigene Begrifflichkeit – *bakumatsu*, was übersetzt so viel wie „Ende des *bakufu* (Herrschaft des Shōgunats)“ bedeutet. Die Zeit des *bakumatsu* umschließt die amerikanische Intervention in Japan durch Matthew Perry (1794–1858) von 1853 bis zur Rückgabe der Herrschaft vom Shōgun an den Tennō im Jahre 1867.⁵

Eine weitere Unterteilung der Tokugawa-Zeit kann nur noch durch spezifische Maßstäbe erfolgen. Eine gebräuchliche Gliederung der „japanischen Neuzeit“ erfolgt nach den Perioden der politischen Öffnung und Schließung des Landes. Dabei wird der Beginn der Edo-Zeit als *nanban bōeki jidai*-Zeit⁶ (1543–1639) bezeichnet, die von wachsenden Handelsbeziehungen Japans zu den asiatischen und europäischen Mächten geprägt war. Auf diese Periode folgte das *sakoku* (1639–1853), die wörtlich übersetzte „Landesabschließung“ Japans – eine Zeit, in der Japan seine Außenbeziehungen und den Handel mit anderen Herrschaftsgebilden auf ein Minimum reduzierte.⁷ Am Ende kann wiederum das *bakumatsu* (1853–1867), der Zeitraum, in dem Japan durch die amerikanische Intervention zwangsmäßig geöffnet wurde, gestellt werden.⁸ Die beiden Perio-

2 Ein Namens- und Sachregister zur Klärung unbekannter Begrifflichkeiten befindet sich am Ende der Arbeit.

3 Klaus Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte Japans* (Handbuch der Orientalistik 3), Leiden 1988, S. 4.

4 Erich Pilz/Reiner Dormels/Sepp Linhart, *Ostasien von 1600 bis 1900. Ein Überblick*, in: Sepp Linhart/Susanne Weigel-Schwiedrzik (Hrsg.), *Ostasien 1600 bis 1900*, Wien 2004, S. 15–54, hier S. 40.

5 Wolfgang Schwentker, *Die „lange Restauration“. Japans Übergang vom Shōgunat zur Meiji-Ära*, in: Sepp Linhart/Erich Pilz (Hrsg.), *Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1999, S. 47–66, hier S. 51.

6 Übersetzt bedeutet „*nanban bōeki jidai*“ in etwa „Epoche des Nanban-Handels“. Jene Epoche wird in der europäischen Geschichtswissenschaft auch oft als das „christliche Jahrhundert“ bezeichnet.

7 Pohl, *Geschichte Japans*, S. 55.

8 Schwentker, *Die „lange Restauration“*, S. 51.

den, in denen Japan intensiv mit der Außenwelt in Kontakt trat, umgeben als eine Art „Klammer“ jenen Zeitraum, in der sich das Tokugawa-Shōgunat so gut es ging von der Außenwelt abschottete. Handel und Kulturkontakt spielten in den Phasen des *nanban bōeki jidai* und *bakumatsu* eine wesentliche Rolle für die japanische Gesellschaft. In den rund 210 Jahren des *sakoku* war dies nicht der Fall.

Als Auslöser für die lange Periode der japanischen Isolationspolitik werden heute hauptsächlich zwei sich ergänzende Faktoren genannt. Das *bakufu* hatte sich zum einen von der Außenwelt abgeriegelt, um sich vor westlichen Einflüssen zu schützen⁹ und zum anderen, um das noch junge Tokugawa-Regime im Reich zu stabilisieren¹⁰. Denn nachdem in der Zeit des *nanban bōeki jidai* europäische Konflikte immer häufiger nach Japan getragen wurden und das Christentum stetig an Einfluss gewann, sah sich der erste Shōgun Tokugawa Iyasu dazu gezwungen, Edikte gegen ausländische Einflüsse zu erlassen.¹¹ Als schließlich noch der von Christen getragene Shimabara-Aufstand 1637–38 gegen zu hohe Steuern ausbrach, war das berühmte Abschließungsdekret von 1639 nur eine logische Konsequenz des Shōgunats, um seine Fortexistenz zu sichern.¹² In Folge dieses Ediktes „[...] durfte kein Japaner mehr das Land verlassen, kein katholischer Christ durfte das Reich des Shōguns betreten, und der gesamte Außenhandel wie auch die diplomatischen Beziehungen mußten über die Hafenstadt Nagasaki laufen.“¹³

Bis zum Ende des *sakoku* pflegte das Shōgunat eine konservative und restriktive Sozialpolitik, die von einigen Historikern sogar als eine „Rückkehr zum Feudalismus“ angesehen wurde.¹⁴ Der Shōgun stand an der Spitze des Regimes und leitete eine Militärregierung (*bakufu* bzw. Shōgunat). Unter dieser standen – je nach Zeitraum – 250 bis 300 Fürsten (Daimyō), die in einem komplizierten, auf die Wahrung des politischen Gleichgewichts basierenden Systems in Abhängigkeit zum *bakufu* standen.¹⁵ Als restriktiv und konservativ galt das Tokugawa-Shōgunat lange nicht nur aufgrund seiner isolationistischen Politik, sondern auch deshalb, da es sein Hauptaugenmerk auf die Sicherung der eigenen Machtposition legte. Durch das „Verharren“ in der ständischen Ordnung des 16. Jahrhunderts sollte die Herrschaft der Tokugawa Bestand haben. Aus diesem Grund wurde auch der konservative Zhu-Xi-Konfuzianismus gefördert, der sich für die Aufrechterhaltung des Status quo aussprach.¹⁶

„Ein Zusammenwirken vielfältiger Faktoren bewirkte schließlich den Zusammenbruch der Tokugawa-Herrschaft [...].“¹⁷ Zu Fall gebracht wurde das feudalistische Herrschafts-

9 Sepp Linhart, Japan 1854 bis 1919: von einem Land des Südens zu einem Land des Nordens, in: Birgit Englert/Ingeborg Grau/Andrea Komlosy (Hrsg.), Nord-Süd-Beziehungen. Kolonialismen und Ansätze zu ihrer Überwindung, Mandelbaum 2006, S. 191–212, hier S. 193.

10 Pohl, Geschichte Japans, S. 52.

11 Ebd., S. 55.

12 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 193.

13 Pohl, Geschichte Japans, S. 56.

14 John Whitney Hall, Das Japanische Kaiserreich (Fischer Weltgeschichte 20), Frankfurt am Main 2009¹⁵, S. 161.

15 Sepp Linhart, Die vormoderne japanische Gesellschaft, in: Linhart/Pilz (Hrsg.), Ostasien, S. 17.

16 Ebd., S. 18.

17 Pohl, Geschichte Japans, S. 59.

system im 19. Jahrhundert durch steigenden Druck aus dem Ausland und durch innenpolitische Konsolidierungsprobleme. 1854 endete das *sakoku*, als eine amerikanische Flotte unter Commodore Matthew C. Perry die Öffnung Japans erzwang. 1868 erlosch die über zweihundert Jahre lang bestehende Herrschaft der Tokugawa – nach kurzen Kämpfen zwischen shōgun- und tennōtreuen Kräften wurde das *bakufu* abgesetzt und die Kaiserherrschaft eingeführt.¹⁸

Fragestellung und Ziel der Arbeit

Das Tokugawa-Shōgunat hatte zwischen 1639 und 1853 stets daran gearbeitet, sein Inselreich so weit wie möglich von der Außenwelt abzukapseln. Japan versuchte in einer Zeit, in der die ersten Schritte der Globalisierung zu finden sind, der Handel immer bedeutender wurde, moderne Staatstheorien sich entwickelten und große Teile der Welt unter der Herrschaft europäischer Mächte standen, autark zu werden. In gewisser Weise stellte der Gesellschaftsentwurf des Shōgunats einen Gegenentwurf seiner Zeit dar, der aber dennoch über zweihundert Jahre Bestand hatte. Es ist überraschend, dass das Inselreich, das während der Epoche des Nanban-Handels noch stark von Auslandsbeziehungen abhängig war, sich von 1639–1868 erfolgreich abschotten konnte. Niemals hat sich ein europäischer Herrschaftskomplex für einen vergleichbar langen Zeitraum wie das ostasiatische Reich aus dem Weltgeschehen zurückgezogen.

Die Gründe, warum das *bakufu* nach der Periode des *nanban bōeki jidai* eine Trendwende hin zur Isolationspolitik verfolgte, sowie das politische Wirken einzelner Shōgune, spielen in dieser Arbeit nur eine untergeordnete Rolle. Sie versucht nicht, die Ursachen oder Folgen der „Abschließung Japans“ zu erforschen, sondern setzt sich vielmehr grundlegend mit der Frage auseinander, wie die japanische Gesellschaft während des *sakoku* ökonomisch fortbestehen konnte.

Doch um diese Frage beantworten zu können, muss zunächst ergründet werden, wie sich die Ökonomie Japans an die Isolationspolitik des *bakufu* angepasst hatte. Da in der älteren europäischen Forschung den niederländischen Händlern eine wichtige Position in der japanischen Wirtschaft während des *sakoku* angerechnet wurde, muss ebenso auf die Frage eingegangen werden, inwieweit eine solche europazentrierte Sichtweise auch heute noch ihre Berechtigung findet.

Das erste Kapitel dieser Arbeit beschäftigt sich mit den Handels- und Auslandsbeziehungen Japans während des *sakoku*. Im zweiten Teil wird explizit auf die Rolle eingegangen, die den niederländischen Händlern in Deshima zuerkannt werden kann. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, inwieweit die Nahrungsmittelversorgung vom Shōgunat während der „Abschließung Japans“ gewährleistet wurde. Der vierte Teil setzt sich mit Jared Diamonds Werk „Collapse. How Societies Choose to Fail or Succeed“ auseinander, das die Gründe für den „Erfolg“ des Tokugawa-Shōgunats behandelt. Im Schlussteil werden die gewonnenen Erkenntnisse schließlich zusammengefasst und die Forschungsfragen beantwortet.

18 Pohl, Geschichte Japans, S. 60.

Forschungsstand

In der Vergangenheit wurde die Zeit des *sakoku* in der Forschung zumeist als eine Periode angesehen, in der sich Japan vom Weltgeschehen abkapselte und in seiner Isolation stagnierte.¹⁹ Lange hielt sich die Vorstellung, dass die Macht der Tokugawa-Shōgune auf einer feudalistischen Gewaltherrschaft basierte – die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Zeit wurden angeprangert.²⁰

Die größtenteils negativen Ansichten über die japanische Neuzeit wurden jedoch nicht nur von europäischen, sondern auch von den japanischen Historikerinnen und Historikern selbst vertreten. Sie übernahmen jenes schlechte Bild aus dem „nationalen Gedächtnis“ des Inselstaates und deklarierten die Neuzeit als „dark age“ in der japanischen Geschichte. Die Meiji-Restauration, die gewaltsame Öffnung des Landes durch den überlegenen Westen, wurde von den Forscherinnen und Forschern ebenso wie von der japanischen Bevölkerung als eine nötige Revolution angesehen, die Japan aus seiner Stagnation befreite.²¹ Die Tokugawa-Zeit galt als eine dunkle Epoche, an deren Ende die schnelle Industrialisierung des Inselstaates stand. Nochmals verstärkt wurde die negative Charakterisierung der Edo-Zeit durch die Modernisierungsforschungen der 1950er- und 60er-Jahre. In diesen wurde dem spätneuzeitlichen Japan die Rolle eines Modernisierungsmusterlandes zugeteilt.²² Das Bild der Tokugawa-Zeit wurde durch diese Forschungen noch ein weiteres Mal negativ aufgeladen und neben das strahlende Bild der Meiji-Restauration gestellt.

Erst seit etwa vierzig Jahren werden dem Tokugawa-Shōgunat in der Forschung auch positive Aspekte abgewonnen. In den 1970er-Jahren fanden Einflüsse der New Economic History School aus den USA ihren Weg über den Pazifik und veränderten die japanische Tokugawa-Forschung in Japan nachhaltig.²³ Das schlechte Bild der Edo-Zeit wurde aufgebrochen, indem nunmehr die wirtschaftliche Entwicklung vom 17. bis zum 19. Jahrhundert als Basis für die spätere erfolgreiche Industrialisierung angesehen wurde.²⁴

Aufgrund der neuen Sichtweisen und einem in der gesamten Gesellschaft verankerten neuen Interesse am eigenen Erbe der vormodernen Epoche wurde in den 1980er-Jahren schließlich ein regelrechter Edo-Boom ausgelöst. Seit den 80ern erschienen im japanischen Kulturraum etliche Werke, die sich ausschließlich mit der Edo-Zeit auseinandersetzten, wie etwa das achtzehn bändige Werk „*Nihon no kinsei*“ [Japans Neuzeit] von Tsuji Tatsuya und Asao Naohiro.²⁵

Im neuen Jahrtausend wird die Tokugawa-Zeit in der japanischen Geschichtswissenschaft als eine vollwertige Epoche wahrgenommen. Wogegen früher das Jahr 1868 als

19 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 161.

20 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 105.

21 Ebd.

22 Linhart, *Japan 1854 bis 1919*, S. 191.

23 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 106.

24 Ebd., S. 107.

25 Linhart, *Japanische Gesellschaft*, S. 26.

Bruch in der japanischen Geschichte galt, betonen moderne ForscherInnen die Kontinuitätselemente, die sich im Übergang vom Tokugawa-Shōgunat zum Japan nach der Meiji-Restauration finden lassen.²⁶

Im deutschsprachigen Raum erschienen bis heute nur wenige Werke, die sich explizit mit dem Tokugawa-Shōgunat auseinandersetzen. Aus diesem Grund handelt es sich bei den in dieser Arbeit verwendeten deutschsprachigen Texten zumeist um Überblickswerke über die gesamte Edo-Zeit oder um einzelne Artikel aus Sammelbänden. Die anderen für diese Arbeit herangezogenen Texte stammen zum Großteil aus dem angelsächsischen Raum, der sich bis heute wesentlich intensiver mit der japanischen Geschichte beschäftigt hat. Hierbei ist die Universität von Cambridge hervorzuheben, die seit dem Ende der 70er-Jahre eng mit der japanischen Geschichtswissenschaft zusammenarbeitet und in regelmäßigen Abständen das „Journal of Asian Studies“ herausgibt.

Außenhandel und Diplomatie Japans

Lange Zeit ging man in der Forschung davon aus, dass der japanische Außenhandel während des *sakoku* auf ein Minimum reduziert war.²⁷ Vor allem die europäische Geschichtswissenschaft war der Meinung, dass einzig die Niederlande auf Deshima Handelsbeziehungen mit Japan pflegen durften.²⁸ Obwohl dieser Standpunkt in den letzten Jahrzehnten zunehmend relativiert wurde, halten sich dennoch einige überholte Thesen hartnäckig in der europäischen Geschichtswissenschaft. Manfred Pohl schrieb in seinem 2002 erschienenen Werk mit dem Titel „Die Geschichte Japans“ beispielsweise noch: „Zusammen mit der Handelsniederlassung chinesischer Kaufleute waren die Holländer für mehr als zweihundert Jahre die einzigen, die regelmäßig Kontakt zum Hof des Shōguns in Edo unterhielten.“²⁹ Pohl erkennt zwar, dass das *bakufu* während des *sakoku* neben den niederländischen auch mit chinesischen Händlern in Kontakt trat, doch fehlen in seiner Darstellung zwei wichtige Herrschaftskomplexe, mit denen das Tokugawa-Shōgunat ebenso Beziehungen pflegte – Korea und das Königreich Ryūkyū.³⁰

Auslandsbeziehungen führte das *bakufu* hauptsächlich aus wirtschaftlichem Interesse. Um die ausreichende Versorgung der japanischen Ökonomie mit Rohstoffen und Fertigwaren zu garantieren, war das Shōgunat auch nach der „Abschließung Japans“ weiterhin auf den Import von Gütern angewiesen.³¹ Um Import und Export bestmöglich kontrollieren zu können, wurde der gesamte japanische Außenhandel nach der Machtergreifung des Shōgunats direkt dem *bakufu* untergeordnet und im Zuge des-

26 Schwentker, Die „lange Restauration“, S. 47.

27 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 197.

28 Pohl, Geschichte Japans, S. 56.

29 Ebd., S. 56.

30 John Lee, Trade and Economy in Preindustrial East Asia, c. 1500–c. 1800. East Asia in the Age of Globalisation, in: *The Journal of Asian Studies* 58 (1999), Heft 1, S. 2–26, hier S. 7.

31 Müller, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 176.

sen privater Außenhandel unter Strafe gestellt.³² Durch Kontrolle sollte der „ausländische Einfluss“ auf die Bevölkerung auf ein Minimum reduziert werden. Darüber hinaus fielen durch die Zentralisierungsmaßnahmen die Gewinne aus dem Außenhandel dem Shōgunat direkt zu.

Importe wurden fast ausschließlich durch Kupfer und Silber finanziert. Möglich wurde der primäre Handel mit den beiden Edelmetallen, indem die Tokugawa alle bedeutenden Bergwerke Japans zu ihrem alleinigen Besitz erklärten und deren Fördermenge sukzessiv erhöhten.³³ Neue Abbautechniken im Bergbau, die das Anlegen tieferer Stollen ermöglichten, brachten dem *bakufu* bisher unerreichte Fördermengen ein.³⁴ Obgleich sich bis heute kaum Zahlen zu den Abbauraten der Edelmetalle erhalten konnten, so kann dennoch davon ausgegangen werden, dass die Menge an abgebautem Silber und Kupfer seit dem 17. Jahrhundert um ein Vielfaches zunahm.³⁵

China

Als wichtigster Handelspartner während der Zeit des *sakoku* kann sicherlich China angesehen werden. Wo holländische Händler während der gesamten „Abschließung Japans“ durchschnittlich mit nur zwei Schiffen pro Jahr den Handelsstützpunkt Deshima anliefen, dockten in der gleichen Zeit rund dreißig chinesische Schiffe jährlich in Nagasaki an. In den chinesischen Lagerräumen befanden sich zu Beginn des *sakoku* vor allem Seidenfäden, fertige Stoffe und Medizin, die gegen Kupfer, Kampfer, Schwefel und Keramik eingetauscht wurden.³⁶ Im 17. Jahrhundert verlagerten sich die japanischen Exporte jedoch merklich. Aufgrund der bis zum Ende des 17. Jahrhunderts immer höher werdenden Edelmetallproduktion wurde Silber zum wichtigsten Exportgut Japans. In Deshima wurde ab diesem Zeitpunkt größtenteils Silber gegen chinesische Seide und andere Textilien getauscht.³⁷ Tashiro Kazui beispielsweise schätzt die Silbermengen, die zwischen 1684–1735 von Japan nach China flossen, auf ca. 800.000 *kan* (300.000 kg).³⁸

Der Handel mit China war für das *bakufu* insofern von Bedeutung, als dass der Großteil der fehlenden Menge an Rohstoffen zur Textilherstellung aus dem Kaiserreich kompensiert wurde. Über den Warenaustausch gingen die Beziehungen zwischen Japan und China während des *sakoku* jedoch niemals hinaus.³⁹

32 Müller, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 175.

33 Ebd., S. 153.

34 Ebd., S. 154.

35 Ebd., S. 155.

36 Wolfgang Schwentker, Die historische Voraussetzungen „erfolgreicher“ Modernisierung: Japan 1600–1900, in: Linhart/Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.), Ostasien, S. 254.

37 Tashiro Kazui, Foreign Relations during the Edo Period, in: *The Journal of Japanese Studies* 8 (1982), Heft 2, S. 283–306, hier S. 294.

38 Ebd., S. 296.

39 Kazui, Foreign Relations, S. 288.

Korea

Neben China pflegte Japan ebenso rege Handelsbeziehungen mit Korea. Um im Laufe des *sakoku* weiterhin einen Warenaustausch mit der koreanischen Halbinsel betreiben zu können, wurde vom Shōgunat auf der Insel Tsushima, die in der Meerenge zwischen Japan und Korea im Japanischen Meer liegt, ein Handelsstützpunkt eingerichtet. Hinsichtlich der Errichtung dieses Stützpunktes ist bemerkenswert, dass das Shōgunat, bereits zwanzig Tage nachdem die Portugiesen 1639 aus Japan verbannt worden waren, dem So-Klan, der vorherrschenden Macht auf Tsushima, den Auftrag überbracht hatte, diesen zu errichten.⁴⁰ Die Bedeutung, die Tsushima für den japanischen Außenhandel hatte, darf nicht unterschätzt werden, denn am Höhepunkt der Handelsbeziehungen zwischen dem So-Clan und Korea lebten etwa 15.000 Menschen im Umfeld des Stützpunktes auf Tsushima. Neben dem Inselstützpunkt konnte in den letzten Jahren noch ein weiterer japanischer Handelsstützpunkt im koreanischen Raum nachgewiesen werden. Dieser trug den Namen Wakan, war bedeutend kleiner als jener auf Tsushima und befand sich in Pusan, dem südöstlich gelegenen Gebiet auf der koreanischen Halbinsel.⁴¹ Welche Bedeutung Wakan im japanischen Außenhandel während der Edo-Zeit zugemessen werden kann, muss jedoch noch erforscht werden.

Jedenfalls liefen Tsushima ca. zwanzig koreanische Dschunken pro Jahr an, die zumeist Seide, Ginseng, Büffelhorn, Pfeffer und Zimt geladen hatten.⁴² Der Handelsstützpunkt auf der Insel war für das Shōgunat jedoch nicht ausschließlich wegen seiner ökonomischen Belange von Bedeutung, sondern hatte auch als punktueller Stützpunkt der Diplomatie seine Existenzberechtigung. Korea war mit dem Königreich Ryūkyū eine der zwei ostasiatischen Mächte, mit der das Tokugawa-Shōgunat neben den Handels- auch diplomatische Beziehungen pflegte.

Um zunächst am Beginn des *sakoku* überhaupt Handel mit und über die koreanische Halbinsel betreiben zu können, musste das Shōgunat nach seinem Machtantritt die Invasion Koreas aus den Jahren 1592–1598⁴³ auf dem diplomatischen Parkett ungeschehen machen. Mit der Invasion, dem sogenannten Imjin-Krieg, hatte Toyotomi Hideyoshi, einer der „Einiger“ Japans, noch vergeblich versucht, Korea unter seine Kontrolle zu bringen.⁴⁴

Das Tokugawa-Shōgunat verfolgte im Gegensatz zu Hideyoshi bereits unter seinem ersten Shōgun Tokugawa Ieyasu (1603–1605) eine „milde Politik“ gegenüber Korea. Leider sind nur wenige Quellen über die japanisch-koreanischen Beziehungen erhalten, wodurch sich eine Rekonstruktion der vorherrschenden diplomatischen Verhältnisse bis heute als schwierig herausstellt. Lediglich kann davon ausgegangen werden, dass die beiden Ieyasu nachfolgenden Shōgune, Hidetada und Iemitsu, im Wesentlichen

40 Kazui, *Foreign Relations*, S. 292.

41 Ebd., S. 291.

42 Schwentker, *Voraussetzungen „erfolgreicher“ Modernisierung*, S. 254.

43 Der „Einiger Japans“ Toyotomi Hideyoshi war 1592 in Korea eingefallen, da der koreanische König ihm keine Erlaubnis zum Durchmarsch seiner Truppen gegeben hatte. Hideyoshi ursprünglicher Plan war die Eroberung Chinas. Bekannt wurde die sieben jährige Invasion auch unter dem Imjin-Krieg.

44 Kazui, *Foreign Relations*, S. 287.

jene milde, auf eine Verbesserung der Beziehungen abzielende Politik Ieyasus weitergeführt hatten. Als gesichert gilt jedenfalls, dass es zwischen Japan und Korea während des *sakoku* kontinuierlich diplomatische Beziehungen gab.⁴⁵

Königreich Ryūkyū

Der Warenverkehr mit dem Königreich Ryūkyū vollzog sich in vergleichbarer Weise wie der mit Korea. Ebenso wie im Handel mit der koreanischen Halbinsel hatte das Shōgunat einen einzelnen Klan dazu beauftragt, die Beziehungen mit dem Inselreich, das sich südwestlich des japanischen Festlandes im Ostchinesischen Meer befand, aufrecht zu erhalten.⁴⁶ Das *bakufu* beauftragte hierfür den Shimazu-Klan, dessen Stammesgebiet Satsuma genannt wurde und sich im äußersten Süden Japans befand. Der Klan hatte im frühen 17. Jahrhundert das Königreich Ryūkyū erobert und es zu seinem Vasallen gemacht, wodurch die Ryūkyū-Inseln über die gesamte Zeit des *sakoku* hinweg zeitgleich in einem Vasallenverhältnis zu Japan und China standen.⁴⁷ Wem die Ryūkyū-Inseln in der Zeit nach ihrer Eroberung als Vasall verpflichtet waren, ist strittig. Daher ist ebenso unklar, ob der Warenaustausch zwischen Japan und den Ryūkyū generell als Tribut- oder Außenhandel deklariert werden sollte.⁴⁸

Zusammenfassend können die Beziehungen zwischen dem *bakufu* und dem Inselreich heute nur sehr schwer rekonstruiert werden. Grundsätzlich geht man mittlerweile aber davon aus, dass aufgrund des Vasallenverhältnisses zwangsläufig diplomatische Beziehungen sowie Handelsbeziehungen zwischen Japan und den Ryūkyū-Inseln geführt wurden. Der Handel zwischen den zwei Parteien bezog sich aber hauptsächlich auf den Austausch von japanischem Silber gegen Zuckerrohr.⁴⁹

Der Shimazu-Klan bekam, ebenso wie der So-Klan auf Tsushima, nur wenige Monate nach dem Herrschaftsantritt des *bakufu* den Auftrag, den Handel mit Ryūkyū weiterhin zu forcieren.⁵⁰ In der Folgezeit profitierte der Shimazu-Klan stark vom Warenaustausch mit dem Königreich Ryūkyū.⁵¹ Im 18. Jahrhundert begann das Handelsvolumen zwischen den beiden Gebieten jedoch merklich zu sinken, da das japanische Hauptimportgut Zuckerrohr ab diesem Zeitpunkt in Satsuma selbst angebaut werden konnte. Bis zum 18. Jahrhundert hatte das Shōgunat den Zuckerrohranbau auf den japanischen Inseln stark vorangetrieben, sodass sich ab den 1790er-Jahren auch in Süd-Honshō, Kyūshū und Shikoku der Anbau von Zucker nachweisen lässt. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts konnte sich der Zuckerrohranbau in Japan fest etablieren, wodurch der Handel zwischen Japan und den Ryūkyū-Inseln fast vollständig zum Erliegen kam.⁵²

45 Kazui, *Foreign Relations*, S. 288.

46 Ebd., S. 292.

47 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 176.

48 Kazui, *Foreign Relations*, S. 289.

49 Lee, *Trade and Economy*, S. 10.

50 Kazui, *Foreign Relations*, S. 292.

51 Lee, *Trade and Economy*, S. 8.

52 Ebd., S. 10.

Zusammenfassung Außenhandel und Diplomatie

Bei einer zusammenfassenden Betrachtung der japanischen Auslandsbeziehungen während des *sakoku* fällt sofort auf, dass das *bakufu* seine diplomatischen Beziehungen zur übrigen Welt so weit wie möglich zu begrenzen versuchte. Lediglich die Kontakte zu Korea und dem Königreich Ryūkyū können als eine „Art“ diplomatischer Kontakt angesehen werden.

Betrachtet man jedoch den japanischen Außenhandel in der Zeit von 1639–1853, muss der Begriff *sakoku* für diesen Zeitraum relativiert werden. Denn auch während der Abschließung Japans wurden rege Handelsbeziehungen mit anderen ostasiatischen Herrschaftskomplexen geführt. Um fehlende Waren im Inland kompensieren zu können, musste auch das „abgeschlossene Japan“ Importe aus dem Ausland tätigen.

Das *bakufu* importierte zu Versorgungszwecken Waren aus anderen Teilen Ostasiens, die in Japan selbst nur sehr schwer bis gar nicht herzustellen gewesen wären. Wichtige Naturalien wie Zuckerrohr und Maulbeergewächse, die die Basis für eine Zucker- bzw. Seidenproduktion bildeten, gediehen nur schlecht auf dem japanischen Festland, wodurch die Beschaffung dieser Waren aus dem Ausland die weit billigere und einfachere Variante war. Allerdings versuchte das *bakufu* stets, die Importe auf Rohstoffe zu begrenzen, die in Japan zu Fertigwaren weiterverarbeitet werden konnten. Darüber hinaus wurde durch die Förderung neuer Technologien und Anbautechniken versucht, Rohstoffe zunehmend in eigenem Territorium herzustellen – wie beispielsweise der Zuckerrohranbau in Satsuma zeigt.⁵³

Das Tokugawa-Shōgunat erkannte schon im 17. Jahrhundert, dass das von ihm angestrebte autarke Wirtschaftssystem nicht umsetzbar war. Aus diesem Grund wurden schon unter dem ersten Shōgun Tokugawa Iyasu Privilegien vergeben, die dem Shimazu-Klan und dem So-Klan ermöglichten, nach der „Abschließung Japans“ weiterhin mit Ostasien Handel zu treiben.

Zusammenfassend betrachtet war Japan während des *sakoku* wirtschaftlich nicht gänzlich abgeschlossen. Vielmehr kann das Außenhandelssystem des Tokugawa-Shōgunats grundsätzlich mit dem anderer ostasiatischer Reiche jener Zeit verglichen werden. Tsushima, Wakan und nicht zuletzt Nagasaki waren Handelsstützpunkte, wie sie in der Neuzeit für das vorherrschende System des „Spot-Trading“⁵⁴ im ostasiatischen Raum typisch waren.⁵⁵

Resümierend verlor der Außenhandel für Japan im Vergleich zu jener Zeit vor der „Abschließung Japans“ nur einen geringen Teil seiner Bedeutung und spielte auch während des *sakoku* eine wesentliche Rolle, um die japanische Wirtschaft weiterhin mit ausreichend Gütern zu versorgen. Die von den Tokugawa geplante diplomatische Iso-

53 Siehe Seite 331.

54 „Spot Trading“ bedeutet, dass für den Warenaustausch eigene punktuelle Zentren (Spots) an wichtigen Handelsrouten errichtet wurden, über die der Großteil des Handels verlief.

55 Kazui, *Foreign Relations*, S. 292.

lation sowie eine rein autarke Güterproduktion konnten niemals vollständig erreicht werden.

Die Niederlande. Ein „Fenster“ zur übrigen Welt

Das Shōgunat und die Niederlande bis zur Abschließung Japans

Der Anfang der Handelsbeziehungen zwischen den Niederlanden und Japan kann auf 1609 zurückgeführt werden. In diesem Jahr erreichten zwei Schiffe der VOC⁵⁶ den west-japanischen Hafen Hirado. Mit an Bord hatten die Holländer ein von der Handelsgesellschaft aufgesetztes Schreiben, das den Shōgun davon überzeugen sollte, der VOC einen Handelsstützpunkt auf japanischem Boden zu gewähren. Laut niederländischen Quellen soll angeblich das energisch formulierte Schreiben der Ostindien-Kompanie den Shōgun Tokugawa Ieyasu dermaßen beeindruckt haben, dass die Niederländer sogleich einen Handelsstützpunkt im Hafen von Hirado eröffnen durften.⁵⁷ Ob wirklich die Formulierung des Schreibens die Ursache zum Einverständnis von Tokugawa Ieyasu war, muss stark angezweifelt werden. Jedenfalls kann ab 1609 im Hafen von Hirado ein niederländischer Stützpunkt nachgewiesen werden, in dem es einen kontinuierlichen Warenaustausch zwischen Japanern und Holländern gab.

Der niederländischen Ostindiengesellschaft war es als einziger europäischer Handelsgesellschaft gelungen, sich in der Zeit des *bakafu* in Japan festzusetzen.⁵⁸ Diese Sonderstellung, die den Holländern in Bezug auf den Japanhandel vom Shōgun zugesprochen wurde, kam jedoch nicht von ungefähr. Während sich Spanier und Portugiesen beim Tokugawa-Shōgunat aufgrund ihrer Versuche, politisch Einfluss zu nehmen, und wegen ihren Missionierungstätigkeiten unbeliebt gemacht hatten,⁵⁹ waren die „imperialistischen Engländer“ den japanischen Shōgunen – wenngleich auch nur wenige englische Schiffe japanische Häfen anliefen – aufgrund ihres aggressiven Vorgehens im Kaiserreich China suspekt geworden.⁶⁰ Niederländische Händler waren im Vergleich zu den anderen europäischen Mächten nicht durch nationale Interessen gelenkt worden – sie schienen für das *bakafu* nur eine geringe Gefahr darzustellen.

Die VOC selbst hatte schon früh begriffen, dass eine Einflussnahme in die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Japans eine Gefahr für ihre Handelsinteressen darstellte. Der portugiesische VOC-Händler Manuel Ramos formulierte beispielsweise schon in einem an seinen Vorgesetzten in den Niederlanden adressierten Brief 1635

56 Die VOC (auch als Ostindien-Kompanie bekannt) war die größte der niederländischen Handelskompanien. 1602 gegründet, entwickelte sie sich zu einer der bedeutendsten Kaufmannszusammenschlüsse des 17. und 18. Jahrhunderts. Zur Geschichte der VOC siehe Jürgen G. Nagel, *Abenteuer Fernhandel. Die Ostindienkompanie*, Darmstadt 2007.

57 Paul Doolan, *The Dutch in Japan*, in: *History Today* 50 (2000), Heft 4, S. 36–42, hier S. 36.

58 Yayori Takano, *Foreign Influence and the Transformation of Early Modern Japan*, in: *Emory Endeavors Journal* 3 (2010), S. 82–93, hier S. 84.

59 Takano, *Foreign Influence*, S. 83.

60 Ebd., S. 84.

seine Sorge über die Zukunft des holländischen Handels in Japan. Sein Schreiben sollte dazu dienen, einer möglichen Verärgerung des Shōguns vorzubeugen:

„Damit unser Handel mit Japan in den bewährten Bahnen fortgeführt werden kann, sind alle Theologen, die in dieser Stadt residieren, der Meinung – wenn man die gegenwärtige Lage der Dinge in Rechnung stellt und den Umstand im Auge hat, daß der König dem Christentum gegenüber so feindselig eingestellt ist, weil er einerseits einen persönlichen Widerwillen dagegen hat und weil er andererseits darin seinen Faktor der Illoyalität erkennt „[...] –, daß es außerordentlich ratsam wäre, wenn in den kommenden Jahren kein Ordensangehöriger auf einem der möglichen Wege in dieses Königreich vordringen würde.“⁶¹

Dieses Beispiel ist charakteristisch für die Art, wie die Ostindien-Kompanie mit dem Tokugawa-Shōgunat agierte. Eine distanzierte und im Vergleich zu den anderen Europäern respektvoll erscheinende Haltung der VOC gegenüber dem *bakufu* sollte die Basis für das spätere niederländische Monopol im europäischen Japanhandel werden.

Das ausschlaggebende Ereignis, das den Niederländern den Handel mit Japan während der „Abschließung Japans“ sichern sollte, spielte sich zwischen 1637 und 1638 ab. In diesen beiden Jahren sah sich der erst seit kurzer Zeit regierende Shōgun Tokugawa Iemitsu (1604–1651) mit einem Aufstand von 30.000 Christen in Nord-Kyūshū konfrontiert. Dieser war aufgrund zunehmender Repressalien gegen die Christen ausgebrochen. Da das Shōgunat große Probleme bei der Niederschlagung des Aufstandes hatte, musste es die Holländer um Hilfe bitten. Diese zeigten sich hilfsbereit und schickten einige Schiffe, die die Stellungen der Aufständischen in Küstennähe unter Beschuss nahmen, wodurch die Revolte schlussendlich niedergeschlagen werden konnte.⁶² Der Shimabara-Aufstand sollte sich in der Folgezeit nicht nur auf die japanisch-niederländischen Beziehungen auswirken – er wird auch häufig als Hauptauslöser für die „Abschließung Japans“ gesehen.

Die wirtschaftliche Bedeutung der holländischen Händler

Spätestens 1639 waren die Maßnahmen des *sakoku* weitestgehend abgeschlossen. Christen wurden von nun an brutal verfolgt, kein Japaner durfte mehr unter Strafe das Land verlassen und der Außenhandel wurde stark beschränkt. Weder Spanier, Portugiesen noch Engländer durften mit ihren Schiffen in Häfen innerhalb des japanischen Einflussbereichs einlaufen. Den Niederländern war es jedoch aufgrund ihrer neutralen Haltung in den Jahrzehnten zuvor und vor allem wegen ihrer Hilfe bei der Niederschlagung des Shimabara-Aufstandes auch weiterhin gestattet, mit Japan Handel zu treiben. Doch obgleich die holländischen Händler eine Sonderstellung innehatten,

61 Eberhard Schmitt (Hrsg.), *Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche. Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, 1635*, Bd. 4, München 1988, S. 209–212, hier S. 211.

62 Pohl, *Geschichte Japans*, S. 55.

mussten sie ihren Stützpunkt nach Deshima verlegen und sich in der Folgezeit den harten Handelsauflagen des *bakufu* beugen.⁶³

Nach der „Abschließung Japans“ entwickelte sich der Handel zwischen der VOC und Deshima positiv. Bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mussten sich die niederländischen Händler keinerlei Ein- und Ausfuhrbedingungen fügen und konnten dadurch beispielsweise von 1642–1660 einen jährlichen Reingewinn von 651.000 Gulden erzielen. Ab 1671 verringerten sich die erzielten Gewinne, die größtenteils aus dem Handel mit Textilien, Stoffen und Zucker im Austausch mit Silber generiert wurden, durch die Einführung des Taxierungshandels und 1685 durch die Einführung einer Obergrenze der Wareneinfuhr merklich.⁶⁴ Weitere Schmälerungen der Gewinne der Ostindien-Kompanie traten 1696 und 1720 ein, da das *bakufu* in diesen beiden Jahren den Goldgehalt der Kobang (Goldmünzen) verringerte, ohne dass sich dies in den Preisen für die Niederländer niederschlug. 1752 wurde die Goldausfuhr aus Japan vom Shōgunat vollkommen eingestellt, wodurch die Niederländer in Japan in der Folgezeit nur noch Gewinne aus dem Ankauf von Kupfer erzielen konnten. Da die Ausfuhr von Kupfer in mehreren Schritten bis 1768 jedoch ebenfalls auf 544 Tonnen limitiert wurde, fiel auch das letzte lukrative Geschäft für die niederländischen Händler in Japan weg.⁶⁵ Ab diesem Zeitpunkt liefen nur noch wenige holländische Schiffe in die japanischen Häfen ein. Wenn man die sinkende Wirtschaftlichkeit des Japanhandels betrachtet, „[...] muß [es] fast erstaunen, daß die Niederländer trotz ihrer Verluste ihre Faktorei nicht schlossen“⁶⁶.

Obwohl den Niederlanden in gewisser Weise eine Sonderstellung im frühneuzeitlichen Japan zugesprochen werden kann, so dürfen dennoch die Funktionen ihrer Vertreter und insbesondere der VOC nicht überschätzt werden. Wenn in der Forschung von den Beziehungen zwischen Holland und Japan in der Neuzeit gesprochen wird, wird allzu oft vergessen, dass es nicht der niederländische Statthalter bzw. König war, der die Handelsbeziehungen zwischen den beiden Kulturen aufrecht erhielt, sondern die vorwiegend auf Gewinn orientierte und privatwirtschaftlich geführte Ostindiengesellschaft.⁶⁷ Daher darf nicht davon ausgegangen werden, dass die Beziehungen zwischen der Ostindien-Kompanie und dem Tokugawa-Shōgunat über Handelsbeziehungen hinausgingen oder gar diplomatischen Status erreichten.

Für das *bakufu* selbst hatte der Handel mit den Holländern während des *sakoku* mehrere Vorteile. Vor allem war der Warenaustausch mit den Niederländern für das Shōgunat aus rein ökonomischem Standpunkt interessant. Die Tokugawa Führung in Edo ließ sich die Handelsprivilegien der Holländer gut bezahlen.⁶⁸ Darüber hinaus sicherte der Handel mit der VOC, die fast ausschließlich als Zwischenhändler agierte, dem Tokugawa-Shōgunat den Nachschub an jenen Gütern, die in Japan Mangelware waren.

63 Pohl, Geschichte Japans, S. 56.

64 Schmitt, Wirtschaft und Handel, S. 260.

65 Ebd., S. 261.

66 Ebd., S. 261.

67 Takano, Foreign Influence, S. 84.

68 Pohl, Geschichte Japans, S. 51.

Rangaku und westliche Technologien

Neben den ökonomischen Gewinnen brachten die niederländisch-japanischen Beziehungen dem Tokugawa-Shōgunat einen weiteren, vielleicht noch bedeutenderen Vorteil. Die Kontakte zu den niederländischen Händlern waren für Japan weit wichtiger als man lange Zeit dachte. Denn schon bald nach der Ankunft der ersten Europäer bemerkte das Shōgunat, dass Japan in technologischen Belangen den westlichen Mächten unterlegen war.⁶⁹ Durch den Kontakt zu den Holländern konnte sich das *bakufu* mit neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen in Medizin, Astronomie, Geographie und Militärtechnik versorgen. Darüber hinaus konnten über die Händler auf Deshima Informationen über die politischen Ereignisse auf der Welt erhalten werden.⁷⁰

Das generelle Interesse an westlichen Technologien kann in Japan bereits auf das 16. Jahrhundert zurückgeführt werden, als 1542 die ersten Portugiesen an der Küste des japanischen Festlands gestrandet waren. Jene Portugiesen hatten Musketen mit sich geführt, die ihnen sofort nach ihrer Ankunft durch einen Daimyō abgekauft und in großer Zahl kopiert wurden. In den Kriegen in der Sengoku-Zeit (1477–1573)⁷¹ spielten die Kopien der Musketen, die nunmehr unter dem Namen „Tanegashima-Musketen“⁷² bekannt waren, eine bedeutende Rolle.⁷³ Neben diesen Musketen wurden vor der „Abschließung Japans“ noch viele weitere portugiesische Techniken in Japan eingeführt, wie beispielsweise ein Saigerverfahren⁷⁴ im Bergbau mit der Bezeichnung *nanbanuki*.⁷⁵

Das japanische Interesse an europäischen Technologien ging auch während des *sakoku* nicht zurück. Vor allem Shōgun Tokugawa Yoshimune (1684–1751) wurde für seine persönliche Leidenschaft an der Förderung des wissenschaftlichen Fortschritts bekannt. Unter seiner Herrschaft hielten westliche Einflüsse in Astronomie, Mathematik und Medizin Einzug in die japanische Wissenschaft.⁷⁶

Das Interesse an europäischer Technik und europäischem Wissen war in der Edo-Zeit so stark, dass sich eine eigene Wissenschaft zur Erforschung europäischer Technologien entwickelte. Diese wurde als *rangaku* bezeichnet, was übersetzt in etwa „Hollandkunde“ bedeutete.⁷⁷ Die meisten der *rangakusha* (Holland-Wissenschaftler) entstammten dem Shimazu-Klan.⁷⁸ Daher wird der Shimazu-Klan auch in der heutigen japanischen

69 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 194.

70 Ebd., S. 194.

71 Die Sengoku-Zeit war geprägt durch Krieg. In dieser Epoche war Japan in etwa dreißig kleinere Territorien zerfallen die gegeneinander um die Vorherrschaft kämpften.

72 Pohl, Geschichte Japans, S. 46; die Musketen wurden nach jener Insel benannt, an deren Küste die ersten Portugiesen landeten.

73 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 192.

74 Beim Saigerverfahren (Seigerung) handelt es sich um ein Metallverhütungsverfahren, indem durch das Erhitzen der Schmelze aus Roherzen Metalle, so homogen wie möglich, heraus geschmolzen werden.

75 Müller, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 154.

76 Annick Horiuchi, When Science Develops outside State Patronage. Dutch Studies in Japan at the Turn of the Nineteenth Century, in: *Early Science and Medicine* 8 (2003), Heft 2, S.148–172, hier S. 148.

77 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 194.

78 Nagasaki, der Forschungsmittelpunkt der *rangakusha*, lag in den Gebieten des Satsuma-Klans.

Geschichtswissenschaft noch oft als *die* treibende Kraft hinter der Modernisierung und Industrialisierung gesehen.⁷⁹

Aufgrund der Abschließungsmaßnahmen waren die japanischen Holland-Wissenschaftler bei ihrem Quellenstudium allein auf den Stützpunkt Deshima angewiesen.⁸⁰ Obgleich sich nur zwei bis drei Dutzend niederländische Händler⁸¹ dauerhaft auf der künstlichen Insel aufhielten, öffnete Japan die durch das Shōgunat geförderte „Hollandkunde“ ein Fenster zum Wissen der westlichen Welt. Aufgrund des regen Interesses der japanischen Gesellschaft an der „Hollandkunde“ wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine erste Schule in Osaka gegründet, die sich explizit mit der Erforschung der holländischen Sprache und der westlichen Wissenschaften auseinandersetzte.⁸²

Die Auseinandersetzung mit den Holländern verschaffte dem *bakufu* Zugang zu den neuesten europäischen Technologien. 1653 erreichte beispielsweise eine von der VOC gelieferte Windmühle das japanische Festland. Die holländische Windmühlentechnik war bis dato in Japan unbekannt, sodass die Mühle sofort nach ihrer Ankunft auf dem Landweg nach Edo zum Hofe des Shōguns verfrachtet wurde. Nachdem sie dort angekommen war, führte ein Angestellter der VOC einem Samurai die Funktionsweise der Mühle vor.⁸³

Dieser Umgang mit neuem Wissen erscheint als typisch für die Edo-Zeit. Fortschrittliche Technik wurde sofort begutachtet und von adeligen Kreisen auf ihre Nutzbarkeit überprüft. Neue Technologien wurden anders als etwa in Europa jedoch nicht einfach eins zu eins übernommen. Vielmehr wurde neues Wissen in das schon vorhandene integriert⁸⁴ – wie die Entwicklungen in der japanischen Bergbautechnik zeigen. Die in Japan häufig verwendete archimedische Schraube als Pumpe kann wohl auf holländische Kenntnisse zurückgeführt werden.⁸⁵ Im Gegensatz zur archimedischen Schraube wurde der vollständige Wechsel zu einer neuartigeren, leistungsfähigeren Pumpe holländischen Ursprungs im Jahre 1782, die zum Entwässern von Stollen benutzt werden sollte, jedoch nicht vollzogen.⁸⁶ Generell wurden in der Tokugawa-Zeit neue Entwicklungen nur dann eingeführt, wenn sie als absolut notwendig erachtet wurden. Eher wurden vorhandene Ansätze weiter ausgebaut und kleinere Verbesserungen vorgenommen, als vollkommen neue Technologien eingesetzt.⁸⁷

Neben neuem Wissen brachte der Handel mit Holland dem *bakufu* noch etwas Wichtiges: Die Möglichkeit, über die holländischen Händler gesicherte Informationen

79 Takano, *Foreign Influence*, S. 85.

80 Horiuchi, *Science Develops*, S. 159.

81 Doolan, *Dutch in Japan*, S. 37. In Batavia waren zum Vergleich 1688 etwa 2.500 Angestellte der VOC verzeichnet.

82 Ebd., S. 39.

83 Peter Boomgaard, *Technologies of a trading empire. Dutch introduction of water- and windmills in early-modern Asia, 1650s–1800*, in: *History and Technology* 24 (2008), Heft 1, S. 41–59, hier S. 53. Über den weiteren Verbleib der Windmühle ist nichts bekannt.

84 Tessa Morris-Suzuki, *The Technological Transformation of Japan. From the Seventeenth to the Twenty-first Century*, Cambridge 1994, S. 35.

85 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 155.

86 Ebd., S. 156.

87 Ebd., S. 203.

über das Weltgeschehen zu erhalten.⁸⁸ Deshalb wurde die VOC verpflichtet jährlich einen Bericht nach Edo zu schicken. Dieser Report, *fūsetsugaki* genannt, war ein ausführlicher jährlicher Bericht, der einen Überblick über das Weltgeschehen bot.⁸⁹ Bis in die 1790er-Jahre musste jeden Frühling der *fūsetsugaki* in Edo eintreffen; ab dem Niedergang der VOC 1798 nur mehr alle vier Jahre.⁹⁰

Zusammenfassung Niederlande

Die Beziehungen, die Japan zu den niederländischen Händlern pflegte, waren einseitig in Richtung Shōgunat geprägt. Zu Beginn des *sakoku* waren es wirtschaftliche Gründe, die die Aufrechterhaltung der Handelskontakte zu Holland sinnvoll machten. Japan hatte im Bestreben, die auf dem Festland fehlenden Waren zu kompensieren, „[...] schon im Frühjahr 1638 bei den Holländern angefragt, ob sie Japan hinlänglich mit Waren, insbesondere chinesischer Seide, versorgen könnten und eine entsprechende Zusicherung erhalten.“⁹¹

Mit fortschreitender Zeit wurden die Holländer als Zwischenhändler von chinesischer Ware jedoch immer weiter verdrängt. Chinesische Händler mit hochseetauglichen Schiffen übernahmen zunehmend selbst diesen Part des Handels. Der Sektor des Zwischenhandels, den die Ostindienkompanie bis dato überwiegend kontrolliert hatte, wurde mehr und mehr überflüssig. Trotz stetig sinkender ökonomischer Bedeutung wurden die Niederländer über die gesamte Shōgunatsherrschaft hinweg dennoch niemals aus Deshima vertrieben. Hauptgrund für die Duldung der europäischen Macht war das japanische Bedürfnis nach Informationen über die Außenwelt. Und Holland stellte den „perfekten Informanten“ seiner Zeit dar. Das Land lag zentral in Europa und wurde dadurch stetig mit dem Weltgeschehen konfrontiert – Informationen, Nachrichten, Wissen und neue Technologien gelangten über die niederländischen Händler direkt nach Japan. Des Weiteren wurden die Holländer über den gesamten Zeitraum des *sakoku* niemals durch staatliche Interessen getrieben. Das *bakufu* hatte keinen Anlass zu befürchten, dass Holland koloniale Absichten im japanischen Reich verfolgen würde.⁹² Die Rolle der Niederlande während des *sakoku* war eher jene eines „Informanten“ als jene eines Handelspartners. Eine Art „Fenster“, durch das das abgeschlossene Japan die Außenwelt betrachten konnte.

Trotzdem muss relativiert werden, dass Holland nicht *die* Rolle als Verbreiter von neuen Technologien und Wissenschaften innehatte, die ihm in der Forschung oft zuerkannt wurde.⁹³ Denn nachweislich wurde nur wenig europäisches Wissen wirklich übernommen.

88 Hellyer, Robert I., Intra-asian trade and the bakamatus crisis. Reconsidering tokugawa commercial policies in late edo period japan, in: *International Journal of Asian Studies* 2 (2005), Heft 1, S. 83–110, hier S. 88.

89 Jansen, Marius B., Rangaku and Westernization, in: *Modern Asian Studies* 18 (1984), Heft 4, S. 541–553, hier S. 541.

90 Horiuchi, Science Develops, S. 150.

91 Müller, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 175.

92 Jansen, Rangaku and Westernization, S. 542.

93 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 219–221. Hall schreibt davon, dass das „offensichtlich überlegene westliches Wissen“ auf lange Sicht in Japan die vorhandenen Technologien verdrängt hätte.

Vielmehr ist davon auszugehen, dass in vergleichbarem Maßstab zu europäischem Wissen auch chinesisches Wissen in Japan Einzug fand. Studien von Tashiro Kazui legten offen, dass China nicht nur als Handelspartner für das Tokugawa-Shōgunat von Bedeutung war, sondern ebenso ein Hort von neuem Wissen war, das durch chinesische Handelsschiffe nach Japan gebracht wurde.⁹⁴ In der neueren Forschung wurde bewiesen, dass die japanische Produktion von Textilien und Zucker starke chinesische Einflüsse aufwies.⁹⁵ Nicht niederländisches, sondern chinesisches Wissen in der Kultivierung von Zucker war es, das es Japan ermöglichte, sich im 19. Jahrhundert völlig von Zuckerimporten unabhängig zu machen.⁹⁶ Des Weiteren ließ die Forschung in den letzten Jahren erkennen, dass die japanische Mathematik, in der Edo-Zeit *wasan* genannt, auf der chinesischen Mathematik beruhte.⁹⁷

Die „Fortschrittsimpulse“ durch die Niederlande während des *sakoku* waren nicht so groß wie lange vermutet – aber dennoch vorhanden. So können auch heute noch Überreste des holländischen Einflusses in der japanischen Sprache verortet werden. Wie etwa das Wort *birru* (Bier), das vom holländischen Begriff „Bier“ abstammt. Oder *kohii* (Kaffee), dessen sprachliche Wurzeln im niederländischen „koffie“ zu finden sind.⁹⁸

Die Nahrungsmittelversorgung des Tokugawa-Shōgunats

Zwischen Überproduktion und Hungersnot

Während der Herrschaft der Tokugawa-Shōgune wurde erstmals in der japanischen Geschichte versucht, die Wirtschaftspolitik zu vereinheitlichen und auf Landesebene zu stellen.⁹⁹ Das *bakufu* zielte darauf ab, ein durch konfuzianische Werte des 17. Jahrhunderts stark beeinflusstes und auf den ökonomischen Verhältnissen des 16. Jahrhunderts basierendes Wirtschaftssystem zu erschaffen. Es wurde „[...] eine im wesentlichen agrarische Wirtschaft, in der der Handel auf ein Minimum beschränkt wurde, eine Gesellschaft, in der die Samurai regierten, die Bauern produzierten und die Kaufleute als Verteiler von Waren fungierten“¹⁰⁰, angestrebt.

Im Denken dieses ökonomischen Modells war es der Agrarsektor, den es durch das Shōgunat weiterzuentwickeln galt. Zu diesem Zwecke trieb das *bakufu* in den ersten hundert Jahren seiner Herrschaft den Ausbau der Landwirtschaft massiv voran, indem große Teile Japans urbar gemacht wurden.¹⁰¹ Durch die Kultivierung von Neuland konnte die japanische Lebensmittelproduktion von 18,5 Millionen *koku*¹⁰² im Jahre 1597 auf 25,8 Millionen *koku* im Jahre 1700 erhöht werden. Am Beginn des 18. Jahrhunderts

94 Horiuchi, *Science Develops*, S. 148.

95 Lee, *Trade and Economy*, S. 7.

96 Ebd., S. 10.

97 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 202.

98 Doolan, *Dutch in Japan*, S. 39.

99 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 162.

100 Ebd., S. 197.

101 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 197.

102 Ein *koku* entspricht 180,39 Litern.

war ein Großteil der nutzbaren Flächen der japanischen Inseln bebaut, wodurch eine vergleichbare Erhöhung des agrarischen „Outputs“ wie von 1597 bis 1700 bis zum Ende des Tokugawa-Shōgunats nicht mehr möglich war. Dennoch konnte die Produktion der Landwirtschaft durch die Kultivierung von neuen Gebieten vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1832 noch einmal um ein Fünftel auf 30,4 Millionen *koku* erhöht werden.¹⁰³ Diese in der Landwirtschaft erwirtschafteten Erträge flossen im Verlauf der Edo-Zeit zunehmend in die immer größer werdenden Städte.

Edo, die Residenzstadt des *bakufu*, wurde schnell zur politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Metropole Japans und verdrängte das frühere kaiserliche Zentrum Osaka.¹⁰⁴ Nach Schätzungen lebten in Edo, der größten Stadt Japans, um 1732 rund eine Million Menschen. Neben dieser Millionenmetropole gab es noch zwei weitere bedeutende Zentren – Osaka, die größte Hafenstadt der Welt ihrer Zeit und die alte Kaiserstadt Kyoto, beide mit ca. 400.000 Einwohnern.¹⁰⁵ Rund zehn Prozent der japanischen Gesamtbevölkerung sollen im auslaufenden 18. Jahrhundert in den Städten gelebt haben.¹⁰⁶ Japan war aus diesem Grund zu Beginn des 19. Jahrhunderts vermutlich das Land mit dem höchsten Urbanisierungsgrad weltweit.¹⁰⁷

Die Entwicklungen in der Landwirtschaft sowie deren Ertragssteigerung und die stetige Erhöhung des Urbanisierungsgrades werden neben steigendem Bevölkerungswachstum als typische Merkmale einer frühneuzeitlichen europäischen Gesellschaft angesehen. Wie oben beschrieben, treffen die ersten beiden Merkmale auch für die japanische Gesellschaft in der „Frühen Neuzeit“ zu. Das Bevölkerungswachstum entwickelte sich in Japan jedoch gänzlich anders, als es das europäische Modell vermuten lässt.

Bis 1721 verlief die demografische Entwicklung Japans in ähnlicher Weise wie in europäischen Ländern jener Zeit – die Bevölkerung nahm stark zu. Auf der Grundlage von Schätzungen der historischen Demographie geht man in der japanischen Forschung heute davon aus, dass die Bevölkerung zwischen 1550 und 1700 von zwölf auf 28 Millionen anstieg.¹⁰⁸ Ab diesem Zeitpunkt fand jedoch eine Trendwende in der demographischen Entwicklung statt. Von 1700 bis zum Ende der Edo-Zeit soll die Bevölkerung lediglich um 15 Prozent auf insgesamt 33 Millionen Menschen angewachsen sein.¹⁰⁹ Zum Vergleich erhöhte sich etwa die Bevölkerung Frankreichs im selben Zeitraum von zwanzig auf 36,5 Millionen, die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel von zehn auf zwanzig Millionen Menschen.¹¹⁰

Wenn man die stete Steigerung der Nahrungsmittelproduktion in der Edo-Zeit betrachtet und diese in Relation zu den Bevölkerungszahlen stellt, kommt unweigerlich

103 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 198.

104 Pohl, Geschichte Japans, S. 56.

105 Ebd., S. 57.

106 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 206.

107 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 197.

108 Schwentker, Voraussetzungen „erfolgreicher“ Modernisierung, S. 249.

109 Ebd., S. 250.

110 Matthias Schulz, Das 19. Jahrhundert (1789–1914) (Grundkurs Geschichte 4), Stuttgart 2011, S. 14.

die Frage auf: Warum stieg die Bevölkerungszahl vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in Japan nur lediglich um ca. 15 Prozent an? In der Forschung werden für die beinahe Stagnation des japanischen Bevölkerungswachstums mehr oder weniger plausible, sich oft auch ergänzende Ursachen angenommen. Zu solchen Vermutungen gehören „[...] Hungersnöte, bedingt durch Naturkatastrophen wie Überschwemmungen, oder die Sitte der Kindstötungen zur Sicherung des Lebensstandards [...] ebenso dazu wie ein hohes Heiratsalter und die damit verbundene niedrigere Geburtenrate“¹¹¹. Aufgrund der starken regionalen Schwankungen des Bevölkerungswachstums¹¹² kann jedoch davon ausgegangen werden, dass kontinuierliche Faktoren, wie die „Sitte der Kindstötung“ und das „hohe Heiratsalter“, nur einen unwesentlichen Teil zum niedrigen Bevölkerungswachstum beigetragen haben. Vielmehr waren es wohl vor allem Hungersnöte und Naturkatastrophen, die in Teilen Japans zu den kurzfristig großen Rückgängen der Bevölkerungszahlen führten und so die Bevölkerung im Mittelwert über die zweite Hälfte der Herrschaft des Sakoku-Shōgunats nur unwesentlich ansteigen ließ.

Doch wie konnte es zu Hungersnöten kommen, obwohl der „Nahrungsmitteloutput“ im 18. und 19. Jahrhundert stetig erhöht wurde? Die durch die „Kleine Eiszeit“ verursachten Klimaschwankungen machten den Bauern in der Edo-Zeit zu schaffen.¹¹³ Denn der Nassfeldanbau hatte sich in Japan, trotz des nicht überall günstigen Klimas, durchgesetzt.¹¹⁴ Sogar in dem generell von kalten Niederschlägen geplagte Norden hatte das *bakufu* in seiner Anfangszeit vergeblich versucht, den Reisanbau voranzutreiben.¹¹⁵

Reis war über die gesamte Edo-Zeit das Hauptnahrungsmittel. Jedoch war und ist auch heute noch die Qualität und Quantität der Ernte im Nassfeldanbau maßgeblich von klimatischen Bedingungen abhängig. Für den Reisanbau brauchte es in erster Linie genügend Wasser. Zudem musste der Sommer über genügend Regen, aber auch über genügend Sonnentage verfügen. Ein zu kalter oder zu trockener Sommer konnte zu einem sofortigen Ausfall der Nahrungsmittelproduktion eines ganzen Gebietes führen.¹¹⁶ Ungünstige klimatische Bedingungen spielten in allen der drei großen Hungersnöte im neuzeitlichen Japan die Hauptrolle.¹¹⁷ Die Kyōhō-Hungersnot in den Jahren 1732/33 war das Ergebnis von generell zu kaltem Wetter in Verbindung mit einem vermehrten Insektenbefall der Ernte in Form von Zikaden. Sechsvierzig Fürstentümer im Südwesten verloren 75 Prozent ihrer Ernte. Über 2,5 Millionen Menschen litten an Hunger.¹¹⁸ Auch die Tenmei-Hungersnot im Jahre 1783 kann vorwiegend auf den fatalen Einfluss von Klimaschwankungen zurückgeführt werden. Ein zu kalter, feuchter Sommer setzte dem angebauten Reis ebenso zu wie der Ausbruch des Vulkans Asamu

111 Schwentker, Voraussetzungen „erfolgreicher“ Modernisierung, S. 250.

112 Linhart, Japan 1854 bis 1919, S. 196.

113 Hellyer, Intra-Asian Trade, S. 337.

114 Yuji Wakao, Ländliche Familien in Japan von der frühen Neuzeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in vergleichender Perspektive mit Mitteleuropa, in: Josef Ehmer/Tamara K. Hareven/Richard Wall (Hrsg.), Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen, Frankfurt am Main-New York 1997, S. 347–370, hier S. 352.

115 Conrad Totman, Early Modern Japan, Berkeley 1993, S. 236.

116 Wakao, Ländliche Familien, S. 352.

117 Totman, Early Modern Japan, S. 236.

118 Ebd., S. 237.

inmitten des japanischen Festlandes.¹¹⁹ Die Tenmei-Hungersnot hatte beachtliche Auswirkungen für die gesamtjapanische Bevölkerungsentwicklung. In ganz Japan ließen 924.000 Menschen ihr Leben. In der Stadt Hachinohe starben 65.000 Menschen – die Hälfte der Einwohner.¹²⁰

Der sogenannte Tenpo-Hunger in den 1830ern übertraf in seinen Auswirkungen die vorangegangenen Hungersnöte. Der Beginn dieser Hungersnot ist im Jahr 1833 zu suchen, in dem es aufgrund von schwierigen klimatischen Bedingungen zu massiven Ernteausfällen kam. In den beiden darauffolgenden Jahren wiederholten sich diese Verhältnisse. Um damit die japanische Bevölkerung noch nicht genug zu treffen, ging das Jahr 1836 als eines der fruchtlosesten in die Geschichte ein.¹²¹ Im Verlauf der Tenpo-Hungersnot musste Japan auf bis zu 24 Prozent seiner Ernte verzichten. Die Schätzungen über die Todesrate der gesamtjapanischen Bevölkerung gehen bis zu zehn Prozent.¹²² Neben den drei großen gab es innerhalb der Edo-Zeit noch einige kleinere, regional begrenzte Hungersnöte. Schätzungen zufolge waren es 28 bis 61.¹²³

Maßnahmen des bakufu

Dem *bakufu* war schon früh bewusst, dass schwierige klimatische Bedingungen schnell fatale Auswirkungen für die auf den Nassfeldanbau spezialisierte Bevölkerung haben konnten. Aus diesem Grund versuchte das Shōgunat schon in seiner Anfangszeit, die Nahrungsmittelproduktion zu erhöhen. Zunächst sollte durch die bloße Steigerung der Reisproduktion der Entstehung von Hungersnöten entgegengewirkt werden.

Die japanische Bevölkerung wurde nach dem Machtantritt des Tokugawa-Shōgunats dazu aufgefordert, neues Land für den Reisanbau urbar zu machen.¹²⁴ Darüber hinaus wurde versucht, die Erträge aus dem Nassfeldanbau zu erhöhen, indem nicht der Anbau von Reis mit dem höchsten Gewinn, sondern jener mit den höchsten Erträgen gefördert wurde. Außerdem wurde der Anbau von neuen Sorten in jenen Gebieten erprobt, in denen Wetter und Pflanzenkrankheiten massive Ernteeinbußen gefordert hatten.¹²⁵ Der Ausbau des Nassfeldanbaus glückte. Vom 17. bis zum 18. Jahrhundert konnte die produzierte Reismenge um ca. 30 Prozent gesteigert werden.¹²⁶

Oggleich die Erträge gestiegen waren, so blieben dennoch die Probleme des Nassfeldanbaus bestehen. Um den Gefahren des klimatisch verwundbaren Monokulturanbaus

119 Totman, *Early Modern Japan*, S. 238.

120 Ebd., S. 240.

121 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 32009, S. 307.

122 John C. Caldwell, *Demographic Transition Theory*, Dordrecht 2006, S.139.

123 Noriko O. Tsuya/Satomi Kurosu, *To Die or to Leave. Demographic Responses to Famines in Rural Northeastern Japan, 1716–1870*, in: Satomi Kurosu/Tommy Bengtsson/Cameron Campbell (Hrsg.), *Demographic Responses to Economic and Environmental Crises*, Raitaku 2010, S. 79–106, hier S. 80. Die große Varianz bei den Zahlen der Hungersnöte kann auf die dürftige Quellenlage zurückgeführt werden. Heute kann nicht sicher nachgewiesen werden, in welchen Jahren die Ernteausfälle als akut angesehen werden können.

124 Angela Schottenhammer, *Landwirtschaftliche Entwicklungen in Ostasien, 16.–19. Jahrhundert*, in: Linhart/Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.), *Ostasien*, S. 147.

125 Müller, *Wirtschafts- und Technikgeschichte*, S. 143.

126 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 198.

entgegenzusteuern, wurde während des *sakoku* immer häufiger versucht, den Reisanbau zu reduzieren und ihn durch den Anbau von anderen Nutzpflanzen zu ersetzen. Zu diesem Zweck wurden die Bauern zunächst dazu aufgefordert, an den Rändern ihrer Reisfelder Bohnen sowie anderes Gemüse anzubauen. Ab dem Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Verbreitung von Mais und Zuckerrohr in den ländlichen Gebieten vorangetrieben.¹²⁷ Zeitgleich fand eine neue Frucht ihren Einzug in den japanischen Ernährungsplan – die Kartoffel. 1605 fanden die ersten Süß- und Weißkartoffeln als Zierblumen von Südamerika aus ihren Weg auf die japanischen Inseln. Ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fingen die Menschen schließlich an, Kartoffeln zu essen. In der Folgezeit wurde die Verbreitung der Kartoffel vom Shōgunat vorangetrieben, wodurch ihre Anbauzahlen stetig stiegen. Vor allem die Süßkartoffel entwickelte sich zu einem Grundnahrungsmittel, da sie über viele Kalorien verfügte und im Gegensatz zu Reis auch im Hochland gewinnbringend kultiviert werden konnte. Heute wird sogar vermutet, dass aufgrund der vermehrten Verbreitung der Kartoffel in Satsuma und Nagasaki die Kyōhō-Hungersnot 1732/33 eine geringere Auswirkung hatte als im Rest des Landes.¹²⁸

Neben dem vermehrten Anbau von Gemüse förderte das *bakufu* auch die Kultivierung von Getreide. Zwischen 1600 und 1730 konnte die Getreideerzeugung verdoppelt werden.¹²⁹ Auch Meeresprodukte wurden ein wesentlicher Bestandteil der japanischen Grundnahrungsmittelversorgung.

Abgesehen von dem Versuch, den Reisanbau teilweise durch andere Nutzpflanzen zu ersetzen, hoffte das *bakufu* noch durch eine weitere Maßnahme die Grundnahrungsmittelversorgung der japanischen Bevölkerung zu gewährleisten. Nutzpflanzen wurden dort kultiviert, wo sie am besten gediehen. Durch die Spezialisierung auf gewisse Nutzpflanzen in den dafür jeweils klimatisch geeigneten Provinzen konnten die landwirtschaftlichen Erträge nochmals gesteigert werden. In der südlich gelegenen historischen Provinz Kii beispielsweise gediehen Mandarinen gut, wodurch Mandarinenanbau hier massiv vorangetrieben wurde. Zu Beginn des *sakoku* wurden aus der Provinz Kii ca. vierhundert Körbe Mandarinen nach Edo verfrachtet. 1656 waren es bereits 50.000 und 1712 schließlich 350.000–500.000 Körbe.¹³⁰

Die Spezialisierung der Anbauggebiete nahm in der Edo-Zeit immer weiter zu, wodurch sich ein System von Erzeuger- und Verbrauchergebieten herausbildete, das sich über die ganze japanische Inselkette erstreckte. Die Entwicklung hin zu Erzeuger- und Verbrauchergebieten setzte jedoch eine wichtige Bedingung voraus – ein gut ausgebautes und funktionierendes Transportsystem.

Dessen Infrastruktur war im frühneuzeitlichen Japan gut entwickelt. Denn das Tokugawa-Shōgunat war, ebenso wie die einzelnen Daimyō in eigenen Belangen, da-

127 Schottenhammer, Landwirtschaftliche Entwicklungen, S. 147.

128 Susan B. Hanley, Tokugawa Society. Material Culture, Standard of Living, and Life-Styles, in: John Whitney Hall (Hrsg.), Early Modern Japan (Cambridge History of Japan 4), Cambridge-New York 1991, S. 660–705, hier S. 682.

129 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 198.

130 Müller, Wirtschafts- und Technikgeschichte, S. 146.

ran interessiert, die Straßen in einem benützbaren Zustand zu erhalten.¹³¹ Das *bakufu* sowie die einzelnen Daimyō mussten ständig damit rechnen, dass das fein austarierte Vasallen-System der Edo-Zeit versagte und sie sich in einem „Bürgerkrieg“ wiederfanden.¹³² Eine schnelle Verlegung der Truppen in eigenem Gebiet war in einem solchen Fall unerlässlich, was wiederum nur ein intaktes Straßennetz garantieren konnte. Die Landverkehrswege der Edo-Zeit waren überdurchschnittlich gut ausgebaut und wurden hauptsächlich von Händlern zur Bewegung von leichten Gütern benutzt.¹³³

Aufgrund des geographisch ungünstigen Terrains Japans vollzog sich der Großteil des Warentransportes jedoch nicht auf dem Land-, sondern auf dem ökonomisch gewinnbringenderen Seeweg entlang der Küsten.¹³⁴ Große Mengen an Reis und anderen Gütern konnten entlang der Küsten von den Erzeuger- in die Verbrauchergebiete gelangen. Louis M. Cullen geht sogar davon aus, dass der „innerstaatliche japanische Seehandel“ während des *sakoku* seinerzeit der größte weltweit gewesen sei.¹³⁵

Auch wenn diese Behauptung nicht der Wahrheit entsprechen sollte, so bleibt dennoch das Faktum bestehen, dass eine Versorgung der wachsenden Metropolen Osaka und Edo ohne den stark ausgebauten Küstenhandel im neuzeitlichen Japan wohl nicht möglich gewesen wäre. Riesige Mengen an Nahrungsmitteln und anderen Gütern mussten von Nordjapan nach Osaka und entlang der pazifischen Küste nach Edo geschafft werden, um die wachsenden Stadtbevölkerungen zu versorgen.¹³⁶

Kaga Han,¹³⁷ eine historische Provinz im Norden der japanischen Hauptinsel Honshu, war eine wichtige „Erzeugerprovinz“ für Osaka. Reis und Salz fanden ihren Weg von hier aus über den Seetransport in die Metropole.¹³⁸ In der Spätzeit des Tokugawa-Shōgunats befanden sich zwanzig Häfen an der Küste von Kaga Han, in denen jeweils zehn bis fünfzig Schiffe ankern konnten. Die größten der Handelsschiffe mit der Bezeichnung *Kita Mae Sen* konnten dabei beispielsweise ca. 1.000 *koku* fassen.¹³⁹ Mitte des 18. Jahrhunderts liefen Osaka jährlich ca. 4.000 bis 5.000 Schiffe an. Edo war noch stärker frequentiert – ca. 7.500 Schiffe dockten im selben Zeitraum jährlich in der Metropole an, um ihre Güter zu löschen.¹⁴⁰

131 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 207.

132 Ebd., S. 167.

133 Ebd., S. 207.

134 Louis M. Cullen, *Statistics of Tokugawa Coastal Trade and Bakumatsu and Early Meiji Foreign Trade*, in: *Japan Review* 21 (2009), S. 183–223, hier S. 187.

135 Cullen, *Statistics of Tokugawa Coastal Trade*, S. 184.

136 Hall, *Japanische Kaiserreich*, S. 207.

137 Kaga Han entsprach in etwa dem Gebiet der heutigen Präfektur Ishikawa.

138 Robert G. Flershem, *Some Aspects of Japan Sea Trade in the Tokugawa Period*, in: *The Journal of Asian Studies* 23 (1964), Heft 3, S. 405–416, hier S. 409.

139 Flershem, *Aspects of Japan Sea Trade*, S. 409. Neben der Provinz Kaga Han waren bedeutende Häfen im Küstenhandel vor allem in den Provinzen Obama Han, Fukui Han, Daishoji Han, Motoyoshi (heute Mikawa) und Miyano-koshi (heute Kanaiwa).

140 Cullen, *Statistics of Tokugawa Coastal Trade*, S. 185.

Zusammenfassung Nahrungsmittelversorgung

Während der „Abschließung Japans“ war das Tokugawa-Shōgunat stets darum bemüht, eine autarke Lebensmittelversorgung der japanischen Bevölkerung zu erreichen. Es betrieb enorme Anstrengungen, um den Agrarsektor aus- und umzubauen. Rein auf die statistischen Zahlen bezogen, gelang es dem *bakufu* in der Edo-Zeit den „Nahrungsmitteloutput“ real um ein Drittel zu erhöhen. Die Bemühungen in der Urbarmachung von neuem Kulturland, der Versuch, das Grundnahrungsmittel Reis durch andere Nährpflanzen zu ersetzen, sowie eine Spezialisierung der Anbaugelände trugen Früchte und führten zur Erhöhung der Lebensmittelproduktion.

Japan konnte während des *sakoku*, zusammenfassend betrachtet, also seinen Grundnahrungsmittelbedarf größtenteils autark decken. Dennoch dürfen die Entwicklungen in der Nahrungsmittelproduktion nicht darüber hinwegtäuschen, dass große Teile der neuzeitlichen japanischen Bevölkerung weiterhin am Existenzminimum lebten.¹⁴¹

Schnell konnte es aufgrund einer Verkettung von nur wenigen unglücklichen Umständen zu Nahrungsmittelengpässen kommen, die sich in der Folge oft zu Hungersnöten weiterentwickelten. Hunger war, ebenso wie in Europa, eine ständige Bedrohung für die japanische Bevölkerung, die auch das Shōgunat nicht zu beseitigen vermochte. Schlimmer noch – in Zeiten der Nahrungsmittelknappheit versagte das Tokugawa-System. Die Kapazitäten des eigentlich sehr gut ausgebauten Verkehrsnetzes konnten in Notzeiten nicht in dem Maße ausgenutzt werden, wie es möglich gewesen wäre. Obwohl oft genügend Nahrungsmittel vorhanden waren und das Shōgunat sich darum bemühte, Lebensmittel zu verteilen, fanden diese zumeist nicht ihren Weg in die notleidenden Gebiete.¹⁴²

Grundlegendes Problem für die nur zögerlich anlaufenden Hilfeleistungen in Notzeiten war das japanische Währungssystem. Reis galt neben Gold, Silber und Kupfer als gleichberechtigtes Tauschmittel. Darüber hinaus war die Einheit *koku* (180 Liter Reis) die Rechnungseinheit für die Besteuerung von Besitz.¹⁴³ So wurde ein durchschnittliches Dorf am Ende der Edo-Zeit mit einem voraussichtlichen Ertrag von vierhundert *koku* besteuert.¹⁴⁴ Auch wurde ein Daimyō nur dann anerkannt, wenn dessen *han* einen Ertrag von mindestens 10.000 *koku* Reis oder anderen landwirtschaftlichen Gütern, die dem Wert von Reis entsprachen, erwirtschaften konnte.¹⁴⁵ Landwirtschaftliche Produkte waren nicht nur Handelsware, sondern zugleich Zahlungsmittel.

Durch den direkten Bezug von Nahrungsmittel zu Währung lässt sich erklären, warum die Verteilung von Reis bei Hungersnöten von den Daimyō und dem Shōgunat nur zaghaft in die Wege geleitet wurde. Hilfslieferungen in Form von Lebensmitteln waren für die Daimyō Finanzausgaben, von denen sie sich keine direkten Gegenleistungen

141 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 199.

142 Totman, Early Modern Japan, S. 237.

143 Hall, Japanische Kaiserreich, S. 207.

144 Linhart, japanische Gesellschaft, S. 20.

145 Ebd., S. 17.

versprechen konnten. Befand sich eine Provinz in einer Notlage, konnte sie sich von den umliegenden Gebieten nur wenig Hilfe erhoffen.

Aus dem Jahre 1783, im Zuge der Tenmei-Hungersnot, ist bekannt, dass die *han* Tōhoku ihre gesamte Reisernte einbüßte. Matsudaira Sadanobu (1759–1829), ein Enkel des Shōgun Yoshimune (1684–1751), setzte sich dafür ein, den Hunger in diesem Gebiet zu bekämpfen. Durch seine Hilfeleistungen versprach er sich, seinen politischen Einfluss in Tōhoku zu vergrößern. Reis wurde durch Matsudaira Sadanobus persönliches Wirken in die Region geschafft und so das Schlimmste verhindert. Jedoch konzentrierten sich die Anstrengungen nur auf Tōhoku. Die Grenzen zu den umliegenden Provinzen wurden dicht gemacht, sodass in der benachbarten Provinz Sōma ca. 8.500 Menschen an Hunger starben.¹⁴⁶ Auch jene Lebensmittellieferungen, die vom Tokugawa-Shōgunat selbst ausgesendet wurden, kamen nur selten zur Gänze an ihrem Zielpunkt an. In jeder Provinz, die die Hilfslieferungen durchqueren mussten, zweigten sich die dort herrschenden Daimyō einige *koku* ab.¹⁴⁷

Zusammenfassend kann man also davon sprechen, dass das Shōgunat in der Zeit des *sakoku* grundsätzlich dazu im Stande war, die japanische Bevölkerung autark zu ernähren. Kam es jedoch zu Lebensmittelengpässen aufgrund von klimatischen Bedingungen oder anderen Ursachen, versagte das japanische System.

„Warum hatte Japan Erfolg?“ – Die Thesen von Jared Diamond

Zur Person Jared Diamond und dessen Werk

Das wohl berühmteste Werk von Jared Diamond, „Guns, Germs, and Steel. The Fates of Human Societies“,¹⁴⁸ erschien 1997 und brachte ihm im darauffolgenden Jahr den Pulitzer-Preis ein.¹⁴⁹ Darin beschäftigt sich Diamond hauptsächlich mit der Frage, aufgrund welcher geographischen und klimatischen Bedingungen sich die „unterschiedlichen Gesellschaften von heute“ entwickeln konnten. In dem acht Jahre später erschienenen Werk „Collapse. How Societies Choose to Fail or Succeed“¹⁵⁰ setzte sich Diamond gewissermaßen genau mit der entgegengesetzten Frage auseinander. Nämlich, warum Gesellschaften in der Vergangenheit „untergingen“ und welche Lehren man aus ihren Fehlern für die heutigen Gesellschaften ziehen kann. Die Theorien des 1937 in Boston geborenen Professors werden dabei zumeist als populärwissenschaftlich angesehen. Diamond selbst schloss 1958 seinen Bachelor in Biochemie an der Universität Harvard ab – 1961 promovierte er im selben Fach in Cambridge. Anschließend war er als Professor für Physiologie an der medizinischen Fakultät der University of California tätig. Seit 2004 lehrt er an der kalifornischen Universität auch Geographie.¹⁵¹

146 Totman, *Early Modern Japan*, S. 244.

147 Ebd., S. 239.

148 Jared Diamond, *Guns, Germs, and Steel. The Fates of Human Societies*, New York 1997.

149 The Pulitzer Prizes, *The 1998 Pulitzer Prize Winners. General Nonfiction*, o. D., [<http://www.pulitzer.org/citation/1998-General-Nonfiction>], eingesehen 14.8.2014.

150 Jared Diamond, *Collapse. How Societies Choose to Fail or Succeed*, New York 2005.

151 NNDB, Jared Diamond, o. D., [<http://www.nndb.com>], eingesehen 14.8.2014.

Seine Werke werden als populärwissenschaftlich angesehen, was hauptsächlich daran liegt, dass er in seinen Arbeiten die unterschiedlichsten Wissenschaften fern von seinen Kernfächern mit einbezieht.¹⁵² Auch bei „Collapse“ wurde und wird ihm dies immer wieder vorgeworfen. Darüber hinaus wurde an seinem Buch aus dem Jahre 2005 des Öfteren bemängelt, dass er fehlerhaft bei der „vergleichenden Methode“ vorgegangen sei.¹⁵³ Doch obgleich es berechnete Zweifel an den Arbeiten des kalifornischen Professors gibt, so liefern sie dennoch einige interessante Thesen. In „Collapse“ stellt er eine aus fünf Punkten bestehende Liste auf. In ihr sind jene Faktoren zu finden, die laut Diamond dazu führen, dass eine Gesellschaft „scheitert“:

1. Selbstverschuldete Umweltschäden
2. Klimaschwankungen
3. Außenpolitische Gegner
4. Probleme mit ehemaligen Verbündeten und Handelspartnern
5. Fehlende Antworten der Gesellschaft auf ihre politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme¹⁵⁴

Im neunten Kapitel seines Werkes (S. 229–308) geht Diamond auf das Tokugawa-Shōgunat ein. Für ihn stellt das „abgeschlossene Japan“ der Edo-Zeit eine der wenigen Mächte dar, die in der Menschheitsgeschichte „Erfolg“ hatten. Im Gegensatz etwa zur Osterinsel¹⁵⁵ war die frühneuzeitliche japanische Gesellschaft dazu imstande, mit ihren Ressourcen nachhaltig umzugehen und so ihr Überleben zu sichern.¹⁵⁶

Explizit ist der Erfolg Japans für Diamond klar darauf zurückzuführen, dass das Shōgunat erfolgreich die vollkommene Abholzung der Wälder unterbinden konnte. Aufgrund eines nachhaltigen Vorgehens des *bakufu* in der Forstwirtschaft konnte die Erosion der japanischen Böden verhindert und so die Nahrungsmittelversorgung der japanischen Bevölkerung auf lange Sicht sichergestellt werden.

Diamonds Hintergrundwissen zur japanischen Forstwirtschaft beruht größtenteils auf den gesicherten Erkenntnissen von Conrad Totman, einem emeritierten Japanologen der Universität Yale. Dieser beschäftigte sich intensiv mit der Forstwirtschaft der Edo-Zeit.

152 NNDB, Jared Diamond, o. D., [http://www.nndb.com], eingesehen 14.8.2014.

153 Jared Diamond vergleicht in seinem Werk „Collapse“ u.a. mittelalterliche Bauern der Osterinsel mit denen des modernen Montana (S. 75), die Bevölkerung der Osterinsel mit denen der stalinistischen Sowjetunion (S. 110), Maya-Könige mit modernen US-amerikanischen Vorstandsmitgliedern (S. 177) und dem Tokugawa-Shōgunat (S. 305).

154 Diamond, Collapse, S. 11. Die fünf Faktoren werden auf den Seiten 333–337 genauer erläutert.

155 Ab dem 13. Jahrhundert wurde die Osterinsel durch ihre Bevölkerung zunehmend entwaldet. Durch die zunehmende Erosion der Böden mussten die Bewohner der Insel in den folgenden Jahrhunderten einige Siedlungen aufgeben. Im 17. Jahrhundert brachen schließlich die Stammesstrukturen aufgrund von erschöpften Ressourcen zusammen.

156 Diamond, Collapse, S. 304.

Jared Diamonds Thesen

Diamond sieht die Wurzel der japanischen Umweltprobleme am Beginn der Edo-Zeit, nachdem das Tokugawa-Shōgunat das Land gewaltsam geeinigt hatte. Aufgrund des durch die Macht des *bakufu* garantierten Friedens begann die japanische Bevölkerungszahl massiv anzusteigen, wodurch die Abholzung der Wälder im 17. Jahrhundert zunahm.¹⁵⁷ Das geschlagene Holz wurde größtenteils zum Bau neuer Gebäude benutzt, war aber auch unabdingbar zum Heizen, Kochen und als Verbrauchsmaterial in frühneuzeitlichen Betrieben. Ebenso wurden bei der Kultivierung von Neuland für den Nahrungsmittelanbau riesige Waldflächen vernichtet.¹⁵⁸ Aufgrund der drastischen Nutzung der Ressource Holz war 1710 der Großteil der zugänglichen Wälder in Kyūshū, Shikoku und Honshū abgeholzt.¹⁵⁹

Kurzfristig führten diese Entwicklungen zu unkontrollierbaren Flächenbränden. Denn das nach der Abholzung zurückbleibende Buschland fing schneller Feuer als die ursprünglichen Wälder. Auf einen größeren Zeitraum gesehen kam es zur Erosion der Böden und zu Überflutungen. Laut Diamond war Japan von Bodenerosion und Überflutungen noch stärker betroffen als andere Gebiete, da die Inseln im Pazifischen Ozean von starken Regenfällen (meist in Form von Taifunen), der Schneeschmelze im Frühjahr und in unvorhersehbaren Abständen von Erdbeben betroffen waren. Die verstärkte Erosion der Böden sei wiederum hauptsächlich für die Entstehung der großen japanischen Hungersnöte nach 1600 verantwortlich zu machen. Hätte Japan sein Ressourcenmanagement im gleichen Stil wie im 16. und 17. Jahrhundert weiterbetrieben, so wären die Entwicklungen in Japan wohl ähnlich verlaufen wie die auf der Osterinsel, so ist sich Diamond sicher.¹⁶⁰

Für ihn stellt das Meireki-Feuer im Jahre 1657 jene Katastrophe dar, im Zuge derer die japanische Gesellschaft den Weg aus ihrer selbstverschuldeten „Umweltkrise“ fand. Für den Wiederaufbau der zu mehr als fünfzig Prozent durch das Feuer zerstörten Stadt Edo mussten große Mengen an Holz beschafft werden. Doch Holz war knapp – die japanische Gesellschaft musste sich eine Lösung für den Ressourcenengpass einfallen lassen. Die Antwort auf ihr Problem fand sie, laut Diamond, indem sie im Zuge des einschneidenden Meireki-Erlebnisses ihren Rohstoffverbrauch hin zur Nachhaltigkeit veränderte.¹⁶¹

Mehr und mehr Forstgebiete wurden unter die Herrschaft des Shōgunates und der Daimyō gestellt. Die Waldflächen vergrößerten sich wieder, die Gefahr der Erosion ging zurück.¹⁶² Maßgeblich wurde die Vergrößerung der Waldgebiete laut Diamond auch dadurch beeinflusst, dass Kohle im neuzeitlichen Japan Holz als Energielieferant ersetz-

157 Diamond, *Collapse*, S. 295.

158 Ebd., S. 297.

159 Ebd., S. 298. Bis hierhin decken sich Diamonds Behauptungen größtenteils mit denen von Conrad Totman: Conrad Totman, *Forestry in Early Modern Japan, 1650–1850: A Preliminary Survey*, in: *Agricultural History* 56 (1982), Heft 2, S. 415–425.

160 Diamond, *Collapse*, S. 299.

161 Ebd., S. 299.

162 Ebd., S. 302.

te.¹⁶³ Bis in die Spätzeit des *sakoku* hatte der Ausbau der Forstwirtschaft immer weiter zugenommen und sich zu institutionalisieren begonnen. Wälder wurden zu gewinnorientierten Forstbetrieben oder zu Investitionen, die sich Shōgunat, Daimyō und Privatpersonen für die Zukunft zu sichern begannen.¹⁶⁴ Zusammenfassend stellt für Diamond die Institutionalisierung der Forstwirtschaft den Hauptgrund dafür dar, dass die japanische Gesellschaft ihren „Untergang“ abwenden konnte. Das Tokugawa-Shōgunat konnte erfolgreich bestehen, weil es den Raubbau auf seinen Inseln eingrenzen und durch eine nachhaltige Ressourcenwirtschaft ersetzen konnte.¹⁶⁵

In Japan war es aber nur deshalb möglich gewesen, Begrenzungen im Rohstoffabbau einzuführen, weil über 250 Jahre politische Stabilität und Frieden durch das *bakufu* garantiert wurden.¹⁶⁶ Laut Diamond wusste der Tokugawa-Klan, dass Planungen in die Zukunft unerlässlich waren, um die Fortexistenz seiner Herrschaft zu sichern. Im Gegensatz zu etwa den Königen der Maya dachten die Tokugawa-Shōgune nicht nur an ihre Herrschaftszeit, sondern auch an die ihrer Nachfolger. Der Abbau aller Rohstoffe unter einem Shōgun hätte die Zukunft seines Klans als oberste Macht im Lande in Frage gestellt. Außerdem hätten die Japaner, aufgrund der Isolationspolitik, während der Edo-Zeit stärker auf ihre Rohstoffe geachtet.¹⁶⁷

Diamond und das Tokugawa-Shōgunat: Eine Auseinandersetzung

Wenn Diamond über Japan spricht, bezieht er seine in diesem Kapitel eingangs erwähnte Fünf-Faktoren-Liste¹⁶⁸ in seine Überlegungen nicht mit ein. Denn würde er dieser Liste folgen, so hätte das *bakufu* entgegen den historischen Fakten nicht über zweihundert Jahre lang „erfolgreich“ bestehen können.

Der erste Faktor der „selbstverschuldeten Umweltschäden“ trifft laut Diamonds eigenen Beschreibungen auf das neuzeitliche Japan zu. Mit dem zweiten Kriterium der „Klimaschwankungen“ musste sich Japan wie im dritten Kapitel dieser Arbeit aufgezeigt wurde, des Öfteren befassen.¹⁶⁹ Mit dem vierten Faktor, „Problemen mit ehemaligen Verbündeten und Handelspartnern“, musste sich Japan ebenfalls auseinandersetzen, da das *bakufu* durch seine „Abschließung“ die meisten seiner ehemaligen Handelspartner verloren hatte. Außenpolitische Beziehungen pflegte das Inselreich, wie im ersten Teil dieser Arbeit beschrieben wurde, nur noch zu Korea und den Ryūkyū-Inseln.¹⁷⁰

Das *bakufu* hatte mit drei der fünf von Diamond aufgestellten Punkten zu kämpfen, konnte aber trotzdem fortbestehen. In „Collapse“ begründet Diamond den Fortbestand des Shōgunats, indem er sich auf den für ihn bedeutendsten fünften Faktor stützt – auf die „fehlenden Antworten der Gesellschaft auf ihre politischen, wirtschaft-

163 Diamond, *Collapse*, S. 300.

164 Ebd., S. 302.

165 Ebd., S. 305.

166 Ebd., S. 303.

167 Ebd., S. 305.

168 Siehe Seite 350.

169 Siehe Seite 341.

170 Siehe Seite 328.

lichen und sozialen Probleme.“¹⁷¹ Denn die neuzeitliche japanische Gesellschaft hätte laut ihm Lösungen für ihre gesellschaftlichen Probleme gefunden und so ihren „drohenden Untergang“ frühzeitig abwenden können. Als Japan aufgrund des Raubbaus an der Natur am Abgrund stand, habe es eine Antwort gefunden – nachhaltiges Ressourcenmanagement.

Für Diamond markiert das Meireki-Feuer im Jahre 1657 jenen Punkt, an dem sich der Wandel im Denken des japanischen Kollektivs vollzog. In der von ihm ideologisierten Vorstellung von einer homogen handelnden Gesellschaft führte das Feuer zum Umdenken der gesamten Bevölkerung.¹⁷² Generell sollte jedoch nicht davon ausgegangen werden, dass ein regional begrenztes Ereignis wie jenes von 1657 große Auswirkungen auf das Denken der „gesamtjapanischen Gesellschaft“ hatte.

Für Diamond sind es weiter das *bakufu* und die Daimyō, die den Schutz der Wälder nach 1700 vorantrieben und dadurch Holz auch für zukünftige Generationen schützen konnten. Diamond versucht das Umdenken des *bakufu* damit zu begründen, dass es, im Gegensatz etwa zur führenden Maya-Schicht, weitsichtig für die Zukunft geplant habe, und dass sich das Shōgunat seiner abgeschotteten Position bewusst geworden sei.¹⁷³

Doch entgegen Diamonds Thesen entwickelte die japanische Gesellschaft die nachhaltige institutionalisierte Forstwirtschaft nicht aufgrund eines gesellschaftlichen Umdenkens. Vielmehr wurden im 17. Jahrhundert die Wege zu nutzbaren Wäldern immer weiter und dadurch auch teurer. Aufgrund dieser Entwicklung wurde die Forstwirtschaft lukrativ – das Shōgunat, Daimyō, aber auch Einzelpersonen fingen an die Wälder kommerziell zu nutzen.¹⁷⁴ Wiederaufgeforstet wurde nach 1700 nur in jenen Gebieten, in denen es sich wirtschaftlich auch lohnte.¹⁷⁵

Schlussendlich entwickelte die japanische Gesellschaft nicht, wie Diamond meint, aufgrund eines kollektiven Umdenkens den nachhaltigen Forstanbau, sondern wegen des ökonomischen Interesses von Einzelpersonen.¹⁷⁶ Die Entstehung der Forstwirtschaft war eine logische Konsequenz aus der Nachfrage auf den japanischen Märkten. Als der Holzpreis im 18. Jahrhundert stieg, entstanden die ersten Forstbetriebe aus rein wirtschaftlichem Interesse.¹⁷⁷ Weitsicht im Umweltschutz spielte hingegen wenn überhaupt nur eine untergeordnete Rolle.

Was bleibt nun von Diamonds Thesen? Die Eindämmung des Raubbaues in der Forstwirtschaft kann sicherlich als ein Faktor dafür angesehen werden, warum das Shōgunat über 250 Jahre lang bestehen konnte. Man kann sich ausmalen, so Diamond mit seinen Vermutungen Recht behält, dass eine auf lange Sicht vollkommene Entwaldung

171 Diamond, *Collapse*, S. 302.

172 Ebd., S. 299.

173 Ebd., S. 305.

174 Conrad Totman, *Plantation Forestry in Early Modern Japan. Economic Aspects of Its Emergence*, in: *Agricultural History* 60 (1986), Heft 3, S. 23–51, hier S. 50.

175 Ebd., S. 24.

176 Ebd., S. 49.

177 Ebd., S. 31.

des vom Shōgunat kontrollierten Gebietes negative Auswirkungen auf die japanische Gesellschaft gehabt hätte. Erosion und Überschwemmungen hätten ohne die Entstehung einer nachhaltigen Forstwirtschaft sicherlich zugenommen und vielleicht zu vergleichbaren Zuständen wie auf der Osterinsel geführt. Beweisen lässt sich dies aber nicht.

Schluss

In dieser Arbeit wurde daher versucht, zumindest die bedeutendsten ökonomischen Punkte herauszuarbeiten, die die über zwei Jahrhunderte andauernde Isolation des *bakufu* ermöglicht hatten. Wie hatte sich die Ökonomie Japans nun der Isolationspolitik des *bakufu* angepasst? Und welche Rolle kann den niederländischen Händlern während der Abschließung Japans zugesprochen werden?

Bis zum Ende der Tokugawa-Herrschaft stand der Außenhandel völlig unter der Kontrolle des Shōgunats. Jegliche Ein- und Ausfuhr von Waren lief über die japanischen Handelsposten und wurde durch das *bakufu* streng limitiert. Anders als in der älteren Forschung oft behauptet, führte Japan während des *sakoku* weitreichende Handelsbeziehungen. Japan stand auch während seiner „Abschließung“ in regem Kontakt mit China, Korea, Holland und dem Königreich Ryūkyū. Die Interaktionen zwischen Japan und den vier hier genannten Herrschaftskomplexen beliefen sich jedoch nicht auf diplomatische Beziehungen, sondern vorwiegend auf Handelskontakte. Lediglich zwischen Japan und Korea sowie Japan und den Ryūkyū-Inseln gingen die Kontakte über den Handel hinaus.

Der japanische Außenhandel wurde vom *bakufu* so modifiziert, dass auch während des *sakoku* der Rohstoffbedarf Japans gedeckt werden konnte. Durch die strengen Limitierungsmaßnahmen konnten die Gewinne aus dem Außenhandel direkt den Tokugawa-Herrschern zugeführt werden. Darüber hinaus reduzierte Japan durch sein System des „*Spot Trading*“ die gefürchteten „ausländischen Einflüsse“ auf ein Minimum.

Das *bakufu* hatte seinen Außenhandel perfekt an seine Isolationspolitik angepasst. Handel existierte nur dort, wo das *bakufu* es wollte. Er existierte nur dann, wenn Waren nicht im Inland produziert werden konnten und lediglich auf japanischem Boden.

Im Zusammenhang mit dem Außenhandel muss die Rolle der Niederlande in Japan während des *sakoku* revidiert werden. Zwar war der Handel mit den Niederländern am Beginn der Neuzeit wichtig für das Tokugawa-Shōgunat, um Japan hinlänglich mit chinesischen Waren zu versorgen, doch nahm die Bedeutung Hollands als Zwischenhändler stetig ab. Die europäische Macht als „Versorger“ Japans während des *sakoku* anzusehen, sollte in der Forschung der Vergangenheit angehören. Denn die Beziehungen zu Holland hatten für Japan nicht jene wirtschaftliche Tragweite, die ihnen in der Vergangenheit allzu oft zugeschrieben wurde. Trotzdem waren die Kontakte zu den holländischen Händlern fernab der Wirtschaft für das *bakufu* von Bedeutung. Neues Wissen in den unterschiedlichsten Bereichen sowie Informationen bezüglich des Weltgeschehens gelangten über die niederländischen Händler nach Japan.

Wie der Außenhandel wurde auch die Nahrungsmittelproduktion an die Isolationspolitik des Shōgunats angepasst. Vom Beginn seiner Herrschaft an versuchte das *bakufu* eine autarke Lebensmittelversorgung der wachsenden Bevölkerung zu gewährleisten. Um die Ernährung der Menschen nicht von Importen abhängig zu machen, versuchte das Shōgunat seinen „Nahrungsmitteloutput“ durch massive Neulandkultivierung zu steigern. Bis zum Ende des *sakoku* gelang es dem *bakufu* auch grundsätzlich, Japan autark mit genügend Lebensmitteln zu versorgen. Dies schützte das Shōgunat jedoch nicht gegen Hungersnöte. Wie auch im neuzeitlichen Europa hatten schlechte klimatische Bedingungen schnell Nahrungsmittelengpässe zur Folge. Trotz enormer Anstrengungen im Agrarsektor gelang es dem *bakufu* nicht, den Hunger in Krisenzeiten zu beseitigen. Obgleich in Japan aufgrund von klimatischen Bedingungen zeitweise Hungersnöte ausbrachen, war das *bakufu* grundsätzlich in der Lage, Japan autark zu ernähren. Insgesamt wurde die Nahrungsmittelproduktion erfolgreich an die Isolationspolitik angepasst. In Sachen „Nahrung“ nutzte das *bakufu* all seine Ressourcen.

Obwohl die stetig wachsende japanische Bevölkerung immer stärker auf die noch bestehenden Rohstoffe in ihren Gebieten zugriff, kam es dennoch nie zu einem Zusammenbruch des Systems. Diamonds These von einer japanischen Gesellschaft, die schon in der Neuzeit ihre Produktion eigenständig vom Raubbau hin zu nachhaltigem Ressourcenmanagement umgestellt hatte, muss jedoch hinterfragt werden.¹⁷⁸ Denn Japan setzte, anders als Diamond behauptet, den „Umweltschutz“ nicht gezielt um – es gab keine Pläne des *bakufu*, den Waldbau hin zur nachhaltigen Forstwirtschaft umzustrukturieren. Vielmehr war es eine Abfolge von Ereignissen, die die Entwicklung der nachhaltigen Forstwirtschaft begünstigten. Zwar wurden Waldgebiete in der Mitte des 17. Jahrhunderts unter die Schirmherrschaft von Shōgunat und Daimyō gestellt, doch erfolgte dieser Schritt nicht wegen eines Sinneswandels der „japanischen Gesellschaft“, sondern aufgrund der wirtschaftlichen Interessen von Einzelpersonen.

Weil die japanischen Wälder immer kleiner und der Weg zu nutzbaren Wäldern immer weiter wurde, stieg der Holzpreis. Aufgrund dieser Entwicklung lohnte sich plötzlich die Forstwirtschaft, wodurch sie kommerzialisiert und zu einem eigenen Wirtschaftszweig wurde. Der Schutz der Wälder und damit einhergehend das Ausbleiben von Bodenerosionen war daher vor allem eine Folge von Marktentwicklungen. Es kann nicht davon gesprochen werden, dass das *bakufu* die japanische Ökonomie wissentlich auf „Nachhaltigkeit“ umgestellt hätte.

Auch wenn Jared Diamonds Begründungen für die Entstehung der institutionalisierten Forstwirtschaft als problematisch anzusehen sind, so dürfen die Entwicklungen in der japanischen Waldwirtschaft dennoch nicht unterschätzt werden. Denn es ist davon auszugehen, dass eine völlige Vernichtung der japanischen Waldbestände weitreichende Folgen für die Bevölkerung nach sich gezogen hätte. Durch die Kommerzialisierung der Waldbestände war es Japan möglich, seine Holzressourcen auch über das Ende des *sakoku* hinaus zu erhalten.

178 Diamond, *Collapse*, S. 305.

Die japanische Gesellschaft konnte während ihrer „Abschließung“ aufgrund dieser drei ökonomischen Faktoren fortbestehen:

- Der Außenhandel wurde streng limitiert und unter Kontrolle in einigen Sparten weitergeführt.
- Es wurde vom *bakufu* eine weitgehend autarke Ernährung der Bevölkerung gewährleistet.
- Eine Zerstörung der japanischen Umwelt konnte durch das Entstehen einer institutionalisierten Forstwirtschaft verhindert werden.

Welche Rolle kann den niederländischen Händlern während der Abschließung Japans zugesprochen werden?

- Über die Holländer konnte das *bakufu* neue Technologien und Informationen über das Weltgeschehen gewinnen – in wirtschaftlicher Hinsicht war der Kontakt zwischen den beiden Kulturen jedoch nur von geringer Bedeutung.

Über zweihundert Jahre lang gelang es dem Tokugawa-Shōgunat erfolgreich, Japan zu regieren und sich fast vollständig von der übrigen Welt abzuschotten. Die hier aufgelisteten Punkte zeigen, durch welche ökonomischen Faktoren dies möglich war.

Sie lassen darüber hinaus erkennen, dass auch Japan sich während des *sakoku* nicht vollkommen von der Außenwelt „abgeschlossen hatte“. Auch das Tokugawa-Shōgunat musste in einem gewissen Maße mit der übrigen Welt in Kontakt treten.

Dennoch erscheint der Begriff *sakoku* (Abschließung Japans) für jenen Zeitabschnitt der japanischen Geschichte gerechtfertigt. Denn kulturell war Japan isoliert. Keine außerjapanischen Einflüsse gerieten ohne das Wissen des *bakufu* nach Japan. Außenpolitisch kann ebenso von einer „Abschließung Japans“ gesprochen werden, da das Shōgunat nur mit Korea und den Ryūkyū in direktem diplomatischen Kontakt stand. Auch die Nahrungsmittelproduktion verlief autark. Lediglich im Handelssektor musste das *bakufu* mit der Außenwelt in Kontakt treten.

Neben den in dieser Arbeit ausgearbeiteten Punkten müssen sicherlich noch weitere in Betracht gezogen werden, wenn man nach den Gründen der „erfolgreichen Abschließung“ Japans sucht. Interessant wäre es noch herauszuarbeiten, welche politischen und gesellschaftlichen Faktoren die über zweihundert Jahre andauernde Herrschaft des Tokugawa-Shōgunats ermöglicht hatten.

Literatur

Boomgaard, Peter, Technologies of a trading empire. Dutch Introduction of Water- and Windmills in Early-Modern Asia, 1650s–1800, in: *History and Technology* 24 (2008), Heft 1, S. 41–59.

Caldwell, John C., *Demographic Transition Theory*, Dordrecht 2006.

Cullen, Louis M., Statistics of Tokugawa Coastal Trade and Bakumatsu and Early Meiji Foreign Trade, in: *Japan Review* 21 (2009), S. 183–223.

Diamond, Jared, *Collapse. How Societies Choose to Fail or Succeed*, New York 2005.

Ders., *Guns, Germs, and Steel. The Fates of Human Societies*, New York 1997.

Doolan, Paul, The Dutch in Japan, in: *History Today* 50 (2000), Heft 4, S. 36–42.

Flershem, Robert G., Some Aspects of Japan Sea Trade in the Tokugawa Period, in: *The Journal of Asian Studies* 23 (1964), Heft 3, S. 405–416.

Hall, John Whitney, *Das Japanische Kaiserreich* (Fischer Weltgeschichte 20), Frankfurt am Main 2009¹⁵.

Hanley, Susan B., Tokugawa Society. Material Culture, Standard of Living, and Life-styles, in: John Whitney Hall (Hrsg.), *Early Modern Japan*, (Cambridge History of Japan 4), Cambridge-New York 1991, S. 660–705.

Hellyer, Robert I., Intra-Asian Trade and the Bakumatsu Crisis. Reconsidering Tokugawa Commercial Policies in Late Edo Period Japan, in: *International Journal of Asian Studies* 2 (2005), Heft 1, S. 83–110.

Horiuchi, Annick, When Science Develops outside State Patronage. Dutch Studies in Japan at the Turn of the Nineteenth Century, in: *Early Science and Medicine* 8 (2003), Heft 2, S. 148–172.

Jansen, Marius B., Rangaku and Westernization, in: *Modern Asian Studies* 18 (1984), Heft 4, S. 541–553.

Kazui, Tashiro, Foreign Relations during the Edo Period, in: *The Journal of Japanese Studies* 8 (1982), Heft 2, S. 283–306.

Lee, John, Trade and Economy in Preindustrial East Asia, c. 1500–c. 1800. East Asia in the Age of Globalisation, in: *The Journal of Asian Studies* 58 (1999), Heft 1, S. 2–26.

Linhart, Sepp, Die vormoderne japanische Gesellschaft, in: Sepp Linhart/Erich Pilz (Hrsg.), *Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1999, S. 17–28.

Ders., Japan 1854 bis 1919: von einem Land des Südens zu einem Land des Nordens, in: Birgit Englert/Ingeborg Grau/Andrea Komlosy (Hrsg.), *Nord-Süd-Beziehungen. Kolonialismen und Ansätze zu ihrer Überwindung*, Wien 2006, S. 191–212.

Morris-Suzuki, Tessa, *The Technological Transformation of Japan. From the Seventeenth to the Twenty-first Century*, Cambridge 1994.

Müller, Klaus, *Wirtschafts- und Technikgeschichte Japans (Handbuch der Orientalistik 3)*, Leiden 1988.

NNDB, Jared Diamond, o. D., [<http://www.nndb.com>], eingesehen 14.8.2014.

Osterhammel, Jürgen, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2009.

Pohl, Manfred, *Geschichte Japans*, München 2002.

Schottenhammer, Angela, *Landwirtschaftliche Entwicklungen in Ostasien, 16.–19. Jahrhundert*, in: Sepp Linhart/Susanne Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.), *Ostasien 1600 bis 1900*, Wien 2004, S. 245–268.

Schulz, Matthias, *Das 19. Jahrhundert (1789–1914) (Grundkurs Geschichte 4)*, Stuttgart 2011.

Schwentker, Wolfgang, *Die „lange Restauration“. Japans Übergang vom Shōgunat zur Meiji-Ära*, in: Sepp Linhart/Erich Pilz (Hrsg.), *Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Wien 1999, S. 47–66.

Ders., *Die historischen Voraussetzungen „erfolgreicher“ Modernisierung: Japan 1600–1900*, in: Sepp Linhart/Susanne Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.), *Ostasien 1600 bis 1900*, Wien 2004, S. 245–268.

Pilz, Erich/Dormels, Reiner/Linhart, Sepp, *Ostasien von 1600 bis 1900. Ein Überblick*, in: Sepp Linhart/Susanne Weigelin-Schwiedrzik (Hrsg.), *Ostasien 1600 bis 1900*, Wien 2004, S. 15–54.

Schmitt, Eberhard, *Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche. Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, 1635*, Bd. 4, München 1988, S. 209–212.

Takano, Yayori, *Foreign Influence and the Transformation of Early Modern Japan*, in: *Emory Endeavors Journal* 3 (2010), S. 82–93.

The Pulitzer Prizes, *The 1998 Pulitzer Prize Winners. General Nonfiction*, o. D., [<http://www.pulitzer.org/citation/1998-General-Nonfiction>], eingesehen 14.8.2014.

Totman, Conrad, *Early Modern Japan*, Berkeley 1993.

Ders., *Forestry in Early Modern Japan, 1650-1850: A Preliminary Survey*, in: *Agricultural History* 56 (1982), Heft 2, S. 415–425.

Ders., *Plantation Forestry in Early Modern Japan. Economic Aspects of Its Emergence*, in: *Agricultural History* 60 (1986), Heft 3, S. 23–51.

Tsuya, Noriko O./Kurosu, Satomi, *To Die or to Leave. Demographic Responses to Famines in Rural Northeastern Japan, 1716–1870*, in: Satomi Kurosu/Tommy Bengtsson/

Cameron Campbell (Hrsg.), *Demographic Responses to Economic and Environmental Crises*, Raitaku 2010, S. 79–106.

Wakao, Yuji, *Ländliche Familien in Japan von der frühen Neuzeit bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in vergleichender Perspektive mit Mitteleuropa*, in: Josef Ehmer/Tamara K. Hareven/Richard Wall (Hrsg.), *Historische Familienforschung. Ergebnisse und Kontroversen*, Frankfurt am Main-New York 1997, S. 347–370.

Namens- und Sachregister

- *bakumatsu* – Periode in der japanischen Geschichte. Sie wird übersetzt mit „Ende des bakufu“ (1853–1867).
- *bakufu* – Militärregierung. Wird auch oft als Synonym für das Shōgunat gebraucht.
- Daimyō – Wird zumeist mit „Fürst“ übersetzt.
- Deshima – Eine vorgelagerte künstliche Insel in der Hafenstadt Nagasaki. Während der Edo-Zeit wurde sie als Handelsstützpunkt benutzt.
- Edo – Früherer Name Tokios (bis 1868).
- *Han* – Vergleichbar mit europäischen Fürstentümern. Als *Han* wurde ein Fürstentum bezeichnet, wenn es mindestens 10.000 *koku* Reis erwirtschaften konnte.
- Kaga Han – Historische japanische Provinz. Sie entsprach in ihrer Ausdehnung in etwa der heute im Norden von Honshū liegenden Präfekturen Ishikawa und Toyama.
- Kii – Historische japanische Provinz. Sie entsprach in ihrer Ausdehnung in etwa der heute im Süden von Honshū liegenden Präfektur Wakayama.
- *koku* – Japanische Maßeinheit. Ein *koku* entspricht in etwa 180 Liter.
- Satsuma – Historische japanische Provinz. Sie entsprach in ihrer Ausdehnung in etwa der heute im äußersten Süden von Japan liegenden Präfektur Kagoshima.
- *sakoku* – Periode in der japanischen Geschichte (1639–1853). Wird oft übersetzt mit „Abschließung Japans“.
- Shimazu-Klan – Dynastie, die in der Edo-Zeit die Herrschaft über die Provinz Satsuma innehatte.
- Shōgun – Ursprünglich eine Bezeichnung für einen angesehenen Adligen (Samurai). Zeitweilig übernahmen Shōgune, die in etwa europäischen Herzögen entsprachen, die Macht in Japan (Kamakura-Shōgunat (1192–1333), Kemmu-Restauration (1333–1336), Muromachi- oder Ashikaga-Shōgunat (1338–1573),

Tokugawa- oder Edo-Shōgunat (1603–1867). Während dieser Epochen war der Shōgun de facto Herrscher über Japan.

- Shōgunat – Der Verwaltungsapparat des Shōguns.
- So-Clan – Hatte vom 13. bis zum 19. Jahrhundert die Herrschaft über die Insel Tsushima inne.
- Ryūkyū-Inseln – Inselgruppe im Ostchinesischen Meer
- Tennō – Ein mit dem europäischen Kaiser vergleichbarer japanischer Herrschertitel.
- Tokugawa – Eine Shōgun-Dynastie. Die Abkömmlinge der Tokugawa-Familie herrschten während der Edo-Zeit in Japan.
- Tsushima – Eine heute zu Japan gehörende Insel; zwischen Korea und Japan gelegen.

Emanuel Simonini ist Student des Masterstudiums Geschichte an der Universität Innsbruck. emanuel.simonini@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Emanuel Simonini, Sakoku. Ökonomische Anpassungen des Tokugawa-Shōgunats von 1639–1853, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 323–358, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

„alz ich itz von dem lannde, zu reitten willen hab.“¹ Heinrich von Rottenburg in seinem geographischen Umfeld

Anna Anderlan

Kerngebiet: Mittelalter

eingereicht bei: Ass.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Christina Antenhofer

eingereicht im Semester: SS 2015

Rubrik: BA-Arbeit

Abstract

The geographical environment of Heinrich of Rottenburg

The following bachelor thesis analyses the mobility of the aristocrat Heinrich of Rottenburg who lived at the turn of the 14th to the 15th century. He was one of the most powerful and wealthiest Tyroleans and was continually travelling around by command of duke Friedrich IV. This paper tries to illustrate Heinrich of Rottenburg's travel accounts and under which conditions they took place. For this purpose, it is also necessary to take his life into consideration. The main findings of this thesis rely on the original account book of Heinrich of Rottenburg.

Einleitung

„So hab ichs doch an disem ort einkhomen lassen wellen, damit man söhe, wie dern von Rottenburg groß gehabter Gewalt, Macht und Reichthumb unversehens zu grundt gangen. Unns sich mit ainer Tragoedia geendet.“² Hier ist die Rede von Heinrich von Rottenburg, einem der reichsten und mächtigsten Tiroler Adeligen um 1400. Obwohl er zu seiner Lebenszeit eine hoch angesehene Person war, wird seinem Leben und Wirken heute wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Seine vielen Besitzungen waren weit über das ganze Land verteilt und unter seiner Herrschaft standen zahlreiche Schaffer, Burghüter, Sattler, Diener und Knechte. Als Hauptmann an der Etsch war er ein wich-

1 Goldverschreibung 28. Oktober 1404, TLA, Urkundenreihe I4519.

2 Jakob Andrä von Brandis, Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, Innsbruck 1850, S. 167.

tiger Amtmann, was einen hohen Grad an Mobilität verlangte. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, an welchen Orten sich Heinrich von Rottenburg im Laufe seines Lebens aufhielt und wie sich seine „Reisen“ gestalteten. Schließlich war das Reisen „Bestandteil mittelalterlicher Diplomatie“, wie es Marc Löwener bezeichnete.³ In diesem Zusammenhang wird auf die allgemeinen Reisebedingungen des 15. Jahrhunderts in Tirol eingegangen. Um das Bild über Heinrich von Rottenburg zu vervollständigen, ist es notwendig, seine Ämter zu kennen und auf seine Persönlichkeit, seinen Reichtum und seine Macht einzugehen. In dieser Arbeit wird auf die vier wichtigsten Ereignisse, die das Leben Heinrichs von Rottenburg geprägt haben, eingegangen. Dabei zieht sich Heinrichs Konflikt mit Herzog Friedrich IV. von Österreich⁴ wie ein roter Faden durch sein Leben und Wirken. Ein weiteres Kapitel geht auf seine vielen Besitzungen ein, die beachtlich zu seiner Mobilität beigetragen haben.

In der Beschäftigung mit den nachstehend vorgestellten Quellen stehen die Reisebedingungen des Adligen sowie seine Reiseziele im Mittelpunkt. Dabei wird auf die Versorgung der Reisenden und der Pferde, die Reiseumstände, den Transport von Waren, den Gütertausch zwischen den Rottenburgischen Besitztümern und den regen Briefwechsel eingegangen.

Als Grundlage dieser Arbeit diente das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg. Es ist ein bedeutsamer Beleg adeliger Herrschaft des frühen 15. Jahrhunderts. Die Quelle besteht nicht nur aus ein paar wenigen Seiten, sondern ist ein umfangreiches Buch, das Claudia Feller in „Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg. Ein Zeugnis adeliger Herrschaft und Wirtschaftsführung im spätmittelalterlichen Tirol, Edition und Kommentar“⁵ ediert hat. In der vorliegenden Arbeit wird hypothetisch davon ausgegangen, dass das Rechnungsbuch einen Einblick in das adelige Reiseleben gibt und dessen Rekonstruktion ermöglicht. Weiters bezieht sich die folgende Arbeit auf Urkunden, die Heinrich von Rottenburg ausgestellt hat, beziehungsweise in denen sein Name eine wichtige Rolle spielte. Diese Urkunden sind allesamt in den Werken von Jakob Andrä Freiherr von Brandis, „Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol“ aus dem Jahr 1850, und Clemens Wenzeslaus Brandis, „Tirol unter Friedrich von Österreich“⁶ von 1821, abgedruckt.

Forschungsstand

Das Thema der Reise im Mittelalter ist sehr gut erforscht. Ein besonders interessanter Sammelband, herausgegeben von Rainer Loose „Von der Via Claudia Augusta zum

3 Marc Löwener, Itinerare als Hilfsmittel zur chronologischen Einordnung des Quellenmaterials – dargestellt am Beispiel der Herrschaftsgründung des Deutschen Ordens in Preußen, in: Irene Erfen/Karl-Heinz Spies (Hrsg.), *Fremdheit und Reisen im Mittelalter*, Stuttgart 1997, S. 165–176, hier S. 175.

4 Geb. 1382, gest. 1439, ab 1406 Graf von Tirol; Alphons Lhotsky, Friedrich IV., in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 5, 1961, S. 524–525, [<http://www.deutsche-biographie.de/sfz69835.html>], eingesehen 23.3.2016.

5 Claudia Feller, *Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg. Ein Zeugnis adeliger Herrschaft und Wirtschaftsführung im spätmittelalterlichen Tirol, Edition und Kommentar* (Institut für Österreichische Geschichtsforschung 4), Wien-Köln-Weimar 2010.

6 Clemens Wenzeslaus Brandis, *Tirol unter Friedrich von Österreich*, Wien 1821.

Oberen Weg⁷ aus dem Jahr 2006, gibt hierüber einen guten Überblick und legt den Fokus auf Tirol. In diesem Zusammenhang ist auch der Artikel von Josef Riedmann „Verkehrswege, Verkehrsmittel“⁸ von 1995 zu nennen, in dem das Hauptaugenmerk auf die mittelalterliche Mobilität in den Alpen gerichtet wird. Die Artikel „Itinerare als Hilfsmittel zur chronologischen Einordnung des Quellenmaterials – dargestellt am Beispiel der Herrschaftsgründung des Deutschen Ordens in Preußen aus dem Jahr 1997“ von Marc Löwener und „On the Move. Itinerar der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht bei Sempach (1386) bis zur Aussöhnung mit König Sigmund (1418)“ aus dem Jahr 2010 von Christian Sieber⁹, beziehen sich dagegen stärker auf die Reise einer Einzelperson und wie diese im Mittelalter konkret vonstatten ging. Im Falle des Geschlechts der Rottenburger, aus der Ministerialität kommend, ist es von Bedeutung, die mittelalterlichen Strukturen und Residenzsituationen mit besonderem Augenmerk auf Tirol zu erfassen. Der Sammelband von Werner Paravicini „Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich“¹⁰ von 2012 beinhaltet sehr ausführliche Artikel zu den eben genannten Aspekten. Einen wertvollen Beitrag dazu lieferten auch Gerhard Fouquet in „Zwischen Nicht-Adel und Adel“¹¹ aus dem Jahr 2001 und Gustav Pfeifer und Kurt Andermann in „Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit“¹² von 2009. Speziell auf Burgen als Residenztypus geht Enno Bünz in seinem 2013 erschienenen Werk „Burg, Schloss, Adelssitz im Mittelalter“¹³ ein. Für die Ereignisse im Leben Heinrichs von Rottenburg zeigten sich Überblicksartikel und -werke zum Appenzellerkrieg und zum Trientner Aufstand hilfreich.¹⁴

Besonders zur Person Heinrich von Rottenburg gibt es kaum Veröffentlichungen. In der Mitte des 19. Jahrhunderts beschäftigten sich Jakob Andrä Freiherr von Brandis und Clemens Wenzeslaus Brandis mit dem letzten Vertreter der Rottenburger. In der Edition des Rechnungsbuches weist die Autorin auch auf die ebengenannten älteren Werke hin. Auch Klaus Brandstätter spricht in „Bürgerunruhen im mittelalterlichen Trient im

7 Rainer Loose (Hrsg.), Von der Via Claudia Augusta zum Oberen Weg. Leben an Etsch und Inn. Westtirol und angrenzende Räume von der Vorzeit bis heute, Innsbruck 2006.

8 Josef Riedmann, Verkehrswege, Verkehrsmittel, in: Siegfried de Rachewitz/Josef Riedmann (Hrsg.), Kommunikation und Mobilität im Mittelalter. Begegnungen zwischen dem Süden und der Mitte Europas (11.–14. Jahrhundert), Sigmaringen 1995, S. 61–75.

9 Christian Sieber, „On the Move“. Das Itinerar der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht bei Sempach (1386) bis zur Aussöhnung mit König Sigmund (1418), in: Peter Niederhauser (Hrsg.), Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee, Zürich 2010, S. 77–94.

10 Werner Paravicini (Hrsg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren (Residenzforschung 15 IV, I), Ostfildern 2012.

11 Gerhard Fouquet, Zwischen Nicht-Adel und Adel. Eine Zusammenfassung, in: Kurt Andermann/Peter Johaneck (Hrsg.), Zwischen Nicht-Adel und Adel (Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte Bd. LIII), Stuttgart 2001, S. 417–434.

12 Gustav Pfeifer/Kurt Andermann (Hrsg.), Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 30), Innsbruck 2009.

13 Enno Bünz, Burg, Schloss, Adelssitz im Mittelalter. Verfassungs-, rechts- und sozialgeschichtliche Fragen aus Tiroler Perspektive, in: Gustav Pfeifer/Kurt Andermann (Hrsg.), Anstz-Freihaus-corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adeligen Wohnens in der Vormoderne (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 36), Innsbruck 2013, S. 27–50.

14 Peter Niederhäuser/Alois Niederstätter (Hrsg.), Die Appenzellerkriege. Eine Krisenzeit am Bodensee? (Forschungen zur Geschichte Vorarlberg Bd. 7), Konstanz 2006; Thomas Gamon (Hrsg.), Das Land im Walgau. 600 Jahre Appenzellerkriege im südlichen Vorarlberg, Bd. 2, Nenzing 2005; Klaus Brandstätter, Bürgerunruhen im mittelalterlichen Trient im Vergleich 1407–1435–1463, in: *Geschichte und Region* 2 (1993), Heft 2, S. 9–61.

Vergleich“ über Heinrich von Rottenburg, doch konkret um seine Person geht es vor allem in Fellers Werk.

Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg als Quelle

Die wichtigste Quelle der folgenden Arbeit stellt das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg dar. Die Verwaltungsschrift wurde nach Fellers Beobachtungen wahrscheinlich 1405 gezielt angelegt. Sie wurde sehr detailliert geführt und nennt das Datum der Rechnungslegung und die Namen der Verwaltungsangestellten, die den Rottenburger vertraten. Der Ausstellungsort der Rechnung ist nicht immer angegeben. Feller geht davon aus, dass die Bediensteten, die sogenannten „Schaffer“ die Gerichte, Ämter und Burgen direkt aufsuchten, um die Rechnung zu legen.¹⁵ Die Summen beziehen sich nicht immer direkt auf das Privatleben von Heinrich von Rottenburg. Trotzdem bietet die Quelle wichtige Anhaltspunkte, um Heinrich von Rottenburgs Wege und Aufenthalte in etwa zu rekonstruieren. Feller verweist hierbei auf Mark Mersiowsky, der ebenfalls zum Ergebnis kam, dass Adelige in ihrem Rechnungsbuch nichts Persönliches verzeichneten.¹⁶ Fellers Beschreibungen zufolge ist das Rechnungsbuch auf Papier geschrieben und sehr gut erhalten.¹⁷ Es ist mit dem Titel „Librum Computacionis 1405–1409“ versehen. Das Papier stammt gemäß den Wasserzeichen aus Oberitalien,¹⁸ der Schreiber ist unbekannt. Heinrich von Rottenburg spricht er mit „von meins hern wegen“¹⁹ an, was darauf schließen lässt, dass er in seinen Diensten stand. Das Verwaltungsstück kam mit den rottenburgischen Besitztümern nach dessen Tod unter landesherrlichen Besitz von Herzog Friedrich IV. und liegt heute im Tiroler Landesarchiv.²⁰

Die Rottenburger und ihre politischen Positionen

„Hainrich von Rottenburg Hofmaister auf Tirol vnnd Hauptman des Bistumbs zu Triennt“²¹ gehörte zu dem Geschlecht der Rottenburger.²² Die Rottenburger waren Ministeriale des Adelsgeschlechtes der Andechs²³ und gewannen dadurch im 13. Jahrhundert hohes gesellschaftliches Ansehen. In den Anfängen ihres sozialen Aufstiegs bestand die Familie der Rottenburger aus zahlreichen Seitenlinien.²⁴ Bereits unter den

15 Feller, Rechnungsbuch, S. 95–109.

16 Mark Mersiowsky, Aspekte adeligen Lebens um 1400. Frühe westfälische und rheinische Adelsrechnungen im Vergleich, in: Ellen Widder/Mark Mersiowsky/Peter Johaneck (Hrsg.), *Vestigia Monasteriensia. Westfalen-Rheinland-Niederlande. Festschrift für Wilhelm Janssen zum 60. Geburtstag* (Studien zur Regionalgeschichte 5), Bielefeld 1995, S. 263–304, hier S. 275, zit. n. Feller, Rechnungsbuch, S. 116.

17 Feller, Rechnungsbuch, S. 83.

18 Ebd., S. 88.

19 *Librum computacionis TLA Hs. 94*, ediert v. Feller, Rechnungsbuch, S. 177. Die Edition des Rechnungsbuches findet sich in Feller, Rechnungsbuch, S. 175–336.

20 Feller, Rechnungsbuch, S. 81–82.

21 Geb. zweite Hälfte 14. Jahrhundert, gest. 1411, vgl. ebd., S. 44–75.

22 Goldverschreibung 28. Oktober 1404, TLA, Urkundenreihe I4519.

23 *Bayrisches Adelsgeschlecht 12./13. Jahrhundert*, vgl. Austria Forum AEIOU, Andechs-Meranien, Hochadelsgeschlecht, 21.8.2015, [http://austria-forum.org/af/AEIOU/Andechs-Meranien, Hochadelsgeschlecht], eingesehen 23.3.2016.

24 Wilfried Beimrohr, Die Rottenburger, in: Notburga. Mythos einer modernen Frau, Gemeinsame Ausstellung von Augustinermuseum Rattenberg, Museum Tiroler Bauernhöfe Kramsach, Schloss Matzen Reith im Alpbachtal vom 1. Mai bis zum 26. Oktober 2001, Reith i. A. 2001, S. 197–215, hier S. 198.

Andechsern war das Adelsgeschlecht für das Gericht Rottenburg zuständig, das einen größeren Wirkungsbereich (das gesamte mittlere Inntal) umfasste.²⁵ Die dortige Burg war die Stammburg der Familie. Adelig sein bedeutete im hohen Mittelalter einen gewissen Besitz und auch einen entsprechenden Lebensstil aufzuweisen. Dies war meist verbunden mit der Besetzung von herrschaftlichen Ämtern. Die Ministerialität verhalf zum Aufstieg in den Adel²⁶ und galt dem, der von einem Fürsten oder König eine Aufgabe erteilt bekam. Die Bezeichnung galt auch für diejenigen mit persönlicher Bindung zum Herrschenden. Solche waren zum Beispiel Gefolgsleute, die das Vertrauen eines Herrschers genossen. In der „Reichsstandpolitik“ waren die Ministerialen zuständig für die Errichtung und Beherrschung von Burgen und für die Städtegründung.²⁷ Sie bekamen das Recht zur aktiven Lehnsfähigkeit und hatten dadurch ihre eigene Dienerschaft.²⁸

Als Graf Meinhard II.²⁹ 1259 in Tirol an die Macht kam, schloss sich ihm die Hauptlinie der Rottenburger an und so wurde das Amt des Hofmeisters an die Rottenburger übertragen.³⁰ Dieser Posten spielte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an Fürstenhöfen eine bedeutende Rolle. Der Hofmeister stand über allen Hofämtern und kontrollierte die „gesamte Hofhaltung“. Dabei übertrug er den Hofbeamten verschiedene Aufgaben und Arbeiten.³¹ Er verwaltete den Hof, versorgte ihn und regelte das höfische Leben. War der Fürst nicht anwesend, nahm er dessen Position am Hof ein. Zusätzlich leitete er das Hofgericht und den fürstlichen Lehenshof. Er stand als oberster Richter über dem Landadel und musste nur dem Fürsten direkt Rechenschaft ablegen. Das Amt galt als prestigereich und konnte ab dem 14. Jahrhundert über den erblichen Weg weitergegeben werden. Der Hofmeister war auch meist als Zeuge in Urkunden angeführt.³² Es gab insgesamt sechs Angehörige des Geschlechts der Rottenburger, die einen solchen Posten innehatten. Die Ordnungszahlen variieren in den Abhandlungen über die Familie der Rottenburger. Feller hält sich dabei an Pirmin Primisser und Johann Baptiste Pockstaller und bezeichnet Heinrich von Rottenburg, der 1400 das Erbe antrat, als Hofmeister VI.

Die Herren von Rottenburg bekleideten zudem das Amt des Hauptmanns. In dieser Position unterstanden sie dem Grafen Meinhard II., der erfolgreich gegen das Hochstift Trient kämpfte und einige Gebiete, auch durch die Hilfe von Heinrich von Rottenburg (Hofmeister I.), unter seine Herrschaft brachte. Dafür verlieh ihm Graf Meinhard II. das Amt des Hauptmannes von Kaltern und Tramin.³³

25 Feller, Rechnungsbuch, S. 23.

26 Klaus Brandstätter, Adel an Etsch und Inn im späten Mittelalter, in: Loose, *Via Claudia Augusta*, S. 260.

27 Knut Schulz, Ministerialität, Ministerialen, in: *LdMa*, Bd. VI., München 1993, Sp. 636–639.

28 Peter Johānek, Der Adel in den österreichischen Ländern und in Tirol während des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Pfeifer/Andermann (Hrsg.), *Die Wolkensteiner*, S. 18.

29 Geb. 1238, gest. 1295, Josef Riedmann, *Mittelalter*, in: Josef Fontana (Hrsg.), *Geschichte des Landes Tirol. Von den Anfängen bis 1490*, Bd. 1, Bozen-Innsbruck 1985, S. 267–602, hier S. 399–409.

30 Beimrohr, *Rottenburger*, S. 203.

31 Werner Rösener, *Hofämter*, in: *LdMa*, Bd. V., München 1991, Sp. 67–68.

32 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 24–25.

33 Beimrohr, *Rottenburger*, S. 203.

Die Rottenburger waren sogenannte „Landherren“³⁴ und galten als eines der reichsten adeligen Geschlechter Tirols. Sie liehen den Landesfürsten nachweislich mehrmals Geld und spendeten an kirchliche Einrichtungen. Durch das Bürgen für Kredite erhielten sie auch Besitzungen.³⁵ Um ihr Ansehen zu steigern und zu erhalten, mussten die Verbindungen zu anderen adeligen Familien laufend gepflegt werden. 1394 schlossen die Rottenburger ein Bündnis mit den Herren von Starkenberg. Es war wohl der mächtigste Bund um 1400 in Tirol, durch den sich die zwei reichsten und somit einflussreichsten Familien vereinten.³⁶

Reisebedingungen in Tirol zu Beginn des 15. Jahrhunderts

Eine spätmittelalterliche Reise war von vielen äußeren Einwirkungen geprägt, die das Reiseverhalten und die Reisewege beeinflussten.³⁷ Dabei spielten die Jahreszeit und die Topographie, vor allem für die Alpenregionen, eine nicht zu unterschätzende Rolle.³⁸ Als geläufiges Fortbewegungsmittel im 15. Jahrhundert galt mit Sicherheit das Pferd, besonders im Fall von Adeligen. Dies war die gängigste Methode von Ort zu Ort zu kommen. Zusätzlich betont der Historiker Christian Sieber den Einsatz des Schifftransports. So lässt sich belegen, dass Herzog Friedrich IV. den Rhein entlang fuhr und damit beträchtlich schneller unterwegs war als auf dem Landweg. In Tirol hingegen spielte der Schiffstransport eher eine geringe Rolle. In Terlan gab es die Möglichkeit Floße entlang der Etsch zu nutzen und ab Branzoll auch Schiffe.³⁹ Seit dem 13. Jahrhundert ging ein Teil des Warentransportes über die Etsch.⁴⁰ Jedoch lässt sich im Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg kein Hinweis auf die Verfrachtung per Schiff finden. In einer Nachricht aus Tramin bezüglich des Weintransportes an Agnes von Werdenberg, Ehefrau Heinrichs von Rottenburg, wurde über Weinfuhren geschrieben,⁴¹ die von „sibenundsechtzig rozz“ transportiert wurden, jedoch nichts über den Transport übers Wasser.⁴²

Die Reisegeschwindigkeit war bereits im Spätmittelalter beachtlich. Auch mit dem Pferd konnten nach den Berechnungen Siebers, der sich auf bereits getätigte Untersuchungen von Erich Meuthen und Ivan Hlaváček stützt,⁴³ dreißig bis vierzig Kilometer pro Tag zurückgelegt werden. Bei einer längeren Strecke legten die Reisenden nach

34 Peter Feldbauer, Herrschaftsstruktur und Ständebildung. Herren und Ritter (Beiträge zur Typologie der österreichischen Länder aus ihren mittelalterlichen Grundlagen Bd. 1), Wien 1973, S. 240.

35 Feller, Rechnungsbuch, S. 32–33.

36 Brandstätter, Adel an Etsch und Inn, S. 248.

37 Sieber, On the Move, S. 77.

38 Ebd., S. 81.

39 Christoph Haidacher, Verkehr am Oberen Weg im Mittelalter, in: Loose, Via Claudia Augusta, S. 75.

40 Riedmann, Verkehrswege, Verkehrsmittel, S. 72.

41 „ayndlef fuder und sechsthalb uren wein“, Ein Fuder entspricht einer Fuhre (in Tirol 1 Fuder Wein = 8 Yhren = 622,48 Liter), Feller, Rechnungsbuch, S. 170–172.

42 Ebd., S. 333.

43 Erich Meuthen, Das Itinerar der deutschen Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/52, in: Joachim Dahlhaus (Hrsg.), Papstgeschichte und Landesgeschichte. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag (Archiv für Kulturgeschichte 39), Köln 1995, S. 473–502, hier S. 475 und Ivan Hlaváček, Das Urkunden- und Kanzleiwesen des böhmischen und römischen König Wenzel (IV.) 1376–1419 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 23), Stuttgart 1970, S. 443.

fünf Tagen einen Tag Pause ein.⁴⁴ Wurden Pferde benutzt, verursachten diese jedoch eine Menge an Kosten, denn sie mussten mit Heu versorgt und neu beschlagen werden. Auch benötigte es oft einen Sattler um Halfter, Zügel und Sattel zu reparieren oder zu erneuern.⁴⁵ Zum Transport von Gütern wurden auch Karren eingesetzt, an deren Stelle im Winter Schlitten verwendet wurden. Der „Obere Weg“ über den Reschenpass, beispielsweise, war für den Transport von Wein auf Karren bereits ausreichend ausgebaut, wobei es trotzdem noch schmale Stellen zu überwinden gab.

Im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts bildete sich vermehrt die nötige Infrastruktur heraus, die das Reisen angenehmer gestalteten. So entstanden entlang der Verkehrswege Gasthöfe und Einkaufsmöglichkeiten.⁴⁶ Bereits seit Beginn des 14. Jahrhunderts gewährte der Graf von Tirol beispielweise dem Kaufmann Heinrich Kunter⁴⁷ das Recht zwei Tavernen an seinem Kuntersweg zu errichten.⁴⁸ Entlang der Strecke stationierten sich auch Sattler, Fassbinder und Schmiede, um den Reisenden ihre Dienste anzubieten.⁴⁹ Auch das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg (Hofmeister VI.) zeigt, dass er selbst und seine Dienstleute bei Wirten eine Pause einlegten. So zum Beispiel kehrte der Wagenknecht auf seinem Weg nach Kaltern bei der Wirtin Ellen in Trient ein.⁵⁰

Wollte ein Reisender die Alpen überqueren, so benutzte er den „Oberen Weg“ (Reschenpass) oder den Brennerpass („Unterer Weg“). Das Besondere an diesen Bergübergängen war, dass sie auch im Winter genutzt werden konnten, weil es eher wenig Niederschlag gab. Zusätzlich erleichterte der Bau des Kunterweges 1314 die Reise in und durch Tirol maßgeblich. Wurden Ziele wie Schwaben, Augsburg und Ulm angesteuert, galt der „Obere Weg“ als direkte und schnellste Verbindung. Verkehrte man auf den beiden wichtigsten Straßen durch Tirol, traf man mit hoher Wahrscheinlichkeit auf Kaufleute, Pilger, Studenten und Vaganten.⁵¹ Es war nicht ungewöhnlich, Pässe zu überqueren. Wie im Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg ersichtlich wird, ging seine Reise mehrmals über den Arlberg um nach Schwaben zu gelangen⁵² und über den Jaufenpass.⁵³ Dieser wurde seit dem 13. Jahrhundert überquert, weil er eine geringere Passhöhe von 2.100 Metern hat.⁵⁴ Auf dem Jaufenpass sowie auf dem Arlberg gab es bereits vor 1400 bestehende Hospize zur Versorgung der Reisenden.⁵⁵

44 Sieber, *On the Move*, S. 80.

45 Riedmann, *Verkehrswege, Verkehrsmittel*, S. 73.

46 Josef Riedmann, *Das mittelalterliche Tirol als militärisches Transitland*, in: Kurt Ebert (Hrsg.), *Festschrift Herwig van Staa. Zum 25jährigen seines politischen Wirkens*, Innsbruck 2014, S. 455–466, hier S. 464.

47 Bürgermeister von Bozen und Hall, errichtete 1310 den Kuntersweg, Riedmann, *Mittelalter*, S. 501.

48 Riedmann, *Verkehrswege, Verkehrsmittel*, S. 67.

49 Haidacher, *Verkehr am Oberen Weg*, S. 83.

50 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 196.

51 Haidacher, *Verkehr am Oberen Weg*, S. 67–73.

52 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 188.

53 Ebd., S. 179, 183, 188, 245, 251.

54 Franz-Heinz v. Hye, *Mittelalterliche Sekundärverbindungen und Gebirgsübergänge in Tirol*, in: *Die Erschließung des Alpenraums für den Verkehr. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit* (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer, Neue Folge 7), Bozen 1996, S. 129–144, hier S. 131.

55 Ebd., S. 139.

Heinrich von Rottenburg (Hofmeister VI.) – ein Adeliger unterwegs

Heinrich von Rottenburg war, wie es einem Mann seines Standes gebührte, mit dem Pferd unterwegs.⁵⁶ Er ritt aber selten allein, sondern mit seinen Gefolgsleuten und hatte Knechte bei sich. Mit dabei waren auch seine Hunde, „die meim herrn nachzugen gen Swab(e)n [...]“.⁵⁷ Damit die Reise für ihn angenehmer war, begleiteten ihn sogenannte „Wagenknechte“,⁵⁸ die „kost und zeug“ beförderten.⁵⁹ Er selbst besaß auch einen „gagenspan“⁶⁰ mit dem er unterwegs war, beziehungsweise sein Gepäck beförderte.⁶¹ Lag auf den Pässen Schnee, wurde der Schlitten eingesetzt. Als Heinrich von Rottenburg um 1405 über den Jaufenpass ritt, hatte er Knechte bei sich, die den Schlitten zogen.⁶² Wenn er mit dem Schlitten weiterfahren musste, so hinterließ er die Pferde bei seinen Besitzungen. So war zum Beispiel sein Pferd für drei Wochen lang auf Schloss Moos bei Sterzing und wurde dort versorgt.⁶³

Für eine schnellere Kommunikation waren Boten besonders wichtig, die auch Heinrich von Rottenburg einsetzte: „Henslein, leuffel“⁶⁴ „lief“ beispielsweise nach Innsbruck und brachte einen Habicht nach Kaltern.⁶⁵ Sehr häufig wurde ein Bote mit „briven“ geschickt.⁶⁶ Der Briefwechsel war auch deshalb wichtig, weil Heinrich von Rottenburg nicht regelmäßig zu seinen Besitzungen ritt, sondern sich von seinen Amtsmännern vertreten ließ. Aus dem Rechnungsbuch geht hervor, dass Peter von Klamm, Heinrichs Amtmann zu Rettenberg, Kaltern besuchte und in Vertretung seines Herrn zu den Lehensmännern ritt. Ebenso sandte der Amtmann viele Waren nach Kaltern, zum Beispiel Tücher für die Ehefrau seines Herrn, Agnes von Werdenberg, 95 Hammel, Salz und einiges mehr.⁶⁷ Auch Hans von Wolkenstein, Amtmann in Enn, sandte „futer“ zum Haus in Kaltern.⁶⁸ Heinrich von Rottenburg übertrug auch Geldangelegenheiten seinen Vertrauten und überließ die Rechnungslegungen seinen Schaffern, die zu den jeweiligen Burgen ritten.⁶⁹ Es gab jedoch auch Ausnahmen und mancherorts erledigte er die Geschäfte selbst. Am 11. Dezember 1407 zum Beispiel legte er dem Bartholomäus Tirann, Amtmann zu Nonsberg, die Rechnung. Die Strecke zum Nonsberg war von Kaltern aus nicht besonders weit.⁷⁰ Am 14. September 1408 rechnete er weiters mit Friedrich Lenk, Amtmann zu Segonzano, ab.⁷¹

56 Feller, Rechnungsbuch, S. 246.

57 Ebd., S. 189.

58 Ebd., S. 196.

59 Ebd., S. 189.

60 Bei einem „Gagenspan“ waren zwei Pferde nebeneinander vor den Wagen gespannt. Vgl. „Gagenspan“, in: Josef Müller (Hrsg.), *Rheinisches Wörterbuch*, Bd. 2, Berlin 1931, Sp. 1098 f.

61 Feller, Rechnungsbuch, S. 270.

62 Ebd., S. 245.

63 Ebd., S. 252.

64 Ein Bote. „läufeln, laufen“ in: Müller, *Wörterbuch*, Sp. 185 f.

65 Feller, Rechnungsbuch, S. 189.

66 Ebd., S. 192.

67 Ebd., S. 215.

68 Ebd., S. 219.

69 Einleitung zu jeder Rechnungslegung. Ebd., S. 175–336.

70 Ebd., S. 236.

71 Ebd., S. 258.

Auf seinen Geschäftsreisen kehrte Heinrich von Rottenburg bei Wirten entlang des Weges ein oder verweilte in seinen eigenen Burgen. Hans von Luttach, Amtmann zu Moos, bezahlte beispielsweise der Wirtin am Lueg in Gries am Brenner die Rechnung für Heinrich von Rottenburgs Mahlzeiten. Als er sich am nächsten Tag in Sterzing aufhielt, kam Hans Luttach ebenfalls für die Kosten des Koches auf. Durch die getätigten Ausgaben der Amtmänner wird besonders ersichtlich, dass diese einen Großteil seiner Reisekosten vorübergehend übernahmen. Daraus lässt sich schließen, dass Heinrich von Rottenburg nicht sehr viel Geld bei sich trug, wenn er unterwegs war. Seine Amtmänner tätigten nämlich auch Einkäufe für ihren Herrn und beglichen weitere seiner offenen Posten, zum Beispiel einen Messerschmied, bei dem Heinrich von Rottenburg drei Messer gekauft hatte. Die Summen, die die Amtmänner für ihn vorstreckten, wurden im Rechnungsbuch aufgelistet und ausgeglichen.⁷² Ritt Heinrich von Rottenburg auf seinem Weg an seinen Besitztümern vorbei, kehrte er in den Burgen ein, nächtigte dort und wurde verköstigt. So zum Beispiel tranken er und sein Gefolge in der Burg von Segonzano ein Fuder⁷³ Wein.⁷⁴ Es scheint auch nicht unüblich gewesen zu sein, dass Heinrich von Rottenburg bei einem Bürger eine Mahlzeit einnahm. Zum Beispiel speiste er bei Michael Gutmann aus Neumarkt, dem er Wiesen und Äcker verliehen hatte,⁷⁵ oder 1405 bei der Familie Ratvelder in Innsbruck.⁷⁶

Um die Anreise zu seinen Burgen zu gewährleisten, bedurfte es auch einer Instandhaltung der Straßen und Wege, um die sich die Rottenburgischen Amtmänner kümmerten. So wurde Geld ausgegeben um „ain weg zu machen auf daz haus“⁷⁷ und in Segonzano wurde eine neue Straße gebaut.⁷⁸ Besuchte Heinrich von Rottenburg seine Burgen, so ging er oft auf die Jagd, vor allem in Aldein⁷⁹ und in Branzoll.⁸⁰

Doch nicht nur persönliche Angelegenheiten veranlassten ihn zum Reisen, sondern er war auch im Dienste des Herzogs Friedrich IV. unterwegs. Die Angehörigen der Rottenburger gehörten zu den Gefolgsleuten des Landesfürsten. Eine solche Gefolgschaft verlangte eine erhöhte Mobilität. So wurden Gesandte, wie auch die Rottenburger, für Verhandlungen oder Hochzeitsanträge beauftragt. Sie wurden als Pfleger und Richter eingesetzt und begleiteten den Landesfürsten auf manchen seiner Reisen und in die Schlacht.⁸¹ Im Jahr 1407 nahm Herzog Friedrich IV. Heinrich von Rottenburg in seine Dienste und schickte ihn an den Hof König Ruprechts, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog zu Bayern,⁸² um dessen Tochter Elisabeth, des Herzogs künftige Ehefrau, nach Tirol zu

72 Müller, Wörterbuch, S. 248 f.

73 Ein Fuder entspricht einer Fuhre (in Tirol 1 Fuder Wein = 8 Yhren = 622,48 Liter), vgl. ebd., S. 170–172.

74 Ebd., S. 262.

75 Ebd., S. 283.

76 Ebd., S. 203.

77 Ebd., S. 192.

78 Ebd., S. 262.

79 Feller, Rechnungsbuch, S. 270.

80 Ebd., S. 278.

81 Ebd., S. 32–37.

82 1398–1410 Pfalzgraf bei Rhein, seit 1400 römisch-deutscher König, geb. 1352, gest. 1410, siehe auch: Oliver Auge, Ruprecht von der Pfalz, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, 2005, S. 283–285, [<http://www.deutsche-biographie.de/ppn118750410.html>], eingesehen 9.6.2016.

begleiten.⁸³ Der Hofsitze von König Ruprecht III. befand sich im Heidelberger Schloss.⁸⁴ Für die mögliche Reisedauer dorthin liegen Hinweise in den Urkunden Friedrichs IV. vor. Im Jahr 1406 ritt dieser nämlich selbst von Rottenburg am Neckar nach Heidelberg um die Ehe mit Elisabeth zu schließen. Dabei benötigte er drei Tage für 130 Kilometer. Als er Heinrich von Rottenburg damit beauftragte, seine Frau nach Innsbruck zu begleiten, ritt er ihnen bis Rottenburg am Neckar entgegen.⁸⁵ Hinweise auf diese Reise finden sich in einem Brief Heinrichs von Rottenburg an seinen „lieben Freund“ Peter von Spaur: „Wür lassen Euch wissen das wür bei unserm Herrn dem König gewest sein, von unser gnedigen Frauen wegen. Da wissendt das wür unnsern gnedigen Herrn wür die Bringen. [...] Geben zu Rottenburg am Dinstag nach Sannct Matheistag. Anno 1407 [27. September 1407].“⁸⁶

Ein reicher Mann in Tirol

Im Jahr 1400 trat Heinrich von Rottenburg (Hofmeister VI.) das Erbe seines gleichnamigen Vaters an und hatte ebenfalls die Ämter des Hauptmannes an der Etsch und des Hochstifts Trient inne. Er war der letzte männliche Nachkomme der Rottenburger. Es kann angenommen werden, dass er „der reichste Tiroler Adelige seiner Zeit“ war⁸⁷ und gleichzeitig die zentrale Figur im adeligen Widerstand gegen Herzog Friedrich IV. Feller errechnete anhand des Rechnungsbuches ein durchschnittliches Jahresbruttoeinkommen Heinrichs von Rottenburg von 2.869 Mark Berner, das entspricht zirka 33.000 Pfund. Im Vergleich konnte zu dieser Zeit um 15 Pfund ein Ochse erworben werden. Feller gibt an, dass diese Zahl um zehn Prozent abweichen kann, jedoch im Vergleich zu den Einnahmen aus den Ländern Kärnten und Krain realistisch sei.⁸⁸

Heinrich von Rottenburg war ein angesehener Mann. In vielen Urkunden sind vor seinem Namen die Wörter „edel“ und „mächtig“ gesetzt.⁸⁹ Ein weiterer Hinweis für das Sozialprestige stellte der Rang in der Reihenfolge der gelisteten Zeugen in Urkunden dar.⁹⁰ Als Bischof Georg von Trient den Rebellen verzieh und das Hochstift an Herzog Friedrich IV. am 24. April 1407 übergab, nannte er Heinrich von Rottenburg als ersten Zeugen der „Edlen und vesten Ritter“.⁹¹

Als edler und reicher Mann war es üblich, Turniere zu veranstalten und Stiftungen zu tätigen.⁹² Ob Heinrich von Rottenburg jemals ein Turnier ausgetragen hat, ist unklar.

83 Feller, Rechnungsbuch, S. 57.

84 Auge, Ruprecht von der Pfalz, eingesehen 18.5.2015.

85 Sieber, On the Move, S. 81.

86 Brief Heinrichs von Rottenburg an Peter von Spaur 1407, abgedruckt in: Brandis, Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, S. 161.

87 Feller, Rechnungsbuch, S. 44.

88 Ebd., S. 118.

89 Ebd., S. 44.

90 Gustav Pfeifer, Nobis servire tenebitur in armis. Formen des Aufstiegs und Übergangs in den niederen Adel im Tirol des 14. Jahrhunderts, in: Andermann/Johanek, Zwischen Nicht-Adel, S. 62.

91 Übergabe-Urkunde Bischofs Georg von Trient an Herzog Friedrich IV., AST, abgedruckt in: Brandis, Tirol unter Friedrich von Österreich, S. 283–286.

92 Fouquet, Zwischen Nicht-Adel und Adel, S. 430.

Sein Adelsbund wurde auf Basis eines Verteidigungszweckes gegründet,⁹³ weshalb es fraglich ist, ob er je an einem Turnier teilgenommen hat. Während die Turnierteilnahme beziehungsweise -veranstaltung nicht nachweisbar sind, ist die Stiftung des Heilig-Geist-Spitals in Kaltern bezeugt.⁹⁴ Sein Einfluss und seine Macht verstärkten sich auch dadurch, dass der Herzog von Tirol häufig nicht im Lande war und die Aufgaben an seinen Hauptmann übertrug. Siebers Forschungen zufolge hielt sich Herzog Friedrich IV. nur während vierzig Prozent seiner Herrschaftszeit in den Vorlanden auf. Die restliche Zeit waren die Landvögte und Amtmänner auf sich alleine gestellt und wurden mit dementsprechenden Vollmachten ausgestattet.⁹⁵

Heinrich von Rottenburg ist ein typisches Beispiel für einen Herrn, der eine Zwischenposition innehatte. Einerseits gehörte er zur Gefolgschaft des Herzogs und andererseits verfügte er selbst über eine eigene Hofhaltung und Dienerschaft, Amtmänner und Anhänger.⁹⁶ Aus dem Rechnungsbuch geht eine hohe Zahl an Verwaltungspersonal hervor, das in seinem Dienst stand, und das er gemäß den Aufzeichnungen sehr gut besoldete.⁹⁷ Feller nennt zur Erklärung der großen Dienerschaft drei Gründe: Erstens besaß Heinrich von Rottenburg sehr viel Grund und Boden, der sich vom Trentino bis nach Nordtirol erstreckte. Zweitens war er als Hauptmann an die Aufgaben dieses Amtes gebunden und drittens galt es zu seinen Lebzeiten als Zeichen von Prestige, viele Angestellte aufweisen zu können.⁹⁸

Sein Reichtum kann dadurch begründet werden, dass er eine hohe Summe an Zinsen aus seinen Grundstücken erhielt und auch Zoll im Dorf Lans bezog.⁹⁹ Schließlich kamen einige Burgen und Grundstücke durch Heirat und Erbe zu den Rottenburgern, zum Beispiel das Schloss Moos durch die Heirat Heinrichs von Rottenburg (Hofmeister III.) mit einer Trautson, einem bedeutenden Tiroler Adelsgeschlecht.¹⁰⁰ Im Jahr 1396 setzte sich Heinrich von Rottenburg (Hofmeister V.) für seinen Verwandten aus der Rottenburgischen Seitenlinie, Konrad von Rottenburg, ein, der in einen Konflikt mit Herzog Albrecht III. von Österreich¹⁰¹ geraten war. Nach dessen Ableben fiel die Burg von Segonzano und das Gericht als Lehen an Heinrich von Rottenburg (Hofmeister V.).¹⁰² Bischof Georg von Trient verlieh die „veste Zugenzan mit Ir Zugehorung dem vorgenanten Herrn Hainreichen von Rotemburg Hauptman an der Etsch“.¹⁰³ Von Margarete Maultasch, Gräfin von Tirol, und ihrem zweiten Ehemann Ludwig von Brandenburg erhielten die Rottenburger die Propstei zu Entiklar und die Burgen Castelfondo und

93 Feller, Rechnungsbuch, S. 48–50.

94 Stefan Morandell, Zu Geschichte des Heilig-Geist-Spitals zu Kaltern, in: *Der Schlern* 81 (2007), Heft 8, S. 16–25, hier S. 16.

95 Sieber, *On the Move*, S. 86.

96 Hein Krieg, *Lebenswelten von Grafen*, in: Paravicini, *Höfe und Residenzen*, S. 30.

97 Feller, Rechnungsbuch, S. 118.

98 Ebd., S. 178.

99 Ebd., S. 202.

100 Beimrohr, *Rottenburger*, S. 209.

101 Geb. um 1350, gest. 1395, Martin Mutschlechner, Albrecht III. „mit dem Zopf“, in: *Die Welt der Habsburger*, [<http://www.habsburger.net/de/personen/habsburger-herrscher/albrecht-iii-mit-dem-zopf>], eingesehen 9.6.2016.

102 Feller, Rechnungsbuch, S. 32.

103 Verleihungsurkunde Bischofs Georg von Trient an Heinrich von Rottenburg 2. April 1403, TLA, abgedruckt in: Brandis, *Tirol unter Friedrich von Österreich*, S. 228 f.

Tenno. Unter ihrem Sohn übernahmen sie die Herrschaft über die Gerichte Kaltern und Tramin. Nach dem Tod Meinhards III. bestimmte das Geschlecht der Rottenburger das Regierungsgeschehen in Tirol mit und erhielt zusätzlich die Burg Cagnò am Nonsberg.¹⁰⁴

Nebenbei stand Heinrich von Rottenburg (Hofmeister V. und VI.) mit Herzog Leopold IV. von Österreich¹⁰⁵ in einem Darlehen-/Pfandschaftsverhältnis.¹⁰⁶ Das Pfand für das Geld, das Heinrich von Rottenburg (Hofmeister V.) dem Fürsten lieh, bestand aus einem grundherrlichen Besitz.¹⁰⁷ So zum Beispiel lieh er dem Herzog Leopold IV. 4.000 Gulden, für die er die Burg Caldif als Lehen erhielt.¹⁰⁸ Mit Leopold IV. stand Heinrich von Rottenburg (Hofmeister VI.) in einer besseren Beziehung als mit dessen Bruder Friedrich, „mit der leeren Tasche“, der im Jahr 1406 die Herrschaft über Tirol innehatte.¹⁰⁹ Das Verhältnis zwischen den beiden war problematisch. Dabei spielte der Reichtum Heinrichs von Rottenburg keine unwesentliche Rolle.¹¹⁰ Jedoch gab es auch Zeiten, in denen die Beziehung zwischen ihm und dem Fürsten intakt war. So zum Beispiel im Herbst des Jahres 1407, als Heinrich von Rottenburg am Hof in Schloss Tirol bei Friedrich IV. zum Essen einkehrte.¹¹¹ Die ausgestellten Urkunden des Herzogs belegen, dass er sich im September in Meran aufhielt.¹¹² Weiters besuchte Heinrich von Rottenburg den Herzog im selben Jahr in Brixen. Der Amtmann Hans von Luttach schickte Heinrich von Rottenburg sogar sogenanntes „spilgelt“ nach.¹¹³ Den Herzog traf er auch in Trient. Am 14. März 1407 legte die Wirtin Ellen in Trient die Rechnung über „alle die zerung, die mein herr [...] auf den tag getan haben. [...] Item so hat mein herr zu Trient verzert, da er bei dem fursten [Friedrich IV.] da waz [...] Item als mein herr drei wochen da lag fuer holcz sack 12 lb.“¹¹⁴

Wenn Heinrich von Rottenburg nicht unterwegs war, hielt er sich immer wieder in seiner Burg in Kaltern auf.¹¹⁵ Die häufigen Sendungen aus den unterschiedlichen Besitzungen nach Kaltern weisen darauf hin.¹¹⁶ Die Bewohner von Kaltern mussten es Heinrich besonders angetan haben. Er verfügte in seinem Testament die Verwaltung des Heilig-Geist-Spitals durch einen Spitalmeister, der von der „gemeinschaft von

104 Feller, Rechnungsbuch, S. 39 f.

105 Herzog von Steiermark, Kärnten und Krain, Graf von Tirol, geb. 1371, gest. 1411, Walter Koch, Leopold IV., in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 14, 1985, S. 280 f., [<http://www.deutsche-biographie.de/sfz70502.html>], eingesehen 9.6.2016.

106 Feller, Rechnungsbuch, S. 45.

107 Beimrohr, Rottenburger, S. 206.

108 Walter Landi/Magdalena Hörmann, Caldif, in: Magdalena Hörmann (Hrsg.), Tiroler Burgenbuch. Überetsch Südtiroler Unterland, Bd. 10, Innsbruck 2011, S. 363–386, hier S. 367.

109 Feller, Rechnungsbuch, S. 45.

110 Fouquet, Nicht-Adel und Adel, S. 418.

111 Feller, Rechnungsbuch, S. 199.

112 Ebd., S. 199, Anmerkung Nr. 4.

113 Ebd., S. 251 f.

114 Ebd., S. 195 f.

115 Ebd., S. 109.

116 Ebd., S. 179, 199, 204, 223, 227, 254.

Kaltaren“ gewählt werden sollte.¹¹⁷ Gemeinsam mit ihm lebte seine Ehefrau Agnes von Werdenberg¹¹⁸ in der heute so genannten „Rottenburg“ in Kaltern.¹¹⁹

Als adelige Frau war auch Agnes von Werdenberg viel unterwegs.¹²⁰ Zum Beispiel war sie am Nonsberg,¹²¹ auf Burg Caldif und Burg Enn.¹²² Die Rechnung vom Oktober 1407, als sie neue Gurte für ihren Sattel kaufte, ist ein Hinweis darauf, dass sie ihr eigenes Pferd besaß.¹²³ Sie war auch gemeinsam mit ihrem Ehemann auf Reisen.¹²⁴ Als dieser zwei Jahre nicht im Land war, hielt sie sich vermutlich in Castelfondo auf.¹²⁵ Zudem besteht die Möglichkeit, dass Agnes von Werdenberg auch wirtschaftliche Angelegenheiten regelte. Ein Brief aus Tramin, an sie gerichtet, handelt nämlich von einer Weintransportangelegenheit.¹²⁶

Am 28. Oktober 1404 setzte Heinrich von Rottenburg ein Testament auf, weil er „von dem lannde zu reitten“¹²⁷ gedachte. Zwei Tage später ließ er noch eine testamentarische Verfügung aufsetzen, in der er nochmals sein Vorhaben äußerte und für seine Bestattung das Heilig-Geist-Spital zu Kaltern wählte, das er selbst gestiftet hatte.¹²⁸ Dies lässt darauf schließen, dass er einen längeren und vielleicht auch gefährlichen Aufenthalt plante. Einen repräsentativen Erinnerungsort für die eigene Familie zu schaffen, war im Mittelalter sehr wichtig. Da St. Georgenberg, der ursprüngliche Bestattungsort der Rottenburger, weit entfernt lag, ließ Heinrich von Rottenburg einen in Kaltern errichten.¹²⁹

117 Morandell, Heilig-Geist-Spital, S. 16.

118 Feller, Rechnungsbuch, S. 46.

119 Ebd., S. 199.

120 Agnes von Werdenberg, Tochter von Graf Albrecht III. von Werdenberg, gest. vor 1436, Ebd., S. 184.

121 Ebd., S. 199.

122 Ebd., S. 279 f.

123 Ebd., 197.

124 Ebd., S. 231, 282.

125 Ebd., S. 288.

126 Ebd., S. 333.

127 Goldverschreibung 28. Oktober 1404, TLA, Urkundenreihe I4519.

128 Feller, Rechnungsbuch, S. 46; Testamentsabschrift Heinrichs von Rottenburg vom 17. Jänner 1598 von Friedrich Schmeling, abgedruckt in: Stefan Morandell, Die ältesten Quellen des Heilig-Geist Spitals von Kaltern, Diss. Innsbruck 1993, S. 155–160.

129 Sigrid Schmitt, Oswald von Wolkenstein. Zur Lebenswelt eines Niederadeligen im Spätmittelalter, in: Pfeifer/Andermann (Hrsg.), Die Wolkensteiner, S. 57.



Abb. 1 Grabplatte Heinrichs von Rottenburg in der Spitalskirche in Kaltern. © Foto abgedruckt mit Genehmigung von Dekan Dr. Erwin Raffl



Abb. 2 Heinrich von Rottenburg ist heute noch auf dem Rottenburger Platz in Kaltern präsent. Links die Brunnenstatue auf dem Rottenburger Platz © Foto Anna Anderlan

Gründung des Adelsbundes 1407 und der beginnende Konflikt mit Friedrich IV. von Österreich

Das 15. Jahrhundert war das Jahrhundert der großen Adelsbünde. Um 1407 gründete sich der Landfriedensbund Sankt Georgenschild, mit dem die Tradition adeliger Landfriedensbünde ihren Anfang fand. In diesem Bund war der Schwager Heinrichs von Rottenburg, Hans von Lupfen, federführend.¹³⁰ In Tirol schlossen sich im Jahre 1406 Adelige zur „Gesellschaft mit dem Elefanten“ zusammen, jedoch ohne die Teilnahme von Heinrich von Rottenburg. Ein Jahr später gründete er selbst einen Adelsbund, der bald über 130 Mitglieder zählte. Er hatte demzufolge eine starke Anhängerschaft. Dem bald mächtigen Bündnis, mit Thiersteinern und Starkenbergern sowie Mitgliedern der „Gesellschaft mit dem Elefanten“, trat auch Herzog Friedrich „mit der leeren Tasche“ bei, um die Verbindung unter seine Kontrolle zu bringen. Die Orte und Gebiete, die dem Bund angehörten, standen großteils unter der Herrschaft der Rottenburger. Die Vereinigung sollte vor allem Frieden und militärische Unterstützung gewährleisten.¹³¹ Die Mitglieder legten feierliche Gelübde und Schwüre ab, wie sie zu einer mittelalterlichen Adelsvereinigung gehörten.¹³² Sie versprachen „bei vnnsern yegelichs geschworn Ayden“ das Bündnis mit „nachgeschribnen Puncten vnnd Artiggll“ zu halten. Dieses war gemäß dem Bündnisbrief eine reine Schutzvereinigung. Die Mitglieder sollten sich ein-

130 Carl Horst, Grafeneinigungen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Paravicini, Höfe und Residenzen, S. 10 f.

131 Feller, Rechnungsbuch, S. 48–50.

132 Horst, Grafeneinigungen, S. 8.

mal jährlich treffen und einander beistehen.¹³³ Um die wachsende Macht von Heinrich von Rottenburg im Zaum zu halten, stellte Herzog Friedrich IV. ihn in seinen Dienst. Doch trotz allem herrschten Spannungen zwischen den beiden. Ein besonderes Problem stellte die Hauptmannschaft Heinrichs beim Hochstift Trient dar. Wem Heinrich von Rottenburg in diesem Amt unterstand, war nicht genau geregelt, und so glaubte der Bischof, dass der Hauptmann auch ihm unterstünde.¹³⁴ Friedrich IV. legte Heinrich von Rottenburg in der Anklageschrift zur Last, dass er dem Bischof von Trient versprochen habe als Hauptmann in dessen Diensten zu stehen:¹³⁵ Er sei „dem Bischof ze Hilff“ geeilt und habe „ain Haimlich puntnuss gemachet [...] wider uns.“¹³⁶

Reise in den Appenzellerkonflikt

Im November 1404 ritt Heinrich von Rottenburg aus dem Land.¹³⁷ Ladurner sieht die fehlenden Hinweise auf Heinrich von Rottenburg in den Urkunden von 1404 bis 1406 als Indiz dafür, dass er sich zwei Jahre im Ausland befand.¹³⁸ Während dieser Reise hielt er sich acht Tage auf der Burg Neustarkenberg auf. In Prutz aß er gemeinsam mit den von Lupfen, der Familie seines Schwagers.¹³⁹ Heinrich von Rottenburg tätigte diese Reise, weil er Herzog Friedrich IV. zu Hilfe kam, der 1404 in Konflikt mit den Appenzellern geriet. Es kam zu militärischen Auseinandersetzungen, in die auch Heinrich von Rottenburg verwickelt war. Sein Schwiegervater Graf Albrecht III. von Werdenberg-Bludenz und sein Schwager Hans von Lupfen waren direkt in den Krieg involviert.¹⁴⁰ Die Burg Bürs seines Schwiegervaters wurde nach der Schlacht zum Stoss¹⁴¹ zerstört.¹⁴² Verwandtschaftspflichten galten im Spätmittelalter als fundamental und weisen ebenso auf die Teilnahme Heinrichs von Rottenburg am Kriegsgeschehen hin.¹⁴³ Zusätzlich waren einige seiner eigenen Besitzungen in der Nähe des Kriegsschauplatzes. Auf Rettenberg stationierte er bereits Kriegsknechte: „Item so haben funmf knecht auf Rett(en)b(er)g verzertt, alz die Appeczell(er) in daz lannd komen [...] pachens und [...] fleisch.“¹⁴⁴ Ein weiteres Indiz für die Teilnahme am Konflikt ist der Befehl Heinrichs von Rottenburg an das Schloss Wiesberg, alle Rüstungen nach Schaffhausen für die Unterstützung Herzog Friedrichs zu bringen, denn dort lagerte Herzog Friedrich die

133 Gründungsurkunde des Adelsbundes 1407, abgedruckt in: Brandis, Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol, S. 158–160.

134 Feller, Rechnungsbuch, S. 52 f.

135 Alfons Huber, Das Verhältnis H. Friedrichs IV. von Österreich zum Bischofe Georg in den Jahren 1409 und 1410 und der angebliche Aufruhr der Trientner im Jahre 1410, in: *MIÖG* 6 (1885), S. 401–415, hier S. 406.

136 Anklageschrift gegen Heinrich von Rottenburg, 1410, abgedruckt in: Joseph Hormayr, Uiber Oswalden von Wolkenstein und sein Geschlecht, in: *Tiroler Almanach* (1804), S. 127–159, hier S. 147 f.

137 Feller, Rechnungsbuch, S. 287.

138 Justinian Ladurner, Die Vögte von Matsch später auch Grafen von Kirchberg. II. Abt, in: *ZFTV* 3 (1872), F. 17, S. 1–236, hier S. 59, zit. n. Feller, Rechnungsbuch, S. 48.

139 Feller, Rechnungsbuch, S. 300.

140 Ebd., S. 45.

141 17. Juni 1405.

142 Alois Niederstätter, Bauernrevolte und Burgenbruch? Regionale Ereignisse des Jahres 1405 im südlichen Vorarlberg, in: Thomas Gamon (Hrsg.), *Das Land im Walgau. 600 Jahre Appenzellerkriege im südlichen Vorarlberg* (Bd. 2), Nenzing 2005, S. 11–29, hier S. 20.

143 Krieg, Lebenswelten, S. 28.

144 Feller, Rechnungsbuch, S. 216.

Rüstungen:¹⁴⁵ „Item von meins hern stechzeug, den man gen Starchenberg furt, 18 g. Item ainem poten 4 g, das man den zeug gen Schafhaus(en) furtt. Item 4 lb von meins hern wagen uber den Arl heruber ze furen. Item 7 lb von dem renzeug von Velchirich gen Perflux ze furen.“¹⁴⁶

Ebenso zeigen Rechnungslegungen, dass Heinrich von Rottenburg sich im Frühjahr 1405 in Feldkirch aufhielt.¹⁴⁷ Dies war die wichtigste militärische Station der Habsburger im Appenzellerkrieg.¹⁴⁸ Am 25. Juni 1405, nach der Schlacht am Stoss, kam Heinrich von Rottenburg „auz der raise von den Appeczell(er)n mit 150 ph(ertt) von Telfs gen Inspruk an phincztag nach Sunbend(e)n und belaub da bey herrczog Leupold(e)n [Leopold IV., Herzog von Österreich].“¹⁴⁹ Die Habsburger hatten die Schlacht am Stoss gegen die Appenzeller Bauern verloren.¹⁵⁰ Am 29. Juli 1405 brachte sein Wagenknecht das Renn- und Stechzeug wieder zurück an die Etsch.¹⁵¹ In Anbetracht dieser Gefahr floh die Frau Heinrichs von Rottenburg, Agnes von Werdenberg, zurück nach Tirol. Sie musste sich bei ihrem Vater oder bei ihrem Gemahl aufgehalten haben.¹⁵² Innsbruck wurde daraufhin gegen den Feind gesichert: „Item alz mein herr an mantag nach Sand Kathrein tag [30. November 1405?] kam von Matray [Matrei am Brenner] gen Inspruk mit hundert und 2 ph(ertt) von dez landz notdurft wegen“. In dieser Krisenzeit war Heinrich von Rottenburg häufig bei den Herzögen zu Gast: „Item alz mein herr mit 26 ph(ertt) kam gen Inspruk an Freitag nach Dorothee [12. Februar 1406?] und belaub hincz in die dritt wochen bey dem herrczogen [Leopold IV. oder Friedrich IV].“¹⁵³

Im Mai 1406 zogen die Appenzeller und ihre Verbündeten auch nach Tirol, weshalb Heinrich von Rottenburg Schloss Wiesberg verteidigen hatte lassen. So heißt es im Rechnungsbuch, dass sie 1405 den Wein und weitere Verpflegung „auf Wisperg furen, da di Apolczell(er) krigten.“, „[...] so mein herr und die von Luph(e)n uber den Arl getan haben.“¹⁵⁴ Die Appenzeller rückten bis nach Imst vor.¹⁵⁵ Dabei ist es nicht unwahrscheinlich, dass auch Schloss Wiesberg Schäden erlitt. Im März 1409 besorgte der Amtmann zu Wiesberg Niklas Cafal für die Burg Zimmerholz, Sägbloch¹⁵⁶ und Ochsen, Materialien, die zum Reparieren und zum Wiederaufbau benötigt wurden.¹⁵⁷

Ein halbes Jahr später im Herbst 1406 zogen sich die Appenzeller wieder aus Tirol zurück.¹⁵⁸ Zur selben Zeit kehrte auch Heinrich von Rottenburg heim. Im Jahr 1408 fiel der

145 Hermann Walch, *Der Appenzeller Krieg im Oberinntal*, in: Raimund Klebelsberg (Hrsg.), *Landecker Buch*. Bezirk Landeck und Oberes Gericht (Schlern-Schriften 133), Innsbruck 1956, S. 139–150, hier S. 141.

146 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 179.

147 Ebd., S. 178.

148 Niederstätter, *Bauernrevolte*, S. 18.

149 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 211.

150 Riedmann, *Mittelalter*, S. 439.

151 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 180.

152 Ebd., S. 184.

153 Ebd., S. 212.

154 Ebd., S. 183.

155 Niederstätter, *Bauernrevolte*, S. 23.

156 „Baumstamm, welcher in der Mühle zu Dielen zerschnitten wird“ in: Ernst Martin/Hans Lienhart (Hrsg.), *Wörterbuch der elsässischen Mundarten*, Bd. 2, Straßburg 1907, Sp. 153b–154a.

157 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 181.

158 Ebd., S. 48.

Bund der Appenzeller auseinander, besonders durch die Intervention König Ruprechts von der Pfalz, des Schwiegervaters Herzog Friedrichs IV.¹⁵⁹ Nach seiner Rückkehr erhielt Heinrich von Rottenburg das Amt des Hauptmannes an der Etsch am 15. Oktober 1406 wieder zurück, das er für die zwei Jahre Abwesenheit abgelegt hatte.¹⁶⁰ Der Appenzelnerkrieg hinterließ seine Spuren im Land. In den stärker betroffenen Gebieten rund um Schloss Wiesberg konnte Heinrich von Rottenburg für zwei Jahre nicht mehr die vollen Zinsen einholen.¹⁶¹

Die Aufstände gegen den Bischof von Trient

Am 2. Februar 1407 erhob sich die Trientner Bevölkerung gegen den Bischof Georg von Liechtenstein, weil dieser die Verwaltung und Finanzen stärker unter seine Kontrolle bringen wollte. Herzog Friedrich IV. und auch Heinrich von Rottenburg unterstützten den Aufstand. Der Bischof gestand seinen Untertanen in der Folge mehr Freiheiten zu.¹⁶² Hierbei trat Heinrich von Rottenburg als Zeuge auf.¹⁶³ Im selben Jahr gründete er einen Adelsbund und nahm auch die Stadt Trient darin auf.¹⁶⁴ Der Bischof hielt aber seine Versprechungen nicht und holte Söldnertruppen aus Parma, die gegen Trient vorgehen sollten. Die Trientner Bürger wandten sich daraufhin an den Tiroler Herzog, der Heinrich von Rottenburg als Verhandlungsführer einsetzte. Im Herbst 1407 wandte sich Heinrich von Rottenburg selbst gegen die Stadtbürger. Diese Tat wurde ihm im Jahre 1410 im Prozess gegen Friedrich IV. vorgeworfen.¹⁶⁵ Es steht jedenfalls fest, dass er im November 1407 mit neunzig Pferden nach Neumarkt, und dann im Dezember nach Trient ritt.¹⁶⁶ Der Widerstand richtete sich nun gegen Herzog Friedrich, der seine Truppen nach Trient verlegt hatte. Weil sich wieder Aufstände anbahnten, bekam Heinrich im Jahr 1409 den herzoglichen Auftrag, Trient zurück zu erobern.¹⁶⁷ Nach diesen Ereignissen wurde der inhaftierte Bischof Georg von Liechtenstein wieder in Trient eingesetzt. Herzog Friedrich forderte anschließend mehr Zugeständnisse. Der Bischof wollte den Forderungen aber nicht nachkommen und wandte sich hilfeschend an den Erzbischof von Salzburg und an Heinrich von Rottenburg, als Hauptmann von Trient.¹⁶⁸ In seinem Schreiben vom 11. Mai 1410 heißt es wie folgt:

„Wir Jorig von gots gnaden bischof ze Trient embieten den edeln unsern lieben freunden, hern Hainreichen von Rotenburg hofmaister auf Tirol, unserm hauptman unsers gotshauss ze Trient [...] unsern freuntleichen grus [...] bitten wir [...], daz ir an unz und unserm gotshaws tun wellet, als ir uns des schuldig und gepunden seit.“¹⁶⁹

159 Riedmann, Mittelalter, S. 466.

160 Feller, Rechnungsbuch, S. 47.

161 Ebd., S. 187.

162 Riedmann, Mittelalter, S. 468.

163 Feller, Rechnungsbuch, S. 53.

164 Brandstätter, Bürgerunruhen, S. 16.

165 Ebd., S. 18.

166 Feller, Rechnungsbuch, S. 279.

167 Brandstätter, Bürgerunruhen, S. 21.

168 Feller, Rechnungsbuch, S. 57–59.

169 Huber, Verhältnis H. Friedrichs IV. von Österreich zum Bischofe Georg, S. 412 f.

Daraufhin kam es zu Unstimmigkeiten zwischen Heinrich von Rottenburg und Friedrich IV. und ihm Jahr 1410 belagerte Herzog Friedrich abermals die bischöfliche Stadt. Heinrich von Rottenburg stand dabei zwischen den beiden Konfliktparteien. Welche Seite er bis zum Schluss unterstützte, ist bis heute noch nicht vollständig geklärt.¹⁷⁰ Es ist wahrscheinlich, dass er sich im Jahr 1410 mit Bischof Georg von Trient gegen den Herzog verbündete.¹⁷¹ Schließlich war er als Hauptmann des Hochstifts Trient dem Herzog unterstellt, wurde jedoch vom Bischof bezahlt. Zusätzlich erhielt er von beiden ein Lehen und war demnach beiden die Gefolgschaft schuldig.¹⁷²

Heinrich von Rottenburg – Verbündeter der Wittelsbacher

Herzog Friedrich IV. versuchte seit seinem Herrschaftsbeginn in Tirol den Adel an das landesfürstliche Regiment zu binden und seiner Herrschaft zu unterstellen. Dies erklärt die oppositionelle Haltung vieler Adelige in Tirol, so auch Heinrichs von Rottenburg, der sich als Gegenspieler von Friedrich IV. herauskristallisierte.¹⁷³ Er und sein Vater verliehen des Öfteren Geld an die Herzöge. Dadurch, dass diese die Summen nicht immer wieder aufbringen konnten, kamen die Rottenburger in Besitz diverser Burgen und Gerichte. Bei einer Kreditaufnahme des Herzogs bürgte Niklas von Vintler dafür. Als Heinrich von Rottenburg das Geld einforderte, einigte er sich mit dem Vintler über die Art der Rückzahlung, jedoch über die Eigentumsrechte des Herzogs hinweg. Dieser Lauf der Dinge verkomplizierte die Beziehung zwischen Heinrich von Rottenburg und Friedrich mit der leeren Tasche. Eine Urkunde vom März 1410 zeugt vom bestehenden Konflikt zwischen den beiden. In Hall sollte es einen Gerichtstermin geben, um sich zu treffen und zu versöhnen.¹⁷⁴ So schrieb Heinrich von Rottenburg: „Darzu ist be-redt daz wir obgenant bayd tayl aynen tag halten und laisten sullen virthzehentag nach Pffingsten nechstkunfftig in der Stat ze Hall im Intal, als aynen endtag, [. . .] da mag mein egenanter Herr von Österreich seinen geprechen fürlegen und erzelen.“¹⁷⁵ Der Herzog schickte ihm jedoch einen Absagebrief. Viele weitere Adelige standen nun hinter Friedrich IV. Daraufhin kam es zu kleineren militärischen Auseinandersetzungen und Mordandrohungen. Heinrich von Rottenburg zerstörte dabei das Schloss Samoclevo von Pretel von Caldes.¹⁷⁶

Im Sommer 1410 waren viele der Rottenburgischen Burgen bereits belagert. Die meisten Anhänger von Heinrichs von Rottenburg hatten Seite gewechselt. Deshalb wandte er sich hilfesuchend an die bayerischen Herzöge Ernst und Wilhelm II. und an Herzog Stephan III., die zur Unterstützung bereit waren. Heinrich von Rottenburg hatte auch eine gute Verbindung zu Ludwig VII. dem Bärtigen, Herzog von Bayern-Ingolstadt. Im

170 Feller, Rechnungsbuch, S. 61.

171 Gustav Pfeifer, Von Freisassen, Turmhöfen und Burgen. Zur Geschichte der Tiroler Goldecker im Spätmittelalter, in: *MIÖG* 119 (2011), S. 44–59, hier S. 54.

172 Feller, Rechnungsbuch, S. 61.

173 Klaus Brandstätter, Tirol, in: Paravicini (Hrsg.), Höfe und Residenzen, S. 106.

174 Feller, Rechnungsbuch, S. 62–64.

175 Heinrich von Rottenburg kompromittiert auf den Anspruch der Stände von Tirol, 1410, abgedruckt in: Brandis, Tirol unter Friedrich von Österreich, S. 310.

176 Feller, Rechnungsbuch, S. 66 f.

Rechnungsbuch scheint ein Geldfluss zwischen den beiden auf.¹⁷⁷ So wurde ein Bote nach Kaltern geschickt „von dez gelcz wegen gen Pairn“ und ein Bote „mit brifen von Bairn gen Kalt(er)n.“¹⁷⁸ Am 24. April 1410 ritt Heinrich von Rottenburg selbst nach München.¹⁷⁹ In der Anklageschrift gegen ihn heißt es wie folgt: „Er hat Hilf gen Lamparten gesucht und sunder yetzund hat er geworben gen Beveren und ist mit sein selbs leib dahin zu den Herren von Beyren geriten.“¹⁸⁰ Doch mit seiner Verstärkung, dem „grossem Volkh“,¹⁸¹ gelang es ihm nicht weiter vorzurücken und so musste er seine Burgen Rettenberg und Rottenburg im Inntal kampflos übergeben.¹⁸² Seine Festungen Leuchtenburg und Laimburg wurden vom Vogt Ulrich dem Jüngeren von Matsch belagert und die dazugehörigen Höfe zerstört. Die Unterstützung der Vögte von Matsch war sehr hilfreich für Herzog Friedrich IV., um den Widerstand zu brechen.¹⁸³

Daraufhin wurde Heinrich von Rottenburg wegen Mordes, Brandschatzung, Raubes und Vertragsbruches angeklagt und zu Jahresende 1410 in Innsbruck inhaftiert. Im Februar 1411 wurde er gegen die Übergabe fast all seiner Besitzungen und durch die Vorsprache seines Schwagers Hans von Lupfen beim Herzog freigelassen. Ihm standen noch die Burg Caldif, die Herrschaft und Burg Enn, die Burg Wiesberg und seine Güter in Kaltern zu, er galt aber als würdeloser Mann. Er verstarb kurz nach seiner Freilassung zwischen April und Mai 1411 in Kaltern und wurde dort nach seinem Wunsch im Heilig-Geist-Spital begraben. Mit ihm starben die Rottenburger in männlicher Linie aus.¹⁸⁴

Die Besitztümer Heinrichs von Rottenburg – Unterwegs zwischen „Geslozz, Vesten vnd Güter“¹⁸⁵

Heinrich von Rottenburg besaß, so Arnpeck in seiner Chronik, 24 Burgen.¹⁸⁶ Er selbst benannte seinen Besitz mit „Geslozz, Vesten vnd Güter“.¹⁸⁷ Wie Spiess betont, war die Burg „Kristallisationskern der Territorialherrschaft, [...] militärischer Stützpunkt, [...] Verwaltungssitz, [...] Wirtschaftszentrum und nicht zuletzt [...] Symbol der Adelherrschaft.“¹⁸⁸ Sie war „neben Stadt, Dorf und Kloster“ eine der wichtigsten Einrichtungen in der Epoche des Mittelalters. Damit spricht Enno Bünz das Problem der lückenhaften Forschung im Bereich der Regionalgeschichte und zum Phänomen der Burg an.¹⁸⁹ Besonders in

177 Ebd., S. 209.

178 Feller, Rechnungsbuch, S. 226.

179 Ebd., S. 70.

180 Hormayr, Uiber Oswalden von Wolkenstein, S. 149.

181 Ebd., S. 152.

182 Feller, Rechnungsbuch, S. 70.

183 Martin Mittermair, Leuchtenburg, in: Hörmann (Hrsg.), Tiroler Burgenbuch, S. 281–300, hier S. 283.

184 Feller, Rechnungsbuch, S. 72 f.

185 Empfehlung 5. März 1411, Perg. TLA, abgedruckt in: Brandis (Hrsg.), Tirol unter Friedrich von Österreich, S. 340 f.

186 Veit Arnpeck, *Chronicon austriacum*, ediert v. Georg Leidinger, Veit Arnpeck. Sämtliche Chroniken, Aalen 1969, S. 824, zit. nach Feller, Rechnungsbuch, S. 120.

187 Empfehlung 5. März 1411, Perg. TLA, abgedruckt in: Brandis (Hrsg.), Tirol unter Friedrich von Österreich, S. 340 f.

188 Karl-Heinz Spiess, Burg und Herrschaft im 15. und 16. Jahrhundert, in: Winfried Dotzauer (Hrsg.), Landesgeschichte und Reichsgeschichte (Geschichtliche Landeskunde 42), Stuttgart 1995, S. 195–212, hier S. 197, zit. nach Krieg, Lebenswelten, S. 30.

189 Bünz, Burg, Schloss, Adelsitz, S. 29.

Nord- und Südtirol waren die Burgen außerhalb der Siedlungsgebiete bedeutend.¹⁹⁰ Die Burgen des Adels wurden im Hoch- und Spätmittelalter stark ausgebaut und es entstanden mehrteilige Anlagen, die über hunderte von Jahren geschaffen wurden. Sie dienten nicht mehr primär dem Verteidigungszweck, sondern sollten auch Komfort bieten und repräsentativ sein.¹⁹¹ Dies war besonders in der herrschaftlichen Burg der Rottenburger in Kaltern der Fall, weil sich Heinrich von Rottenburg (Hofmeister VI.) die meiste Zeit dort aufhielt.¹⁹² Seine restlichen Besitztümer gestalteten sich nach dem Prinzip einer mittelalterlichen Burg. In der Regel war der Unterbau fensterlos und diente als Burggefängnis.¹⁹³ So belegt es die Rechnungslegung der Burg Caldif, dass „gevangen da lagen“.¹⁹⁴

Zwischen den weit verstreuten Besitzungen Heinrichs von Rottenburg kam es zu einem Gütertausch. Im Rechnungsbuch wird der „wein von Tramynn“¹⁹⁵ mehrere Male genannt. Peter von Klamm, der Amtmann zu Rettenberg, ließ solchen Wein von „Tramynn am See und von Newnmarkcht“¹⁹⁶ nach Rettenberg bringen.¹⁹⁷ Das Kapitel im Rechnungsbuch über die Natureinnahmen und -ausgaben in Form von Wein zeugt von der Reise, die der Wein innerhalb der Rottenburgischen Besitzungen antrat.¹⁹⁸

Theoretisch war der Burgenbesitz ausschlaggebend für den Aufstieg zum Landesherrn. Dies war sicherlich ein Faktor, warum Heinrich von Rottenburg von den Herzögen gefürchtet war.¹⁹⁹ Denn von seinem nördlichen Besitztum bis hin nach Trient, seinem wahrscheinlich südlichsten Amt, sind es nach heutigen Berechnungen 212 Kilometer, das entspräche 44 Stunden Fußmarsch.²⁰⁰ Jedoch ist zu beachten, dass Adelige immer mit dem Pferd unterwegs waren und nach den Berechnungen Siebers für zweihundert Kilometer zwischen fünf und sechs Tage benötigten. Dies entsprach im Mittelalter keineswegs einer langen Reise, sondern Mobil-Sein gehörte zum Alltag, besonders für einen Herrn wie Heinrich von Rottenburg.²⁰¹ So ritt er zum Beispiel am 5. Dezember 1407 von Neumarkt nach Trient und am Abend wieder zurück.²⁰²

190 Sieber, *On the Move*, S. 86.

191 Hans K. Schulze, *Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Markt, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986*, S. 120.

192 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 109.

193 Schulze, *Grundstrukturen der Verfassung*, S. 120.

194 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 280.

195 Ebd., S. 215.

196 *Tramin am Kalterer See und Neumarkt*.

197 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 215.

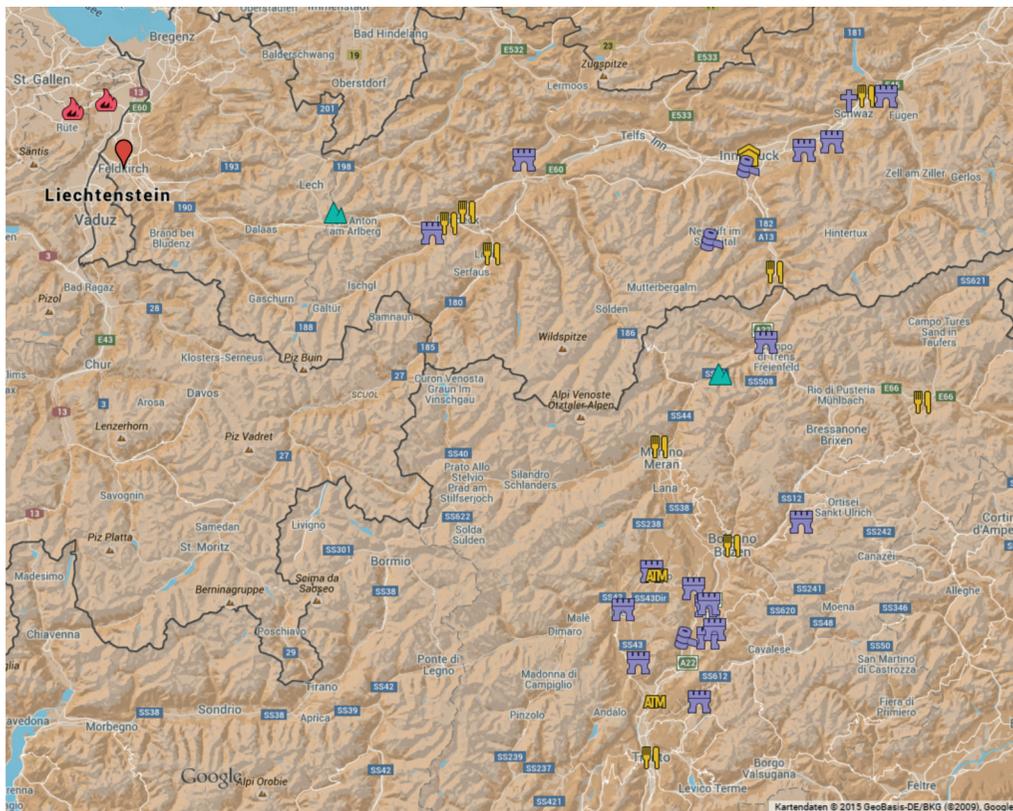
198 Ebd., S. 327.

199 Schulze, *Grundstrukturen der Verfassung*, S. 103.

200 Berechnet nach Google Maps.

201 Riedmann, *Verkehrswege, Verkehrsmittel*, S. 73.

202 Feller, *Rechnungsbuch*, S. 279.



- | | | | |
|---|---|---|--|
|  | Burgen und Schlösser im Besitz oder zu Lehen Heinrichs von Rottenburg |  | Ursprüngliches Familiengrab der Rottenburger |
|  | Berichte, denen Heinrich von Rottenburg vorstand |  | Von Heinrich von Rottenburg überquerte Pässe |
|  | Heinrich von Rottenburg als Amtmann |  | Kriegsereignisse, an denen Heinrich von Rottenburg teilhatte |
|  | Hier kehrte Heinrich von Rottenburg zum Essen ein |  | Haus Heinrichs von Rottenburg |
| | |  | Aufenthaltsort Heinrichs 1405 |

Abb. 3 Die Besitztümer Heinrichs von Rottenburg im Überblick. Eine Auflistung davon findet sich im Anhang. Kartendaten: © 2015 GeoBasis-DE/BKG (©2009), Google

Dabei ist zu beachten, dass viele Teile des Landes noch nicht begehbar waren und man Umwege in Kauf nehmen musste. Zum Beispiel waren die Kalterer und Traminer Tiefebene Moorgebiete, die schwer passierbar waren.²⁰³ Jedoch gibt es bereits frühere Beispiele von Möglichkeiten, ein Sumpfgelände zu überqueren. Während der römischen Okkupation wurde eine Straße über die Alpen geplant, wobei „Prügelwege“ aus Holz errichtet wurden, um zum Beispiel das Lermooser Moor begehbar zu machen.²⁰⁴

203 Franz-Heinz von Hye, Die Marktgemeinde Kalltern – Aspekte ihrer älteren Geschichte, in: *Der Schlern* 81 (2007), Heft 8, S. 4–14, hier S. 13.
 204 Elisabeth Walde, Neues Leben entlang der neuen Straße, in: Loose (Hrsg.), *Via Claudia Augusta*, S. 47.

Besuchte Heinrich von Rottenburg seine Besitzungen, so wurde er sehr gut versorgt. In Rettenberg bekam er „huner“ und „kuchenspeise“.²⁰⁵ Als er sich im Jahre 1407 auf Schloss Neustarkenberg aufhielt, kaufte ihm der Amtmann zu Rettenberg „gewurcz, trose, pheffer, saffran, manus Christi und umb 6 phunt pambol [...]“.²⁰⁶ Um 1408 war er auf Rottenburg und wurde dort reichlich versorgt mit Weizen, Brot, Fleisch, Hühnern, Schmalz, Käse, Fisch und Kerzen.²⁰⁷

Wenn Heinrich von Rottenburg seine Besitztümer im Norden aufsuchte, kehrte er oft in Innsbruck ein.²⁰⁸ Dort besaß er auch ein Haus²⁰⁹ und speiste beim Wirt Hans von Hertenberg mit den Goldeckern.²¹⁰ Am 7. Mai 1405 kam er von Telfs nach Innsbruck und blieb ein paar Tage dort, weil er leicht kränklich war. In dieser Zeit aß er Wein, Brot, Fisch, Zucker und Konfekt und der Arzt musste bezahlt werden.²¹¹ Innsbruck war auch ein idealer Ort, um den Kontakt zu den Herzögen zu pflegen. 1420 verlegte Friedrich IV. den Regierungssitz dorthin.²¹² Ritt Heinrich von Rottenburg Richtung Festung Wiesberg, hielt er im Dorf Prutz bei „Kristan am ort“ zum Essen an. Zog er von dort weiter nach Westen, speiste er in Perfuchs und in Zams.²¹³ Von Januar bis Juni 1408 war Heinrich von Rottenburg unterwegs im Inntal und kehrte auf Schloss Tratzberg ein. Anschließend ritt er über den Jaufenpass zurück. Das Inntal war öfters das Ziel Heinrichs von Rottenburg, weil er dort auch einige Burgen besaß.²¹⁴

Die Besitztümer in der näheren Umgebung Kalterns waren sehr häufig sein Ziel. Vom 18. bis 24. Dezember 1402 war er auf Caldif und ging in der Etsch fischen. Er und sein Gesinde mussten vom Amtmann zu Caldif versorgt werden. Einen Abend verbrachte Heinrich von Rottenburg dabei in Neumarkt.²¹⁵ Ein Besuch in Caldif scheint im Rechnungsbuch noch weitere Male auf, denn die Burg liegt nahe bei Kaltern.²¹⁶ Auch im ebenso nicht weit entfernten Nonstal und in Castelfondo weilte Heinrich von Rottenburg immer wieder, wie Rechnungslegungen bezeugen.²¹⁷

Fazit

Wie kann man sich also eine Reise eines angesehenen Mannes mit genügend Geld und Mitteln zu Beginn des 15. Jahrhunderts vorstellen? Es steht fest, dass er jedenfalls keine Reise zu Fuß unternahm. Auf seinen Wegen mangelte es ihm weder an Essen

205 Feller, Rechnungsbuch, S. 216 f.

206 Ebd., S. 210.

207 Ebd., S. 228.

208 Vgl. ebd., S. 22, 226, 246.

209 Ebd., S. 305.

210 Ebd., S. 209.

211 Ebd., S. 211.

212 Klaus Brandstätter, Der Hof unterwegs. Zum Aufenthalt Herzog Friedrichs IV. von Österreich in Wiener Neustadt 1412/1413, in: Klaus Brandstätter/Julia Hormann (Hrsg.), Tirol–Österreich–Italien. Festschrift für Josef Riedmann zum 65. Geburtstag (Schlern-Schriften 330), Innsbruck 2005, S. 125–139, hier S. 126.

213 Feller, Rechnungsbuch, S. 189.

214 Ebd., S. 251.

215 Ebd., S. 269.

216 Ebd., S. 278.

217 Ebd., S. 289 f., 292, 297.

noch an einer Unterkunft. Wenn er nicht in einem Wirtshaus nächtigte, dann hielt er sich in den eigenen Burgen auf. Dort schien es ihm an nichts zu fehlen: von Safran, Fisch, Pfeffer und Kuchen bis Fleischwaren;²¹⁸ es gab nur das Beste, wenn Heinrich von Rottenburg zu Besuch war. Brachte er Gepäck mit sich, so hatte er dafür einen Wagenknecht in seinen Diensten.²¹⁹

Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg gibt einen guten Einblick in den Reisealltag und die Gewohnheiten eines Adligen. Es zeigt besonders gut, unter welchen Umständen ein Hauptmann an der Etsch und von Trient unterwegs war, es weist aber auch auf die damit zusammenhängenden Kosten hin, für die er selbst aufkommen musste. Das Reisen im Mittelalter war sehr kostspielig. Es entstanden Ausgaben für den Transport, die Pferdeversorgung, Unterkunft und Verpflegung. Außerdem mussten die Gefolgsleute und die Dienerschaft bezahlt werden, die die mittelalterlichen Adelsleute auf ihren Reisen begleiteten. Für Heinrich von Rottenburg schien dies jedoch kein Problem darzustellen. Durch die Zinsen, Zölle und das Weingeld aus seinen Gütern in Kaltern, Tramin und Neumarkt war er ein wohlhabender Mann. Die hohe Anzahl an Reisen des Heinrichs von Rottenburg ist auf seine gesellschaftliche Doppelfunktion zurückzuführen. Einerseits war er im Dienste des Herzogs unterwegs und andererseits als angesehener Adliger, dem die Verwaltung seiner zahlreichen Besitztümer oblag.

Während das Rechnungsbuch über verwaltungstechnische Aspekte des Lebens Heinrichs von Rottenburg und seiner Reisegewohnheiten Aufschluss gibt, berichten die verschiedenen Urkunden über die Beweggründe seines Unterwegs-Seins. Die turbulenten Ereignisse im Laufe seines Lebens zwangen den Hofmeister und Hauptmann, häufig auf sein Pferd zu steigen. Im Verlauf des Trientner Aufstands gegen Bischof Georg von Liechtenstein musste Heinrich von Rottenburg in die südlichste Stadt seines Einflussgebietes ziehen. Im Appenzeller Krieg hingegen hatte er den Auftrag, Kampfrüstung zur Unterstützung von Herzog Friedrich IV. zu schicken. Auf den beschwerlichen Reisen dorthin musste er mit dem Schlitten den Arlberg überqueren. Im Konflikt mit Herzog Friedrich IV. führten ihn seine Reisen des Öfteren über den Brenner nach Innsbruck zu Verhandlungsgesprächen und Gerichtsterminen, was auch jedes Mal eine Reisedauer von drei bis vier Tagen bedeutete.

Auch für die Verwaltung der Rottenburgischen Besitztümer war es unumgänglich, mobil zu sein. Entsprach doch die Entfernung von der östlichsten zur westlichsten Burg ungefähr 120 Kilometern, was eine Mindestreisedauer mit Pferd von drei Tagen bedeutete. Die Nord-Süd-Ausdehnung des Einflussgebietes Heinrichs von Rottenburg betrug sogar 212 Kilometer.²²⁰ Dabei kommen noch zahlreiche Hindernisse wie Passübergänge und Moorüberquerungen hinzu. Der Zweck dieser mittelalterlichen „Geschäftsreisen“ bestand darin, Waren von einer Burg zur anderen zu transportieren, Rechnungen zu legen, Zinsen einzuholen und Verhandlungen mit den Vertrauten zu führen. Als beauftragter Gerichtspfleger musste Heinrich von Rottenburg auch Gerichtssprüche im

218 Fellner, Rechnungsbuch, S. 210, 216 f.

219 Ebd., S. 196.

220 Berechnet nach Google Maps.

herzoglichen Auftrag in vielen Teilen des Landes tätigen. Wenn er auch nötige Verwaltungsreisen auf seine Amtsmänner übertrug, so blieb ihm das eigene Reisen dennoch nicht erspart.

Als angesehener und einflussreicher Mann galt es besonders, die gesellschaftlichen Beziehungen zu pflegen, was auch wiederum eine höhere Mobilität erforderte. Als mittelalterlicher „Geschäftsmann“ und Mittelsmann des Herzogs musste er die Kontakte zu anderen einflussreichen Adligen halten. Seine sozialen Verbindungen erleichterten ihm einerseits das Reisen, weil er in den verschiedensten Orten entlang der Verkehrswege zu Gast sein konnte. Andererseits bedurften die Kontakte einer ständigen Pflege und Hinwendung, was zu erneutem Unterwegs-Sein aufforderte.

Leider geben das Rechnungsbuch und die in der Arbeit verwendeten Urkunden wenig Auskunft über persönliche Beweggründe und über die Erlebnisse und Erfahrungen während der getätigten Reisen, sodass das Bild der mittelalterlichen adeligen Reisen des Heinrichs von Rottenburg unvollständig bleibt.

Heinrichs von Rottenburgs einsames und zurückgezogenes Lebensende in seiner Burg in Kaltern lässt sich darauf zurückführen, dass er bei Herzog Friedrich IV. in Ungnade gefallen war und somit fast all seine Besitztümer verloren hatte. Mit dem Verlust seines hohen gesellschaftlichen Ansehens und seines Reichtums verminderte sich die Notwendigkeit, aber auch die Möglichkeit zum „adeligen Unterwegs-Sein“. So blieb dem einstigen Edelmann am Ende nur mehr der Rückzug in seine Stammburg in der kleinen Ortschaft Kaltern. Durch seine damalige Stiftung ist er aber bis heute in Kaltern präsent. Das Altenheim in Kaltern trägt immer noch seinen Namen und er selbst wacht auf dem Rottenburger Platz vor seiner einstigen Burg.

Anhang

Auflistung aller Besitztümer, Lehen und Ämter Heinrichs von Rottenburg nach Feller²²¹:

Burg Aichach

Burg Cagnò

Burg Caldif

Burg Castelfondo

Schloss Enn

Propstei und Vogteirechte auf Schloss Friedberg

Landgericht Inntal

Burg in Kaltern (heute wird sie Rottenburg genannt)

Gericht Kurtatsch

221 Feller, Rechnungsbuch, S. 120–158.

Laimburg

Leuchtenburg

Ansitz Moos

Schloss Neustarkenberg

Amtmann von Nonsberg

Schloss Rettenberg mit Gericht Rettenberg

Rottenburg mit Gericht Rottenburg

Amtmann von San Michele

Burg Segonzano

Gericht Stubai

Burg Visione

Schloss Wiesberg

Abkürzungsverzeichnis

AST: Archivio Statale di Trento

LdMa: Lexikon des Mittelalters

MIÖG: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung

TLA: Tiroler Landesarchiv

Ungedruckte Quellen

Goldverschreibung 28. Oktober 1404, TLA, Urkundenreihe I4519.

Gedruckte Quellen

Brandis, Clemens Wenzeslaus, *Tirol unter Friedrich von Österreich*, Wien 1821.

Brandis, Jakob Andrä von, *Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol*, Innsbruck 1850.

Feller, Claudia, *Das Rechnungsbuch Heinrichs von Rottenburg. Ein Zeugnis adeliger Herrschaft und Wirtschaftsführung im spätmittelalterlichen Tirol*, Edition und Kommentar (Institut für Österreichische Geschichtsforschung 4), Wien-Köln-Weimar 2010.

Hormayr, Josef, *Uiber Oswalden von Wolkenstein und sein Geschlecht*, in: *Tiroler Almanach* (1804), S. 127–159.

Huber, Alfons, Das Verhältnis H. Friedrichs IV. von Österreich zum Bischofe Georg in den Jahren 1409 und 1410 und der angebliche Aufruhr der Trientner im Jahre 1410, in: *MIÖG* 6 (1885), S. 401–415.

Leidinger, Georg, Veit Arnpeck. Sämtliche Chroniken, Aalen 1969.

Morandell, Stefan, Die ältesten Quellen des Heilig-Geist Spitals von Kaltern, Diss. Innsbruck 1993, S. 155–160.

Wörterbücher

Grotefend, Hermann, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. 2 Bde, Hannover 1891–1898.

Martin, Ernst/Lienhart, Hans (Hrsg.), Wörterbuch der elsässischen Mundarten, Bd. 2, Straßburg 1907.

Müller, Josef (Hrsg.), Rheinisches Wörterbuch, Bd. 2, Berlin 1931.

Ders. (Hrsg.), Rheinisches Wörterbuch, Bd. 5, Bonn-Berlin 1941.

Literatur

Auge, Oliver, Ruprecht von der Pfalz, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 22, 2005, S. 283–285, [<http://www.deutsche-biographie.de/ppn118750410.html>], eingesehen 31.5.2016.

Austria Forum AEIOU, Andechs-Meranien, Hochadelsgeschlecht, 21.8.2015, [[http://austria-forum.org/af/AEIOU/Andechs-Meranien, Hochadelsgeschlecht](http://austria-forum.org/af/AEIOU/Andechs-Meranien,_Hochadelsgeschlecht)], eingesehen 31.5.2016.

Beimrohr, Wilfried, Die Rottenburger, in: *Notburga. Mythos einer modernen Frau*, Gemeinsame Ausstellung von Augustinermuseum Rattenberg, Museum Tiroler Bauernhöfe Kramsach, Schloss Matzen Reith im Alpbachtal vom 1. Mai bis zum 26. Oktober 2001, Reith i. A. 2001, S. 197–215.

Brandstätter, Klaus, Adel an Etsch und Inn im späten Mittelalter, in: Rainer Loose (Hrsg.), *Von der Via Claudia Augusta zum Oberen Weg. Leben an Etsch und Inn. Westtirol und angrenzende Räume von der Vorzeit bis heute*, Innsbruck 2006, S. 239–260.

Ders., Bürgerunruhen im mittelalterlichen Trient im Vergleich 1407–1435–1463, in: *Geschichte und Region* 2 (1993), Heft 2, S. 9–61.

Ders., Der Hof unterwegs. Zum Aufenthalt Herzog Friedrichs IV. von Österreich in Wiener Neustadt 1412/1413, in: Klaus Brandstätter/Julia Hörmann (Hrsg.), *Tirol–Österreich–Italien. Festschrift für Josef Riedmann zum 65. Geburtstag (Schlern-Schriften 330)*, Innsbruck 2005, S. 125–139.

Ders., Tirol, in: Werner Paravicini (Hrsg.), *Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren (Residenzforschung 15 IV, I)*, Ostfildern 2012, S. 105–113.

Bünz, Enno, Burg, Schloss, Adelssitz im Mittelalter. Verfassungs-, rechts- und sozialgeschichtliche Fragen aus Tiroler Perspektive, in: Gustav Pfeifer/Kurt Andermann (Hrsg.), Anstz-Freihaus-corte franca. Bauliche und rechtsgeschichtliche Aspekte adeligen Wohnens in der Vormoderne (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 36), Innsbruck 2013, S. 27–50.

Feldbauer, Peter, Herrschaftsstruktur und Ständebildung. Herren und Ritter (Beiträge zur Typologie der österreichischen Länder aus ihren mittelalterlichen Grundlagen Bd. 1), Wien 1973.

Fouquet, Gerhard, Zwischen Nicht-Adel und Adel. Eine Zusammenfassung, in: Kurt Andermann/Peter Johanek (Hrsg.), Zwischen Nicht-Adel und Adel (Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte Bd. LIII), Stuttgart 2001, S. 417–434.

Haidacher, Christoph, Verkehr am Oberen Weg im Mittelalter, in: Rainer Loose (Hrsg.), Von der Via Claudia Augusta zum Oberen Weg. Leben an Etsch und Inn. Westtirol und angrenzende Räume von der Vorzeit bis heute, Innsbruck 2006, S. 67–86.

Hlaváček, Ivan, Das Urkunden- und Kanzleiwesen des böhmischen und römischen König Wenzel (IV.) 1376–1419 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 23), Stuttgart 1970, S. 443.

Horst, Carl, Grafeneinigungen des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Werner Paravicini (Hrsg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren (Residenzforschung 15 IV, I), Ostfildern 2012, S. 8–17.

Hye, Franz-Heinz v., Mittelalterliche Sekundärverbindungen und Gebirgsübergänge in Tirol, in: Erwin Riedenauer (Hrsg.), Die Erschließung des Alpenraums für den Verkehr. Im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer), Bozen 1996, S. 129–143.

Ders., Die Marktgemeinde Kaltern – Aspekte ihrer älteren Geschichte, in: *Der Schlern* 81 (2007), Heft 8, S. 4–14.

Johanek, Peter, Der Adel in den österreichischen Ländern und in Tirol während des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit, in: Gustav Pfeifer/Kurt Andermann (Hrsg.), Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 30), Innsbruck 2009, S. 11–28.

Koch, Walter, Leopold IV., in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 14, 1985, S. 280–281, [<http://www.deutsche-biographie.de/sfz70502.html>], eingesehen 31.5.2016.

Krieg, Hein, Lebenswelten von Grafen, in: Werner Paravicini (Hrsg.), Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Grafen und Herren (Residenzforschung 15 IV, I), Ostfildern 2012, S. 23–34.

Ladurner, Justinian, Die Vögte von Matsch später auch Grafen von Kirchberg. II. Abt, in: *ZFTV* 3 (1872), F. 17, S. 1–236.

Landi, Walter/Hörmann, Magdalena, Caldifff, in: Magdalena Hörmann (Hrsg.), *Tiroler Burgenbuch. Überetsch Südtiroler Unterland*, Bd. 10, Innsbruck 2011, S. 363–386.

Lhotsky, Alphons, Friedrich IV., in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 5, 1961, S. 524–525, [<http://www.deutsche-biographie.de/sfz69835.html>], eingesehen 31.5.2016.

Löwener, Marc, Itinerare als Hilfsmittel zur chronologischen Einordnung des Quellenmaterials - dargestellt am Beispiel der Herrschaftsgründung des Deutschen Ordens in Preußen, in: Irene Erfen/Karl-Heinz Spieß (Hrsg.), *Fremdheit und Reisen im Mittelalter*, Stuttgart 1997, S. 165–176.

Mersiowsky, Mark, Aspekte adeligen Lebens um 1400. Frühe westfälische und rheinische Adelsrechnungen im Vergleich, in: Ellen Widder/Mark Mersiowsky/Peter Johanek (Hrsg.), *Vestigia Monasteriensia. Westfalen-Rheinland-Niederlande. Festschrift für Wilhelm Janssen zum 60. Geburtstag (Studien zur Regionalgeschichte 5)*, Bielefeld 1995, S. 263–304.

Meuthen, Erich, Das Itinerar der deutschen Legationsreise des Nikolaus von Kues 1451/52, in: Joachim Dahlhaus (Hrsg.), *Papstgeschichte und Landesgeschichte. Festschrift für Hermann Jakobs zum 65. Geburtstag (Archiv für Kulturgeschichte 39)*, Köln 1995, S. 473–502.

Mittermair, Martin, Leuchtenburg, in: Magdalena Hörmann (Hrsg.), *Tiroler Burgenbuch. Überetsch und Südtiroler Unterland*, Bd. 10, Innsbruck 2011, S. 281–300.

Morandell, Stefan, Zu Geschichte des Heilig-Geist-Spitals zu Kaltern, in: *Der Schlern* 81 (2007), Heft 8, S. 16–25.

Mutschlechner Martin, Albrecht III. „mit dem Zopf“, in: *Die Welt der Habsburger*, [<http://www.habsburger.net/de/personen/habsburger-herrscher/albrecht-iii-mit-dem-zopf>], eingesehen 31.5.2016.

Niederhäuser, Peter, Im, sinen landen und lüten gar ungütlich getan. Herzog Friedrich von Österreich, seine Landvögte und die Appenzellerkriege, in: Peter Niederhäuser/Alois Niederstätter (Hrsg.), *Die Appenzellerkriege. Eine Krisenzeit am Bodensee? (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs Bd. 7)*, Konstanz 2006, S. 33–54.

Niederstätter, Alois, Bauernrevolte und Burgenbruch? Regionale Ereignisse des Jahres 1405 im südlichen Vorarlberg, in: Thomas Gamon (Hrsg.), *Das Land im Walgau. 600 Jahre Appenzellerkriege im südlichen Vorarlberg*, Bd. 2, Nenzing 2005, S. 11–29.

Pfeifer, Gustav, Nobis servire tenebitur in armis. Formen des Aufstiegs und Übergangs in den niederen Adel im Tirol des 14. Jahrhunderts, in: Kurt Andermann/Peter Johanek (Hrsg.), *Zwischen Nicht-Adel und Adel (Vorträge und Forschungen des Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte Bd. LIII)*, Stuttgart 2001, S. 49–104.

Ders., Von Freisassen, Turmhöfen und Burgen. Zur Geschichte der Tiroler Goldecker im Spätmittelalter, in: *MIÖG* 119 (2011), S. 44–59.

Riedmann, Josef, Das mittelalterliche Tirol als militärisches Transitland, in: Kurt Ebert (Hrsg.), Festschrift Herwig van Staa. Zum 25-jährigen seines politischen Wirkens, Innsbruck 2014, S. 455–466.

Ders., Mittelalter, in: Josef Fontana (Hrsg.), Geschichte des Landes Tirol. Von den Anfängen bis 1490, Bd. 1, Bozen-Innsbruck 1985, S. 267–602.

Ders., Verkehrswege, Verkehrsmittel, in: Siegfried de Rachewitz/Josef Riedmann (Hrsg.), Kommunikation und Mobilität im Mittelalter. Begegnungen zwischen dem Süden und der Mitte Europas (11.–14. Jahrhundert), Sigmaringen 1995, S. 61–75.

Rösener, Werner, Hofämter, in: LdMa, Bd. V., München 1991, Sp. 67–68.

Schmitt, Sigrid, Oswald von Wolkenstein. Zur Lebenswelt eines Niederadeligen im Spätmittelalter, in: Gustav Pfeifer/Kurt Andermann (Hrsg.), Die Wolkensteiner. Facetten des Tiroler Adels in Spätmittelalter und Neuzeit (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs 30), Innsbruck 2009, S. 53–74.

Schulz, Knut, Ministerialität, Ministerialen, in: LdMa, Bd. VI., München 1993, Sp. 636–639.

Schulze, Hans K., Grundstrukturen der Verfassung im Mittelalter. Familie, Sippe und Geschlecht, Haus und Hof, Dorf und Mark, Burg, Pfalz und Königshof, Stadt, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986.

Sieber, Christian, „On the Move“. Das Itinerar der Herzöge Leopold IV. und Friedrich IV. von Österreich von der Schlacht bei Sempach (1386) bis zur Aussöhnung mit König Sigmund (1418), in: Peter Niederhäuser (Hrsg.), Die Habsburger zwischen Aare und Bodensee, Zürich 2010, S. 77–94.

Spiess, Karl-Heinz, Burg und Herrschaft im 15. und 16. Jahrhundert, in: Winfried Dotzauer (Hrsg.), Landesgeschichte und Reichsgeschichte (Geschichtliche Landeskunde 42), Stuttgart 1995, S. 195–212.

Walch, Hermann, Der Appenzeller Krieg im Oberinntal, in: Raimund Klebelsberg (Hrsg.), Landecker Buch. Bezirk Landeck und Oberes Gericht (Schlern-Schriften 133), Innsbruck 1956, S. 139–150.

Walde, Elisabeth, Neues Leben entlang der neuen Straße, in: Rainer Loose (Hrsg.), Von der Via Claudia Augusta zum Oberen Weg. Leben an Etsch und Inn. Westtirol und angrenzende Räume von der Vorzeit bis heute (Schlern-Schriften 334), Innsbruck 2006, S. 47–50.

Anna Anderlan ist Bachelor-Studentin der Geschichte und Politikwissenschaft im 6. Semester an der Universität Innsbruck. anna.anderlan@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Anna Anderlan, „alz ich itz von dem lannde, zu reitten willen hab.“ Heinrich von Rotenburg in seinem geographischen Umfeld, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 359–388, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Seminare 2016

Gas erleuchtet die Schweiz. Stadtgas als Energieträger des 19. und frühen 20. Jahrhunderts

Maximilian Oswald

Kerngebiet: Wirtschafts- und Sozialgeschichte

eingereicht bei: Univ.-Prof. Dr. Patrick Kupper

eingereicht im Semester: WS 2015/2016

Rubrik: SE-Arbeit

Abstract

Gas Illuminates Switzerland. Town Gas as an Energy Carrier of the 19th and early 20th century

This paper describes history and focuses on the development of town gas in Switzerland and its biggest city Zurich. The problems and the challenges the gas industry had to face during its existence – especially concerning the establishment of electricity as a competitor on the energy market – will thoroughly be discussed.

Einführung

Man betätigt einen Hebel und schon ist der Raum mit Licht durchflutet – bereits seit langer Zeit eine absolute Selbstverständlichkeit. Dasselbe gilt für Warmwasser oder Kochstellen. Wie groß die Abhängigkeit von diesen alltäglichen Dingen ist, bemerkt man erst dann, sobald eines der Genannten plötzlich nicht mehr auf Knopfdruck reagiert. Wenn etwa der Boiler seinen Dienst quittiert und man sodann auf die heiße Dusche verzichten muss.¹ Den Tag in Folge ohne Licht oder Warmwasser bestreitend, stellt sich vielleicht die Frage, seit wann es diesen Luxus des „Schalter hoch – Licht/Wärme an“ denn bereits gibt.

Die Antwort findet sich, wenn man sich mit der Geschichte des Stadtgases auseinandersetzt. Mit dem Anschluss von Privathäusern an das Gasnetz ergab sich erstmals

1 Der Autor schreibt hier aus eigener Erfahrung.

für eine große Bevölkerungsschicht die Möglichkeit, durch Betätigung eines simplen Hebels „Energie“ in die eigenen vier Wände fließen zu lassen – anfangs vornehmlich zur Beleuchtung, später auch zu Heiz- und Kochzwecken. Stadtgas war in den industrialisierten Staaten ein zentraler Energieträger des 19. und 20. Jahrhunderts, obgleich das immer mehr in Vergessenheit zu geraten scheint. Ehemalige Gaswerke sind in heutigen Tagen v.a. als Veranstaltungszentren² bekannt, mit ihrer Geschichte sind wohl nur noch wenige vertraut. Dieser Umstand macht es auch so überaus lohnenswert, sich mit diesem Sujet auseinanderzusetzen.

In der vorliegenden Arbeit wird die Entwicklung des Stadtgases in der Schweiz von seinen Anfängen bis zum Ende des Ersten Weltkrieges Thema sein. Zunächst wird eine kurze Zusammenfassung der Geschichte dieses Energieträgers von seiner Entdeckung bis hin zu seiner Ausbreitung in Westeuropa dargelegt. Im Anschluss folgt die Ausführung zum Werdegang des Stadtgases in der Schweiz, wobei den Gaswerken der Stadt Zürich zur exemplarischen Darstellung ein eigenes Unterkapitel gewidmet wird.

Zentrale Fragen, die auf den folgenden Seiten beantwortet werden sollen, sind, wie sich die Etablierung des Stadtgases in der Schweiz und in Zürich im Speziellen gestaltet hat und mit welchen Problemen bzw. Herausforderungen die Gaswirtschaft im Laufe ihres Bestehens zu kämpfen hatte – insbesondere bezogen auf das Aufkommen von elektrischem Strom als konkurrierender Energiequelle. Zu vermuten ist, dass die Gasindustrie der Schweiz als innovativer und junger Wirtschaftszweig sich schnell auf Veränderung in Angebot und Nachfrage einstellen konnte. Diese These gilt es auf den folgenden Seiten zu belegen.

Als Quellengrundlage dienen hierzu zeitgenössische Artikel des technischen Fachmagazins „Schweizerische Bauzeitung“. Darin lässt sich etwa der damals aktuelle Diskurs rund um die Konkurrenz zwischen Stadtgas und Elektrizität gut nachvollziehen. Ergänzend stehen zwei fachspezifische Dissertationen zur Verfügung, in denen sich die Autoren eingehend mit Kohle bzw. Kohlegas in der Schweiz auseinandergesetzt haben. Abgerundet wird das Bild durch ausgewählte Sekundärliteratur, etwa David Gugerlis bekannte Monographie „Redeströme“.

Stadtgas – Die kurze Geschichte eines Energieträgers

Die Anfänge

Als ein möglicher Entdecker der Leuchtgas-Gewinnung gilt der britische Geistliche und Naturforscher John Clayton. Im Jahr 1688 soll er durch Zufall den „Spirit of Coal“ destilliert haben – so teilte er es seinem Kollegen Robert Boyle in einem Brief mit. Berichte von Bachwasser, das leicht entzündlich gewesen sein soll, erregten seine Neugier. Um diesem Phänomen auf den Grund zu gehen, hatte er einen Gehilfen entsandt, der Kohle als den möglichen Urheber ausmachen konnte. In seinem Labor begann

2 Wie etwa der Gasometer in Wien, das Gaswerk in Winterthur, der Gaskessel in Bern.

Clayton dann, die Kohle in einem Retortenofen zu destillieren. Zunächst entstand ein schwarzes Öl und zu guter Letzt ein Gas (*spirit*), das sich auf keine Weise kondensieren ließ. Er fing das Gas in Tierblasen auf und konnte es darin beliebig lange aufbewahren und nach Bedarf anzünden, wobei es ein helles Licht erzeugte.³

Wie es scheint, war es Clayton und Boyle nur im Ansatz bewusst, welche Entdeckung hier gemacht worden war, denn einer breiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit wurde das Phänomen erst rund fünfzig Jahre später vorgestellt, als es die Royal Society 1739 schließlich in ihren „Philosophical Transactions“ publizierte. Dennoch blieb das Gas noch für das restliche Jahrhundert als Energieträger weitgehend ungenutzt und wurde vielmehr zu Unterhaltungszwecken („brennbare Luft“) verwendet. Seinen Siegeszug als moderne Lichtquelle konnte es dann ab etwa 1800 feiern. Um die neuartigen und in immer größerer Zahl entstehenden Industrieanlagen mit ausreichend Beleuchtung versorgen zu können, bediente man sich vermehrt des Gases als Mittel der Wahl. Die Etablierung dieses im Grunde schon über hundert Jahre alten Energieträgers folgte somit Hand in Hand mit der fortschreitenden Industrialisierung.⁴

Erster Nutzer des Leuchtgases war das Unternehmen Watt & Boulton,⁵ das in Birmingham angesiedelt war. Der dort beschäftigte Ingenieur William Murdoch war bei der Entwicklung der Leuchtgas-Anlagen federführend. In mehreren Versuchsreihen beschäftigte er sich sowohl mit der Gasherstellung selbst, als auch mit dessen Aufbewahrung bzw. Weiterleitung zu den Lampen. Schon bald verwarf er transportable Lösungen, wie jene der Tierblasen-Gaslampe von Clayton. Vom Ort der Produktion sollte das Gas mittels Röhren zu einem Speicher (Gasometer) und von dort zu den einzelnen Verbrauchern geleitet werden. Reguliert wurde dieses System mittels Ventilen. Aus experimentellen Vorläufermodellen wurden nach und nach professionelle, für die Industrie brauchbare Anlagen entwickelt. 1808 veröffentlichte Murdoch seine gewonnenen Erkenntnisse schließlich ebenso in den „Philosophical Transactions“ der Royal Society – knapp siebzig Jahre nach den Ausführungen von Clayton. Die darin beschriebene Anlage sollte grundlegend für alle späteren Gasanstalten werden.⁶

Expansion

In den Anfängen stand Leuchtgas nur der Industrie zur Verfügung. In Großbritannien gab es auch keine Bestrebungen, dies zu ändern. Der erste nennenswerte Versuch, Gas etwa auch in Privathaushalten anzuwenden, kam aus Frankreich. Der Ingenieur Philippe Lebon entwickelte um 1800 das Konzept einer Thermolampe, die beleuchten und zugleich auch heizen sollte. Das Potential dieser Erfindung wurde jedoch nicht erkannt, es blieb bei einer Versuchsanlage in Lebons Privathaus.⁷

3 Kenneth Hutchinson, *The Royal Society and the Foundation of the British Gas Industry*, in: *Notes and Records of the Royal Society of London* 39 (1985), No. 2, S. 245–270, hier S. 245; Wolfgang Schivelbusch, *Lichtblicke. Zur Geschichte der Helligkeit im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2004, S. 23.

4 Schivelbusch, *Lichtblicke*, S. 23 f.

5 Zurückgehend auf James Watt, „Erfinder“ der Dampfmaschine.

6 Schivelbusch, *Lichtblicke*, S. 25 f.

7 Ebd., S. 27–31.

Seinen Siegeszug im privaten Raum startete das Leuchtgas dann schließlich wiederum in England. Schon wenige Jahre nach Lebons Experimenten wurde die erste kommerzielle Gasgesellschaft gegründet – namentlich die „Light and Coke Company“ 1810 in London.⁸ Dem vorausgegangen waren umfangreiche Werbemaßnahmen, die potentielle Kunden mit der neuen Technologie vertraut machen sollten. Die Rechnung ging auf, die Gasgesellschaft war profitabel und Vorbild für weitere Unternehmungen. Entscheidend dabei war auch, dass die Konsumenten mittels Leitungsrohren vom zentralen Gaswerk aus versorgt werden konnten. Modell hierfür war das bereits bestehende Netz der Wasserversorgung, das in der Stadt teilweise schon seit dem frühen 18. Jahrhundert vorhanden war.⁹ London war, was die Expansion der Gaswerke und ihrer Netze betrifft, Vorreiter in Europa. Schnell etablierten sich neue Gesellschaften und die Versorgungsdichte wuchs an. Aber auch andere englische Kommunen zogen bald nach. Bereits Mitte der 1820er-Jahre verfügten die meisten großen Städte über eigene Gaswerke, im Laufe der folgenden Jahrzehnte konnte man sogar in Kleinstädten und gar Dörfern Straßen und Gebäude mit Gas erleuchten.¹⁰

Während sich diese neue Technologie rasch in Großbritannien ausbreitete, hinkte das Festland-Europa noch etwas hinterher. In Frankreich etwa scheiterten die ersten Gasgesellschaften allesamt an der zu geringen Nachfrage. Erst Ende der 1820er-Jahre waren vereinzelt mit Gasbeleuchtung ausgestattete öffentliche Straßen und Plätze vorzufinden – ein nennenswerter Ausbau in Paris streckte sich aber bis in die 1840er-Jahre hinein. Auch im deutschsprachigen Raum benötigte es einige Jahre, bis die Gastheologie flächendeckend genutzt wurde.¹¹ Wien bekam seine erste Gasbeleuchtungsanstalt im Jahre 1829,¹² in Berlin¹³ wurden bereits drei Jahre früher Straßen mit Gas erhellt, Bern folgte als erste eidgenössische Stadt 1842.¹⁴ Am Ausbau der Gasversorgung war hier insbesondere das britische Unternehmen „Imperial Continental Gas-Association“ (ICGA) maßgeblich beteiligt.¹⁵

Funktionsweise von Gaswerken

Wie in vielen anderen industriellen Fertigungsprozessen führten technische Neuerungen auch hier zu einer recht schnell fortschreitenden Optimierung der Gasherstellung. Je nach Zeit und Standort bediente man sich unterschiedlicher Produktionsvarianten

8 Hans von Jüptner, *Wärmetechnische Grundlagen der Industrieöfen. Eine Einführung in die Wärmelehre und gedrängte Übersicht über die verschiedenen Arten von Brennstoffen und ihre Verwertung*, Berlin 1927, S. 207; The National Archives, *Chartered Gas Light and Coke Company*, o. D. [<http://discovery.nationalarchives.gov.uk/details/rd/3c478014-712e-43c6-8786-c3b871813664>], eingesehen 2.12.2015.

9 Schivelbusch, *Lichtblicke*, S. 31 ff.

10 Ebd., S. 36 f.

11 Ebd., S. 37 f.

12 Helmut Kretschmer, *Gasometer in Wien. Industrie- und Technikdenkmale im Wandel der Zeit* (Wiener Geschichtsblätter Beiheft 1/2001), Wien 2001, S. 8.

13 *Gasversorgungsunternehmen in Berlin*, Findbuch. Landesarchiv Berlin, Bestandsgruppe A Rep. 259, [<http://www.landearchiv-berlin.de/php-bestand/arep259-pdf/arep259.pdf>], eingesehen 1.11.2015.

14 Karl Grunder, *Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Band IX Der Bezirk Dietikon* (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 88), Basel 1997, S. 219.

15 Schivelbusch, *Lichtblicke*, S. 38.

und auch Ausgangsstoffe. Das grundlegende Herstellungsprinzip war und ist aber im Großen und Ganzen dasselbe. Exemplarisch wird hier eine Form der Stadtgaserzeugung mittels Steinkohle dargestellt – beschrieben im zeitgenössischen Werk „Das Gas als Leucht-, Heiz-, und Kraftstoff in seinen verschiedenen Arten als Steinkohlegas, Holz- und Torfgas, Oelgas, Wassergas“ aus dem Jahr 1896:

Das Ausgangsprinzip der Stadtgaserzeugung ist die Möglichkeit, Kohle zu verkoken. In Retorten wird die Kohle so weit erhitzt, dass sich dabei die vergasungsfähigen Bestandteile herauslösen und jene dann über ein Aufsteigrohr aus der Retorte ausweichen können. Zurück bleibt die entgaste Kohle in Form von Koks, das u.a. für Heizzwecke weiterverwendet werden kann. In der angeschlossenen sogenannten Vorlage erfolgt durch Kondensation die erste Scheidung des Gases von dampfförmigen Elementen. Daraufhin wird das Gas in einen Kondensator geleitet, in dem eine weitere Abkühlung und Reinigung passiert. Um schließlich noch Bestandteile mit niedrigem Siedepunkt abtrennen zu können, wird das Gas durch Schichten von lockerem Material, etwa Koks, geleitet, woran es diese Verunreinigungen abscheiden kann. Anschließend müssen aus dem Rohgas noch Ammoniak, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure herausgelöst werden. Dies geschieht größtenteils mittels Bindung an andere chemische Stoffe. Das gereinigte Gas wird zu guter Letzt in einem Gasometer gesammelt und dort zwischengelagert. Diese Gasometer können ihr Volumen je nach eingelagerter Gasmenge vergrößern bzw. verkleinern und stehen unter leichtem Überdruck, um das Gas dann in die angeschlossenen Verteilersysteme weiterzuleiten. Nebenprodukte wie Koks, Teer und Gaswasser¹⁶ können entweder seitens des Gaswerks selbst verwertet oder gewinnbringend weiterverkauft werden.¹⁷

Gas erleuchtet die Schweiz

Stadtgas in der Schweiz

Die Schweiz war, wie zuvor schon erwähnt, erst recht spät in die Gasproduktion eingestiegen.¹⁸ Als erste Stadt erhielt Bern im Jahr 1842 ein Gaswerk, es folgten Genf 1844, Lausanne vier Jahre darauf und Basel 1851. Betrieben wurden die Anlagen anfangs – wie auch in anderen europäischen Staaten üblich – von privaten oder halböffentlichen Unternehmen, die von den jeweiligen Kommunen Konzessionen erhalten hatten. Zumeist waren darin die für die städtische Beleuchtung notwendigen Gasabgabemen-

16 Bzw. das darin enthaltene Ammoniak.

17 Otto Pfeiffer, *Das Gas als Leucht-, Heiz- und Kraftstoff in seinen verschiedenen Arten als Steinkohlegas, Holz- und Torfgas, Oelgas, Wassergas. Fabrikation und Verwendung nach dem neuesten Standpunkt, unter Berücksichtigung der Konkurrenzverhältnisse zwischen Gas und Elektrizität, Zum 100-jährigen Jubiläum der Gasindustrie*, Weimar 1896, S. 61–63.

18 Dezierte Gründe hierfür waren in der eingesehenen Forschungsliteratur nicht zu finden. Ob die Minderwertigkeit der heimischen Kohlereserven und der mühsame Import von Kohle aus deutschen und französischen Lagerstätten lange Zeit abschreckend auf Unternehmer und Städte wirkten, wäre nur eine von vielen Vermutungen, die dazu angestellt werden können.

gen geregelt. „Überschüssiges“ Gas konnte an Private verkauft werden – wobei dieser Teilbereich anfangs noch einen untergeordneten Rang einnahm.¹⁹

Während diese Eigentümerstrukturen zum einen über gewisse Vorteile verfügte, so hatte die Gesellschaft für die Errichtung der nötigen Anlagen und Infrastruktur zu sorgen, waren die Kommunen auch mit einigen Nachteilen konfrontiert – etwa wenn es darum ging, Kapazitäten zu erhöhen oder Neuinvestitionen zu tätigen. Hier stießen private Gasversorger schnell an ihre Grenzen. Zudem waren in den Verträgen zwischen Unternehmen und Stadt auch schon oftmals Rückkaufvereinbarungen enthalten, beispielsweise nach Ablauf eines zeitlich begrenzten Monopols.²⁰ Somit gingen die meisten Gaswerke um die Jahrhundertwende schließlich in den Besitz der öffentlichen Hand über.²¹

Da die Schweiz selbst kaum über geeignete Kohlevorkommen verfügte bzw. die Verwendung der heimischen Ressourcen oftmals unrentabel war, waren die Gaswerke schnell auf Importe aus Deutschland und Frankreich angewiesen.²² So ist es auch nicht verwunderlich, dass der (Aus-)Bau der Gasversorgung eng an den (Aus-)Bau der Eisenbahn-Verbindungen gekoppelt war, die essentiell für einen kostengünstigen Transport der Kohle waren.²³

Lieferschwierigkeiten erzeugen Krisen

Die Etablierung des Stadtgases in der Schweiz war keine Geschichte sich aneinander-reihender „Erfolge“. Namentlich zwei große Krisen, die folgend kurz beschrieben werden, hatten die Gasproduzenten zu überstehen.

Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71

Der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Frankreich bedeutete für die schweizerische Gasindustrie eine substantielle Herausforderung. Wie schon zuvor beschrieben, war die Schweiz von Kohleimporten aus diesen beiden Ländern in hohem Grade abhängig. Schon bald war klar, dass es insbesondere bei den Transportkapazitäten zu Engpässen kommen würde. Das preußische Militär benötigte die Eisenbahn für ihre Truppenbewegungen, die für den Kohletransport erforderlichen Lokomotiven und Waggons standen nicht mehr zur Verfügung. Zudem wurde über das Saarland – das wichtigste Kohlerevier für die Schweiz – ein Ausfuhrverbot verhängt, das schließlich jedoch nur etwa einen Monat Bestand hatte. An der prekären Lage des Transports änderte sich indes nichts, sodass die Schweiz selbst Züge in das Saarland entsenden musste. Eine verlässliche Versorgung konnte aber nicht hergestellt werden. Während es Groß-

19 Daniel Marek, Kohle. Die Industrialisierung der Schweiz aus der Energieperspektive 1850–1900, phil.-hist. Diss. Bern 1992, S. 105; Hans Peter Langbein, Die schweizerische Steinkohlegasindustrie an der Schwelle des Atomzeitalters, phil.-hist. Diss. Basel 1961, S. 36 ff.

20 Marek, Kohle, S. 105 f.

21 Ebd.

22 Langbein, Steinkohlegasindustrie, S. 46.

23 Grunder, Kunstdenkmäler, S. 219; Marek, Kohle, S. 108.

abnehmern durch bestehende Handelsverträge noch eine Zeit lang möglich war, Kohle zu verträglichen Preisen zu importieren, spürten Kleinverbraucher und Zwischenhändler schon bald die Lieferengpässe. Die Reserven waren schnell aufgebraucht und die Konsumenten griffen sodann gezwungenermaßen auf heimische Rohstoffe, wie etwa Brennholz, zurück. Zudem stiegen die Importe aus französischen Kohlegruben.²⁴

Während andere Sparten auf Alternativen ausweichen konnten, traf die Kohlennot die Gaswerksbetreiber im besonderen Maße. Zwar war die Saarkohle bereits bestellt und abholbereit, es scheiterte aber am Abtransport, da die Kapazitäten dafür fehlten. Die Verwendung minderwertiger Kohle und eine Drosselung der Gaslieferungen waren die Folge.

Aber auch nach dem Krieg blieb die Lage weiter angespannt. Die Depots mussten wieder aufgefüllt werden, um den Kunden eine verlässliche Energieversorgung gewährleisten zu können. Die Kohlepreise stiegen jedoch noch bis in das Jahr 1873 hinein weiter an, um sich erst darauf wieder auf Vorkriegsniveau einzupendeln.²⁵

Die Streikwelle 1898 bis 1991

Die 1880er-Jahre waren geprägt von einer steigenden Konjunktur und damit auch von einer wachsenden Nachfrage nach Kohle. 1889 begannen jedoch auch die ersten Streiks in deutschen Kohlebergwerken. Vom Rheinland breiteten sie sich bis zu den für die Schweiz so wichtigen Saargruben aus. Im Mai legten die Arbeiter, die sich in Komitees zusammengeschlossen hatten, ihr Gerät nieder, um gegen die herrschenden Bedingungen zu protestieren. Nachdem im Dezember Verhandlungen zwischen Grubendirektion und Belegschaft gescheitert waren, traten die Kumpel abermals in Streik. Die daraus resultierenden Produktionsausfälle – gepaart mit dem generell steigenden Kohlebedarf und der Tatsache, dass die Deutsche Reichsbahn vermehrt Kohlereserven einlagerte – führten dazu, dass die schweizerischen Abnehmer abermals einen Rückgang der Kohlelieferungen hinnehmen mussten. Die Großverbraucher reagierten mit dem Import von französischer Kohle und dem Horten von Reserven, woraufhin der Preis weiter anstieg.

Diese Entwicklungen ließen die Saarkohle nach und nach an Bedeutung verlieren – auch, weil das Deutsche Reich selbst seinen Bedarf mit diesem heimischen Rohstoff decken wollte. Andere Kohlen hatten jedoch eine für die Gasproduktion mindere Qualität, weshalb auch größere Mengen davon verwendet werden mussten.²⁶ Die Lage entspannte sich erst wieder im Laufe des Jahres 1891, als die erschöpften Kohledepots wieder aufgefüllt werden konnten.²⁷

Diese beiden Krisen zeigten nur zu deutlich, welches Ausmaß die Abhängigkeit der Schweiz und insbesondere ihrer Gaswerke von den Lieferungen der ausländischen

24 Marek, Kohle, S. 150–152.

25 Ebd., S. 153 f.

26 Ebd., S. 155–159.

27 Ebd., S. 159.

Kohle hatte und wie wichtig funktionierende Transportrouten, aber auch ausreichende Lagerbestände für die Versorgungssicherheit waren.

Konkurrenz durch elektrischen Strom

Trotz wechselhaften, von Krisen beeinflussten Jahrzehnten konnte sich die Gasindustrie schließlich konsolidieren. Die Produktionsverfahren wurden fortwährend verbessert, die Gaswerke steigerten ihre Umsätze und konnten immer mehr Kunden anwerben – goldene Zeiten schienen bevorzustehen. Doch nun begann auch der Aufstieg der Elektrizität.

Elektrischer Strom wurde in der (Stadt-) Beleuchtung zum Hauptkonkurrenten des Gases. 1879 ließ der Unternehmer Johannes Badrutt den Speisesaal seines Hotels in St. Moritz mit elektrischem Strom beleuchten. Diese technische Sensation wurde von der Presse mit Begeisterung aufgenommen.²⁸ Zwar war die elektrische Bogenlampe zu diesem Zeitpunkt eine noch recht neue Erfindung (Anlagen dieser Art hatten zunächst noch mehr den Charakter von „Spektakeln“ und Prestigeprojekten), die Technologie hatte aber Einzug in die Schweiz gefunden und ihr Potential wurde auch vielerorts bereits erkannt. Im Folgejahr wurde das eidgenössische Sängerkongress in Zürich mit unzähligen Bogenlampen illuminiert. Damit war die Leistungsfähigkeit der neuen Technologie bewiesen, das elektrische Licht verwandelte die Nacht quasi zum Tag.²⁹

Die Kommunen waren nun in einer gewissen Zwickmühle. Sie hatten in den letzten Jahrzehnten große (finanzielle) Anstrengungen unternommen, die Gasbeleuchtung in ihren Städten und Gemeinden zu etablieren und auszubauen. Nun gab es eine neue, „bessere“ Möglichkeit, die Beleuchtung der Straßen und Plätze zu gewährleisten. Sollten sie am Stadtgas festhalten oder doch auf die neue Technologie setzen? Für und Wider mussten abgewogen werden: Dagegen sprach etwa, dass eine funktionierende Beleuchtungsinfrastruktur bereits vorhanden war, viele der Gaswerke befanden sich schon im Besitz der Kommunen und warfen auch zum Teil gute Gewinne ab. Zudem war die Produktion relativ günstig. Argumente, die für eine Umstellung sprachen, waren u. a., dass das elektrische Licht als „sauberer“ galt, heller leuchtete und keinen Ruß erzeugte. Die Erfahrungen der Kohleeinfuhr-Verknappung während der zuvor genannten Krisen zeigten auch die Abhängigkeit von ausländischen Importen auf, während Wasser für die Stromerzeugung in der Schweiz reichlich vorhanden war. Und nicht zuletzt war es auch eine Frage von Prestige, sich den Luxus elektrischen Lichts leisten zu können.³⁰

Die Betreiber der Gaswerke mussten sich nun rasch auf diese neue Konkurrenz einstellen und neu positionieren. Die Straßenbeleuchtung ging bald an die Elektrizitätswerke verloren, dafür fand das Gas vermehrt in Betrieben und Haushalten Verwendung: als Energieträger für Heiz- und Kochzwecke. Dass sich das Gas hier so schnell etablieren

28 David Gugerli, *Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914*, Zürich 1996, S. 25 f.

29 Gugerli, *Redeströme*, S. 27 f.

30 Ebd., S. 43–45.

konnte, liegt an mehreren Faktoren: Die Schweizer heizten vergleichsweise weniger mit Kohle als Konsumenten in anderen Ländern, was dem Faktum geschuldet war, dass diese für sie schwerer zugänglich und zudem generell teurer war. Auch der Umstand, dass die meisten Gaswerke mittlerweile kommunale Betriebe waren, war entscheidend. Die Städte sahen es als ihre infrastrukturelle Aufgabe an, möglichst alle Bewohner an das Gasnetz anzuschließen. Dabei übernahmen sie auch oftmals teilweise oder gänzlich die hierfür anfallenden Kosten. Auch kamen die Werke den Kunden oftmals entgegen und schlossen etwa an die gelegten Koch- und Heizgasleitungen auch Gaslampen unentgeltlich an. Dies führte dazu, dass die Errichtungskosten – wenn vorhanden – relativ gering waren und dass dadurch vielen Menschen ein Zugang zu dem Energieträger ermöglicht wurde.³¹ Zudem gewährten die Produzenten mancherorts auch beträchtliche Rabatte. Das hob etwa die St. Galler Zeitung „Die Ostschweiz“ in ihrer Ausgabe vom 21. Jänner 1899 in einem Artikel besonders hervor:

„Bekanntlich wird die Verwendung des Leuchtgases zum Kochen, dank den mannigfachen Vorzügen, die sie gegenüber der Holz- und Kohlenfeuerung darbietet, immer allgemeiner. Dem einzigen Bedenken, das gegen dieselbe geltend gemacht werden kann, dem Kostenpunkt, hat unsere Gasfabrik durch Herabsetzen des Gaspreises für Kochzwecke bereits in verdankenswerter Weise Rechnung getragen.“³²

Neben diesen Services und Vergünstigungen führten auch Inserate in Zeitungen und Zeitschriften zum Anwachsen des Kundenstamms, Gasherde und -boiler wurden vielerorts beworben. Diese „Technisierung“ des Haushalts hing damit zusammen, dass ab den 1890er-Jahren ein spürbarer Rückgang an Dienstboten zu verzeichnen war, die sich aufgrund anhaltend bescheidener Arbeitsverhältnisse nun in anderen Bereichen, etwa der Industrie oder in Büros, betätigten.³³ Die Gasgesellschaften profitierten von dieser Entwicklung verständlicherweise, da gasbetriebene Innovationen die Haushaltstätigkeit in vielen Bereichen erleichterten. Indes waren die Elektrizitätswerke auch nicht untätig und warben selbst verstärkt um neue Abnehmer, was den Zuwächsen der gaswirtschaftlichen Konkurrenz jedoch keinen Abbruch tat. Vielmehr zeichnete sich

„[...] überhaupt eine gewisse Arbeitsteilung in der Versorgung des Publikums mit Kraft und Licht einerseits und mit Wärme andererseits [ab], indem jene Aufgabe mehr von den Elektrizitätswerken, diese mehr von den Gaswerken beansprucht [wurde.]“³⁴

31 o. A., Die Entwicklung der schweizerischen Gaswerke in den letzten zwanzig Jahren, in: *Schweizerische Bauzeitung* 35/36 (1900), Heft 26, S. 255–256, hier S. 255.

32 Dr. Kaiser, Das Warmwasserschiff für Gasherde, in: *Die Ostschweiz*, Nr. 17, 21.1.1899, S. 6, [<http://bit.ly/1HIRKhd>], eingesehen 1.11.2015.

33 Ines Siegfried Schnider, „Hausfrauen kocht elektrisch!“ Das Eindringen von Elektroherd und elektrischen Geräten in die städtische Küche der Zwischenkriegszeit, in: David Gugerli (Hrsg.), *Allmächtige Zauberin unserer Zeit. Zur Geschichte der elektrischen Energie in der Schweiz*, Zürich 1994, S. 155–165, hier S. 155.

34 E. Ott, Die schweizerischen Gaswerke, in: *Schweizerische Bauzeitung* 65/66 (1915), Heft 14, S. 156–158, hier S. 157.

Gas- und Elektrizitätswirtschaft hatten sich ihre Bereiche vorerst abgesteckt. Den Gaswerken kam hier natürlich auch die Tatsache zu Gute, dass die Verwendung von elektrischem Strom noch einige Zeit deutlich teurer sein sollte als die von Gas.³⁵

Die Wachstumsraten beim Gasabsatz (siehe dazu Abbildung 1 im Anhang) nahmen in der gesamten Schweiz noch bis zum Ersten Weltkrieg beständig zu. Diese Entwicklung glich in der Schweiz in weiten Teilen jener im Deutschen Reich.³⁶

Die Gasindustrie während des Ersten Weltkriegs

Wie schon zuvor beschrieben, war die schweizerische Gasindustrie abhängig von Kohleimporten aus dem Ausland – etwa aus dem Deutschen Reich oder Frankreich. Als diese beiden Länder im Sommer 1914 (erneut nach 1870) in den Kriegszustand traten, lag die Vermutung nahe, dass dies (erneut) negative Auswirkungen auf die Kohleimporte der Schweiz haben würde. Dem war jedoch nicht so – zumindest nicht sofort: Noch bis in das Jahr 1916 hinein konnten die Gaswerke Produktionssteigerungen verzeichnen. Dieses vermeintliche Paradoxon kann jedoch schnell erklärt werden: Der Krieg erschwerte den Import von flüssigen Brennstoffen wie Benzin oder Petrol – das Gas musste diese Lücke schließen.³⁷

Dass es bei dem benötigten Vergasungsrohstoff anfangs keine Engpässe gab, war einer Genossenschaft zu verdanken. Bereits 1910 hatte sich die Mehrzahl der schweizerischen Gaswerke zu einer Einkaufsvereinigung zusammengeschlossen, um so vereint am internationalen Kohlemarkt auftreten und den Import zu den besten Konditionen verhandeln zu können. Deren noch in den Vorkriegsjahren abgeschlossenen Verträgen war es zu verdanken, dass die Einfuhren in den ersten gut anderthalb Jahren des Weltkriegs noch zu relativ guten Konditionen erfolgten. Trotz einiger Rückschläge, wie etwa verringerter Transportkapazitäten oder zeitweilig gültiger Kohleexportverbote seitens der deutschen Reichsregierung, konnten die Gaswerke ihren Betrieb mit Ausnahmen fortführen.³⁸

Im Laufe des Jahres 1916 verschlechterten sich die Rahmenbedingungen dann jedoch merklich. Die Lieferverträge waren größtenteils ausgelaufen und die Preise stiegen in Folge massiv an, die Importe waren jetzt kaum noch leistbar. Schweizer Regierung und Gasproduzenten mussten sich auf ein weiteres Vorgehen einigen. Maßnahmen sollten gesetzt werden, um den Gaskonsum zu reduzieren. Die Situation verschärfte sich dennoch, einige Werke waren gar darauf angewiesen, alternative Rohstoffe wie Holz oder Torf für die Vergasung zu verwenden. Daraufhin verschlechterte sich die Gasqualität merklich. Die Verknappung und der verminderte Brennwert führten dazu, dass die

35 Gugerli, Redeströme, S. 49.

36 Dieter Schott, Europäische Urbanisierung (1000–2000). Eine umwelthistorische Einführung, Stuttgart 2014, S. 286 f.

37 Christoph Menasse, Strukturwandel und Neuorientierung der Gasindustrie in der Zwischenkriegszeit unter Berücksichtigung des Gaswerks Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 105 (2005), S. 49–78, hier S. 51 f.

38 Ebd., S. 52 f.

Gaswerke erstmals rückläufige Abonnentenzahlen verzeichnen mussten.³⁹ Im Gegenzug konnten sich die Elektrizitätsgesellschaften über zahlreiche Neukunden freuen, da sie im Krieg weitgehend auf Tarifierhöhungen verzichteten und ihr Strom dadurch im Vergleich zu Gas immer konkurrenzfähiger wurde.⁴⁰ Es sollte noch bis weit in die Zwischenkriegszeit hinein dauern, bis sich die Gaswirtschaft von diesen Entwicklungen erholen konnte.⁴¹

Um die zuvor beschriebenen Entwicklungen exemplarisch darstellen zu können, soll im folgenden Kapitel abschließend die Geschichte der Zürcher Gasindustrie skizziert werden, die sich ab den 1890er-Jahren zur mit Abstand leistungsfähigsten der gesamten Schweiz entwickelt hatte.⁴²

Die Gaswerke der Stadt Zürich

Angesichts der wachsenden Bevölkerung und dem steigenden Bedürfnis nach einer adäquaten Straßenbeleuchtung entschied der Zürcher Stadtrat um die Mitte des 19. Jahrhunderts, dass die bestehende Ölbeleuchtung sowohl im Betrieb, als auch angesichts ihrer Leuchtleistung nicht mehr zeitgemäß war und beschloss, zukünftig ebenso auf Stadtgas zu setzen. Zudem konnte man durch das Abgeben von Errichtung und Betrieb mögliche finanzielle Risiken für die Stadt minimieren. Nach den Erfahrungswerten anderer Städte würde man sich jedoch dank strikter Vorgaben bezüglich Leuchtkraft, Leistung und Preis eine gewissen Kontrolle über das Gaswerk erhalten können. Für den Betrieb sollte Holz als zu vergasender Rohstoff verwendet werden, da man bei Kohlegas gesundheitsschädlichere Dünste fürchtete. Worauf diese Bedenken fußten, ist nicht zu eruieren, vermutlich auf dem wahrnehmbaren Schwefelgeruch.⁴³

Im Jahr 1856 nahm dann das erste Gaswerk der Stadt, errichtet von der „Zürcher Actiengesellschaft für Gasbeleuchtung“, seinen Betrieb auf. Dem zugrunde lag eine Konzession, die auf dreißig Jahre ausgelegt war. Nach Ablauf dieser Frist hatte die Stadt die vertraglich zugesicherte Option, das Gaswerk von seinen privaten Betreibern abzulösen. Im Jahr 1862 versorgte die Anlage 604 Straßenflammen und belieferte 672 Privatabnehmer.⁴⁴

Neben dem Stammwerk wurden nach 1867 zwei weitere Anlagen errichtet, die jedoch schon mit Kohle betrieben wurden. Diese konnte man über die neue Bahnlinie zwischen Basel und Zürich aus dem deutschen Rheinland nun leichter importieren.⁴⁵ Gegen den bisher verwendeten Rohstoff Holz sprachen die bis dahin gewonnenen Erfahrungswerte. Das Holzgas konnte qualitativ nicht überzeugen, zu groß waren die

39 Menasse, Strukturwandel, S. 53 ff.

40 Gugerli, Redeströme, S. 15.

41 Menasse, Strukturwandel, S. 76 f.

42 Siehe Grafik im Anhang.

43 Marek, Kohle, S. 112 f.

44 N. H. Schilling, Statistische Mittheilungen über die Gas-Anstalten Deutschlands, der Schweiz und einige Gas-Anstalten anderer Länder, München 1868, S. 369, [http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10305779_00379.html], eingesehen 1.11.2015.

45 Grunder, Kunstdenkmäler, S. 220.

Schwankungen der chemischen Zusammensetzung. Ebenso war es schwierig, Abgabemengen konstant zu halten, da sich das Gasvolumen bei Temperaturveränderungen deutlich änderte.⁴⁶

Die Lieferschwierigkeiten während des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 trafen das Unternehmen schwer. Die Kohlebestellungen konnten aus dem Saarland nicht nach Zürich transportiert werden, die öffentliche Beleuchtung musste reduziert werden und schließlich war man gezwungen, für die Vergasung nur unzureichend taugliche Kohle aus dem französischen Loirebecken zu importieren.⁴⁷

Nach Ablauf der Konzession übernahm die Stadt die drei Gaswerke und ergänzte die nun kommunale Gesellschaft um einen weiteren Standort.⁴⁸ Zürichs Bevölkerung wuchs – nicht zuletzt auch aufgrund von Eingemeindungen im Jahr 1893 – und somit stieg auch der Bedarf an Stadtgas kontinuierlich an. Dazu kam, dass sich in den 1890er-Jahren auch die Abnehmerstrukturen änderten. Waren zuvor noch die städtische und private Beleuchtung Hauptverbraucher des Gases, wurde es in diesem Bereich nach und nach von der aufkeimenden Elektrizität verdrängt. Doch die bereits beschriebene alternative Vermarktung war auch hier schnell gefunden – die Verwendung als Koch- und Heizgas in Privathaushalten. Der Gaskonsum stieg folglich deutlich an, eine Expertise rechnete mit einer durchschnittlichen Zunahme von zwölf Prozent pro Jahr.⁴⁹

Vor diesem Hintergrund entschied sich die Stadt 1894, den Bau einer Großanlage in Auftrag zu geben. Zunächst musste ein geeignetes Bauland gefunden werden, das etwa noch Platz für etwaige spätere Erweiterungen bot, sich nahe einer Bahnlinie und auf einem tieferen Niveau befand, um die Weiterleitung des Gases zu den Abnehmern gewährleisten zu können. Man entschied sich für ein Gelände in Schlieren, unweit von Zürich gelegen. Im nächsten Schritt wurde die nötige Kapazität berechnet, die das Werk in Zukunft leisten sollte. Ebenso wurde an Lagerstätten gedacht, um im Krisenfall ausreichend Kohlereserven vorrätig zu haben. Der erste Teil des Gaswerks Schlieren nahm dann bereits 1898 den Betrieb auf. Die Tagesleistung betrug anfänglich mindestens 25.000 m³, die in drei Teleskopgasometern zwischengelagert werden konnten.⁵⁰

Schon bald erkannte man, dass die anfänglichen Prognosen zum ansteigenden Konsum zu kurz gegriffen waren. Während die Zürcher Bevölkerung zwischen 1899 und 1909 nur um gut 3,5 Prozent pro Jahr zunahm, stieg der Gasverbrauch jedoch um rund vierzig Prozent jährlich. Schon bald würden die Produktionskapazitäten nicht mehr ausreichen. Zwischen 1903 und 1909 wurde das Werk Schlieren um eine Ofenanlage mit einer Mindestleistung von 50.000 m³ ergänzt, das Kohlelager wurde vergrößert und ein weiteres Gasometer errichtet.⁵¹

46 Marek, Kohle, S. 113 f.

47 Ebd., 153 f.

48 Grunder, Kunstdenkmäler, S. 220.

49 Ebd., S. 220.

50 Ebd., S. 220, 243.

51 Ebd., S. 247.

Bis in das Krisenjahr 1916 stieg die Produktion auf bis zu 156.000 m³/24h und überschritt damit sogar die errechnete Maximalkapazität deutlich. Der bereits beschriebene kriegsbedingte Einbruch des Konsumvolumens traf auch das Zürcher Werk schwer. Erst zehn Jahre später war die Produktion wieder voll ausgelastet, was einen neuerlichen Zubau nötig machte.⁵²

Resümee

Die Geschichte des Stadtgases in der Schweiz ist eine überaus wechselvolle. Nachdem es etwas länger als in den benachbarten Staaten gedauert hatte, bis die ersten Gaswerke gegründet worden waren, entwickelte sich jedoch rasch eine leistungsfähige und schnell wachsende Industrie, womit die Schweiz anfängliche Rückstände bald aufholen konnte. Wie auch jenseits der Grenze üblich, wurden die ersten Gaswerke von privaten oder halböffentlichen Unternehmen errichtet und betrieben, die Kommunen konnten sich des Risikos eines möglichen Scheiterns der Unternehmung weitgehend entziehen. Mit der Zeit wurden die meisten Betriebe jedoch von der öffentlichen Hand übernommen und weitergeführt. Gründe hierfür waren etwa fehlende Investitionen oder Kapital seitens der Privaten oder auch schon zuvor vertraglich zugesicherte Kaufoptionen zu Gunsten der Kommunen. Damit konnten diese auch für eine Verbesserung der Versorgung ihrer Bevölkerung Sorge tragen, indem sie etwa Anschlusskosten zum Teil übernahmen und leistbare Preise verlangten.

Auch in der Schweiz wurde Stadtgas gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit der aufkommenden Elektrizität konfrontiert. Hier kam es aber in der Folge zu einer Aufteilung der Absatzgebiete: Während die Straßen fortan zumeist mit Strom erhellt wurden, eroberte Stadtgas die Privathäuser und Betriebe als Energieträger für Heiz- und Kochzwecke.

Mit der Erschließung dieses neuen Bereichs stiegen auch die Absatzzahlen von Jahr zu Jahr an. Was den schweizerischen Gaswerken jedoch stets zum Verhängnis werden konnte und auch wurde, war die große Abhängigkeit von ausländischen Kohlelieferungen. Erstmals mussten sie das im Deutsch-Französischem Krieg 1870/71 erfahren, als die Zufuhr nicht mehr funktionierte und die Reserven bald aufgebraucht waren. Ebenso gravierend wirkten sich die Bergarbeiterstreiks am Beginn der 1890er-Jahre aus. Der Weltkrieg hatte indes in seinen ersten beiden Jahren keine derart drastischen Folgen für die Gasproduzenten, die sich mit langfristigen Lieferabkommen diesmal besser abgesichert hatten. Doch auch diese konnten keine dauerhafte Lösung gewährleisten. 1916 liefen die meisten der Verträge aus, was zu einer erneuten Versorgungskrise führte, an deren Folgen die Gasindustrie noch bis weit in die Zwischenkriegszeit zu leiden hatte.

Zürich war nicht unter den ersten Schweizer Städten, die sich eine Gasbeleuchtung leisten wollten. Trotzdem verlief der Einstieg erfolgreich, die Werke konnten den steigenden Bedarf schon bald nicht mehr decken und die Kapazität wurde beständig er-

52 Grunder, Kunstdenkmäler, S. 253.

weitert. In den 1890er-Jahren wurde schließlich mit dem Gaswerk Schlieren ein Projekt initiiert, das den Ansprüchen einer wachsenden Großstadt gerecht werden konnte.

Die oben beschriebenen Krisen trafen auch die Zürcher Gasindustrie zum Teil schwer, insbesondere der Erste Weltkrieg. Erst eine gute Dekade nach Kriegsende konnten die Konsumwerte des Jahres 1916 wieder erreicht werden.

Quellen

o. A., Die Entwicklung der schweizerischen Gaswerke in den letzten zwanzig Jahren, in: *Schweizerische Bauzeitung* 35/36 (1900), Heft 26, S. 255–256.

Kaiser, Dr., Das Warmwasserschiff für Gasherde, in: *Die Ostschweiz*, Nr. 17, 21.1.1899, S. 6, [<http://bit.ly/1HIRKhd>], eingesehen 1.11.2015.

Ott, E., Die schweizerischen Gaswerke, in: *Schweizerische Bauzeitung* 65/66 (1915), Heft 14, S. 156–158.

Pfeiffer, Otto, Das Gas als Leucht-, Heiz- und Kraftstoff in seinen verschiedenen Arten als Steinkohlegas, Holz- und Torfgas, Oelgas, Wassergas. Fabrikation und Verwendung nach dem neuesten Standpunkt, unter Berücksichtigung der Konkurrenzverhältnisse zwischen Gas und Elektrizität, Zum 100-jährigen Jubiläum der Gasindustrie, Weimar 1896.

Schilling, N. H., Statistische Mittheilungen über die Gas-Anstalten Deutschlands, der Schweiz und einige Gas-Anstalten anderer Länder, München 1868, S. 369, [http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10305779_00379.html], eingesehen 1.11.2015.

Literatur

Gasversorgungsunternehmen in Berlin, Findbuch. Landesarchiv Berlin, Bestandsgruppe A Rep. 259, [<http://www.landearchiv-berlin.de/php-bestand/arep259-pdf/arep259.pdf>], eingesehen am 1.11.2015.

Grunder, Karl, Die Kunstdenkmäler des Kantons Zürich. Band IX Der Bezirk Dietikon (Die Kunstdenkmäler der Schweiz 88), Basel 1997.

Gugerli, David, Redeströme. Zur Elektrifizierung der Schweiz 1880–1914, Zürich 1996.

Hutchinson, Kenneth, The Royal Society and the Foundation of the British Gas Industry, in: *Notes and Records of the Royal Society of London* 39 (1985), No. 2, S. 245–270.

Jüptner, Hans von, Wärmetechnische Grundlagen der Industrieöfen. Eine Einführung in die Wärmelehre und gedrängte Übersicht über die verschiedenen Arten von Brennstoffen und ihre Verwertung, Berlin 1927.

Kretschmer, Helmut, Gasometer in Wien. Industrie- und Technikdenkmale im Wandel der Zeit (Wiener Geschichtsblätter Beiheft 1/2001), Wien 2001.

Langbein, Hans Peter, Die schweizerische Steinkohlengasindustrie an der Schwelle des Atomzeitalters, phil.-hist. Diss. Basel 1961.

Marek, Daniel, Kohle. Die Industrialisierung der Schweiz aus der Energieperspektive 1850–1900, phil.-hist. Diss. Bern 1992.

Menasse, Christoph, Strukturwandel und Neuorientierung der Gasindustrie in der Zwischenkriegszeit unter Berücksichtigung des Gaswerks Basel, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 105 (2005), S. 49–78.

Schivelbusch, Wolfgang, Lichtblicke. Zur Geschichte der Helligkeit im 19. Jahrhundert, Frankfurt am Main 2004.

Schott, Dieter, Europäische Urbanisierung (1000–2000). Eine umwelthistorische Einführung, Stuttgart 2014.

Siegfried Schnider, Ines, „Hausfrauen kocht elektrisch!“ Das Eindringen von Elektroherd und elektrischen Geräten in die städtische Küche der Zwischenkriegszeit, in: David Guggerli (Hrsg.), Allmächtige Zauberin unserer Zeit. Zur Geschichte der elektrischen Energie in der Schweiz, Zürich 1994, S. 155–165.

The National Archives, Chartered Gas Light and Coke Company, o. D. [<http://discovery.nationalarchives.gov.uk/details/rd/3c478014-712e-43c6-8786-c3b871813664>], eingesehen 2.12.2015.

Weiterführende Literatur

Barty-King, Hugh, New flame. How gas changed the commercial, domestic and industrial life of Britain between 1813 and 1984, Tavistock-Devon 1984.

Dax, Ingo, Von Stadtgas- auf Erdgasbetrieb. Die Umstellung in der Industrie von Stadtgas- auf Erdgasbetrieb, in: *Schweizer Maschinenmarkt* 72 (1972), Heft 49, S. 80–83.

Hodel, Fabian, Vom Leuchtgas zur modernen Energie. 100 Jahre Gaswerk der Stadt Luzern, 1895–1995, Luzern 1995.

Paquier, Serge, From the Following to Improving Technology. The Case of the Swiss Gas Industry in the 19th Century, in: *Quaderns d’Història de l’Enginyeria* 12 (2011), S. 171–199.

Paquier, Serge/Williot, Jean-Pierre (Hrsg.), L’industrie du gaz en Europe aux XIXe et XXe siècles. L’innovation entre marchés privés et collectivités publiques (Euroclio 20), Brüssel 2005.

Peebles, Malcolm W. H, Evolution of the gas industry, London 1980.

Thau, Adolf, Die Stadtgasindustrie. Ein Abriss ihrer geschichtlichen Entwicklung, Berlin 1935.

Anhang

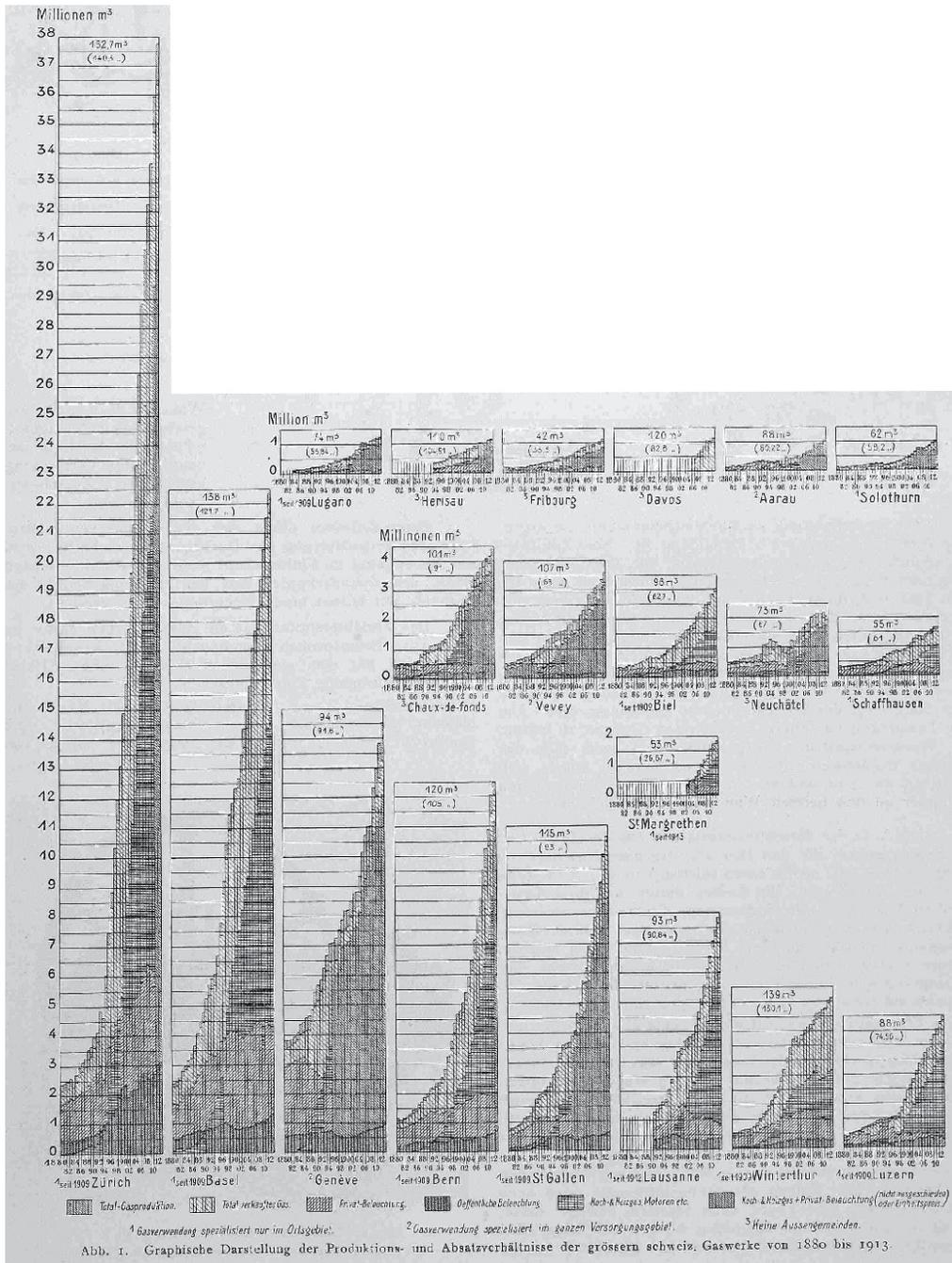


Abbildung 1 Graphische Darstellung der Produktions- und Absatzverhältnisse der größeren schweizerischen Gaswerke von 1880 – 1913, publiziert in: E. Ott, Die schweizerischen Gaswerke, in: Schweizerische Bauzeitung 65/66 (1915), Heft 14, S. 156–158, hier S. 156.

Maximilian Oswald ist Studierender der Geschichtswissenschaften (Master) im 2. Semester und studentischer Mitarbeiter am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie (Kernfach Wirtschafts- und Sozialgeschichte) an der Universität Innsbruck. maximilian.oswald@student.uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Maximilian Oswald, Gas erleuchtet die Schweiz. Stadtgas als Energieträger des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 391–408, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

Varia 2016

Südtiroler Moschee-Konflikte seit den 1990er-Jahren. Argumentationslinien in den Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“

Sarah Oberbichler

Kerngebiet: Zeitgeschichte

eingereicht bei: Ass.-Prof.ⁱⁿ Mag.^a Dr.ⁱⁿ Eva Pfanzelter (MA)

eingereicht im Semester: WS 2015/2016

Rubrik: Varia

Abstract

South Tyrolean's Mosque conflicts since the 1990s. Lines of argumentation in the newspaper „Dolomiten“ and „Alto Adige“

The following paper is about the perception of mosque buildings in two South Tyrolean daily newspapers, the German-language ‚Dolomiten‘ and the Italian-language ‚Alto Adige‘. This paper has two aims: first, it shows a historical overview of the mosque debates in South Tyrol from 1990 until today. Building on that, the paper offers an analysis, and particularly a comparison of argumentation paradigms present in the two South Tyrolean newspapers.

Einleitung

Das Thema Moscheebau in Europa ist seit jeher ein Reizthema in der Politik und gleichzeitig ein heftig umstrittenes Thema in der Öffentlichkeit. Moscheen haben und hatten es in Europa immer schwer, als ein Teil der städtischen Umwelt oder sogar als kulturelle Bereicherung angesehen zu werden.¹ Dabei sind die ersten repräsentativen Moscheen in Europa bereits im Mittelalter an den Grenzen zu muslimisch geprägten Ländern erbaut worden (Spanien, Sizilien, Griechenland und Balkanländer).² In Zentraleuropa hingegen wurden erst gegen Mitte des 20. Jahrhunderts erste Moscheen errichtet,

1 Burkhard Lauterbach/Stephanie Lottermoser, Fremdkörper Moschee? Zum Umgang mit muslimischen Kulturimporten in westeuropäischen in westeuropäischen Großstädten, Würzburg 2009, S. 9.

2 William Montgomery Watt, Der Einfluss des Islam auf das europäische Mittelalter, Berlin 2010, S. 99 f.

stets begleitet von heftigen politischen und öffentlichen Auseinandersetzungen.³ In Südtirol stand der Bau einer symbolträchtigen Moschee nie zur Debatte, an „Zündstoff“ für öffentliche und politische Konflikte fehlte es seit der zunehmenden Präsenz muslimischer Migrant/innen in den 1990er-Jahren trotzdem nicht.

In die Südtiroler Forschung hat der Konflikt um den Bau von repräsentativen Gotteshäusern bis dato noch keinen Einzug gehalten, auch wenn in den letzten Jahren zunehmend Veröffentlichungen zum Thema Migration und Südtirol erschienen sind. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang die Publikationen⁴ der European Academy of Bozen/Bolzano (EURAC),⁵ die Migration und die dazugehörigen Herausforderungen aus soziologischer, rechtlicher sowie politischer Perspektive untersuchen. Der historische Blick auf MigrantInnen und die Untersuchung der medialen Darstellung fehlen in Südtirol aber noch weitgehend. Dieser Beitrag setzt durch die Analyse des Moscheebau-Diskurses in den Südtiroler Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“ deshalb genau dort an.

Aus methodischer Sicht sind dabei die Studien des Sprachwissenschaftlers Martin Wengeler⁶ bedeutend, der in Deutschland Migrationsdiskurse in den Medien mit der Methode der vergleichenden diskurshistorischen Argumentationsanalyse untersuchte. Diese Art der Analyse kann als ein Zugriffsobjekt der historischen Diskursanalyse verstanden werden und hat sich insbesondere für den interlingualen Vergleich als geeignet erwiesen.⁷ Analysiert werden dabei nicht nur Begriffe, die sich auf die Oberflächenebene der lexikalischen Zeichen beziehen, sondern Argumente/Aussagen, die die Semantik miteinbeziehen und eine diskursemantische Perspektive ermöglichen.⁸

Massenmedien spielen und spielten stets eine wichtige Rolle, wenn Moschee-Konflikte in die Öffentlichkeit getragen werden. Sie sind und waren dabei wichtige Träger von Meinungen und Vorurteilen, wobei das Sprechen über spektakulärere Ereignisse nicht selten dem Gebot der Pazifizierung vorausging.⁹

3 Christoph Hohage, *Moschee-Konflikt. Wie überzeugungsbasierte Koalitionen lokale Integrationspolitik bestimmen*, Wiesbaden 2013, S. 26; Farid Hafez, *Islamophober Populismus. Moschee- und Minarettbauverbote österreichischer Parlamentsparteien*, Wien 2009, S. 88.

4 Zu diesen Publikationen gehören u. a.: Roberta Medda-Windischer/Gerhard Hetfleisch/Maren Meyer (Hrsg.), *Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven*, Bozen 2011, S. 77–95; Roberta Medda-Windischer/Andrea Carlà, *Migrationsspolitik und Territoriale Autonomie. Neue Minderheiten, Identität und Staatsbürgerschaft in Südtirol und Katalonien*, Bozen 2013; EURAC Research, *Standbild und Integrationsaussichten der ausländischen Bevölkerung Südtirols. Gesellschaftsleben, Sprache, Religion und Wertehaltung*, Bozen o. J.

5 EURAC Research, [<http://www.eurac.edu/en/Pages/default.aspx>], eingesehen 15.2.2015.

6 Martin Wengeler, *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)* (Reihe Germanistische Linguistik 244), Tübingen 2003.

7 Ders., *Historische Diskursemantik als Analyse von Argumentationstopoi*, in: Dietrich Busse/Wolfgang Taubert (Hrsg.), *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*, S. 189–215, hier S. 189–193.

8 Dietrich Busse/Wolfgang Taubert, *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik*, in: Busse/Taubert, *Linguistische Diskursanalyse*, S. 13–31, hier S. 25.

9 Christoph Butterwegge, *Massenmedien, Migrant/innen und Rassismus*, in: Christoph Butterwegge/Gudrun Hentges/Fatma Sarigoz (Hrsg.), *Medien und Multikulturelle Gesellschaft*, Opladen 1999, S. 64–89, hier S. 68; Günther Pallaver, *Die ethnische Berichterstattung der Südtiroler Medien*, in: Günther Pallaver (Hrsg.), *Die ethnisch halbierte Wirklichkeit. Medien, Öffentlichkeit und politische Legitimation in ethnisch fragmentierten Gesellschaften. Theoretische Überlegungen und Fallbeispiele aus Südtirol*, Innsbruck 2006, S. 88–114, hier S. 88.

Medien können als Quelle indirekter Erfahrung gesehen werden, denn die Informationen, die durch Medien über MigrantInnen vermittelt werden, strukturieren die Vorstellung der RezipientInnen und bestätigen bereits vorhandene Ansichten und Vorurteile.¹⁰ Medieninhalte können dabei nicht als „einfache Widerspiegelungen und Abbilder einer beobachterunabhängigen Wirklichkeit“ verstanden werden, vielmehr konstruieren sie neue Realitäten.¹¹ Auch werden die Medieninhalte von unterschiedlichen Interessen (Redaktion, Zielpublikum, Wirtschaft und Politik) gelenkt. Im quellenkritischen Umgang mit Medieninhalten stellen sich deshalb Fragen nach der Herkunft der Nachricht, nach den Kriterien der Auswahl sowie nach der Kondensierung der ausgewählten Nachricht.¹² Auch ist es mittlerweile unumstritten, dass Massenmedien die Realitätswahrnehmung, die Bewusstseinsbildung und somit auch die Denk- und Argumentationsweisen der RezipientInnen beeinflussen.¹³

Die Analyse und insbesondere der Vergleich dieser Denk- und Argumentationsmuster in den Südtiroler Tageszeitungen, der italienischsprachigen „Alto Adige“ und der deutschsprachigen „Dolomiten“, ist deshalb Gegenstand der vorliegenden Arbeit. Von Bedeutung ist, dass beide Tageszeitungen stets nur die eigene deutsch- bzw. italienischsprachige Gruppe und nicht die Gesamtbevölkerung Südtirols repräsentieren. Ausgehend von dieser Tatsache wird die These aufgestellt, dass die mediale Berichterstattung im Moscheebau-Konflikt in einer ethnisch fragmentierten Gesellschaft durch die Verwendung von kultur- bzw. sprachgruppenspezifischen Argumentationsmustern gekennzeichnet ist. Es geht also um Fragen nach den vorherrschenden bzw. für die jeweilige deutsch- und italienischsprachige Gruppe charakteristischen Topoi im „Moschee-Diskurs“ von 1990 bis heute: Sind die Topoi im deutsch- und italienischsprachigen Diskurs unterschiedlich? Gibt es Topoi, die für jeweils nur eine Sprachgruppe relevant sind? Welche Gründe gibt es dafür? Welche Argumentationsmuster herrschen generell vor und welche Konsequenzen hat dies für die muslimischen Mitbürger in Südtirol?

Der Beitrag gibt zunächst einen historischen Überblick über die Moscheebau-Debatten der letzten zwanzig Jahre. Darauf aufbauend werden die wichtigsten Argumentationsmuster der Südtiroler Tageszeitungen aufgezeigt und gegenübergestellt. Fünf dieser Argumentationsmuster werden anschließend genauer ausgeführt und die wichtigsten Forschungsergebnisse im Schlusswort zusammengefasst.

10 Priska Bucher/Andrea Piga, Medien und Migration – ein Überblick, in: Urs Dahinden/Daniel Süss (Hrsg.), Medienrealitäten, Konstanz 2009, S. 33–49, hier S. 33.

11 Urs Dahinden/Daniel Süss, Einleitung: Medienrealitäten als Forschungsprogramm, in: Dahinden/Süss, Medienrealitäten, S. 9; Frank Bösch, Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen, Frankfurt am Main 2011, S. 17.

12 Fritz Fellner, Die Zeitung als historische Quelle, in: Sigurd Paul Scheichl/Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.), Zeitungen im Wiener Fin de Siècle. Eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Wien um 1900“ der Österreichischen Forschungsgemeinschaft, München 1997, S. 59–74, hier 68.

13 Thomas Niehr/Karin Böke, Diskursanalyse unter linguistischer Perspektive – am Beispiel des Migrationsdiskurses, in: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hrsg.), Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse, Wiesbaden 2008, S. 359–383, hier S. 362.

Die Südtiroler Moschee-Konflikte von 1990 bis heute:

Bevor genauer auf die Moschee-Konflikte in Südtirol eingegangen wird, ist zunächst die Festlegung, was als Moschee gilt, von Bedeutung. Denn für Nicht-MuslimInnen ist eine Moschee in der Regel ein repräsentativer Bau mit Kuppel und Minarett. Für MuslimInnen hingegen kann bereits ein Ort, der zum Gebet verwendet wird, eine Moschee darstellen.¹⁴ Eine Differenzierung des Begriffes ist deshalb wichtig. Wenn in europäischen Kreisen von Moscheen gesprochen wird, ist also grundsätzlich zwischen „Islamischen Zentren“, „Islamischen Gebetsräumen“, (Moscheen in umfunktionierten Räumen) sowie international erbauten „Nachbarschafts-Moscheen“ (mit Kuppel oder Minarett) zu unterscheiden.¹⁵ Die unterschiedliche Auslegung des Begriffes verstärkt und verstärkte stets Missverständnisse auf beiden Seiten (Mehrheitsgesellschaft sowie MuslimInnen), wenn Debatten zu Moscheebauten geführt wurden.¹⁶

In Südtirol bekam das Thema Moschee und Moscheebau in den 1990er-Jahren einen erhöhten Stellen- und Diskussionswert, deutlich später als in Österreich oder in der Schweiz.¹⁷ Es waren die Jahre, in denen sich Südtirol vom Abwanderungsland zu einem typischen Einwanderungsland entwickelte, da die Provinz Bozen durch die Verbesserung der wirtschaftlichen Konjunktur und die Stabilisierung des Arbeitsmarktes an Attraktivität für (Arbeits-)MigrantInnen gewann.¹⁸ Die Intensivierung der Einwanderung brachte aber neben typischen Herausforderungen auch religiöse Konflikte mit sich, die ihren Ursprung nicht zuletzt in der steigenden Zahl muslimischer BürgerInnen und der aufkommenden Sichtbarkeit des Islams hatten. Das Recht auf Religionsfreiheit erlaubte der wachsenden islamischen Gemeinschaft das Praktizieren des islamischen Glaubens, das Fehlen notwendiger Strukturen löste dabei jedoch immer wieder Konflikte aus.¹⁹ Die Moschee mit Minarett und Kuppel, die von der Mehrheitsgesellschaft als Provokation und Machtdemonstration der islamischen Minderheit empfunden wurde, war dabei Ausgangspunkt dieser Konflikte. Die Thematik um Moscheen und Moscheebauten löste sowohl bei der Bevölkerung als auch auf politischer Seite immer wieder heftige Debatten aus. Medien und rechtspopulistische Parteien fanden in den Auseinandersetzungen ein medien- bzw. wahlkampffähiges Thema und hielten dabei entstandene Konflikte mitunter künstlich am Leben.

14 Hohage, Moschee-Konflikt, S. 31.

15 Ebd., S. 33 f.

16 Thomas Schmitt, Die Mehrdimensionalität von Moscheebaukonflikten, in: Friedrich Ebert Stiftung/Politische Akademie/Referat Berliner Akademiegespräche/Interkultureller Dialog (Hrsg.), „Im Schatten des Minarets“ Moscheebaukonflikte in Deutschland (Policy-Politische Akademie Nr. 25), Berlin 2008, S. 5.

17 Hohage, Moschee-Konflikt, S. 26.

18 Rainer Girardi, Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zur Migration in Südtirol, in: Medda-Windscher/Hetfleisch/Meyer, Migration in Südtirol und Tirol, S. 78.

19 Manuel Massl, Religion, in: Landesinstitut für Statistik (Hrsg.), Immigration in Südtirol. Lebensumstände und Sichtweisen der in- und ausländischen Bevölkerung, Bozen 2012, S. 121–128, hier S. 121 ff.

„Kriegt Bozen bald eine Moschee?“ – Die Konflikte 1994 und 2000

Der erste „Moschee-Konflikt“ in der Provinz Bozen ereignete sich bereits im Jahr 1994, als muslimische Migrant/innen das erste Mal den Wunsch auf einen Raum für Gebete äußerten und dabei auch Unterstützung der Caritas erhielten.²⁰ Für Aufmerksamkeit sorgte insbesondere eine Protestaktion von MuslimInnen, die auf offener Straße ihre Gebete verrichteten.²¹ Erhofft hatten sich die Protestierenden Zugeständnisse bezüglich eines Gebetsraumes, zu ersten ernsthaften Gesprächen auf politischer Ebene kam es aber erst im Jahr 2000, als muslimische Vereinigungen erneut den Wunsch nach einem adäquaten Raum/Gebäude äußerten.²² Politische AkteurInnen im Kampf gegen den Wunsch der MuslimInnen im Jahr 2000 waren die Freiheitlichen sowie Unitalia. Sie legten dabei ihren Fokus auf die öffentliche Finanzierung einer repräsentativen Moschee, obwohl es keine Forderung nach einer Moschee mit Minarett und Kuppel seitens der muslimischen Gemeinschaft gab und laut einer schriftlichen Antwort des Landeshauptmannes Luis Durnwalder (SVP) bis dato auch „kein Gesuch um die Bezuschussung des Baues einer Moschee im zuständigen Amt“²³ vorlag.

Frei von Unstimmigkeiten war aber auch die Aussage des Landeshauptmanns Luis Durnwalder nicht. Als Reaktion auf die Beschlussanträge von Donato Seppi (Unitalia) und Pius Leiter (Freiheitliche) antwortete Durnwalder in einem Schreiben zunächst: „Das Land beabsichtigt sicher nicht, eine Moschee zu errichten.“²⁴ Bei der Landtagsitzung im März 2001 betonte er jedoch, „wenn wir den anderen die Ausübung der Religion zugestehen, dann müssen wir auch die Strukturen zugestehen, die sie brauchen, um ihre Religion auszuüben.“²⁵ Mit „Strukturen“ meinte Durnwalder wohl die Bereitstellung eines Gebetsraumes, nicht jedoch eine Moschee mit Minarett. Einen Gebetsraum lehnten auch die Freiheitlichen ursprünglich nicht ab,²⁶ erst in den kommenden Jahren, als bekannt wurde, dass es bereits Gebetsräume gab, änderte sich auch hier der Diskurs.²⁷

20 Kriegt Bozen bald eine Moschee?, in: *Dolomiten*, 22.2.1994. (Die Fußnoten der ‚Dolomiten‘ und der ‚Alto Adige‘ werden einheitlich ohne Seitenzahl angegeben, da u. a. digitalisierte Versionen beider Zeitungen verwendet wurden)

21 Pregano sull’ asfalto, in: *Alto Adige*, 23.4.1994; Moslems betend auf der Straße, in: *Dolomiten*, 26.4.1994.

22 Südtiroler Landtag, Wortprotokoll der 101. Sitzung vom 6.3.2001, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 13.10.2015.

23 Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Moschee für Südtirol?“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 23.10.2015.

24 Ebd.

25 Südtiroler Landtag, Wortprotokoll der 101. Sitzung vom 6.3.2001, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 23.10.2015.

26 Ebd.

27 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 50/09 vom 3.2.2009, eingebracht vom Abgeordneten Pius Leitner, betreffend „NEIN zur Moschee in Südtirol“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 31.10.2015.

Hany Abd Elkarem: „Wir wollen Räumlichkeiten für eine Moschee“ – Der Konflikt im Jahr 2004

Eine klare Forderung nach einem Gebetsraum durch ein Mitglied des Ausländerbeirates in Bozen, Hany Abd Elkarem, löste im Jahr 2004 auf italienischer Seite, aber auch innerhalb der muslimischen Gemeinschaft den zweiten Südtiroler Moschee-Konflikt aus.²⁸ Hany Abd Elkarem, ein gebürtiger Ägypter, wurde im Jahr 2004 zum Vizepräsidenten des Ausländerbeirates in Bozen gewählt. In der Wahlwerbung um den Posten des Präsidenten des Ausländerbeirates versprach er den WählerInnen, eine Moschee zu errichten, die für die Anzahl der Muslime, die in Bozen lebten und auch ihre Religion ausübten, angemessen sei.²⁹

Neben der Kritik des Bozner Bürgermeisters stellten sich auch Mitglieder des Ausländerbeirates gegen Hany Abd Elkarem. Es wurde ihm vorgeworfen, lediglich auf Stimmenfang zu sein, außerdem gäbe es wichtigere Dinge als einen Gebetsraum. Vorgeworfen wurde ihm auch, nur für einen Teil der MigrantInnen zu sprechen. Der Präsident des Ausländerbeirates müsse aber für Entscheidungen für alle treffen. Und zuletzt wollte die islamische Gemeinschaft durch ein heikles Thema wie den „Moschee-Bau“ nicht weitere Vorurteile aufkommen lassen.³⁰

„Moschee statt Kino in Meran?“ – Der Konflikt im Jahr 2006

Im Jahr 2006 entfachten Spekulationen um die Errichtung einer Moschee (Gebetsraum) im Odeon-Kino in Meran den Moschee-Konflikt erneut. Ausgangslage des Konfliktes war eine Aussage des Kino-Eigentümers Gerhart Wielander, der laut der „Dolomiten“-Zeitung drohte, die Einrichtung für den Bau einer Moschee der muslimischen Gemeinschaft zur Verfügung zu stellen. Diese Drohung entstand als Reaktion auf Proteste der Anrainer hinsichtlich eines Neubaus mit Tiefgarage, in dem die Anrainer ihre Mitnutzungsrechte beim Parkplatz gefährdet sahen.³¹ Neben der medialen Aufmerksamkeit zog das Thema wiederum deutsche sowie italienische Rechtsparteien an, obwohl auch zu dieser Zeit kein Ansuchen seitens der islamischen Gemeinschaft oder des Kinobesitzers zur Realisierung einer Moschee im italienischen Kino vorlag.³²

„Moscheen nein, Gebetsräume ja“ – Der Konflikt im Jahr 2008 und 2009

Der Südtiroler Moschee-Konflikt erreichte seinen Höhepunkt in den Jahren 2008 und 2009. Es war der Konflikt mit der größten medialen Aufmerksamkeit, gleichzeitig aber auch die letzte diesbezügliche öffentliche Auseinandersetzung, die in Südtirol stattgefunden hat.

28 „La moschea? Non è tra le priorità“, in: *Alto Adige*, 6.6.2004.

29 Südtirol – Leben im Hinterhof – Kulturtreff: Die Szene im Bozner Lido zeigt, dass der Alltag hierzulande längst auch muslimisch geworden ist, in: *FF – Südtiroler Wochenmagazin*, 16.9.2004.

30 Chiedere la moschea, errore strategico, in: *Alto Adige*, 4.6.2004.

31 Spekulation um Bau einer Moschee, in: *Dolomiten*, 18.4.2006.

32 Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Moschea a Merano“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 27.10.2015.

2008 und 2009 waren die Jahre, in denen die Südtiroler Volkspartei (SVP) die Aussage „Moscheen nein, Gebetsräume ja“³³ zu ihrem politischen Leitspruch im Konflikt um den Bau von Moscheen machte.³⁴ Gleichzeitig war 2009 auch jenes Jahr, in dem die Lega Nord sich dem Kampf um den Bau einer Moschee/eines Gebetsraumes verschrieben hatte und ihre xenophoben Ansichten verbreitete.³⁵ Aber insbesondere waren es die Jahre, in denen die Bereitstellung eines Gebetsraumes für die islamische Gemeinschaft endlich Realität werden sollte und gleichzeitig eine Volksabstimmung zum Minarettbau-Verbot in der Schweiz Südtiroler Rechtsparteien auf neue Ideen brachte.³⁶

Wie bereits im Jahr 1994 und 2000 führte auch in den Jahren 2008/2009 der Wunsch islamischer Vereinigungen nach Gebetsräumen zu öffentlichen und politischen Auseinandersetzungen. In Bozen stellte der islamische Verein „Pace“ die Anfrage zur Mietung eines Raums in der Schlachthofstraße,³⁷ woraufhin die Lega Nord als Reaktion eine Protestkampagne organisierte.³⁸ In Salurn führten Meldungen über ein zum Gebetsraum umfunktionsiertes Obstmagazin der Vereinigung „Per la Fratellanza“ zu Protestaktionen, ebenfalls durch die Lega Nord.³⁹ Zusätzlich brachte im Jänner 2009 die Abgeordnete Elena Artioli (Lega Nord) einen Antrag ein, mit dem nicht nur das Verbot der Finanzierung von Moscheen, sondern auch von Gebetsräumen gefordert wurde.⁴⁰ Islamische Vereinigungen, so Artioli, seien „getarnte Terrorzellen“⁴¹ und jegliche finanzielle Unterstützung von Gebetsräumen fördere unweigerlich den Terror. Nicht zuletzt prangerte Artioli den Bau von Moscheen an und forderte: „...das Erbauen von Moscheen als aggressives Zeichen welteroberischer Tendenzen der islamischen Religion auf Südtiroler Gebiet zu verbieten.“⁴²

Der Versuch, das Verbot der Finanzierung von Gebetsräumen sowie dessen Kontrolle und Überwachung gesetzlich zu verankern, stieß in Südtirol auf keinen fruchtbaren Boden, denn es sprachen sich immer mehr Politiker neben den Grünen und der SVP für die Genehmigung von legalen Gebetsräumen aus. Gemäßigtere Worte fand Ende 2009 selbst Andreas Pöder (Union für Südtirol), der nach vielen kritischen Äußerungen meinte, „Gebetsräume sind ein für alle Seiten akzeptabler Kompromiss“⁴³.

33 Gegen Moschee in Bozen, in: *Dolomiten*, 6.10.2009.

34 Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Cellule eversive islamiche“ an Elena Artioli (Lega Nord), abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 31.10.2015.

35 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 33/09 vom 12.1.2009, eingebracht von der Abgeordneten Artioli, betreffend der Gewährung von Beiträgen an islamische Vereine und Vereinigungen, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 2.11.2015

36 Die Volksabstimmung vom 29. November 2009, [www.parlament.ch/d/wahlen-abstimmungen/volksabstimmungen/volksabstimmungen-2009/abstimmung-2009.11.29/minarette/seiten/default.aspx], eingesehen 31.10.2015.

37 Eine Herbergssuche auf muslimisch, in: *Dolomiten*, 27.11.2008.

38 Das „Nein“ mit Speck und Wein, in: *Dolomiten*, 19.1.2009.

39 Il gazebo contro la moschea, in: *Alto Adige*, 16.3.2008.

40 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 33/09 vom 12.1.2009, eingebracht von der Abgeordneten Artioli, betreffend der Gewährung von Beiträgen an islamische Vereine und Vereinigungen, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 2.11.2015.

41 Ebd.

42 Ebd.

43 Religion: Politgerangel um Moschee beziehungsweise Gebetsraum, in: *Dolomiten*, 6.10.2009.

Kein akzeptabler Kompromiss für die Freiheitlichen war jedoch nach wie vor der Bau symbolträchtiger Gebetshäuser. Angeregt durch die Schweizer Volksabstimmung zum Minarett-Verbot im Jahr 2009, wurde erneut das Verbot repräsentativer Moscheen durch die Freiheitlichen in den Vordergrund gestellt. In den Fokus rückte dabei das Minarett, das „als Symbol des religiös-politischen Machtanspruchs“⁴⁴ betrachtet wurde, sowie als „Siegesstatue [. . .], (die) als Sinnbild und Zeichen des Sieges des Islam gegenüber dem Christentum aus dem Boden [sprießt].“⁴⁵

Die Angst vor dem Symbol nahm eine zentrale Rolle in den Moschee-Debatten der Freiheitlichen in Südtirol ein. Denn der Verlust eigener und die Sichtbarkeit fremder Symbole wurden mit Kontroll- und Traditionsverlust gleichgesetzt und das Minarett wurde als politisches Symbol und als „Markierung“ des Territoriums verstanden.⁴⁶ Eine bewusste Assoziation zum Siegesdenkmal gelang durch den Begriff der „Siegesstatue“. Das Siegesdenkmal wurde in Bozen nach der Eroberung Südtirols durch Italien 1926 erbaut und galt als Symbol der Eroberung und der Kontrolle des Territoriums.⁴⁷ Mit der Androhung einer erneuten „Eroberung“ und deren Folgen für Südtirol provozierten die Freiheitlichen insbesondere bei der deutschen Bevölkerung erneut Ängste.

Anders als in der Schweiz war in Südtirol der Bau einer Moschee mit Minarett nie vorgesehen. Weder gab es Ansuchen, noch gab es Zustimmungen aus einzelnen politischen Reihen. Panikmache wurde also dort betrieben, wo es keinen Anlass für Panik gab. Im Gegensatz zur Schweiz, wo es zur Zeit der Volksabstimmung bereits vier Moscheen mit Minaretten zu verzeichnen gab,⁴⁸ konnte Südtirol nicht einmal auf ein Vorhaben hinweisen, geschweige denn auf eine mögliche Realisierung.

Warum rechtspopulistische Parteien in Südtirol das Thema „Moschee“ trotzdem immer wieder an die Öffentlichkeit bringen konnten, ja sogar monatelang Diskussionen entfachen konnten, lag wohl an der internationalen Brisanz des Themas. Blicke in die Nachbarländer Deutschland, Österreich und Schweiz zeigten eine zunehmende Öffnung für Moscheen und islamische Gebetsräume, gleichzeitig aber auch große Ablehnung und Distanzierung. Was dort passierte, könne auch in Südtirol geschehen. Die Negativerfahrungen der Nachbarländer wurden zu Negativerfahrungen Südtirols adaptiert. Nicht zuletzt spielten die Medien eine wichtige Rolle in diesen Konflikten, die durch einseitige und verfälschende Darstellungen zugespitzt wurden.

44 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 61/09 vom 3.2.2009 „Bauverbot von Minaretten. Verpflichtung für nicht abendländische Religionen zur Verwendung einer der Landessprachen bei der Abhaltung von Gottesdiensten und Predigten“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 13.10.2015.

45 Ebd.

46 Mathias Tanner, Minarett-Konflikte – Untersuchung ihrer Hintergründe und der Möglichkeit von Mediation zu ihrer Bearbeitung, in: Matthias Tanner/Felix Müller/Frank Mathwig/Wolfgang Lienemann (Hrsg.), Streit um das Minarett. Zusammenleben in der religiösen pluralistischen Gesellschaft, Zürich 2009, S. 225–248, hier S. 231.

47 Thomas Pardatscher, Das Siegesdenkmal in Bozen. Entstehung – Symbolik – Rezeption, Dipl. Innsbruck 1998, S. 20 ff., 73 ff.

48 Felix Müller/Mathias Tanner, Muslime, Minarette und die Minarett-Initiative in der Schweiz: Grundlagen, in: Tanner/Müller/Mathwig/Lienemann, Streit, S. 21.

Argumentationsmuster in den Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“

Für die Untersuchung von Argumentationsmustern/Denkmustern im „Moscheen-Diskurs“ wurden alle Berichterstattungen sowie Leserbriefe der Südtiroler Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“ von 1990 bis 2014 untersucht, die das Thema Moschee und Moschee-Bau thematisierten. Es handelt sich dabei um insgesamt 127 Artikel der „Alto Adige“ und 148 Artikel der „Dolomiten“. Folgende Tabellen zeigen die Verteilung der Artikel beider Tageszeitungen auf die Jahre 1990–2014:

Alto Adige:

Jahre	1990-1995	1996-2000	2001-2005	2006-2010	2011-2014
Anzahl	12	9	35	71	3

Dolomiten:

Jahre	1990-1995	1996-2000	2001-2005	2006-2010	2011-2014
Anzahl	21	13	30	76	7

Durch die Analyse der Zeitungsartikel haben sich zahlreiche Argumentationsmuster bzw. Topoi finden lassen. In der nachfolgenden Graphik werden die in kurzen Stichworten formulierten Argumentationsmuster zum Vergleich gegenübergestellt, wodurch Vorkommen und Häufigkeit der verwendeten Topoi sichtbar gemacht werden. Dabei wird aus Gründen der Überschaubarkeit der Begriff „Moschee“ als übergeordnet für alle Formen (repräsentative Moschee, islamisches Zentrum, Gebetsraum) verwendet.

Im Weiteren werden fünf Topoi ausführlicher erläutert, da sie sich besonders hervorgehoben haben. Auch kommen im Moscheen-Diskurs Muster vor, die nur von der deutschsprachigen Seite verwendet werden, nicht aber in der italienischsprachigen „Alto Adige“:

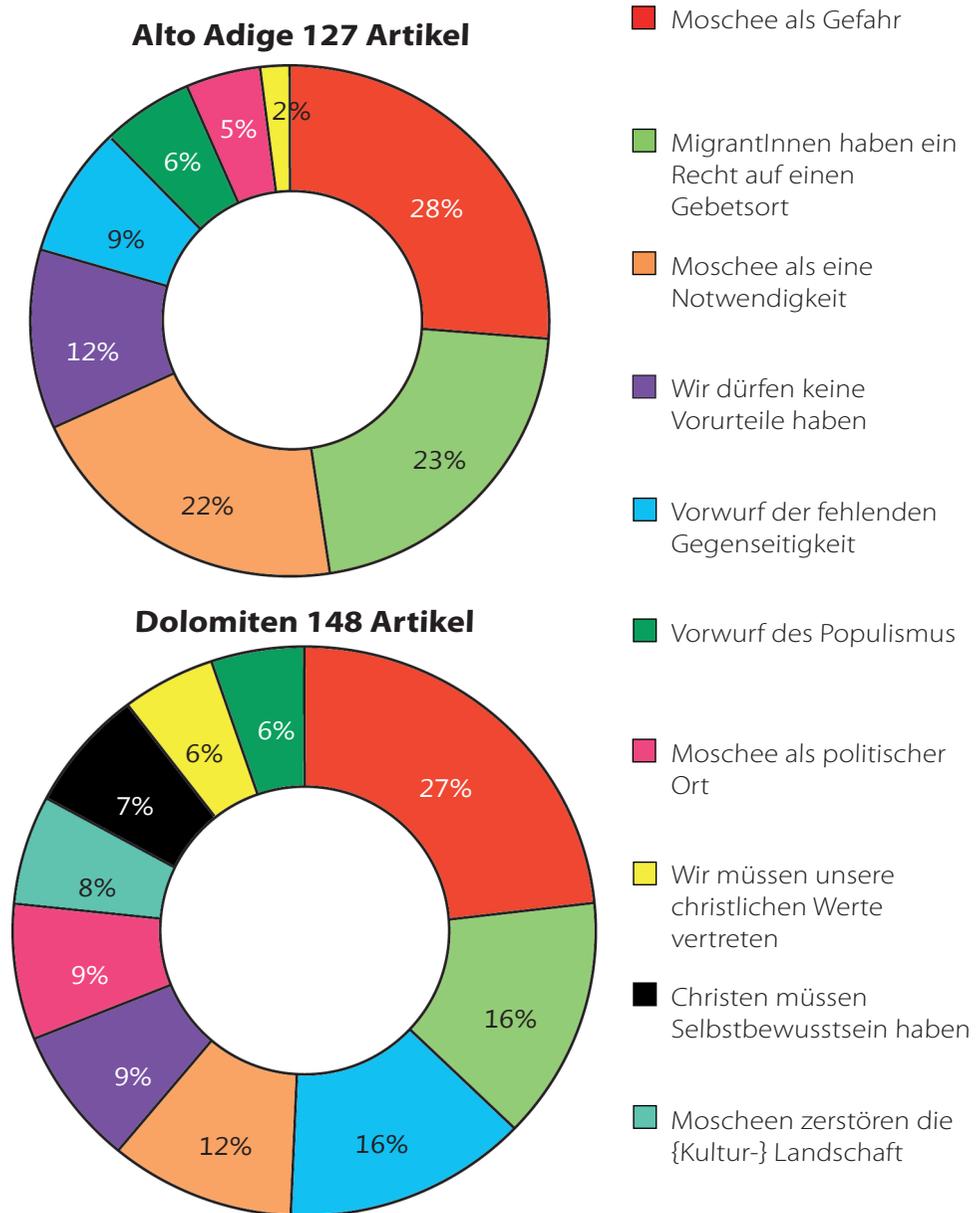


Abb. 1: Die 10 wichtigsten Argumentationsmuster im Moschee-Diskurs der Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“.

Die Moschee bzw. das Gebetshaus als Gefahr

„Moscheen und islamische Zentren, in denen sich Fundamentalisten versammeln, die Hass gegen uns und die USA schüren, sollten gesperrt werden.“⁴⁹ (Dolomiten)

Bei dem Argumentationsmuster „Die Moschee bzw. das Gebetshaus als Gefahr“ wird davon ausgegangen, dass die Moschee eine Gefährdung für die lokale Gesellschaft, deren Werte und Traditionen darstellt, weshalb etwas dagegen unternommen werden müsse. Der Topos der Gefahr ist in beiden Tageszeitungen mit 28 Prozent und 27 Prozent dominierend. Dabei wird vor der Terrorgefahr als auch vor der Gefahr der Islamisierung gewarnt:

Das Argument der Terrorgefahr

Als sich Pius Leitner (Freiheitliche) im Jahr 2009 aufgrund der Gefahr vor Terroristen unter den Gläubigen gegen Moscheen aussprach,⁵⁰ und Elena Artioli (Lega Nord) im Jahr 2009 in der Öffentlichkeit islamische Zentren als „Terrorzellen“ bezeichnete sowie das Verbot von Gebetsträumen mit dem Hintergrund der „Terrorprävention“ propagierte,⁵¹ war dies eine Rhetorik, die auch in der „Alto Adige“ und der „Dolomiten“ große Verbreitung fand:

„Solange Moscheen als Predigerstätten für Hass gegen uns Ungläubige missbraucht werden, nach tausendfachen bestialischen Morden Freudentänze aufgeführt werden, [...]solange sollten wir uns Gedanken darüber machen dürfen, wen wir uns ohne strengere Kontrollen ins Land holen.“⁵² (Dolomiten/ Leserbrief)

Die bewusste Verbindung des Terrors mit dem Bau einer Moschee bzw. dem Bereitstellen eines Gebetsraumes, führte zu einer verbreiteten Negativwahrnehmung.

Der Topos diente dabei der Konstruktion von Feindbildern, in denen der Islam als an sich gewalttätige Religion dargestellt wurde, die sich grundsätzlich gegen das Christentum richte. Der Begriff „Moschee“ sollte bei der Bevölkerung mit Terror und Gewalt assoziiert werden sowie mit negativen Gefühlen behaftet sein. Ein „Nein“ zur Moschee in Verbindung mit Terror galt als legitim, stünde doch die eigene Sicherheit und die der „abendländischen Welt“ auf dem Spiel:

„In den Moscheen wird anti-christliche Missionierung betrieben, man verbreitet Hass gegen die Ungläubigen in Europa, man begünstigt die illegale Einwanderung und man rekrutiert Selbstmordattentäter! [...] Das Gebet in der

49 Terroristische Zellen, in: *Dolomiten*, 18.10.2001.

50 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 61/09 vom 3.2.2009 „Bauverbot von Minaretten. Verpflichtung für nicht abendländische Religionen zur Verwendung einer der Landessprachen bei der Abhaltung von Gottesdiensten und Predigten“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 13.10.2015.

51 Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 185/09 vom 18.12.2009, eingebracht von den Abgeordneten Artioli und Pöder, betreffend die Sicherheit und Kontrolle der Gebetsstätten, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 2.11.2015.

52 Terrorismus Ursachen, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 6.11.2001.

Moschee verwandelt sich in Attacken auf die abendländische Welt, deren einzige Schuld es war, Muslime aufzunehmen.“⁵³ (Alto Adige)

Stimmung wurde mit Begriffen wie „Hass“, „Ungläubige“ und „Mord“ gemacht, die Pauschalisierung dieser tat ihr Übriges. Der Bau einer Moschee bzw. eines Gebetsraumes wurde mit dem Hervorbringen von Terroristen gleichgestellt, plädiert wurde jedoch nicht nur für das Verbot der „Keimzellen“ des Terrorismus, sondern auch gegen die (kontrollfreie) Aufnahme von Muslimen und Musliminnen.

Das Argument der Islamisierung

„Polemik um eine Moschee in Bozen: Besetzt der Islam langsam aber unaufhaltsam den Boden des christlichen Abendlandes?“⁵⁴ (Dolomiten)

Ein weiterer Aspekt des Gefahren-Topos war die Angst vor der Überbevölkerung durch die MuslimInnen. Logische Schlussfolgerung war wiederum die Minimierung der Einwanderung bzw. Verstärkung der Kontrollen. Die steigende Zahl der muslimischen MigrantInnen legitimierte das Argument:

„Immer mehr Einwanderer aus islamischen Ländern leben in Südtirol, und ihre Forderungen z. B. nach einer Moschee wecken die Angst, dass sie das christlich gestaltete Haus leer räumen und selbst bewohnen wollen.“⁵⁵ (Dolomiten)

Aber nicht nur die Angst, dass das christlich gestaltete Haus leer geräumt werden könnte, vielmehr die bereits seit Jahren leerer werdenden Kirchen würden die Gefahr einer möglichen Islamisierung erhöhen:

„Die radikalen Moslems, welche sich auf geheime Weise in Europa einnisten, nutzen die zunehmende Gottlosigkeit der ansässigen Bevölkerung und versuchen eine geistige Revolution zu installieren, denn diese ist meist wirksamer als Gewaltanwendung, wo man in der Vergangenheit doch bereits Niederlagen einstecken musste.“⁵⁶ (Dolomiten/Leserbrief)

Neben der Beschränkung der Einwanderung wurde mit dieser Art der Argumentation für ein Wiedererstarken des christlichen Glaubens und der christlichen Werte plädiert. Nur eine Gesellschaft, die stark an Glauben und Tradition sei, würde sich vor der „auf Samtpfoten hereinschleichenden Religion mit Absolutheitsanspruch“⁵⁷ verteidigen können.

53 „No agli anticristiani“, in: *Alto Adige*, 3.5.2006. (Übers. d. Verf.)

54 ISLAM/Christentum/Konflikt, in: *Dolomiten*, 12.11.2003.

55 Klare Grenzen, gute Nachbarschaft, in: *Dolomiten*, 30.11.2006.

56 Islamisierung Gefahrenherd, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 3.9.2002.

57 Islam und wir, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 18.12.2004.

MigrantInnen haben ein Recht auf einen Ort des Gebetes

Mit dem Argumentationsmuster „MigrantInnen haben ein Recht auf einen Ort des Gebetes“ wird davon ausgegangen, dass MigrantInnen islamischer Herkunft aufgrund kodifizierten Rechts ihre Religion frei ausüben können. Und weil wir uns an dieses von der Verfassung festgeschriebene Recht halten müssen, sind Entscheidungen wie die der Bereitstellung eines Gebetsraumes zu akzeptieren.⁵⁸ Das Argumentationsmuster kommt mit 16 Prozent in der „Dolomiten“ und 23 Prozent in der „Alto Adige“ vor und nimmt somit nach dem Gefahren-Topos den Platz des am zweithäufigsten verwendeten Topos ein, wenn es auch in der „Alto Adige“ deutlich häufiger vorkommt.

Das Argument bezog sich im Südtiroler Moschee-Konflikt an erster Stelle auf das in der Verfassung verankerte Recht auf Religionsfreiheit, dessen Missachtung mit der Verletzung der Demokratie gleichzusetzen war. Auch wenn die Religionsfreiheit in den Südtiroler Moschee-Konflikten von den Gegnern nicht in Frage gestellt wurde, kam diese Art der Argumentation besonders bei Moschee/Gebetsraum-Befürwortern vor.

Diese kamen vielfach aus den Reihen der Bevölkerung (besonders in der „Dolomiten“) und sprachen sich für eine Welt der Toleranz und Gleichberechtigung aus. Auch betrachteten sie das Schaffen von Strukturen für die Gläubigen als Integrationsbeitrag:

„In Südtirol wird Stimmung gemacht gegen ein moslemisches Gebetshaus. Moslemischen Zuwanderern wird das Recht abgesprochen, ein auch symbolisch erkennbares Gotteshaus zu haben. [...]Integration bedeutet, ausländische Mitbürger in ihren Grundrechten ernstzunehmen, einschließlich des Rechts auf Religionsausübung.“⁵⁹ (Dolomiten/Leserbrief)

Des Weiteren war es die Kirche, die einen wichtigen Beitrag zur Befürwortung von Gebetsräumen brachte, indem sie sich für Gleichberechtigung aussprach:

„Die Christen bekennen sich zur Religionsfreiheit. Folgerichtig können auch Vertreter anderer Religionen ihre Orte des Zusammentreffens und der öffentlichen Religionsausübung haben.“⁶⁰ (Alto Adige)

Und zuletzt sprach sich auch die Südtiroler Volkspartei (SVP) für die Bereitstellung eines Gebetsortes aus, in besonderer Berufung auf die Menschenrechte und die Gleichheit der Religionen.

Vorwurf der fehlenden Gegenseitigkeit

Bei dem Argumentationsmuster „Vorwurf der fehlenden Gegenseitigkeit“ beziehen sich die SprecherInnen auf die ungerechte Behandlung von ChristInnen in muslimischen Ländern. Weil ChristInnen in muslimischen Ländern ihre Religion nicht frei aus-

58 Martin Wengeler, *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)* (Reihe Germanistische Linguistik 244), Tübingen 2003, S. 317.

59 Leserbrief, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 14.11.2000.

60 Compagni di viaggio senza rinunciare ai simboli, in: *Alto Adige*, 23.11.2000. (Übers. d. Verf.)

üben könnten, sollte dies den MuslimInnen in christlichen Ländern ebenfalls versagt bleiben:

„Die Muslime können aufgrund unserer Toleranz bei uns Moscheen bauen. Wenn Christen in muslimischen Ländern ihren Glauben bekennen oder gar missionieren, müssen sie mit Kerkerhaft oder sogar mit Todesstrafe rechnen.“⁶¹
(Dolomiten/Leserbrief)

Dem Argumentationsmuster liegt die Annahme zugrunde, dass Gleiches nur mit Gleichem vergolten werden könne und Toleranz gegenüber einer anderen Religion nur dann gerechtfertigt sei, wenn diese auch tolerant gegenüber der eigenen sei. Während das Argumentationsmuster in der „Dolomiten“ mit 16 Prozent an dritter Stelle steht, nimmt es in der „Alto Adige“ mit 9 Prozent die fünfte Stelle und somit eine nebensächlichere Rolle ein. Das Gleichheitsgefühl bzw. der Wunsch nach Ausgeglichenheit war somit auf deutscher Seite deutlich stärker vorhanden, als auf italienischer.

Auch fand der Topos der fehlenden Gegenseitigkeit insbesondere bei LeserbriefschreiberInnen ein breites Echo:

„Ihr wollt eine Wohnung, habt eine Menge an Vergünstigungen, die nicht einmal ein gebürtiger Bozner bekommt, ihr wollt eine Moschee, wollt eine Koranschule, schlachtet die Tiere auf eine abscheuliche Art und Weise und wollt die Entwicklung eurer Frauen verhindern. [...] Jedoch ich, wenn ich in eines deiner Dörfer komme, muss ich mich an eure Gesetze und Bräuche halten?“⁶² (Alto Adige/Leserbrief)

Was muslimische Migrant/innen bei uns bekommen, das sollte zumindest den ChristInnen in muslimischen Ländern auch nicht verwehrt bleiben. Die Toleranz gegenüber den MuslimInnen bei gleichzeitiger Intoleranz gegenüber ChristInnen wurde als eine Provokation empfunden, besonders in der deutschsprachigen „Dolomiten“. Mit dem Argument der Gegenseitigkeit wurde somit gegen die Errichtung einer Moschee bzw. eines Gebetshauses plädiert und dieses kam dann zur Anwendung, wenn andere Argumentationen nicht mehr überzeugten.

Moscheen zerstören die (Kultur-)Landschaft

„Südtirol sieht sich als christliches Land, „Für F-Generalsekretär Sigmar Stocker wäre eine Moschee erstens ein ästhetisches Problem: „Mit den ganzen Schnörkeln, das passt nicht in unsere Kulturlandschaft.“⁶³ (Dolomiten)

Das Argumentationsmuster „Moscheen zerstören die (Kultur-)Landschaft“ ist in der „Dolomiten“ in 8 Prozent der Artikel vertreten, in der „Alto Adige“ kommt es nicht vor. Es handelt sich deshalb um ein Argument, das nur innerhalb der deutschsprachigen Gruppe Relevanz besaß. Wie bereits im ersten Kapitel besprochen, konnte die Angst

61 Gegenseitige Vergebung, in: *Dolomiten*, 26.6.2006.

62 Musulmani, adesso state esagerando, in: *Alto Adige* (Leserbrief), 19.11.2004. (Übers. d. Verf.)

63 Keine Minarette neben Kirchturm, in: *Dolomiten*, 14.10.2000.

vor dem fremden Symbol und der „Markierung“ des Territoriums bei den SüdtirolerInnen bereits als historisch verankert gesehen werden. Die italienischsprachige Bevölkerung in Südtirol wurde hingegen vielfach selbst als „fremd“ in einer „deutschen Kultur- und Baulandschaft“ wahrgenommen.⁶⁴

Auf deutscher Seite wurde die Moschee als ein exotisches Bauwerk betrachtet, dessen Architektur nicht mit der bereits vorhandenen traditionellen Südtiroler Architektur vereinbar schien. Diese veränderte Architektur warf darüber hinaus auch die Frage nach der eigenen Identität auf und konnte diese sogar in Frage stellen:

„Wie sähe Südtirol aus, wenn auf einmal neben einem Kirchturm ein Minarett stünde? Es wäre nicht mehr Südtirol, ein Teil unserer Identität wäre dahin.“⁶⁵ (Dolomiten)

Eine Veränderung des Stadtbildes bedeute gleichzeitig den Verlust des Bekannten, eine „Verfremdung“ des bereits dagewesenen.⁶⁶ Sprecher, die dieses Argumentationsmuster verwendeten, plädierten daher für den Erhalt des „Status quo“ in Südtirol. Denn Südtirol sah sich als Tourismusland mit einzigartiger Natur- und Kulturlandschaft, reich an Geschichte und wiederkehrenden Symboliken, wie u. a. die Geschichte des Freiheitskämpfers Andreas Hofer. Folgende Leserbriefschreiberin griff diese Aspekte und Symbole auf, um gegen den Bau einer Moschee zu plädieren:

„Ich stelle mir das nostalgische Meran mit Moschee vor, das geprägt aus Kaisers Zeiten grüßt, welch Werbeeffect für Südtirol-Fans, Infarkt für Andreas Hofer, Kollaps für unsere reifere Generation und welch Fortschritt für unsere EU, die sich am Atheismus orientiert und uns fehlleitet.“⁶⁷ (Dolomiten/Leserbrief)

Christen müssen Selbstbewusstsein haben

„Ist das Christentum in Südtirol so schwach verwurzelt, dass ein kleines Gotteshaus moslemischer Mitbürger und Mitbürgerinnen den christlichen Charakter des Landes ins Wanken bringen kann?“⁶⁸ (Dolomiten/Leserbrief)

Mit dem Topos des Selbstbewusstseins wurde im Moscheen-Konflikt für ein stärkeres Selbstbewusstsein der Anhänger des Christentums plädiert, um den neuen Herausforderungen entgegentreten zu können. Das Argumentationsmuster kommt dabei ausschließlich in der „Dolomiten“ und dabei in 7 Prozent der Artikel vor. Sprecher waren insbesondere kirchliche AkteurInnen, aber auch LeserbriefschreiberInnen. Der Topos wurde dabei befürwortend als auch ablehnend hinsichtlich des Baus einer Moschee bzw. eines Gebetsraumes eingesetzt. Beiden Seiten war jedoch der Gedanke gemeinsam, dass das fehlende Selbstbewusstsein der ChristInnen in Südtirol überwunden werden müsse, wenn eine Lösung zum Thema Moscheebau gefunden werden sollte.

64 Lucio Guideceandrea/Aldo Mazza, *Stare insieme é un arte. Vivere in Alto Adige/Südtirol*, Meran 2012, S. 43 ff.; Günther Pallaver, *Vom ethnischen zum territorialen cleavage*. in: Günther Pallaver (Hrsg.), *Politika*. 10. Jahrbuch für Politik, Bozen 2010, S. 377–405, hier S. 348.

65 Islam, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 3.12.2002.

66 Schmitt, *Die Mehrdimensionalität von Moscheebaukonflikten*, S. 7.

67 Meran Gebetsraum, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 12.5.2006.

68 Leserbrief, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 14.11.2000.

BefürworterInnen sahen in einem stärkeren Selbstbewusstsein die Möglichkeit der Toleranz und Akzeptanz. Selbstbewusstsein diene der Relativierung von Furcht gegenüber fremden Religionen und ihren Symbolen. Dieser Meinung war auch Bischof Wilhelm Egger, der in einem stärkeren Selbstbewusstsein der Christen auch einen Dialog mit MuslimInnen für möglich hielt.

„Christen müssten ihr eigenes Daheim selbst besser kennen lernen und pflegen, um dann selbstbewusst mit den neuen Nachbarn zurecht zu kommen: Das ist eine der Regeln für einen gelingenden Dialog mit dem Islam. Als Christen müssen wir wissen, wer wir eigentlich sind. Erst diese Identität fördert auch den Dialog.“ (Dolomiten)⁶⁹

Ablehnung fand sich auf Seiten der LeserbriefschreiberInnen wieder. Diese plädierten mit dem Argumentationsmuster des Selbstbewusstseins für ein starkes Christentum, damit dem Islam und dessen Ausbreitung entgegengetreten werden könne:

„Unser Volk muss seinen Glauben wieder finden. Ein in Glaube und Heimatbewusstsein gestärktes Volk kann der Islamisierung standhalten.“ (Dolomiten/Leserbrief)⁷⁰

Selbstbewusstsein auf ablehnender Seite verstand sich dabei nicht als Mittel für Akzeptanz, sondern als Rüstung gegen das Vordringen von Bürger/innen muslimischen Glaubens.

Das alleinige Vorkommen des Argumentes auf deutscher Seite ist schwer erklärbar. Sicherlich spielte ein starkes Selbstbewusstsein auf deutscher Seite seit der Anschließung an Italien nach dem Ersten Weltkrieg eine wichtige Rolle, vor allem dann, wenn eine neue „Kultur“ in Südtirol immer sichtbarer wurde. Die historisch gewachsene Sorge um die kulturelle Identität und das daraus resultierte Selbstbewusstsein gegenüber „Fremden“ ist auf deutscher Seite auch beim Thema „Moschee“ ein wichtiger Faktor geblieben.⁷¹

Resümee

Insgesamt kann bei Moschee-Konflikten von einem „Drama in der diskursiven Arena der Öffentlichkeit“⁷² gesprochen werden: Der „Chor der Mehrheit“ klagt das Fremde, das Andere an, durchbrochen von Zurufen der Verteidigung.⁷³ Diese metaphorische Darstellung von Ernst Furlinger über die Moscheebaukonflikte in Österreich könnte auch die Südtiroler Situation nicht passender beschreiben. Der Südtiroler Moschee-Konflikt zeichnete sich aber im Gegensatz zu den Konflikten in Österreich und weiteren europäischen Ländern dadurch aus, dass er rein von Spekulationen, Vermutungen und übertriebenen Zukunftsvisionen lebte. Es gab in Südtirol nie eine ernsthafte Diskussi-

69 Klare Grenzen, gute Nachbarschaft, in: *Dolomiten*, 30.11.2006.

70 Islamisierung, in: *Dolomiten* (Leserbrief), 21.7.2007.

71 Julia Oberhofer, Regionalismus als Herausforderung – gesamtstaatliche Parteien in Südtirol und Venetien, phil. Diss. Erlangen 2011, S. 51 ff.

72 Ernst Furlinger, Moscheebaukonflikte in Österreich. Nationale Politik des religiösen Raums im globalen Zeitalter, Göttingen 2013, S. 443.

73 Ebd.

onsgrundlage um den Bau einer repräsentativen Moschee, und es gab auch diesbezüglich nie ein Ansuchen seitens der muslimischen Einwanderungsgesellschaft. Was es aber gab, war der Wunsch nach einem Ort des Gebetes, der der islamischen Gemeinschaft in Südtirol ein wöchentliches Zusammentreffen ermöglichen sollte.

Die Wahrnehmung des Moschee-Konfliktes in den Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“ war beherrscht von einer Dynamik der Ausgrenzung und Ablehnung. Der Gefahren-Topos, in beiden Zeitungen das dominanteste Argumentationsmuster, diente dabei der Legitimierung der Ausschließung einer Gesellschaftsgruppe, die ihr Recht auf Religionsfreiheit geltend machen wollte. Die Ablehnung mittels Panikmache zeigte den Drang nach Dominanz der Mehrheitsgesellschaft gegenüber der Minderheit. Die Angst vor Terror und der Islamisierung des Westens bestimmten dabei den Gefahren-Diskurs beider Tageszeitungen.

Gleichzeitig machte sich in der medialen Öffentlichkeit auch eine Öffnung gegenüber dem Fremden sichtbar. Die Topoi „Moschee als Notwendigkeit“ und „MuslimInnen haben ein Recht auf eine Moschee“, beide ebenfalls dominante Muster, dienen der Zustimmung und Annahme eines Phänomens, das aufgrund geltenden Rechts und einer größer werdenden muslimischen Gemeinschaft nicht aufzuhalten schien. Nicht Dominanz und Angst bestimmten hier die Rhetorik, sondern Gerechtigkeit und Gleichberechtigung. Die Stimmung in Südtirol gegenüber dem Bau von Moscheen bzw. Gebetsräumen war also neben Ablehnung und Distanz auch von einer nicht zu vernachlässigen befürwortenden Seite beherrscht, auf italienischer Seite dabei deutlich stärker als auf deutscher Seite.

Unterschiede in der Rhetorik beider Tageszeitungen zeigen sich ebenfalls im Vorkommen individueller Topoi für die jeweilige Sprachgruppe. So können die Topoi „Christen müssen selbstbewusst sein“ und „Moscheen zerstören die (Kultur-)Landschaft“ als spezifisch für die deutsche Sprachgruppe gesehen werden, da sie nur in der „Dolomiten“ vorkommen. Beide Topoi gehen dabei auf eine stark geprägte Regionalkultur und Identität der deutschsprachigen Bevölkerung zurück, die auf ein traditionell-konservatives Repertoire an (christlichen) Werten zurückgreifen kann. Die ItalienerInnen in Südtirol konnten aufgrund unterschiedlicher Herkunft und Binnenmigrationsgeschichten jedoch auf keine gemeinsame Geschichte und Kultur zurückblicken, was sich auch gerade im Nichtverwenden der genannten Argumentationsmuster zeigt.⁷⁴

Auch der Topos „Vorwurf der fehlenden Gegenseitigkeit“ war auf deutscher Seite wesentlich stärker vertreten. Toleranz wurde dabei als gegenseitiger Verpflichtung betrachtet, Intoleranz jedoch genauso. Auch hier traten wiederum historisch bedingte Ängste der deutschen Bevölkerung hervor, die gegen Ungerechtigkeiten von außen gerichtet waren.⁷⁵

Für die Zukunft positiv zu beurteilen sind die Stimmen der Toleranz und der Gerechtigkeit, sowohl auf italienischer als auch auf deutscher Seite. Auch wenn noch einiges aus-

74 Oberhofer, Regionalismus als Herausforderung, S. 51–53.

75 Ebd.

steht, um ein breites Umdenken im Hinblick auf die islamische Gemeinschaft in Gang zu bringen, sind positive Stimmen ein erster Schritt. Von einer notwendigen Versachlichung sind beide Sprachgruppen noch weit entfernt. Denn insbesondere in einer Zeit, in der islamistischer Terrorismus die größte Herausforderung zu sein scheint, ist ein sachlicher Dialog kaum möglich. Erst wenn es selbstverständlich und normal wird, dass muslimische Gläubige in Europa und in Südtirol leben und ihre Religion praktizieren, kann über weitere Schritte nachgedacht werden. Die Medien können einen wichtigen Beitrag dazu leisten.

Quellen

Südtiroler Landtag, Wortprotokoll der 101. Sitzung vom 6.3.2001, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtag, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 13.10.2015.

Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Moschee für Südtirol?“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 23.10.2015.

Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 257/00 vom 3.10.2000, eingebracht vom Abgeordneten Seppi, betreffend Südtirol-Einwanderer, die von den lokalen öffentlichen Institutionen den Bau von Moscheen verlangen, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 23.10.2015.

Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 281/00 vom 22.11.2000, eingebracht vom Abgeordneten Leitner, betreffend „Keine Moschee in Südtirol mit Steuergeldern“ abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 23.10.2015.

Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 50/09 vom 03.02.2009, eingebracht vom Abgeordneten Pius Leitner, betreffend „NEIN zur Moschee in Südtirol“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 31.10.2015.

Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Moschea a Merano“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 27.10.2015.

Südtiroler Landtag, Antwortschreiben auf die Anfrage „Cellule eversive islamiche“ an Elena Artioli (Lega Nord), abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, in: [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 31.10.2015.

Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 33/09 vom 12.1.2009, eingebracht von der Abgeordneten Artioli, betreffend der Gewährung von Beiträgen an islamische Vereine und Vereinigungen, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 2.11.2015.

Südtiroler Landtag, Beschlussantrag Nr. 61/09 vom 3.2.2009 „Bauverbot von Minaretten. Verpflichtung für nicht abendländische Religionen zur Verwendung einer der Landessprachen bei der Abhaltung von Gottesdiensten und Predigten“, abgerufen in der Datenbank des Südtiroler Landtags, [http://www2.landtagbz.org/de/datenbanken/akte/definition_suche_akt.asp], eingesehen 13.10.2015.

Literatur

Allievi, Stefano, Islam and Society. Public Space and Integration, in: Brigitte Maréchal/Stefano Allievi/Felice Dassetto/Jorgen Nielsen (Hrsg.), *Muslims in the enlarged Europe. Religion und Society*, Leiden-Boston 2003, S. 28–414.

Bösch, Frank, *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen*, Frankfurt am Main 2011.

Bucher, Priska/Piga Andrea, *Medien und Migration – ein Überblick*, in: Urs Dahinden/Daniel Süss (Hrsg.), *Medienrealitäten*, Konstanz 2009, S. 3–49.

Butterwegge, Christoph, *Massenmedien, Migrant/innen und Rassismus*, in: Christoph Butterwegge/Gudrun Hentges/Fatma Sarigöz (Hrsg.), *Medien und Multikulturelle Gesellschaft*, Opladen 1999, S. 64–89.

Busse, Dietrich/Taubert, Wolfgang, *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik*, in: Dietrich Busse/Wolfgang Taubert (Hrsg.), *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*, Wiesbaden 2013, S. 13–31.

Die Volksabstimmung vom 29. November 2009, [www.parlament.ch/d/wahlen-abstimmungen/volksabstimmungen/volksabstimmungen-2009/abstimmung-2009.11.29/minarette/seiten/default.aspx], eingesehen 31.10.2015.

EURAC Research, [<http://www.eurac.edu/en/Pages/default.aspx>], eingesehen 15.2.2015.

Fellner, Fritz, *Die Zeitung als historische Quelle*, in: Sigurd Paul Scheichl/Wolfgang Duchkowitsch (Hrsg.), *Zeitungen im Wiener Fin de Siècle. Eine Tagung der Arbeitsgemeinschaft „Wien um 1900“ der Österreichischen Forschungsgemeinschaft*, München 1997, S. 59–74.

Girardi, Rainer, *Geschichtlicher Abriss und demographische Daten zur Migration in Südtirol*, in: Roberta Medda-Windischer/Gerhard Hetfleisch/Maren Meyer (Hrsg.), *Migration in Südtirol und Tirol. Analysen und multidisziplinäre Perspektiven*, Bozen 2011, S. 77–95.

Guideceandrea, Lucio/Mazza, Aldo, *Stare insieme é un arte. Vivere in Alto Adige/Südtirol*, Meran 2012.

Hohage, Christoph, *Moschee-Konflikt. Wie überzeugungsbasierte Koalitionen lokale Integrationspolitik bestimmen*, Wiesbaden 2013.

Hafez, Farid, *Islamophober Populismus. Moschee- und Minarettbauverbote österreichischer Parlamentsparteien*, Wien 2009.

Lauterbach, Burkhart/Lottemoser, Stephanie, *Fremdkörper Moschee? Zum Umgang mit muslimischen Kultur-importen in westeuropäischen in westeuropäischen Großstädten*, Würzburg 2009.

Massl, Manuel, Religion, in: Landesinstitut für Statistik (Hrsg.), *Immigration in Südtirol. Lebensumstände und Sichtweisen der in- und ausländischen Bevölkerung*, Bozen 2012, S. 12–128.

Müller, Felix/Tanner, Mathias, *Muslimen, Minarette und die Minarett- Initiative in der Schweiz: Grundlagen*, in: Felix Müller/Mathias Tanner/Frank Mathwig/Wolfgang Lienemann (Hrsg.), *Streit um das Minarett. Zusammenleben in der religiösen pluralistischen Gesellschaft*, Zürich 2009, S. 225–248.

Niehr, Thomas/Böke, Karin, *Diskursanalyse unter linguistischer Perspektive – am Beispiel des Migrationsdiskurses*, in: Reiner Keller/Andreas Hirsland/Werner Schneider/Willy Viehöver (Hrsg.), *Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse*, Wiesbaden 2008, S. 359–383.

Oberhofer, Julia, *Regionalismus als Herausforderung – gesamtstaatliche Parteien in Südtirol und Venetien*, phil. Diss. Erlangen 2011.

Pallaver, Günther, *Die ethnische Berichterstattung der Südtiroler Medien*, in: Günther Pallaver (Hrsg.), *Die ethnisch halbierte Wirklichkeit. Medien, Öffentlichkeit und politische Legitimation in ethnisch fragmentierten Gesellschaften. Theoretische Überlegungen und Fallbeispiele aus Südtirol*, Innsbruck 2006, S. 88–114.

Ders., *Vom ethnischen zum territorialen cleavage*, in: Günther Pallaver (Hrsg.), *Politika. 10. Jahrbuch für Politik*, Bozen 2010, S. 377–405.

Ders., *The Südtiroler Volkspartei and its ethno-populism*, in: Daniele Caramani/Yves Mény (Hrsg.), *Challenges to consensual politics. Regionalism & federalism*, Bd. 6, Brüssel 2005, S.187–208.

Pardatscher, Thomas, *Das Siegesdenkmal in Bozen. Entstehung – Symbolik – Rezeption*, Dipl. Innsbruck 1998.

Schmitt, Thomas, *Die Mehrdimensionalität von Moscheebaukonflikten*, in: Friedrich Ebert Stiftung/Politische Akademie/Referat Berliner Akademiegespräche/Interkultureller Dialog (Hrsg.), „Im Schatten des Minaretts“ *Moscheebaukonflikte in Deutschland* (Policy-Politische Akademie Nr. 25), Berlin 2008.

Tanner, Mathias, *Minarett-Konflikte – Untersuchung ihrer Hintergründe und der Möglichkeit von Mediation zu ihrer Bearbeitung*, in: Felix Müller/Mathias Tanner/Frank Mathwig/Wolfgang Lienemann (Hrsg.), *Streit um das Minarett. Zusammenleben in der religiösen pluralistischen Gesellschaft*, Zürich 2009, S. 225–248.

Watt, William Montgomery, *Der Einfluss des Islam auf das europäische Mittelalter*, Berlin 2012.

Wengeler, Martin, *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen*

Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985) (Reihe Germanistische Linguistik 244), Tübingen 2003.

Ders., Historische Diskurssemantik als Analyse von Argumentationstopoi, in: Dietrich Busse/Wolfgang Taubert (Hrsg.), Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven, Wiesbaden 2013, S. 189–215.

Printmedien

Dolomiten. Tagblatt der Südtiroler (1990–2015)

Alto Adige. Corriere delle Alpi (1990–2015)

Mag.^a Sarah Oberbichler studierte Geschichte und Germanistik an der Universität Innsbruck und an der University of Gothenburg (Schweden) und ist Dissertantin und wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Projekt „Arbeitsmigration in Südtirol“ (Autonome Provinz Bozen-Südtirol) am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck.
sarah.oberbichler@uibk.ac.at

Zitation dieses Beitrages

Sarah Oberbichler, Südtiroler Moschee-Konflikte seit den 1990er-Jahren. Argumentationslinien in den Tageszeitungen „Dolomiten“ und „Alto Adige“, in: *historia.scribere* 8 (2016), S. 411–432, [<http://historia.scribere.at>], 2015–2016, eingesehen 14.6.2016 (=aktuelles Datum).

